Die Grenzboten,

Zeitschrift für Deutschland und Belgien.

Herausgegeben von

J. Venedey.

Erscheint wöchentlich in einzelnen Bogen oder Heften.

Preis des Vierteljahrs-Abonnements: in Belgien 5 Francs; in Deutschland 2 Thlr. 15 Sgr. Preußisch Courant; in Frankreich 6 Francs; in Holland 3 Gulden; in Italien 6 Francs; in Polen 3 Thlr. 15 Sgr. Preußisch Courant; in Rußland 3 Thlr. 15 Sgr. Preußisch Courant; in Schweden 3 Thlr. 15 Sgr. Preußisch Courant; in der Schweiz 6 Francs; in Spanien 6 Francs; in Ungarn 3 Thlr. 15 Sgr. Preußisch Courant.

Bestellungen werden angenommen in Belgien: in allen Buchhandlungen; in Deutschland: in allen Buchhandlungen und Postämtern; in Frankreich: in allen Buchhandlungen und Postämtern; in Holland: in allen Buchhandlungen; in Italien: in allen Buchhandlungen; in Polen: in allen Buchhandlungen und Postämtern; in Rußland: in allen Buchhandlungen und Postämtern; in Schweden: in allen Buchhandlungen und Postämtern; in der Schweiz: in allen Buchhandlungen und Postämtern; in Spanien: in allen Buchhandlungen; in Ungarn: in allen Buchhandlungen und Postämtern.

Band 2.

Mannheim.

Literarisch-artistische Anstalt der Actien-Gesellschaft.

1845.

Digitized by Google

Ohnespaß.

Eine Mährchennovelle

von

Hermann Schiff.

Fürst Röhrig war ein lustiger, gemüthlicher Herr und that niemanden was zu Leide, der ihn, seine braven Zech- und Jagdkumpane und seine jungen, schönen Hofdamen in Ruhe ließ. Nur die Fürstin war ihm zu fromm, zu tugendhaft und alt, und seine Räthe gar zu ehrenfest und weise. Doch getrost überließ er ihnen alle Regierungssorgen, weil ein weiser Fürst den Talenten und Fähigkeiten seiner Unterthanen eine möglichst freie und reiche Thätigkeit anweisen muß. Und wohlbedächtig und mit genauer Kenntniß seiner selbst beschäftigte er sich einzig und allein mit der Sorge für sein Vergnügen. Die Fürstin aber führte eine strenge Aufsicht. Sie brauchte viel Geld, nicht weil sie geizig war; aber sie wollte allen Dürftigen helfen, alle Kranken pflegen, alle Hungrigen speisen, alle Dürstenden erquicken — und endlich auch alle Kirchen und Klöster reich beschenken.

In dieser allerhöchsten Meinungs- und Neigungsverschiedenheit geruhte das durchlauchtige Fürstenpaar dero Landen ein erhabenes Vorbild zu gewähren, dem man unterthänigst nachzueifern sich bestrebte. Daher jagte, jubelte und tanzte die Jugend; das Alter hingegen betete, kasteiete sich und übte fromme Werke. Man gab

431

Digitized by Google

Gott, was Gottes und dem Fürſten, was des Fürſten war. Und nichts fehlte dem allgemeinen Glück und Landeswohl, deſſen Dauer ſelbſt für die Zukunft geſichert ſchien; denn täglich, ſtündlich — war gleich die Fürſtin nicht mehr jung — ſah man der Geburt eines Thronerben entgegen.

Aber Glück iſt ſchwankend und Hoffnungen täuſchen. Ein einziges unbedachtſames Wörtlein ſollte die Zukunft eines ganzen Volkes vernichten und alles Glück umwandeln in allgemeine Landtrauer.

Die Weltluſt hat eine gewiſſe Leichtfertigkeit und Selbſtgenügſamkeit, an welcher Tugend leicht ein Aergerniß nimmt, und wiederum hat die Tugend Mienen, Blicke, Redensarten, die ein Weltkind von Stande unmöglich ertragen kann. Wirklich gedachte die Fürſtin bisweilen mit zu lebhaftem Unwillen der Zerſtreuungen ſeiner Durchlaucht, und dieß war höchſtdero empfindliche Seite, allwo ſie eben nichts vertragen konnte.

Gerade an jenem Unglückstage hatte der Fürſt die heiterſte Laune von der Welt; und nach dem Frühſtück fühlte er ſich ſo jung, daß er mit einem Male tanzen wollte.

„Redet nicht vom Tanzen!“ rief die Fürſtin verweiſend, „Ihr könnt kaum gehen!“

„Ich nicht gehen?“ erwiederte Röhrig; „was denkt Ihre Durchlaucht!“ und er verließ ſeinen Seſſel, um ihr zu zeigen, daß er ſogar auf einem Beine ſich drehen könne. Es wäre übel abgelaufen, aber die Fürſtin eilte noch zur rechten Zeit herbei, ihn zu halten.

„Ihr denkt, ich ſei trunken;“ lächelte er ſeelenvergnügt in ihren Armen. „O nein! Eure heilige Nähe, fromme Fürſtin, verſetzt mich allemal in eine ſolche Verzückung. Ich vergeſſe dann, was Himmel und was Erde iſt, und gerathe in einen ſolchen paradieſiſchen Zuſtand, daß ich den Teufel weiß, wo ich meine Beine habe.“

„Mein Fürſt!“ bat ſie, „wollt Ihr nicht zu Bette gehen? Ihr redet auch mit ſchwerer Zunge.“

„Ja! das machen all' die unausſprechlichen Gedanken in meinem Kopfe! Die Zunge kann nicht folgen, wie ſie möchte, und geräth in's Stammeln und in's Lallen. Was aber Ihre Durchlaucht nicht hindern darf, die Erhabenheit und Ueberſchwänglichkeit meiner Ideen zu bewundern!“ —

Digitized by Google

„Daß Ihr noch scherzen mögt!"

„Man scherzt, so lange man lebt. Ihr selber, Fürstin, seid ja nur ein Spaß Eurer durchlauchtigen Eltern. Für diese Erde taugt Ihr freilich zum Spaße nicht mehr! Ihr thatet wohl, Euch der himmlischen Langmuth zu weihen, die sich schon mehr gefallen läßt. Und das Lustigste von Allem ist, daß Ihr selber nächstens einen Spaß zur Welt bringt. Nun! Gott gebe, daß er derb und tüchtig ausfällt."

So sprach der Fürst in seiner excentrischen Laune und lachte herzlich. Doch diese unfürstliche Anspielung auf die schönsten Hoffnungen des Landes wurden von der Fürstin sehr ungnädig vermerkt. Plötzlich schien ein jäher Schmerz sie zu durchzucken. „O St. Margaretha!" schrie sie auf; dann warf sie einen entsetzlichen Blick auf den Fürsten, ächzte: „Ohne Spaß" und wankte zum Gemache hinaus.

Röhrig folgte ihr erschrocken. Weil er aber sah, daß sie in die Kapelle ging und vor dem Bilde der Gottesmutter niederkniete, beruhigte er sich und sagte: „Es hat nichts zu bedeuten!" —

Nur der Seufzer: „O St. Margaretha!" hatte ihn besorgt gemacht. Denn die Fürstin war so überaus gerecht und gewissenhaft, daß sie selbst in himmlischen Dingen nicht unterlassen konnte jedem das Seine zu geben. — Nie belästigte sie einen Heiligen mit Anrufungen oder Fürbitten, die ihm nicht gebührten oder angingen. Machte die Weinlaune des Fürsten ihr Verdruß, so klagte sie ihr Leid dem St. Urban, St. Martin oder St. Clemens. Wenn der Uebermuth der Hofdamen sie beleidigte, wandte sie sich an die heilige Thaïs oder Magdalena; drückten sie ein Paar neue Schuh, so äußerte sich ihre Ungnade im Namen des St. Crispin. Beim St. Stephan betheuerte sie, eine Leinewand sei fein oder grob, und wenn sie den St. Servatius anrief, so wußten ihre Frauen, es sei etwas verlegt oder verloren, und halfen suchen.

Sie begriff nicht, woher die Menschen ihr das verargten, und warum nicht vielmehr alle so dächten. Ihren Vertrauten sagte sie oftmals, nachdem sie den St. Thomas angerufen: „Denkt Ihr, der Himmel sei nichts als Luft, und weil er blau ist: der Glaube dürfe in's Blaue schweifen! Meint Ihr, die Allmacht Gottes höre auf mit dieser vergänglichen Körperwelt? — Beim St. Tobias! wenn Ihr nicht blind seid, müßt Ihr sagen; das Vergängliche ist der Ver-

Digitized by Google

nichtung werth! und denkt Ihr nicht beſſer von der Allmacht Gottes, als daß ſie nur ſchaffen kann, was unterzugehen verdient? — Wir ſind zu einem ewigen Leben beſtimmt, und ſo gewiß Gott allweiſe iſt, muß das ewige Leben ſeiner ewigen Dauer würdig ſein! Hat nun ſchon in dieſer Welt die Allmacht Gottes ſich bunt, reich und mannigfach offenbart; iſt hier ſchon jedes Ding beſonders, eigenthümlich und beſtimmt: Wie reich, bunt und mannigfach, wie beſonders eigenthümlich und beſtimmt muß erſt Alles im ewigen Leben ſein, was Gott der Unvergänglichkeit würdig geſchaffen hat! — Wer iſt hienieden ſelbſt und eigenthümlich? Wer aber ſelbſt und eigenthümlich für den Himmel iſt, der iſt ein Heiliger; und wer die Heiligen nicht ehrt in dem, was ſie ſelbſt und eigenthümlich ſind, der liebt ſie nicht. — O Ihr lieben Heiligen! Ich wüßte gerne mehr von Euch im Himmel; doch ehr' ich Euch, ſo weit Ihr mir bekannt ſeid und mein menſchlich ſchwaches Wiſſen reicht. Nehmt vorlieb damit und ſeid mir gnädig!" .

Ein gewichtigeres, für Fürſt und Volk verhängnißvolleres Wort konnte ſie daher in ihren gegenwärtigen Umſtänden nicht ſagen, als „O St. Margaretha!" Sie hätte dann allenfalls „O St. Marpurgus!" ſeufzen müſſen. Wie aber die Fürſtin durchweg und überaus fein diſtinguirte, machte ſie zwiſchen St. Margaretha und St. Marpurgus noch einen Unterſchied, wie zwiſchen einer Hebamme und einem Geburtshelfer, und beläſtigte den St. Marpurgus nicht eher, als bis ausgemacht war, daß St. Margaretha nicht helfen wollte oder konnte.

Daher der Schreck des Fürſten! Doch weil er ſah, wie ſeine Gemahlin vor dem Bilde der heiligen Jungfrau in der Kapelle kniete und betete, war er überzeugt, daß ſie gewohntermaßen ihrer Seele pflegte. Deshalb ſagte er: „Es hat nichts zu bedeuten." — Auch er hatte ſeine eigene Sprache, war nun ſeinerſeits bedacht, gewohntermaßen ſeines Leibes zu pflegen, und legte ſich auf ein Ruhebett, ſein Morgenräuſchchen zu verſchlafen. Seltſam! der Fürſt und die Fürſtin hatten, wie die Heiligen, jeglicher ihr Fach. Er ſchlief, ſie betete; ſie ſeufzte, er ſchnarchte. — Und es war die Windſtille, die dem Ausbruche des Unwetters vorangeht. Noch einmal blickt die Sonne durch den gewitterſchwangern Schleier, dann ſchließen ſich die ſchwarzen Wolken, um ſich der tödtlichen Blitze zu entladen.

Digitized by Google

Fürst Röhrig hatte kaum ein Viertelstündchen süß geschlummert, als sein träumender Geist wider alle Gewohnheit in der Kapelle neben seiner betenden Gattin sich befand. Aber die Fürstin bewegte nur schwach die Lippen; halb ohnmächtig lag sie auf den Stufen des Altars und ein neugebornes Kind von blendender Schönheit ruhte in ihren mütterlichen Armen. „O heilige Jungfrau!" seufzte sie; „ich fühle den Tod schon im Herzen, und die Freude über mein neugebornes Kindlein bricht es vollends. In Deine heiligen Arme lege ich hier mein Liebstes, was ich habe. Erbarme Du Dich meines holden Töchterleins; führe es zu Taufe und Christenthum! Schütze seine Unschuld vor der Luft des Staubes und vor dem Tode der Sünde; mein Töchterlein empfehle ich Dir und meine Seele! Erhabene Himmelskönigin! o schenk uns Deine Gnade!" —

Und siehe! die heilige Jungfrau auf dem Altarbilde setzte ihr segnendes Christusknäblein zu Boden, faßte es bei der Hand und trat mit ihm aus dem goldnen Rahmen. Da verbreitete sich ein wunderſam rothes Licht, und zugleich erfüllte der entzückende Rosenduft aus Mariä paradieſiſcher Wohnung die Kapelle. — Bis zur letzten Altarstufe, wo die sterbende Fürstin lag, schwebte die Himmelskönigin nieder, nahm das schöne Kind aus der Mutter Arm, und an den Taufstein tretend, fragte sie ihren göttlichen Sohn: „Wie soll es heißen?"

„O liebe süße Mutter!" erwiederte dieſer mit heller Stimme „der Ernst einer himmliſchen Bestimmung, wozu der Mensch geboren und durch die Taufe geweiht wird, hat noch so lange die Welt steht, in keinem Augenblicke sich hehrer und heiliger offenbart, als in dieſem, wo Du selber, o himmliſche Gnadenspenderin, die Gnade der Taufe spendest. O schau empor, die Heiligen im Paradieſe, mit welchen Blicken frommen Staunens, mit welchen Thränen heiliger Rührung die Engelein Deine barmherzige Handlung bewundern! Das Wörtlein: „Ohneſpaß!" womit unſer Täufling gleichſam zur Welt kam, welch' eine liebe, innige Bedeutung hat es jetzt durch Deine Huld gewonnen. Drum soll dieß Kindlein Dir zu Ehren „Ohneſpaß" heißen, und mit dieſem Namen sei es der Liebe der Himmliſchen, und den Sterblichen zur bedeutnißreichen Mahnung empfohlen."

Und während der Worte des göttlichen Sohnes hatte sich ein zweiter Traumschleier dem wüsten Schläfer gelüftet; statt der düstern Wölbungen oben schaute er in das sonnenhelle Paradies, sah die Heiligen mit Blicken wundersamer Rührung und die Engel, die hellen Thränen in den Augen. — Maria aber that, wie ihr Sohn geheißen, und taufte das neugeborne Kind mit dem Namen Ohnespaß. Dann wandte sie sich zum Altar, sprach zur sterbenden Fürstin: „Ich sorge für Dein Kind. Gehe ein in Deine himmlische Bestimmung, nach der Du Dein Lebelang rechtschaffen gestrebt!“ Und die Fürstin gab ihren Geist auf, und wie sie ihre Augen schloß, schwand die paradiesische Aussicht droben, und das Kirchengewölbe war wieder da. — Noch sah der fürstliche Träumer die Himmelskönigin über die Stufen und den Altar schweben, und wie sie den goldenen Rahmen ihres Bildes betrat, — und jetzt wollte sie, das Christusknäblein auf dem Arm, sich wenden, um wieder Altarbild zu sein: schon schwand der Rosenschimmer, das falbe Tageslicht brach wieder durch die trüben Kirchenscheiben, — da erwachte der Fürst und sprang verstört vom Ruhebette auf.

„Die Fürstin todt!“ — ächzte er; „ja! ja! — ich sah's in lichtem, hellen Traum! Es ist wahr. — Das ist wahr, und alles Andere Nebel und Schatten. Die Fürstin, die ernsthafte! die langweilige! Und bei der Himmelskönigin in hohen Gnaden und Ansehen. Die gute alte Fürstin, ja ich muß sie lieben! Ihre Strenge, ihre Ehrbarkeit, ach! wie rühren sie mich! — Sie hat nur für Andere, nie für sich gelebt. Beneiden muß ich sie, weil sie ihre irdische Laufbahn so glorreich vollendet!“ — Thränen traten in seine Augen, und laut weinend fuhr er fort: „Ich aber, ich, ja ich will es nur bekennen, ich bin ein ernsthafter, langweiliger Müßiggänger. Was ist langweiliger als Müßiggang, und wie ernsthaft habe ich ihn betrieben. Ach die hochselige Fürstin, ja die konnte arbeiten. Sie war der Arbeit gewohnt, es ging ihr von der Hand, sie verrichtete sie spielend. — Ich! ach lieber Gott, Du weißt, wie oft ich mich beschäftigen wollte, aber ich kann's nicht, ich bin's nicht gewohnt, und weil ich mich zwinge, greife ich Alles so ernst und eifrig an, daß meine Kräfte ermatten. Darum trieb ich Possen und Kurzweil, schwelgte und berauschte mich, bis ich einschlief und wieder erwachte, um mich von neuem zu berauschen. Nur mich selbst

mag ich nicht, mich ſelbſt nur will ich nicht finden; fliehen will ich vor mir ſelber. — Barmherziger Gott! ich bin allein!" ſchrie er plötzlich auf. —

Er durcheilte mehrere Gemächer, Alles war wie ausgeſtorben. Ohne zu wiſſen wie, gerieth er in die Kapelle!

Ritter und Frauen, Diener und Zofen ſtanden ſchweigend vor der entſeelten Fürſtin, die, nur mit einem goldgeſtickten Teppich bedeckt, auf den Stufen des Altars, noch ganz ſo lag, wie da ſie auf Geheiß der Gottesmutter — über ihr auf dem Altarbilde — die Augen ſchloß.

Alle traten feierlich zur Seite und willenlos nahte ſich der Fürſt, betrachtete die kalte, bleiche Hülle und neue Verzweiflung bemächtigte ſich ſeiner; von neuem würde er laut geweint haben, doch alles Hofgeſinde umſtand ihn. — Drum faßte er ſich und ſprach nicht ohne Würde:

„Mein Geiſt, o theure Fürſtin, umſchwebte Dich in Deinen letzten Augenblicken. Ich ſah Dich ſterben mit geiſtigem Auge, heller als je mit leiblichen. Ich möchte Dir abbitten laut und feierlich alles Unrecht, das ich Dir mein Lebelang zugefügt. Doch nein! Du biſt viel zu glückſelig, Du zürnſt mir nicht, vielmehr beklagſt Du mich um meiner Schwachheit willen. Doch hier auf Deinem heiligen Leichnam gelobe ich, der Sünde zu entſagen, mein Laſterleben zu beſchließen und reuig ein beſſeres zu beginnen."

Dieſer Entſchluß ſtärkte ihn einigermaßen. Er gewann ſeine Haltung, ſein fürſtliches Weſen wieder. Seine Blicke glitten ernſt durch den ſtillen Kreis der Zeugen.

„Zeichen und Wunder ſind geſchehen!" begann er feierlich. „Ihr edlen Herren! folgt meinem Rathe und geht in ein Kloſter. Ihr edlen Frauen und Fräulein! Ihr würdet ſammt und ſonders wohlthun, den Schleier zu nehmen." —

Hiermit wollte er gehen, da trat der Biſchof feierlich und betrübten Angeſichts in die Kapelle. Schweigend winkte der Fürſt, und er folgte ihm in ſeine innerſten Gemächer.

Da erzählte Röhrig ſeinen Traum, und wie der Ernſt einer ewigen Beſtimmung ſich deutlich und überzeugend ihm offenbart, daß ſein vergängenes Leben, deſſen Wüſtheit und Wildheit ihn mit Grauen

erfüllten, dagegen trüb und farblos vor ihm läge wie ein altes, abgeschmacktes Mährchen.

„Weil nun der Himmel uns so gnädig war," fügte er hinzu, „unsern verirrten und mit Blindheit geschlagenen Geist durch Wunderthaten und himmlische Traumgesichte zu erleuchten, haben wir beschlossen, nicht nur uns selbst den gleißnerischen Banden des Lasters zu entreißen, sondern den Pfad des Heils, den wir von nun an zu betreten ernstlich Willens sind, auch unsere sämmtlichen Unterthanen, so weit sich unsere Macht erstreckt, hinan zu führen. Wir dulden keinen Sünder mehr in unsern Landen, keinen einzigen; und Ew. Hochwürden kommen wie gerufen, um in Betreff unserer christlichen Zwecke uns sogleich einige heilsame Vorschläge anzugeben, und mit uns die wirksamsten Bekehrungsmaßregeln zu berathen, die unverzüglich in's Leben treten sollen."

Der hohe geistliche Herr war aber mit diesen frommen Plänen keineswegs einverstanden. „Verzeihen Eure Durchlaucht!" wendete er ein, „daß ich zu bemerken mir erlaube, wie Eure Unterthanen allendings mit Leib und Leben Euch zu Gehorsam verpflichtet sind. Aber die Sorge für ihre Seelen ist lediglich meines Amtes, und weil Gott die Sünde verboten, ist, wer das göttliche Gesetz überschreitet, nur der Kirche, nicht Eurer Durchlaucht Rechenschaft schuldig."

„Ach!" seufzte Röhrig kleinlaut, „wären wir selber nur nicht mit schnödem Beispiel unseren Landen vorangegangen."

„Dafür hat Euch nunmehr die Stunde des Heils geschlagen. Dero Unterthanen müssen jeglicher die seine abwarten."

„Mir hat keine Stunde des Heils geschlagen! Das war eine Stunde der Angst und des Zähneklapperns."

„Die Zeit wird auch diesen Eindruck mildern"

„Aber bis dahin!"

„Nehme Eure Durchlaucht Zuflucht zum Gebet."

„Ich kann nicht beten, ich habe keine Andacht. Ich fürchte mich vor der Andacht, weil sie einsam ist."

„Ich will mit Euch beten."

„Und wer von meinen Unterthanen aus freien Stücken sich dem Heile zuwendet, den darf ich zu mir bitten?"

„Ohne Frage."

„Ich kann nicht allein ſein, kann allein nicht ſelig werden! Und wißt Ihr weshalb nicht?“

„Eure Durchlaucht?“

„Ich könnte wieder Traumgeſichte haben! Die geiſtigen Verzückungen, ſie bringen mich um!“

„Hoffen Eure Durchlaucht Alles von der Zeit. Was iſt der Menſch, daß er einer Beſtimmung widerſtreben will, zu der ihn höhere Macht geweiht. Ungehorſam und Uebermuth haben ihre Grenzen. Nur die Geiſter der Finſterniß ſind zur ewigen Unſeligkeit geſchaffen. Es gibt eine natürliche Ertödtung des Leibes, ſo gut wie eine künſtliche.“

„Welches iſt die künſtliche?“

„Reue, Buße, Kaſteiung!“

„Nichts davon! Die natürliche?“

„Die wilde Jugend tobt aus; die Sünde verliert den Reiz; Genußſucht vertritt die Stelle des Genuſſes, zuletzt wird völlige Ohnmacht daraus. Dieß iſt die natürliche Ertödtung des Leibes, und die Bekehrung erfolgt von ſelbſt.“

„Dieß iſt mein Caſus! Und ich will raſch ſein. Ich will meinen Leib auf's Aeußerſte erſchöpfen.“

„Das wäre Kunſt, Eure Durchlaucht! Die Natur begehrt Zeitigung.“

„Aber Wein will ich trinken, um zu mir ſelbſt zu kommen. Hochwürden, verſucht meinen Rüdesheimer und ſchützt mich, damit ich nicht auf ſündliche Gedanken gerathe.“

Er pfiff und gebot den herbeieilenden Dienern, Wein zu bringen.

Als ſie bei den Bechern ſaßen, ſeufzte er: „Mein Töchterlein im Arme der Himmelskönigin! Ha! welch' ein Traum! — Und das Leben? — Die bleiche, friedlich kalte Hülle meiner rechtſchaffenen Fürſtin! So endet es! — Weh! weh mir, und wenn die hochſelige Fürſtin und das liebe Prinzeßchen Ohneſpaß nicht tapfer für mich beten, ſo ſteht es ſchlimm mit mir altem eingefleiſchten Sünder!“

Die gebenedeite Jungfrau vermochte nicht, ihr Pflegekind in die ſeligen Gefilde hinüber zu nehmen; aber der Sünde ſollte es

überhoben sein und wie das erste Menschenpaar vor dem Sündenfalle unsterblich den Himmel erlangen. In einem eigenen Paradiese sollte es glückselig und spielend der ewigen Bestimmung entgegen reifen, und dazu hatte die Himmelskönigin ihr Schlößchen im Monde auserlesen.

Dieses Gestirn hat eine reinere, lichtere Athmosphäre als die trübe, schwere Erde, und seine Luft zu athmen ist dem Erdgebornen schon Wonne. Alle Formen sind dort edler und reiner, alle Farben voller und klarer, und der Pallast, den Ohnespaß bewohnte, war von einer Bauart, wie auf Erden nicht die kühnste Phantasie zu träumen wagt. Minder drückt dort die Luft, und Alles ist ätherischer, und die leichtesten Stützen tragen unverhältnißmäßig große Lasten. Das Schloß glich einer an dünnem Stengel emporstrebenden, prächtig entfalteten Blume. Der Stengel war eine zierliche Wendeltreppe mit künstlich durchbrochenem Geländer, die führte hinauf zu hundert prächtigen Sälen und Gemächern mit glänzenden Zinnen, Terrassen und Balkonen. Es lag inmitten reizender Gärten und alle Bäume entfalteten gewaltige Laubkronen, und wenige, die neben einander standen, bildeten schon eine dunkelgrüne Halle, deren unverhältnißmäßig schwere Wölbungen auf gar dünnen Säulen ruhten. Daher jene Bauart, die leicht und heiter über die schweren Kronen und Wipfel in den Lüften schwebte. Von den Balkonen und Terrassen überschaute man die prächtigen Laubgänge mit prangenden Blüthen und üppigen Früchten; die zierlichen, blumenreichen Thäler und die Menge der Springquellen, welche, gewaltige Wassersäulen ausstrahlend, in tausend dem menschlichen Sinne unbegreiflichen Künsten spielten. Lachend erwuchs hier Ohnespaß, spielend reiften ihre Kräfte. Allerlei zahme Thiere und prächtige Vögel bevölkerten die Gärten, mit denen sie in Friede und Freundschaft lebte und die süßen Früchte theilte, die reichlich auf den Bäumen prangten. In dem Pallaste aber lehrte ihr die heilige Jungfrau alle weiblichen Arbeiten und Künste, die sie selbst auf Erden einst geübt, und entwickelte ihr aus erbaulichem Beispiel die weisheitsvollsten Lehren.

Ohnespaß erreichte ihr siebentes Jahr, und zu einem Engel schien ihr wenig noch zu fehlen. Selbst Flügelchen setzte sie schon an, worüber sie eine große Freude hatte; denn ihre Flügel waren

ſilberweiß und hatten einen Doppelſaum von Azurblau und Gold. Sie ſchonte und pflegte ſie gar ſehr und faltete ſie allemal ſorgfältig und bequem zuſammen, eh ſie das Nachtgebet ſprach und einſchlief.

Nicht ſo froh über das unerwartete Naturgeſchenk war ihre heilige Pflegemutter, und blickte wehmüthig und ſorgenvoll, weil ſich die Flügel ſo jäh und ſchwungreich entwickelten. — Bald ſah ſich Ohneſpaß im Stande, mit den ſchönen, bunten Vöglein zu fliegen, und mit ihnen in den Lüften zu ſingen und zu ſpielen und von den Früchten auf den Wipfeln der Bäume zu naſchen. Die göttliche Pflegerin erzählte ihr aber von dem Sündenfalle und dem verlornen Paradieſe.

„Wächſt hier auch eine Frucht, die ich nicht genießen darf?“ fragte Ohneſpaß.

„Nein, mein Kind! genieße harmlos, was Du findeſt. Deine Flügel aber können Dir gefährlich werden und Dich dem Paradieſe entführen.“

„Ach, ſchöne Gottesmutter!“ lächelte Ohneſpaß, „ich bin ſo gern bei Dir!“ —

„Bleibe ſtets ſo fromm und zufrieden! Die einſame, reine Unſchuld erblüht allmählig zur ſeligen Geiſterliebe.“

„Und dann?“ fragte Ohneſpaß; „was werde ich dann?“

„Frage nicht vorwitzig!“ warnte Maria. „Jedes Streben iſt gefährlich. Denn wer ſtrebt, iſt ſelbſtgefällig und hält ſich für beſſer als Andere, ſonſt würde er nicht ſtreben. Was läßt ſich aus eignen Kräften erlangen ohne den Gotteswillen? Dir iſt genug des Heils ſchon wiederfahren. Ich habe Dich getauft und Chriſtus hat gezeugt. Nun verwirkliche allmählig Deinen Namen. Spielend werde ernſt, reif ſein heißt Alles, reif ſein in Demuth und Einfalt.“

Ohneſpaß gehorchte, eilte hinab in die Gärten und jagte ſich mit ihren Lämmern und Rehen durch die finſtern Laubgewölbe und ſonnigen Auen, und jauchzte und jubelte, während ihre Geſpielen blökten und brüllten. Dann ſchwang ſie ſich mit den Vögeln in die Lüfte, haſchte ſie bei ihren Flügeln und ließ ſich von ihnen mit den Schnäbeln bei ihren Fittigen haſchen, und während ſie zwitſcherten und pfiffen, lachte und ſang ſie. Auch Maria, die ſie ſpielen ſah, lächelte beruhigt. „Es wird gelingen!“ rief ſie aus; „denn

nicht umsonst sagte mein Sohn, der den Frieden auf Erden brachte: Laßt die Kindlein zu mir kommen! Hier erziehe ich ihm einen Engel, deß Unschuld ich sorgfältig bewache, deß Geduld ich behutsam übe." —

Ohnespaß hatte ihr siebzehntes Jahr vollendet. Ihre Flügel hatten sich prächtig entfaltet; kein Vogel mehr kam ihr gleich, und schwang sie sich in die Lüfte, so schrieen und flatterten sie vergeblich nach ihr, und sie lachte obendrein die armen Vögel aus.

Die Mutter Gottes sah ihr nicht mehr lächelnd zu und hatte oft Thränen in den Augen und warnte auch nicht mehr; denn sie glaubte, es sei vergebens.

„Bist Du mir böse, schöne Gottesmutter?" fragte Ohnespaß.

„Ist es fromm gespielt, daß Du die armen Vögel neckst und ängstigst?"

„Es ist doch gar zu lustig, wenn sie mir nicht nachfliegen können!"

„Du Erdenkind, Du wirst mir meine Freude verderben und Dein Paradies verspielen."

„Ich Dir eine Freude verderben?" lächelte wehmüthig Ohnespaß. „Nein, schöne Gottesmutter, das glaube nimmermehr!"

„Du überhebst Dich Deiner Mitgeschöpfe und willst was Besseres sein."

„Und ich will Dir doch keine Freude verderben!" rief Ohnespaß, daß die heilige Jungfrau über den kindlichen Trotz lächelte.

Sie schwang sich in die Gärten nieder, munterte die Vögel zum Haschespiel auf, haschte sie und ließ sich haschen; dann zog sie schmeichelnd sie an ihren Busen und die Gottesmutter, die es sah, breitete die Arme aus. Ohnespaß flog zu ihr, ließ sich umarmen und küssen und fragte: „Bist Du wieder gut, schöne Gottesmutter?"

„Dein Wille ist gut!" sprach Maria. „Allein der Menschengeist, er schwärmt und träumt so gern. Geduld nur verwirklicht, und ohne Demuth giebt es keine Unschuld."

Das Weihnachtsfest kehrte wieder, und die heilige Jungfrau mußte ihre Mondburg verlassen, um bei den Festen der Himmlischen

als Königin zu thronen. Ohnespaß war reichlich beschenkt worden mit schönen Kleidern und kostbarem Geschmeide, welches sie anlegte, sich damit in den großen Spiegeln der Mondburg betrachtetete, ihre herrlichen Flügel weit ausspannte und vergnügt ihr eigenes Bild anlächelte, weil die silberweißen, gold und azurblau gesäumten Schwingen eben so funkelten und blitzten, wie ihr Geschmeide. — Da trat die Himmelskönigin zu ihr und hatte sich zu Ehren ihres Sohnes ebenfalls gar herrlich und strahlend geschmückt. Ohnespaß fühlte, wie arm ihre kindliche Schönheit gegen diese Holdseligkeit war, die durch göttliches Mutterglück heute verklärt, herrlicher und majestätischer leuchtete als je. Und sie vergaß ihre Kleider, ihr Geschmeide, ihre Flügel und sich selbst, eilte auf ihre himmlische Pflegerin zu, schloß sie in ihre Arme und rief aus: „O Maria, himmlische Jungfrau, wie glückselig bist Du!"

„Ich bin es!" lächelte die Gebenedeite; „laß mich, mein schmuckes Töchterlein. Ich muß in die Himmel zu meinem Sohne, es ist hohe Zeit."

„Ach, schöne Gottesmutter!" flehte Ohnespaß, „nimm mich doch ein einziges Mal mit Dir!"

„Du darfst nicht vorlaut begehren!" warnte Maria. „Magst Du nicht länger im Paradiese sein? Gefällt es Dir nicht mehr? Kannst Du Dich so glücklich hier nicht fühlen, wie Alles rings umher?"

„Ach, schöne Gottesmutter!" schmollte Ohnespaß, „Du bist so festselig, so himmelsvergnügt, Deines eingebornen Sohnes halber; um seinetwillen hast Du Dein armes Stieftöchterlein gar nicht mehr lieb."

„Den Vorwurf verdiene ich nicht!" entgegnete die Gebenedeite. „Ich liebe Dich mehr als alle Menschen; denn Du machst mir Mühe und Sorge, und wo man sorgt und wo man sich müht, da mehrt und kräftigt sich die Liebe. — Weil nun heut meines Sohnes Geburtstag ist, meines eingebornen Sohnes — es schickt sich nicht für eine Mutter, sich ihres Sohnes zu rühmen, doch seiner darf ich mich schon rühmen, ich darf mich seiner freuen. — Nun sieh, wie ich bin. Ich wollte Dir Trost und Lehre geben und rede von meinem Sohne. Meine Gedanken gehören schon ihm. — Du wirst nicht sagen, ich sei Dir stiefmütterlich gesinnt. — Um seinetwillen

wirſt auch Du die kurze Zeit Dich gedulden. Ich denke, er verdient's und hat es auch um Dich verdient. — Bald bin ich wieder bei Dir, und Du ſollſt keine Liebe vermiſſen!" —

So ſprach Maria himmliſch lächelnd und entſchwebte den Armen und Blicken ihres Lieblings.

Ohneſpaß ſah ſich allein und wußte nicht, wie ihr geſchehen. Sie ging in die Gärten, wollte mit ihren Lämmern und Rehen ſpielen, war aber ſo wild und unſtät, daß die ſanften Thiere faſt ſcheu wurden. Die Paradiesvögel kamen herbei, um ſie zum Wettflug aufzufordern; — da entfaltete ſie jäh ihre Schwingen und ſchoß empor, daß ſie den ſcheuen Vögeln im Nu aus den Augen war. Sie gedachte ihrer Verwunderung, ihrer komiſchen Angſt, lachte und flog noch höher und ſo hoch endlich, daß ihre Schwingen faſt ermatteten, und ſie ſich kaum noch emporhielt.

Eben wollte ſie den Rückflug beginnen, als ſie Klänge hörte; Klänge, ſo ſüß und hell und rein, wie nur ſeliges Entzücken ſie aushaucht, und kein ſterblich Ohr vernehmen kann, ohne wonnetrunken und betäubt zu werden. Und ſie war wonnetrunken und beklommen von Himmelsluſt; ſie lachte und weinte in einem Athem, und die neuen Entzücken, die ſie durchſchauerten, reizten und belebten ihre Kräfte zu immer höherem Fluge, und erſt als ſie mit Gedankenſchnelle emporſchoß, ward ihr ſchwindelnd wohler! —

Die holden Klänge waren Engelsſtimmen, und deutlich vernahm Ohneſpaß ihr „Hoſianna." Da faßte neues, noch lichteres Entzücken die Willenloſe. Der wilde Flug ging einer ſonnig-goldenen Wolke gerade entgegen. Und wie ſie in der Wolke lächelnd ſich befand, gewahrte ſie dahinter ein ſo helles, blendendes Licht, daß das Sonnengold der Wolke nur ein trüber Nebelſchleier dagegen war.

Und ſie gerieth in das blendende Licht. Da hemmte ſich das Entzücken; ihr Rauſch ward Betäubung, die Wonne Schmerz. Ihre Augen, die das Licht nicht ertrugen, hatte ſie feſt geſchloſſen. Da war ihr, als verwirrten ſich die Stimmen, und fehltönend ſtockten die Himmelsklänge. Zugleich hörte ſie die kläglichen Worte: „Pfui! welch' garſtiges Weſen, welch' finſteres Geſchöpf! Entfleuch, Unhold!"

Sie blinzte die Augen ein klein wenig auf und ſah eine Menge lieblicher Engelsgeſtalten, deren ſtrahlende Angeſichter aber

Ekel und Abscheu ausdrückten, und die sich heftig regten und winkten und wehten, sie zu verscheuchen.

„Bin ich denn so garstig," fragte sie weinend, „daß Ihr gar nichts von mir wissen wollt?"

Aber auch die Engelein weinten. „Fort, Du lichtscheuer Unhold!" klagten sie; „Du finsteres, blinzendes Geschöpf. Willst Du mit Deinem Fleischgeruche unseren Himmel verpesten, mit Deinem Sündenhauch uns vergiften? Fort! fort! fort!" Und sie winkten und wehten mit Händen und Flügeln. Und die Aermste fühlte ihre Sinne schwinden. Kraft und Muth verließen sie; sie sank und sank — und fiel in den Gärten der Mondburg unsanft zur Erde. — Als sie aus einer langen Ohnmacht erwachte, waren die himmlischen Feste vorüber, und die heilige Jungfrau stand vor ihr in göttlichstrenger Majestät.

„O schöne Mutter Gottes!" klagte Ohnespaß, „wie ist mir geschehen! Ich bin ja Ohnespaß, von Maria getauft, von Christus benannt, wie kann ich denn so elend sein?"

„Du weißt nun, was Du bist!" sprach die Himmelskönigin; „weißt, daß der Mensch im Fleische den Himmlischen ein Grauen und Widerwillen ist! — Fühlst Du's, Ohnespaß? Du hast nun die Erkenntniß! Und durch die Erkenntniß gehörst Du der Sünde! Und mit der Sünde bist Du dem Tode geweiht. Du trägst ihn in Deinem Herzen! — Meine Freude ist dahin; Du hast sie mir verdorben. O! — eine grausame Weihnachtsbescherung hast Du mir bereitet!"

Ohnespaß lag reuig ihr zu Füßen, verbarg ihr Antlitz und trocknete mit ihren langen goldenen Locken die bittern Thränen sich aus den Augen.

Fürst Röhrig hatte endlich auf natürlichem Wege die Ertödtung seines Leibes vollendet. Von Laster und Krankheit geschwächt, konnte er keine Ausschweifung mehr vertragen; fastete, weil es ihm wohlbekam, und betete, um sich die Langeweile zu vertreiben. Seine tapfern Zech- und Jagdkumpane waren ihm zu Liebe, und weil sonst nichts aus ihnen werden konnte, auch fromm geworden, und seine Hofdamen, um ihn nicht zu lebhaft an seine Jugendsünden zu erin-

nern, befanden sich in einem Ursulinerkloster, welches eine strenge Regel und eine noch strengere Priorin hatte.

Die hochwürdige Agathe war in ihrer Jugend häßlich, hatte aus Altenjungfern-Stolz den Schleier genommen und sich im Laufe der Zeit an alle Kasteiungen gewöhnt, daß sie ihr ein Spiel waren. Was sie vermochte, verlangte sie auch von ihren Nonnen; zumal von denen, die ihre Jugend in Lust und Freuden verbracht, und denen Buße daher um so nöthiger that. Also konnte Fürst Röhrig das Seelenheil aller Derer, deren Verderbniß er auf dem Gewissen hatte, getrost dieser frommen alten Jungfrau anvertrauen. Unter ihrer Aufsicht fanden sie den Himmel wieder, und auch ihr Fegefeuer büßten sie zum Voraus ab.

Trieb und Lust zur Arbeit verspürte er wenig nach wie vor, und der Bischof ging ihm hülfreich zur Hand. Im Lande ward nicht mehr getanzt, geschwelgt, gejubelt. Man war zufrieden, durch seiner Hände Werk den Lebensunterhalt zu gewinnen, und an Sonn- und Festtagen, wo alle Arbeit bei schwerer Strafe verboten war, erholte man sich von Werkeltagsmühen in der Kirche.

Wirklich war es dem Fürsten gelungen, sein ganzes Land zu bekehren, und gab es noch einen einzigen Sünder, so war es nur sein Neffe und Thronfolger, Prinz Woldemar. Ein Sünder freilich! aber der reuigste und bußfertigste, den es irgend gab. Mit dem willigsten Geiste verband er das schwächste Fleisch. Und wenn seine argen und häufigen Rückfälle Besorgnisse erregten, als nehme er keinen Theil an der allgemeinen Landesbekehrung, so hob sein fleißiges Kirchengehen, seine musterhafte Reue und Buße nach jedem Fehltritte alle Bedenklichkeiten auf.

Prinz Woldemar war zu seinem Unglücke schön, von athletischem Wuchse, mit kohlschwarzen Locken und dunkelglühenden Augen. Alle Weiber liebten ihn, und er — ach leider! — durfte nur von einer reden hören, so liebte er sie. Ob schön oder häßlich, jung oder alt, keusch oder locker, galt ihm gleich. Unwiderstehlich fühlte er sich zu denen hingezogen, die von sich reden machten. Tugendhafte Ehefrauen, zärtliche Bräute, gehorsame Lieblingstöchter gewannen kaum einige Aufmerksamkeit, so liebte er sie, und ach! sie widerstanden selten dem gewaltigen, verführerischen Manne. — Dem armen Prinzen machte dieß manche böse Stunde, manche schlaflose Nacht. —

Vergebens ließ er die schrecklichsten Anfälle von Reue und Zerknirschung an den Urheberinnen seines Aergernisses aus! Was half's, daß er seine Verführerinnen laut anklagte, daß er sie zur öffentlichen Kirchenbuße zwang! Mit Weibern, die Aufsehen machen, ist nichts anzufangen, und thaten sie Kirchenbuße, so sprach man erst recht von ihnen. — Der Prinz ging weiter. Er suchte die gekränkten Väter, Gatten, Bräutigame auf und redete ihnen in's Gewissen, daß sie ihre Herzen an sündige Weiber hingen und die Liebe, die sie ihrem Gotte schuldeten, den Puppen ihrer Eitelkeit schenkten. — Und was konnten sie dawider sagen? Der bußfertige Prinz, ihr zukünftiger Herrscher, zeigte ihnen den Weg des Heils und führte mit dämonischer Geschicklichkeit jegliche Waffe. — Und mordeten, erwürgten, vergifteten sie die Sünderinnen, so machten sie sie erst recht berühmt für alle Welt und Zukunft.

Fürst Röhrig freute sich allemal der aufrichtigen Besserung seines Neffen, war sie gleich, wie alles Irdische, nicht von Dauer. Auch nahm er ihn gegen den feindseligen Bischof in Schutz. „Wer sich rein weiß," sagte er, „hebe einen Stein auf. Es ist nichts mit der künstlichen Ertödtung des Leibes und die natürliche findet sich erst mit den Jahren. Seine Liebden schlagen uns nach und wir sehen gern, wenn Andere sind wie wir, da wir nicht der Einzige sein und bleiben möchten, der erst in späten Jahren zum Heile gelangt."

Auch im Volke hoffte man viel vom Prinzen und versprach sich von seiner Regierung die Wiederkehr der alten lustigen Zeit. — Allein das Schicksal ward nicht müde, die jedesmaligen Hoffnungen des Landes zu täuschen, und bediente sich stets der geringfügigsten Anlässe dazu. — Was einst ein unbedachtsames Wörtchen vermochte, that dieses Mal ein Regen.

Dieser verhängnißvolle Regen überraschte den Prinzen auf der Jagd, da er niemand weiter um sich hatte als seinen Leibdiener Hannes, einen pfiffigen, geschmeidigen Burschen: der Spion, geheimer Rath, Kuppler, Hofnarr, Sittenprediger, Freund und Knecht seines Herrn, wie und wann es der Augenblick begehrte.

Kein Obdach zeigte sich weit und breit, als das öde, verfallene Ursulinerkloster, wo des Fürsten alternde Schönen unter ihrer strengen Priorin seufzten. — Sie gingen darauf zu und eben wollte

der Prinz die Glocke ziehen, als Hannes ihm in den Arm fiel und ausrief:

„Nein, gnädigster Herr! das ist zu ruchlos, das kann ich nimmermehr zugeben!"

„Schwärmst Du?" fragte der Prinz, „soll ich hier im Regen stehen?"

„Ach! um Euren Mantel zu trocknen, geht Ihr in kein Nonnenkloster!"

„Pah! die alten Ursulerinnen, Du weißt, daß ich nie in die Fußtapfen meines Oheim trete."

„Aber die hochwürdige Agathe! denn Euch ist kein Alter, kein Stand, kein Gewand heilig!"

„Du hast Recht, ich dachte nicht an sie."

„Sie steht im Geruch der Heiligkeit!"

„O! sie ist die Krone der Frauen!"

„Die Frommste im ganzen Lande; und das will viel sagen."

„Du machst mich rasend!"

„Aber weshalb wolltet Ihr Euren Oheim so kränken?"

„Still!"

„Der alte gütige Mann! Auf seine Ursulerinnen läßt er nichts kommen!"

„Still, sage ich, still!" Und der Prinz zog heftig die Glocke und ließ nicht ab, bis geöffnet wurde.

Der Himmel hatte sich wieder aufgeklärt und Woldemar erschien reumüthig und zerknirscht vor seinem Oheim.

„Schon wieder?" fragte der Fürst entrüstet. „Eure Liebden pflegten sich sonst mehr Zeit zu nehmen."

„Ach! Oheim!" seufzte der Prinz scheinheilig. „Ich bin ein Auserwählter der Hölle. Ich wollte jagen und wurde gejagt; der böse Feind wird nicht müde, mich zu hetzen und zu verfolgen. Kein Heiligthum, keine geweihte Stätte gewährt mir Zuflucht. An den Stufen des Altars, in den Armen der Heiligen bin ich nicht mehr sicher. Ach!" rief er und trocknete sich die Augen: „Warum mußte es heut regnen!"

„Es war ein fruchtbarer Regen! mein Prinz!“

„Fruchtbar?“ rief Woldemar troſtlos.

„Der Landmann dankt dafür der göttlichen Allgüte und wir vereinigen unſer Gebet mit dem ſeinen.“

„Oheim!“ klagte der Prinz. „Warum ſind Weiber ſo reizend! Warum üben ihre Reize ſo viel Argliſt? Warum verführen ſie alle, alle nur mich, mich ganz allein!“

„O ſtille, mein Prinz. Es ging uns in unſerer Jugend nicht beſſer!“

„Mein ganzes Leben iſt eine Kette vergeblicher Kämpfe gegen die Macht weiblicher Reize und verlorner Siege über mich ſelbſt; mein Muth zur Reue erlahmt! Ich verzweifle an meiner Beſſerung.“

„Nur Muth, mein Neffe! Seht uns an. Die natürliche Ertödtung des Leibes —“

„Wohl hat Eure Durchlaucht Recht,“ unterbrach ihn lebhaft der Prinz, „zu meinen, es ſei nichts mit der natürlichen. Nicht einmal häßliche, ſechzigjährige Heilige ſind probeſeſt.“

„Wie meinen Eure Liebden das?“

„Keine ſchmachtenden Augen, keine ſchweren duftenden Locken, kein üppiger Wuchs, keine rauſchenden, ſeidenen Gewänder verlockten mich dießmal. Ich kenne dieſe Klippen und meide ſie. Hände, die ſich zum Beten falten! Lippen, die nur fromme Seufzer hauchen, die grobe Tracht der Urſulinerinnen.“

„Der Urſulinerinnen?“ nahm ihm der Fürſt das Wort aus dem Munde. „Was hat Eure Liebden mit den zu ſchaffen?“

Prinz Woldemar erzählte, indem er ſich häufig die Augen trocknete: „Mein Oheim! es regnete. — Das Urſulinerkloſter gewährte mir eine Zuflucht. Die vorſichtige Priorin ſchloß zuvörderſt alle Nonnen in ihre Zellen ein; ſie wußte, welch' ein Sünder ihre Gaſtfreundſchaft anſprach; dann begab ſie ſich ſelbſt auf ihr Cloſet. — Was aber ſoll aus mir werden, wenn hier der böſe Feind mir nachſtellt, dort die Heiligen mir den Rücken wenden? Ich ſuchte ſie auf, die hochwürdige Agathe. Ich ſchilderte ihr meinen grauſen Zuſtand und meinen treuen Willen! — Die Heilige war gerührt. „Lucifer,“ ſagte ſie, „Lucifer war anfangs der ſchönſte aller Gottesengel und ſeine Schaaren die ſauberſten und glänzendſten im Himmel. Aber dieß erregte ſeine Hoffart und Eitelkeit, er empörte ſich und

er ſammt ſeinen Schaaren wurden nun die ſchwärzeſten der Hölle." — Die hochwürdige Agathe fand, daß der ſchöne Lucifer auch mich regierte, dieß öffnete mir die Augen über meine Hoffart und Eitelkeit. — Weiß Eure Durchlaucht wohl, daß eben dieſer hoffärtige, eitle Lucifer auch die Schlange im Paradieſe war? — Und die hochwürdige Agathe hatte Recht in allen Stücken. Eh' wir's uns verſahen, regierte der ſchwärzeſte aller Engel uns Beide. Anfangs waren wir gewiß ſo unſchuldig beiſammen wie Adam und Eva im Paradieſe. Aber Lucifer verdarb Alles. — Wir aßen vom Baume der Erkenntniß. — Ich habe eine bittere Frucht gekoſtet, Oheim! Die Sünde iſt ſcheußlich! Nunmehr weiß ich es!"

Alſo ſprach Woldemar mit Thränen der Reue und Zerknirſchung. Aber ſeine Thränen ſtockten, denn zu ſeiner Verwunderung ſah er, daß auch der alte greiſe Fürſt ſich die Augen trocknete. Und Reue und Zerknirſchung gänzlich bei Seite ſetzend, fragte er: „Was fehlt Eurer Durchlaucht?"

„Genug!" ſprach Röhrig, „ich verdiene mein Schickſal. Die es redlich mit mir meinten, wollte ich nicht lieben; die ich lieben will, müſſen mich alſo täuſchen und verrathen. Ich habe wohl auch geſagt, was ich nicht dachte, wohl auch mir manchen Scherz erlaubt auf Koſten eines Andern. Doch abſichtlich, hinterliſtig beleidigte ich Niemanden, am wenigſten einen aufrichtigen Freund! — Nein, Niemanden habe ich in's Angeſicht ſo boshaft hohngelächelt: „Was Dir bange macht, trete ich mit Füßen! Wo Dein Gewiſſen bebt, da ſchwelge ich!" — Ich armer, alter Mann, hier ſitze ich und bin wieder ganz allein, denn eine Schlange nährte ich in meinem Buſen. —

„Eure Durchlaucht denken doch nicht etwa —" hub Woldemar an.

Doch der Fürſt unterbrach ihn im höchſten Zorne: „Wir erſuchen Eure Liebden, ſich mit Ihrer Reue und Buße dahin zu wenden, wohin ſie gehört. Bei dem gegenwärtigen Falle ſind wir zu ſehr betheiligt, um uns damit befaſſen zu können. Eure Liebden ſind entlaſſen."

„Ganz wohl, Eure Durchlaucht!" ſagte ſtolz der Prinz und ging. —

Die hochwürdige Agathe überlebte ihre Schmach nur wenige Tage. Sie nahm keine Nahrung mehr und kein Wort kam über ihre bleichen, geſchwätzigen Lippen. Bei der letzten Oelung ſelbſt er-

mahnte der Pater ſie vergebens, ihre Sünden zu beichten; ihre kreiſchende Stimme erhob ſich nicht wieder. — Ihr Tod vermehrte nur den Zorn des Fürſten. Er hatte nichts dawider, daß der Biſchof ſeinen Neffen in den Bann that, und dachte alles Ernſtes daran, ihn zu enterben.

In der Einſamkeit hatte Prinz Woldemar die prächtigſte Langeweile. Von ſeinen Rittern und Dienern war keiner ihm gefolgt, und nur Hannes fürchtete weder den Bann des Biſchofs noch den Zorn des Fürſten und blieb ſein unzertrennlicher Gefährte.

„Könnte ich nur irgend was beginnen," ſeufzte Woldemar, „was zum Stadt- und Landgeſpräch würde. Meinen armen Unterthanen wird die Zeit lang, weil ich ihnen mit meinen luſtigen Abenteuern keine Zerſtreuung mache."

„Ich dächte," wandte Hannes ein, „der ſchöne Cöleſtin beſchäftigt ſich hinreichend."

Cöleſtin, ſo nannte ſich der räthſelhafte Jüngling von wunderbarer Schönheit und ſeltener Frömmigkeit, der ſich ſeit Kurzem blicken ließ, den aber niemand kannte. Alle Welt war ſeines Lobes voll, und Männer und Weiber, Kinder und Greiſe nannten ihn einen Engel an Leib und Seele. Sein einziger Beruf war, Werke der Barmherzigkeit zu üben. Er ſchien große Reichthümer zu beſitzen und benutzte ſie lediglich, Leidenden und Dürftigen wohlzuthun. Auch Gaben hatte er. Er heilte Kranke, indem er die Hand auflegte, ſchaute die Zukunft in Träumen, und wunden Herzen konnte niemand ſo holde Weisheit bringen, ſo reichen Troſt ſpenden, wie von ſeinen ſchönen Lippen quoll. — Um der Gaben, womit der Himmel ihn begnadigt, wohl zu pflegen, lebte er äußerſt enthaltſam, genoß nur Brod und Früchte und trank klares Waſſer. Auch kleidete er ſich nur einfach, weshalb Fürſt Röhrig, der immer noch Pracht und Aufwand liebte, anfangs nichts von ihm wiſſen wollte. Eben ſo dachte der Biſchof. Er ſchüttelte den Kopf zu der übertriebenen Frömmigkeit; und die Weisheit und die Lehren Cöleſtin's ſchmeckten ihm nach Ketzerei. Seit der Verbannung des Prinzen aber änderte ſich Alles. Der ſchöne Cöleſtin erſchien bei Hofe, gewann die Gunſt des Fürſten, und die edelſten Herren und Frauen

und hohe Geiſtliche ſelbſt ließen ſich von ihm heilen und tröſten. Sein Beiſpiel wirkte Wunder. Seine Frömmigkeit und Enthaltſamkeit erweckte Nacheiferung. Man pflegte der Armen und Kranken, übte Werke des Segens und der Barmherzigkeit und befliß ſich eines reinen Wandels. Dieß war Mode, die Tageslaune begehrte es und Hannes hatte vollkommen Recht zu behaupten: „des gebannten Prinzen gedächte niemand.“

„Er iſt ein Zwitter,“ meinte Woldemar, „er hat keine Hoffnung auf Nachkommenſchaft und kein Vergnügen als fromm zu ſein.“

„Und genießt nur Brod und Früchte?“ bemerkte Hannes.

„Weil er eine taube Zunge hat. Er ſchmeckt nicht ſüß noch ſauer! — Iſt doch die ganze Welt ein gedeckter Tiſch, und wer die Macht hat, verzehrt ſeine Mitgeſchöpfe. Der Menſch iſt König der Schöpfung, frißt Alles und mit Kunſt. — Alle Wetter, ich will wiſſen, daß auch ich Fürſt bin, und das Meinige thun, ehe mich die Würmer freſſen.“

„Aber wir ſind enterbt!“ wandte Hannes ein, „und kommen wir nicht bei Zeiten zu Gnaden, ſo werden wir bald genug bei unſeren feinen Zungen gemeines Futter kauen und über uns wird kein Menſch ſich wundern.“

Der Prinz ergrimmte und ſchlug ſeinen Diener, ſo lange er den Arm rühren konnte, und trat ihn mit Füßen. Allein Hannes war ſolcher Mißhandlung gewohnt; und da ſein Herr athemlos inne hielt, rieb er ſich den Buckel und die Glieder und ſprach: „So gewiß und wahrhaftig, wie ich jetzt Prügel und Fußtritte bekommen, Eurer gedenkt niemand mehr und man ſchwärmt nur für den ſchönen Cöleſtin, der ein Engel iſt an Leib und Seele.“

„Ha! elendes Volk!“ rief zähneknirſchend Woldemar. „Ha! ich will mich rächen, wenn ich Fürſt bin. Und wie die Heerden will ich Euch zur Schlachtbank führen! Für meinen Ruhm ſollt Ihr bluten! mit Feuer und Schwert meinen Namen verewigen helfen.“

Durch den ungeſtümen Flug hatte Ohneſpaß ihre Flügel gelähmt, mit jedem Tage wurden ſie glanz- und farbenloſer, welk und

matt hingen sie nieder, brachen wie verdorrte Gliedmaßen vom Leibe und fielen in den Staub. „Meine Flügel! meine schönen Flügel!“ klagte sie und setzte sich auf den weichen, smaragdgrünen Rasen und weinte bitterlich. Da kamen die Lämmer und Rehe herbei und sahen groß sie an, thaten plötzlich, als wollten sie davon laufen, liefen auch eine kleine Strecke und sahen sich um. Weil aber Ohnespaß ihrer gar nicht achtete, kamen sie näher und ganz nah, und als theilten sie die Betrübniß ihrer Herrin, drängten sie sich um sie und leckten ihr die zarten Hände und Füße.

„Ihr lieben Geschöpfe!“ seufzte Ohnespaß, „wie seid Ihr doch so treu und liebt mich, wenn ich auch keine Liebe verdiene. Ich wollte mich Eurer überheben und etwas Besseres sein. Wäre ich doch so fromm und schuldlos wie Ihr.“

Da kamen auch die Paradiesvögel und neckten und zupften sie und wollten sie zum Wettflug einladen.

„Ach!“ seufzte Ohnespaß empor zu ihnen. „Ich habe keine Flügel mehr! meinen schönen Schmuck habe ich mißbraucht. Was soll mir ferner Schmuck? Die Engel und Heiligen wollen nichts von mir wissen, wenn ich auch noch so schön geputzt bin. Und Gott selbst hat keine Freude mehr an einem so sündigen und undankbaren Geschöpfe!“

„Und mein gedenkst Du nicht?“ sprach eine holde Stimme neben ihr. Die himmlische Maria war's, die zärtlich tröstend zu ihr trat: „Darfst Du sagen, niemand liebt Dich, wenn ich Dich liebe? Fahre fort, auf Seligkeit zu sinnen und zu träumen. Geduld und Reue verwirklichen die Liebe und den Traum. Du hast nun die Erkenntniß. Nun kostet's Mühe, die Seele rein und gut zu halten. Müh' Dich, Ohnespaß! und Dir wird geholfen werden.“

Der schöne Cölestin ließ sich nirgend mehr blicken, denn plötzlich hatte er seine Wundergaben verloren. — Und in einer reizenden Einöde, wo ein kühler, klarer Strom zwischen schroffen Felswänden rauschte, hatte er eine zierliche Klause erbaut, um dort sein frommes Leben in erbaulicher Betrachtung hinzubringen. Noch übte er Wohlthaten und Gastfreundschaft. Er aber, der unter Menschen schlicht

Ed. Schröder, Lehrb. d. Arithm. u. Alg. 1. Aufl. Leipzig 1873, 2. Aufl. 1878, 3. Aufl. 1880, 4. Aufl. 1885, 5. Aufl. 1891, 6. Aufl. 1894, 7. Aufl. 1898, 8. Aufl. 1900.

Ed. Schröder, Vier combinatorische Probleme. Zeitschr. f. Math. u. Phys. 15, 1870, 361–376.

Ed. Schröder, Über unendliche viele Algorithmen zur Auflösung der Gleichungen. Math. Ann. 2, 1870, 317–365.

Ed. Schröder, Über iterirte Functionen. Math. Ann. 3, 1871, 296–322.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Math. Ann. 4, 1871, 134–144.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Zweite Abhandlung. Math. Ann. 5, 1872, 317–365.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Dritte Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 144–183.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Vierte Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 184–192.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Fünfte Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 193–196.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Sechste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 197–199.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Siebente Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 200–203.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Achte Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 204–207.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Neunte Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 208–210.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Zehnte Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 211–214.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Elfte Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 215–216.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Zwölfte Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 217–220.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Dreizehnte Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 221–224.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Vierzehnte Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 225–226.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Fünfzehnte Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 227–230.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Sechzehnte Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 231–232.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Siebzehnte Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 233–236.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Achtzehnte Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 237–240.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Neunzehnte Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 241–244.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Zwanzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 245–248.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Einundzwanzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 249–252.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Zweiundzwanzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 253–256.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Dreiundzwanzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 257–260.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Vierundzwanzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 261–264.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Fünfundzwanzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 265–268.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Sechsundzwanzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 269–272.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Siebenundzwanzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 273–276.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Achtundzwanzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 277–280.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Neunundzwanzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 281–284.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Dreißigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 285–288.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Einunddreißigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 289–292.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Zweiunddreißigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 293–296.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Dreiunddreißigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 297–300.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Vierunddreißigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 301–304.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Fünfunddreißigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 305–308.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Sechsunddreißigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 309–312.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Siebenunddreißigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 313–316.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Achtunddreißigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 317–320.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Neununddreißigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 321–324.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Vierzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 325–328.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Einundvierzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 329–332.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Zweiundvierzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 333–336.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Dreiundvierzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 337–340.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Vierundvierzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 341–344.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Fünfundvierzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 345–348.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Sechsundvierzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 349–352.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Siebenundvierzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 353–356.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Achtundvierzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 357–360.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Neunundvierzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 361–364.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Fünfzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 365–368.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Einundfünfzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 369–372.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Zweiundfünfzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 373–376.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Dreiundfünfzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 377–380.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Vierundfünfzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 381–384.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Fünfundfünfzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 385–388.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Sechsundfünfzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 389–392.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Siebenundfünfzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 393–396.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Achtundfünfzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 397–400.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Neunundfünfzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 401–404.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Sechzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 405–408.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Einundsechzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 409–412.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Zweiundsechzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 413–416.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Dreiundsechzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 417–420.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Vierundsechzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 421–424.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Fünfundsechzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 425–428.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Sechsundsechzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 429–432.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Siebenundsechzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 433–436.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Achtundsechzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 437–440.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Neunundsechzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 441–444.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Siebzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 445–448.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Einundsiebzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 449–452.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Zweiundsiebzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 453–456.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Dreiundsiebzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 457–460.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Vierundsiebzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 461–464.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Fünfundsiebzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 465–468.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Sechsundsiebzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 469–472.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Siebenundsiebzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 473–476.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Achtundsiebzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 477–480.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Neunundsiebzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 481–484.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Achtzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 485–488.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Einundachtzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 489–492.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Zweiundachtzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 493–496.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Dreiundachtzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 497–500.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Vierundachtzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 501–504.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Fünfundachtzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 505–508.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Sechsundachtzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 509–512.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Siebenundachtzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 513–516.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Achtundachtzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 517–520.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Neunundachtzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 521–524.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Neunzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 525–528.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Einundneunzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 529–532.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Zweiundneunzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 533–536.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Dreiundneunzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 537–540.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Vierundneunzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 541–544.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Fünfundneunzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 545–548.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Sechsundneunzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 549–552.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Siebenundneunzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 553–556.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Achtundneunzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 557–560.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Neunundneunzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 561–564.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 565–568.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundeinste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 569–572.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundzweite Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 573–576.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertunddritte Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 577–580.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundvierte Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 581–584.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundfünfte Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 585–588.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundsechste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 589–592.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundsiebente Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 593–596.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundachte Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 597–600.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundneunte Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 601–604.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundzehnte Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 605–608.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundelfte Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 609–612.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundzwölfte Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 613–616.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertunddreizehnte Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 617–620.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundvierzehnte Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 621–624.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundfünfzehnte Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 625–628.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundsechzehnte Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 629–632.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundsiebzehnte Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 633–636.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundachtzehnte Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 637–640.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundneunzehnte Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 641–644.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundzwanzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 645–648.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundeinundzwanzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 649–652.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundzweiundzwanzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 653–656.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertunddreiundzwanzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 657–660.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundvierundzwanzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 661–664.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundfünfundzwanzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 665–668.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundsechsundzwanzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 669–672.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundsiebenundzwanzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 673–676.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundachtundzwanzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 677–680.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundneunundzwanzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 681–684.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertunddreißigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 685–688.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundeinunddreißigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 689–692.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundzweiunddreißigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 693–696.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertunddreiunddreißigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 697–700.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundvierunddreißigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 701–704.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundfünfunddreißigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 705–708.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundsechsunddreißigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 709–712.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundsiebenunddreißigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 713–716.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundachtunddreißigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 717–720.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundneununddreißigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 721–724.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundvierzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 725–728.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundeinundvierzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 729–732.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundzweiundvierzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 733–736.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertunddreiundvierzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 737–740.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundvierundvierzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 741–744.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundfünfundvierzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 745–748.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundsechsundvierzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 749–752.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundsiebenundvierzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 753–756.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundachtundvierzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 757–760.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundneunundvierzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 761–764.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundfünfzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 765–768.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundeinundfünfzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 769–772.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundzweiundfünfzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 773–776.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertunddreiundfünfzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 777–780.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundvierundfünfzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 781–784.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundfünfundfünfzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 785–788.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundsechsundfünfzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 789–792.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundsiebenundfünfzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 793–796.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundachtundfünfzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 797–800.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundneunundfünfzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 801–804.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundsechzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 805–808.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundeinundsechzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 809–812.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundzweiundsechzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 813–816.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertunddreiundsechzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 817–820.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundvierundsechzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 821–824.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundfünfundsechzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 825–828.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundsechsundsechzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 829–832.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundsiebenundsechzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 833–836.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundachtundsechzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 837–840.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundneunundsechzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 841–844.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundsiebzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 845–848.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundeinundsiebzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 849–852.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundzweiundsiebzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 853–856.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertunddreiundsiebzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 857–860.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundvierundsiebzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 861–864.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundfünfundsiebzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 865–868.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundsechsundsiebzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 869–872.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundsiebenundsiebzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 873–876.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundachtundsiebzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 877–880.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundneunundsiebzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 881–884.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundachtzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 885–888.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundeinundachtzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 889–892.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundzweiundachtzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 893–896.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertunddreiundachtzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 897–900.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundvierundachtzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 901–904.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundfünfundachtzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 905–908.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundsechsundachtzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 909–912.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundsiebenundachtzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 913–916.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundachtundachtzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 917–920.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundneunundachtzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 921–924.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundneunzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 925–928.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundeinundneunzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 929–932.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundzweiundneunzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 933–936.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertunddreiundneunzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 937–940.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundvierundneunzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 941–944.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundfünfundneunzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 945–948.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundsechsundneunzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 949–952.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundsiebenundneunzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 953–956.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundachtundneunzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 957–960.

Ed. Schröder, Über die Elimination transcendenter Gleichungen mittelst der Resultantenmethode. Hundertundneunundneunzigste Abhandlung. Math. Ann. 6, 1873, 961–964.

Ed. Schröder, Über die

„Und der Bann!"

„Schenkt Euer Habe und Gut der Kirche, legt Pilgerkleider an und ſagt, Ihr wollt gen Jeruſalem wallfahrten."

„Du biſt toll!"

„Nicht um bei Eurem Schöpfer, um bei Eurem Oheim zu Gnaden zu kommen. Denkt Ihr, er läßt Euch ziehen oder die Vaſallen und Unterthanen laſſen es zu? — Ihr habt's zu arg getrieben, ich ſehe kein anderes Mittel. Macht Ernſt und der Biſchof wird nachgeben müſſen. — Umſonſt aber iſt der Tod. Wagt Eure paar armſeligen Schlöſſer und Ländereien daran, um das Tauſendfache wieder zu gewinnen. — Laßt Euren Stolz und Trotz endlich einmal fahren. Es könnten Dinge kommen, wo Ihr Euren Bann verwünſcht. — Ohne Spaß. — Ohne Spaß!"

Prinz Woldemar war ſehr nachdenklich geworden. — Allein es war ein heißer Tag, die Zeit wurde ihm lang und er wollte eine Abwechſelung haben. Er befahl Hannes, ihn anzukleiden.

Die Gewänder, die er anlegte, waren von Purpur und ſtrotzten von goldenen Stickereien. Von Edelſteinen funkelte ſein Hut, ſeine Bruſt, ſein Gürtel und ſeinen Waffen. Auch ſeinen beſten Rappen ließ er aufzäumen und Decken und Zaumwerk waren ebenfalls Purpur und Gold.

„Ihr macht doch viel Umſtände," meinte Hannes, „und es gilt nicht einmal einem Weibe."

„Iſt er ein Engel, will ich ihm den Fürſten zeigen, laß ſehen, wer von uns der Glücklichſte iſt!"

„Weshalb ſollte er der Glückliche ſein?"

„Weil er verachtet, wo ich ſchwelge."

„Bitte! Bitte! gnädigſter Herr! Wenn Ihr heimkehrt, ſchlagt mich nicht."

„Woher fürchteſt Du das?"

„Eure hochfürſtliche Gnaden thun, als hätten Hochdieſelben keine Scham in Dero Leibe und Euer unterthänigſter Knecht trüge ſie auf ſeinem Rücken. Werdet Ihr beſchämt, ſo prügelt Ihr mich, bis mein Rücken über Eure Schmach erröthet. Ja, Euer reizbares Ehrgefühl geht ſo weit, daß Ihr ihn braun und blau ſchlagt, welches gegen alle Farbenlehre ſtreitet und überhaupt aus einer unerhörten Gefühlsverirrung entſpringt."

Der Prinz erhob drohend seine Gerte.

„Seht Ihr's!“ rief Hannes, „Ihr schämt Euch jetzt schon!“ und lief davon, den Rappen vorzuführen.

Schlafend lag Cöleſtin auf grüner Raſenbank vor ſeiner zierlichen Klauſe. Eine blühende Linde beſchattete den kühlen Ruheplatz und geſchwätzig murmelte der klare Strom daneben. — Das Stampfen des Roſſes erweckte ihn nicht, der glänzende Reiter ſchwang ſich aus dem Sattel, band ſeinen Rappen an einen Lindenaſt und trat behutſam näher.

Der ſchöne Schläfer athmete unruhig, als ahne er bei geſchloſſenen Augen die Nähe eines Fremden. Immer höher hob ſich ſeine Bruſt, bis ein plötzlicher Schreck ſeinen Schlummer ſtörte. Er ſchlug die blitzenden Augen auf, ſtrich ſich die goldenen Locken aus der Stirn und ſtand aufrecht vor dem Prinzen, den er klar und ſchuldlos anblickte.

Woldemar war überraſcht von der faſt weiblichen Schönheit des Jünglings. Ein ſchneeweißes, ſeidenes Gewand umwallte und umſchmiegte die jugendliche Pracht der Glieder; es war mit Silber durchwirkt und hatte Silberſäume. Ein funkelndes Demantſchloß hielt es auf der Bruſt zuſammen, und dieſer Glanz und Schimmer erhob erſt recht die lichte Schönheit des jungen Einſiedlers und verlieh ihr etwas Ueberirdiſches.

„Ich bedaure, Euren Schlaf geſtört zu haben,“ begann Woldemar, der ihn wider Willen mit Staunen betrachtete.

„Ich wandelte die ganze Nacht im Mondenſchein!“ verſetzte Cöleſtin.

„Seid Ihr mondſüchtig?“

„Ich leugne es nicht! Sein heilig reines Licht beglückt mich. — Doch edler Herr!“ fuhr er mit klangreicher Stimme fort: „was führt Euch zu mir? Für Körperleiden habe ich keine Heilkraft, für Seelenleiden keinen Troſt mehr, und meiner irdiſchen Gaben bedürft Ihr nicht.“

„Ich will Euch ſehen! Euch kennen lernen!“

„Mich kennen lernen!“ wiederholte Cöleſtin und ſein blaues Auge umflorte ſich, als wende es die Sehkraft nach innen, ſich zu beſchauen.

Lächelnd betrachtete Woldemar den Schwärmer und fuhr fort: „Ihr habt so plötzlich Hof und Stadt verlassen! Habt, wie man sagt, Eure Wundergaben verloren! womit kürzt Ihr Euch die Zeit in Eurer Einsamkeit? — Ihr flieht die Welt und das Leben und kennt doch seine Freuden nicht. Ihr verachtet Alles, was den Gaumen reizt, spottet der beseligenden Gluth des Weines; kein holdes Weib hat je Euch Liebe eingeflößt, kein weicher Arm zärtlich Euch umschlungen, kein feuchter Blick von Euch Erhörung, wie von einem Gott erfleht! Nie habt Ihr das Schwert gegen einen prahlenden Feind gehoben; unter tausend tödtlich blitzenden Waffen nie Euer Leben gefühlt und behauptet. Von Blut- und Schlachtendrang berauscht, von Trompeten umschmettert, Trommeln umwirbelt, Pfeifen umgellt, nie die mächtige Stimme erhoben, daß sie in tausend tapfern Herzen widerhallte und neue Thaten schuf. Nie habt Ihr Bewunderung und Muth, nie Neid und Staunen eingeflößt; nie behaglich einen Nebenbuhler verdrängt, nie mit Entzücken die Rache im Herzblut eines Todfeindes gefühlt!“ — —

„Still! Sohn der Sünde!“ rief Cöleſtin und ſein ſtrafender Blick hemmte den ſtolzen Schwätzer. „Entweihe meine Einſamkeit nicht mit Deinen unſaubern Worten.“

„Wißt Ihr, mit wem Ihr redet?“ begann Woldemar aufgebracht.

„Das frag' ich nie. Ich rede, wie der Geiſt mich lehrt. — Iſt's möglich! nur den Rauſch des Lebens ſuchſt Du, Dich ſelber zu verlieren; die enge, arme Nähe! — Wie kindiſch iſt Dein Stolz, in dem Du Dich ſo groß fühlſt!“

„Ihr nennt mein Leben eng und arm?“ ſpottete Woldemar.

„Was iſt ein Menſchenleben in der Weltgeſchichte! — Dem Genuß ſind enge Schranken zuertheilt. Dem Beſchauer offenbart ſich Unendliches allenthalben!“

„Unendliches?“ fragte Woldemar verwundert.

Blick auf zu den Sternen! Die Zahlen nennen ſich nur noch und begreifen ſich nicht mehr. Der Geiſt erlahmt in dieſem Fluge. Blicke zur Erde nieder und jeder Tropfen Waſſer iſt eine Welt, deren Kleinheit unendlich, deren Räthſel unerforſchlich ſind. Blick in die Vergangenheit und bangt nicht Dein Herz? denn Du ſiehſt keinen Anfang. Schau in die Zukunft! und“ fuhr Cöleſtin mit

wunderheller Stimme fort und ſtand wie ein Seliger da. „Es gibt eine Unendlichkeit der Wonnen, eine Unabſehbarkeit der Verklärung, die kein Geiſt im höchſten Schwunge lichttrunkenen Entzückens erfaßt, davor ihn Ohnmacht, Schwindel, Betäubung ergreift; denn Gott iſt allgütig und in ſeinen Himmeln hat er allſelig ſich offenbart!“ — Er hielt inne, ſein Auge ward ernſter und leiſe fuhr er fort: „Dir iſt es kein Troſt, was ich rede. Und Du kömmſt, mich kennen zu lernen? — Nicht Du, Dein Verhängniß führt Dich zu mir. Darum ſollſt Du mich kennen lernen. Ich will Dir alle Deine Fragen beantworten. Dann geh! denn für Dich habe ich weiter Nichts. Wir taugen nicht zuſammen!“

„Von Kindheit an, ſo weit meine Erinnerung reicht, fühlte ich Beruf und Neigung zum geiſtlichen Leben. Meine Spiele waren Gebet und Meſſeleſen, Nachahmung von Kirchenfeier und Altardienſt. — Ich wuchs heran. Da zeigten ſich meine Gaben, ich ſchaute Zukunft und heilte Kranke. Das machte mich glücklich, ich liebte meine Gaben über Alles und überhob mich meiner Wunderkräfte in allzuſtolzem Muthe. Anfangs mußte ich der Stunde harren, wo der Geiſt über mich kam; ſpäter entdeckte ich, daß auch mein Wille den Geiſt über mich brachte. Da that ich Alles, meiner Gaben zu pflegen, reichte meinem Leibe nur knappe Nothdurft und übte meinen Willen und meine Seele mannigfach, um meine Kräfte ſtets in Bereitſchaft zu haben. — Es gelang, ich ward ihrer mächtig, konnte jeder Zeit ſie üben und mir ahnete keine Gefahr; mir fiel nicht ein, daß Kräfte, die man überbietet, erlahmen, daß allzugroßer Reiz betäubt und allzueifrige Wiederholung tödtet. — Eines Tages hatte ich fleißig meine Gaben benutzt, von früh bis ſpät Kranke geheilt und Zukunft und Weisheit gelehrt. Müde kehrte ich heim! — Doch mein Geiſt kam nicht zur Ruhe. Ich ſuchte meinen Frieden auf dem Lager. Umſonſt! Meine Kräfte ließen mich nicht ſchlafen und ich konnte ſie an niemandem üben. Ich verließ mein Lager, öffnete das Fenſter, der Vollmond ſchien und ſein reines, helles Licht that mir wohl. Ich lehnte mich in's Fenſter und mehr und mehr zog das milde Silberlicht meinen Geiſt an und ſiehe! ich ſchwebte empor auf ſeinen Strahlen, ſie umfloſſen mich immer voller und klarer, bald badete ich mich in ſeinem ſüßen Lichtmeer, endlich befand ich mich in einer reinen verklärten Welt, ich hätte

an Hour, unless some Cause can be shewn to the Contrary.

Ordered, That the Petitioners have Leave to bring in their Petition To-morrow Morning.

The Petition of the Inhabitants of the Parish of St. Ann, Blackfriars, in the County of Middlesex, was presented to the House, and read, setting forth, That the Petitioners have been informed, that a Bill is depending in this House, for the Purpose of making a Bridge over the River Thames, from Blackfriars to the Opposite Shore in the County of Surrey; and that the Petitioners apprehend that the Bridge proposed by the said Bill will be attended with many Inconveniences to the Petitioners, and to the Public in general; and praying, That the Petitioners may be heard by their Counsel against the said Bill.

Ordered, That the Petitioners have Leave to bring in their Petition To-morrow Morning.

Mr. Speaker reported, That the Lords had agreed to the Bill, intituled, An Act for the Relief of Insolvent Debtors

§ 1 Abs. 1 Satz 1 Nr. 1 Buchstabe a des Gesetzes über Steuern vom Umsatz

Das Bundesverfassungsgericht hat in seinem Urteil vom 24. Juli 1962 (BVerfGE 14, 263) die Vorschrift des § 1 Abs. 1 Satz 1 Nr. 1 Buchstabe a des Gesetzes über Steuern vom Umsatz in der Fassung des Gesetzes zur Änderung des Umsatzsteuergesetzes und des Gesetzes über Steuern vom Umsatz vom 29. Mai 1967 (BGBl. I S. 545) für nichtig erklärt. Diese Vorschrift ist deshalb nicht mehr anzuwenden.

Das Bundesverfassungsgericht hat in seinem Urteil vom 24. Juli 1962 (BVerfGE 14, 263) die Vorschrift des § 1 Abs. 1 Satz 1 Nr. 1 Buchstabe a des Gesetzes über Steuern vom Umsatz in der Fassung des Gesetzes zur Änderung des Umsatzsteuergesetzes und des Gesetzes über Steuern vom Umsatz vom 29. Mai 1967 (BGBl. I S. 545) für nichtig erklärt. Diese Vorschrift ist deshalb nicht mehr anzuwenden.

Das Bundesverfassungsgericht hat in seinem Urteil vom 24. Juli 1962 (BVerfGE 14, 263) die Vorschrift des § 1 Abs. 1 Satz 1 Nr. 1 Buchstabe a des Gesetzes über Steuern vom Umsatz in der Fassung des Gesetzes zur Änderung des Umsatzsteuergesetzes und des Gesetzes über Steuern vom Umsatz vom 29. Mai 1967 (BGBl. I S. 545) für nichtig erklärt. Diese Vorschrift ist deshalb nicht mehr anzuwenden.

„Ihr aber wißt, daß ich blutscheu bin, ich kann ihn nicht tödten.“

„Er ſoll, er darf nicht leben.“

„Thut's doch ſelber,“ verſetzte Hannes gleichgiltig, indem er den Rappen fortführte. „Er iſt mondſüchtig! paßt ihm auf! und wenn er recht hoch und gefährlich ſteht, da ruft ihn beim Namen! — Plautz fällt er und iſt hin. —“

Am folgenden Tage ſtand Prinz Woldemar im härenen Gewande, barfüßig und barhäuptig unter den Bettlern, die vor den Thüren der Domkirche Almoſen begehrten. Die Bürger knirſchten vor Wuth über die Anmaßungen des Biſchofs und wetteiferten unter einander, die trübſelige Lage des geliebten Prinzen zu erleichtern. Sie breiteten Teppiche unter ſeinen Füßen aus und brachten an Speiſen und Wein herbei, das Beſte, was ſie hatten.

Woldemar griff zu, ihn hungerte und durſtete, aber ſein Stolz empörte ſich. „Unerträglicher Pöbel,“ murmelte er zwiſchen den Zähnen. „Woldemar wird ſich rächen, wenn er Fürſt iſt. Weh denen, die ihn als Bettler geſehen! Weh Euch, denen er Mitleid eingeflößt!“

Die Bürger ſahen ſeinen ſtillen Grimm und hatten nicht übel Luſt, zu den Waffen zu greifen. Doch ſeine beiſpielloſe Buße, ſein frommer Entſchluß, nach Jeruſalem zu pilgern, hatten bereits das ſchwache Fürſtenherz gerührt. Der Fürſt ſammt dem Biſchofe erſchienen an den Stufen der Domkirche. Der Biſchof löſte den Bann und gab dem Prinzen ſeinen Segen; und mitten unter den Bettlern umarmte ihn Fürſt Röhrig und hatte Thränen in den Augen.

Die Güterſchenkung hatte er beſtätigt, und das war's, was den Biſchof ſo willfährig machte.

Frühmorgens am Himmelfahrtstage weckte die heilige Jungfrau ihr Pflegekind. Sie war ungewöhnlich ernſt und ſprach: „Wach' auf und ſchmücke Dich!“

„Warum ſoll ich mich ſchmücken?“ ſeufzte Ohneſpaß, „weil ich doch unglücklich bin.“

„Um Chriſti willen! Zum Gedächtniß ſeiner Verkärung.“

Und Ohneſpaß gehorchte und zeigte ſich geſchmückt der heiligen Jungfrau, welche feierlich anhub: „Wiſſe, daß wir heut uns trennen auf Lebenszeit!“

Ohneſpaß wollte weinen, doch Maria gebot: „Weine nicht! heut mußt Du ſtark ſein!“ Noch ſtand die Erde trüb und blind am Morgenhimmel, und die heilige Jungfrau deutete auf das Geſtirn und ſprach: „Siehſt Du die bleiche Scheibe dort, die mit den holden Sternlein nächtlich unſere Gärten erleuchtet? Mein heiliger Sohn, dort lebte er, litt und verklärte ſich ſo göttlich, daß er lebendigen Leibes gen Himmel fuhr. — Es iſt Deine Heimath, der ich Dich entzogen. Hier ſollteſt Du gleich ihm lebendigen Leibes zum Himmel Dich verklären. Nicht wie er, durch Tod und Leiden; in Unſchuld und Demuth. — Es gelang nicht! —“

Da ſank Ohneſpaß erſchüttert zu ihren Füßen und rief: „Gnade, o heilige Mutter Gottes, Gnade! Vergebung!“

„Ich habe Dir vergeben! Ich that mehr, ich habe Dich treu gehütet, ging nicht von Deiner Seite, ließ Dich nicht aus den Augen, um Deine Reue zu kräftigen und Dich vor Verzweiflung zu ſchützen, damit Du nicht zum ruheloſen Geſpenſt heimathslos im All verwilderteſt. Heut endlich muß ich dich richten.“

Still und knieend ſchaute Ohneſpaß ſie an.

„Du möchteſt in's Licht zu den lieben Engelein?“ fragte milder die Gebenedeite.

„O heilige Mutter Gottes! das will ich mit ganzer Seele.“

„So verkläre Dich.“

„Wie vermag ich's?“

„Stirb!“

Da faltete Ohneſpaß die Hände, drückte ſie vor die Bruſt und ſprach fromm und gefaßt: „Ich will ſterben! Dein iſt meine Seele.“

Maria lächelte hold. „Nicht hier, mein Töchterlein, im Paradieſe ſtirbt ſich's nicht“ und ſie deutete nochmals auf das bleiche Geſtirn am Morgenhimmel: „Dahin geht der Weg des Todes. Auf Erden ſtirbſt Du langſam im trüben Alltagsſein oder jäh in Blut und Leiden — Du zitterſt?“

„Ich will in's Licht zu den lieben Engelein!“ klagte Ohneſpaß und zitterte.

„Wohlan!“ ſprach die Himmelskönigin, „ich weihe Dich dem

Tode und übergebe Dich dem böſen Feind; er hat ein Recht an Dich und übe ſeine Macht, ſo weit er kann. — Auch Liebe reicht weit! Gedenke mein in Erdentrübſal, und meine Gnade wird im Staub Dich finden. — Leb wohl! erdgeborene, ſündige Creatur, mich rufen die Himmel. Kind des Staubes, vollbringe in Demuth, was Du in Sünde gewollt. Du haſt in's Licht Dich gedrängt zum Gottesantlitz! haſt den Himmel der Engelein geſtört, ihren Gottesfrieden; — Gottes Antlitz leuchte Dir! habe ſeinen Frieden."

Die Himmelskönigin ſchwebte empor, innig breitete Ohneſpaß ihre Arme nach, da lächelte ſie nieder voll ſeligen Erbarmens und grüßte noch einmal.

Längſt war ſie entſchwunden. Ohneſpaß lag noch auf ihren Knieen, ihre Arme waren geſunken, aber ihre Blicke voll bangem Trennungsweh gehörten noch der himmliſchen Wohlthäterin. — Da fühlte ſie leiſe ihre Schultern berührt. Erſchrocken ſprang ſie auf, der ſchwarze Geiſt ſtand neben ihr mit Fledermausſchwingen, mit Hörnern und in thieriſch boshafter Geſtalt.

„Hinweg, verworfenes, garſtiges Geſchöpf!" rief ſie.

„Ganz recht," lächelte der Schwarze ſchlangenliſtig. „Es giebt auch Geſchöpfe, die Dir Grauen und Ekel einflößen. Welch' himmliſches Weſen biſt Du gegen mich. Ja, ſieh mich nur an, Du biſt ſo garſtig und verworfen nicht, wie die dummen Engel Dir weißmachen wollten. Du weißt aber, wie es thut, wenn man verſcheucht und verſtoßen wird. Drum ſei nicht boshaft wie die Engel, denn ſieh', ich kann ja nicht dafür, daß ich nicht ſo lieb und hold bin wie Du!" —

„Wärſt Du nicht der böſe Feind," ſagte Ohneſpaß, „ſo würde ich Mitleid mit Dir haben."

„Die Engel und die Heiligen haben auch ihre Thorheiten und ihre Fehler. Maria, die Gebenedeite, wollte klüger ſein wie der alte Gott und entriß Dich der Erde, wo doch andere Meſchen ſelig und heilig werden und ließ Dich hier allein, damit Du ſündigteſt."

„Wärſt Du nicht der Geiſt der Finſterniß," ſagte Ohneſpaß, „ſo würde ich denken, Du ſprächeſt weiſe."

„Schau nur," fuhr der Böſe fort und deutete auf einen Spiegel, „wie reizend, wie entzückend Du biſt. Blicken die Engel ſüßer

aus blauen Augen! Sind ihre Wangen lieblicher und zarter! o welche Roſenglut gießt ſich darüber — o lächle Deinem Bilde zu! — Sieh nur, wie himmliſch, wie zauberiſch Du lächelſt."

„Ach!" ſeufzte Ohneſpaß; „hätte ich noch meine Flügel!"

„Beklage nicht die Flügel! dieſen vorlauten Schmuck! Jetzt erſt biſt Du ſchön! Du leideſt, das iſt rührend! Ein Engel ſollteſt Du ſein und biſt irdiſch! das macht Dich mitleids-, liebenswerth! Dir iſt großes Unrecht geſchehen. Der alte Gott iſt reich und fragt wenig nach ſeinen koſtbarſten Geſchöpfen; Dir aber Unrecht widerfahren zu laſſen, das war keine Heldenthat von ihm!"

„Deine Worte klingen gut," ſagte Ohneſpaß, „allein was hilft's, Du biſt der Lügengeiſt."

„Die Menſchen werden Dich bedauern, Dich bewundern, Dich lieben, Du wirſt ſie bezaubern, ſie werden Dich verehren wie eine Heilige, Dich anbeten wie eine Göttin."

„Warum iſt mir denn ſo bang in Deiner Nähe!"

„Weil ich Dir fremd bin, Du wirſt mich aber kennen lernen und Dich an mich gewöhnen."

„Nein," ſagte Ohneſpaß, „das iſt mein Gewiſſen, welches mich vor Dir warnt. Ich will in's Licht zu den lieben Engelein und Dir, ſchwarzer Geiſt! weih' ich den ganzen Haß meiner Sterblichkeit."

Hiermit entſprang ſie und eilte in die Gärten, der böſe Feind ihr nach; doch ſie war gewandt und flüchtig, er konnte ſie nicht einholen. Er aber war liſtig und ausdauernd, jagte ſie die kreuz und quer durch die verſchlungenen Gänge, errieth, wohin ſie eilte und kam ihr ſtets entgegen, er ſcheuchte die Lämmer und Vögel auf, die ängſtlich blökend und flatternd ihr in den Weg kamen. So ermüdete er ſie und athemlos blieb ſie endlich ſtehen — da ergriff er ſie, um ſie fortzuſchleppen, und ſie weinte und ſprach: „Hätte ich nur noch meine Flügel, Du ſollteſt mich wahrlich nicht haſchen!" —

„Heil Ohneſpaß, der Fürſtentochter!" tönte es durch alle Straßen. Man eilte, rannte, drängte ſich, die künftige Herrſcherin zu ſehen und zu begrüßen. Vergebens aber fragte, forſchte man. Niemand wußte,

wo ſie ſei und wie zu finden. — Und die Gerüchte widerſprachen ſich; der Eine wollte ſie ganz nahe, der Andere in einem entfernten Stadttheile geſehen haben. Hin und wieder wurde auch gerufen: „Hier iſt ſie!“ Und ſtrömte die Menge hin, ſo war ſie fort oder gar nicht da geweſen.

Ohneſpaß wunderte ſich indeſſen über die vielen Menſchen; und ward das Gedränge zu groß und beängſtigend, ſo entſchlüpfte ſie leicht und gewandt und verſchwand auf unbegreifliche Weiſe, um ſich in einer anderen Straße, oder auf einem anderen Platze ſehen zu laſſen. Die ſie dann zuerſt erblickten, riefen, hingeriſſen von ihrer Schönheit: „Seht einen Engel! einen Engel Gottes!“

Dann lächelte ſie zufrieden und ſprach: „Ich bin kein Engel, die Engel ſind gar lieb und licht und gegen ſie bin ich ein ſündiges, finſteres Geſchöpf. Aber großes Heil iſt mir widerfahren. Die himmliſche Maria hat ſich mein erbarmt, hat mich gepflegt, gelehrt, geliebt und durch ihre ſtete Nähe habe ich Wunderkräfte auf Erden. Kommt! ich will Euch ſegnen. Und wie ſie ſegnete, ward ihre Stimme immer ſüßer und heller, und wenn ſie ſprach: „der Herr laſſe Euch ſein Antlitz leuchten und ſchenke Euch ſeinen Frieden,“ ſo dachte ſie an die Engel im Licht und deren Seligkeit, und ihr eigenes Entzücken theilte ſich Allen mit, die ſie hörten, über Viele kam der Geiſt und ſie riefen: „Es iſt Ohneſpaß, des Fürſten Röhrig leibliche Tochter.“

Aber das Segenſpenden ermüdete, der Lärm und Aufruhr, das Schreien und Drängen betäubte ſie endlich, auch konnte ſie ſich in die vielen nie geſehenen Dinge nicht mehr finden und ſtand nun da wie im Traum.

Und eine neue Kunde erſcholl: „Die Bürger greifen zu den Waffen!“ hieß es, „Prinz Woldemar führt ſie gegen das Schloß, und ſtarke Abtheilungen durchſtreifen die Stadt, unſere himmliſche Prinzeſſin gefangen zu nehmen.“

Wohlmeinende in ihrer Nähe ſagten: „Ihre hochfürſtlichen Gnaden thäten wohl, ein Aſyl in einer Kirche oder einem Kloſter zu nehmen, um Dero Feinden nicht in die Hände zu fallen.“

Ohneſpaß aber entgegnete lächelnd: „Ihr irrt, meine Lieben! ich habe niemanden etwas zu Leide gethan. Niemand kann mir

Böſes wollen, außer der böſe Feind, und der hat ſchon ſein Aeußerſtes an mir gethan!"

„Aber Prinz Woldemar," bedeutete man ihr, „er hat einen mächtigen Anhang."

Sie hörte nicht darauf. Ein Schmetterling, der hoch in ſonniger Luft weit über die Dächer dahingaukelte, hatte ihre Aufmerkſamkeit gewonnen; „Flügel! bunte Flügel!" rief ſie „Meine waren doch viel ſchöner und glänzender!"

Da wurden Viele irr an ihr und konnten weder ſie verſtehen, noch ſich ihr verſtändlich machen. — Schon blitzten in der Ferne Lanzen und Hellebarden, und ein Haufen Bewaffneter nahte ſich.

„Verflucht, wer Hand an ſie legt!" brüllten die Männer, kreiſchten die Weiber und Kinder. „Sie iſt ein Liebling des Himmels und des regierenden Fürſten leibliche Tochter."

Die Bewaffneten durchbrachen das Gedränge; vergebens aber forſchten ſie nach der Fürſtentochter. Wieder war ſie verſchwunden, der Eine meinte hier, der Andere dorthin, und Niemand wußte genau.

An der Spitze der Bürger hielt Prinz Woldemar das Schloß umzingelt, während ſtarke Abtheilungen ausgeſendet waren, die Thore zu beſetzen und ſich der Stadt zu bemeiſtern, und kleinere Haufen die Straßen durchzogen, den Pöbel im Zaum zu halten und die Prinzeſſin aufzuſuchen.

Auf den Mauern des Schloſſes ſtanden die fürſtlichen Hellebardieren unter den Waffen, begnügten ſich aber dem Aufruhre zuzuſehen und den Angriff abzuwarten.

Mit einem Male öffneten ſich klirrend und raſſelnd beide Thorflügel des Schloſſes, und Fürſt Röhrig erſchien, umgeben von Rittern und Dienern. Er ließ ſein Gefolge zurück. Allein, unbewaffnet nahte er ſich den Mißvergnügten, unerſchrocken ſtand er mitten unter ihnen und Woldemar ſchwang ſich von ſeinem Rappen, um ehrfurchtsvoll den Fürſten zu begrüßen.

Röhrig achtete nicht auf ihn und begann mit einer ihm ungewöhnlichen Entſchloſſenheit: „Meine lieben, vielgetreuen Unterthanen! Wozu habt Ihr Eure Schwerter entblößt? Was ſoll hier

durch Gewalt der Waffen entſchieden werden? Was iſt geſchehen, daß Ihr zu dem letzten, äußerſten Mittel ſchreitet, als gäbe es weiter keine Auskunft? Was denkt Ihr von uns, Eurem Fürſten! ich frage diejenigen, welche Familienhäupter ſind. Wer von Euch wird ſein eigen Geſchlecht ſo ſchmähen, daß er eine Betrügerin zur Tochter annimmt, um ſeine nächſten Blutsfreunde zu hintergehen und ſein theures Eigenthum und Erbe in fremde Hände zu bringen? Unſer Fürſtenſtamm iſt edler als Euer Geſchlecht. Wir haben mehr Urſache, über die Reinheit unſeres Blutes zu wachen, als Ihr alle, wer Ihr auch ſeid. Und nun fragt Euch: „Wer iſt die Fremde, wer kann ſie ſein, um derenwillen wir ſolch ſchamloſen Betrug mit unſerer gottgegebenen Herrſcherwürde vollführen, ſolch frevelhaftes Spiel mit der unverletzlichen Vaſallen- und Unterthanentreue und mit den heiligſten Eiden treiben; um die wir ſolchermaßen die Sterbeſtunde uns erſchweren und, mit ſo ſchnöder Schuld beladen, vor Gottes Richterſtuhl treten möchten?“

Da erhob Prinz Woldemar ſeine gewaltige Stimme und überſchrie den Greis: „Allergnädigſter Oheim! Nicht wider Euch, zu Eurem Schutze ſind wir bewaffnet. Wir ertragen nicht länger die Anmaßungen des herrſchſüchtigen Biſchofs und die blutigen Erpreſſungen ſeiner Habgier. Wir wollen nicht länger zuſehen, wie er unſeren beſten, weiſeſten Fürſten durch Scheinheiligkeit umgarnt und alle Gewalt ſich anmaßt. Niemand iſt vor ihm ſicher. Ich ſelber, nach Euch der Erſte im Lande, ſtand vor wenig Tagen büßend unter den Bettlern an der Kirchthür; und die Gnade meines Fürſten und Oheims mußte ich vom Biſchof theuer erkaufen. Die Kirche hat alle meine Güter. Und heute thut er Wunder, erweckt Todte, zaubert eine längſt verſtorbene, verſchollene Fürſtentochter herbei, Euerem Vaterherzen ſpielt er ſolch ſchändlichen Betrug! So täuſcht er das ehrwürdige Alter! Einen frommen Greis, der ſelbſt dem Schickſale heilig iſt. — Und weshalb? Mich, Euren Neffen zu verdrängen. Ich aber dulde ſeine Wunder nicht, ich kenne Pfaffenlug und Trug!“

Ein beifälliges Gemurmel lief durch die Reihen der Bewaffneten. Aber Röhrig ſprach mit bewunderungswürdiger Gelaſſenheit, ſchlicht und einfach:

„Woldemar! Du biſt ein muthwilliger, boshafter Bube, der keine Liebe achtet, und, die ihm wohlmeinend ergeben ſind, höhniſch

in ſeine Tollheiten verwickelt. Dieſe ungezogenen Reden und Dein aufrühreriſches Benehmen verdienen harte Züchtigung, und wenn ich ſie Dir ſchenke, ſo geſchieht es nur um meiner lieben Unterthanen willen. Schmach genug, daß ſie ſich von Dir verhetzen ließen, ich will ſie nicht noch weiter beſchämen und ihre Rädelsführer ſtrafen."

„Meine Freunde!" fuhr er zu den Bewaffneten fort: „Steckt Eure Schwerter ein, dieweil ich mit Euch rede. Es ſchickt ſich nicht für ehrenfeſte Bürger, mit gezückten Waffen vor ihrem Fürſten zu ſtehen." — Und zu Woldemars Verdruß neigten ſich die Schwerter und glitten in die Scheiden! — „Hört weiter!" fuhr Röhrig fort: „Die Rechte einer Fürſtentochter müſſen klar wie Sonnenlicht und ihre Anſprüche feſt begründet ſein wie das Firmament. Augenblicklich ſollen Adel und Geiſtlichkeit, Räthe und Stände ſich verſammeln, und vor dieſem Gerichte wird die Prinzeſſin erſcheinen, um anerkannt zu werden oder dem Geſetze zu verfallen, welches ſie zum Tode verurtheilt. Wer von Euch der Prüfung und Verhandlung beiwohnen will, mag kommen, ich lade ihn dazu ein. Wir wünſchen, daß, was geſchieht, durch möglichſt viele Augenzeugen der Welt und Nachwelt verkündigt und beglaubigt werde. Und nun geht auseinander und legt die Waffen ab."

So ſprach der alte Fürſt, wandte ſeinen Unterthanen ſtolz den Rücken und ging langſam in's Schloß zurück, die Reihen löſten ſich, es bildeten ſich Gruppen, die ſich beriethen, was zu thun ſei. Aber die Hellebardiere in geſchloſſenen Gliedern mit Fahnen und Trommeln zogen aus dem Schloſſe und quer über den Markt, mitten durch die bewaffneten Haufen, die ihnen Raum gaben und ſie ungeſtört hindurch ließen.

In kurzer Zeit waren Schloß und Thore frei, und es war augenſcheinlich, daß Wunder geſchahen, denn während ſeiner langjährigen Regierung hatte Röhrig nie ſo muthig und entſchloſſen ſich gezeigt.

Woldemar ließ ſich entwaffnen, um ſeine purpurnen koſtbaren Gewänder anzulegen. — Hannes gab ſich die möglichſte Mühe; allein der Prinz war ſo unruhig und verſtört, daß ihm nichts ſitzen und paſſen wollte. „Ich möchte des Teufels werden!" rief er endlich voll Ingrimm.

„Dieſen Ausweg hat man Euch allerdings noch gelaſſen!“ bemerkte Hannes. „Aber wollt Ihr nicht lieber den geiſtlichen Stand erwählen, Ihr ſeid von guter Herkunft und könnt es zum Prälaten bringen!“

„Alles verloren!“ knirſchte Woldemar.

„Alles?“ fragte Hannes, „laßt ſehen.“ Er zählte an den Fingern. „Das Fürſtenthum iſt hin, die Geiſtlichkeit hat Eure Güter, der Biſchof iſt Euer Feind. Der Oheim durchſchaut Eure Argliſt und Scheinheiligkeit. Die Bürger habt Ihr angeführt, ſie werden für Euch nicht wieder die Waffen ergreifen, und nichts iſt Euch geblieben, als Eure Schönheit, deshalb ſolltet Ihr ſtill halten, damit man Euch ordentlich ankleiden kann. — Jetzt gilt's, das ſchmucke Fürſtenkind, das liebe Ohneſpäßchen zu erobern. — Sie kann Euch nicht widerſtehen und Euch wäre geholfen. — Doch nein! Ihr ſeid zu nah verwandt. Und der Biſchof ſchafft keinen Dispens, Ihr hättet Euch denn beſſer mit ihm vertragen müſſen.“

„Er kann ihn nicht verſagen, wenn mein Oheim einwilligt. Doch haſſe ich ſie und mag mich nicht vor ihr verſtellen Es bliebe das Letzte, wozu ich mich entſchließen könnte. Lieben ſoll ſie mich. — Sie aber ſoll die Einzige ſein, die ich verſchmähe.“ —

„Ihr habt gut reden. Ihr habt bei Eurem Oheim freien Tiſch. Aber ich? wo kriege ich was Warmes?

Der Biſchof eröffnete die Verſammlung. — Er verlas alle wunderſamen Begebenheiten und heiligen Dinge, welche beim Tode der hochſeligen Fürſtin ſich ereignet; wie der Traum ſie dem Fürſten eingegeben, wie Augenzeugen ſie beſtätigt und wie ſie in der fürſtlichen Hauschronik ſich aufgezeichnet fanden, worin Alles, was ſich Merkwürdiges und Beſonderes in Stadt und Land und Schloß begab, ſorgfältig und unverzüglich eingetragen wurde.

Fürſt Röhrig hatte damals, was er ſo Unerhörtes träumend geſchaut, einem ſeiner Räthe ſelbſt in die Feder geſagt, und die eigenen, längſt vergeſſenen Worte ergriffen ihn heut mit neuer Wunderkraft. Vermochte der damalige Traum plötzlich ſein ganzes Weſen umzuwandeln, ſo trat er auch heut verjüngten Lebens, friſchen

Ernſtes vor ſeine Seele und raubte ihm die ſo rühmlich bewieſene Faſſung. Er erhob ſich von ſeinem Seſſel und begann mit wankender Stimme, die aber im Laufe der Rede feſt und zuverſichtlich wurde.

„Meine Getreuen! Ich bin ſo ſtark nicht, wie ich glaubte. Ich weiß, welche Freude mir bevorſteht, und zittere dennoch. Mein Herz weiſſagt es mir und jauchzt: „Sie iſt's! Sie iſt's! meine Tochter" und ſäh ich das Himmelskind, die ich einmal nur im Traum geſehen, im heiligſten Augenblicke meines Lebens; ſäh ich ſie wirklich und leibhaftig vor mir, an die ſich meine Gedanken nur ſcheu gewagt, die mir ſo räthſelhaft genommen, ſo wunderbar wieder geſchenkt iſt: — zu Füßen könnte ich Euch ſinken und bitten und betteln: „gebt mir meine Tochter!" und ich ſchwöre Euch, Ihr hättet nicht das Herz, ſie mir zu weigern. — Allein ich bin Fürſt. Ich trage ein ſchweres Erbe, von glorreichen Ahnen mir würdig überkommen und würdig will ich's meinen Nachfolgern hinterlaſſen. Ich prüfe meine Tochter nicht. Euch insgeſammt übergebe ich hiermit Vollmacht und Gerechtſame. Ihr insgeſammt! habt Gewalt, Gericht und Spruch! Und die Fürſtentochter wird ſich bewähren! die Heiligen ſtehen ihr bei! — Ein alter ſchwacher Fürſt, verlaſſe ich Euch und verberge mich in meine innerſten Gemächer. Doch ein getroſter Vater geh ich, für den es keine Ungewißheit giebt. — Habt Ihr es vollbracht, ſo ruft den Vater — und aus den redlichen Händen treuer Unterthanen und Vaſallen empfängt der Fürſt die Erbin." —

Er ging! kein Alter beugte ihn! friſch und rüſtig ſchritt er von dannen. Mit Theilnahme hatte man ihm zugehört, mit Bewunderung blickte man ihm nach.

Nur Woldemar blieb finſter: „Verflucht!" rief er in ſich, „auf meine Koſten thut der Himmel ſeine Wunder! Mein ſchwacher Oheim wird auf ſeine alten Tage noch ein weiſer Fürſt."

Der Biſchof gebot hierauf dem Herold, im Namen einer hohen, mit Fürſtenmacht und Gerechtſame bekleideten Verſammlung, die Prinzeſſin vorzuladen und der Herold rief:

„Hochgeborne Prinzeſſin Ohnespaß, geruhen Ihre hochfürſtlichen Gnaden zu erſcheinen vor einer hohen Verſammlung, verſehen mit Macht und Vollmacht und Gewalt, zu fällen Recht, Spruch und Gericht: um darzulegen Eure Anſprüche und zu empfangen Rechte und Vorrechte,

Auszeichnungen, Ehren und Huldigungen, wie Dero hohen Geburt und fürſtlichem Rang geziemen und zu eigen ſind."

Erwartungsvoll richteten ſich alle Blicke nach der Thür, begierig, ſie eintreten zu ſehen, deren Anblick alles Volk hinriß, wie die Erſcheinung eines Engels. Todtenſtille herrſchte, aber niemand zeigte ſich. Der Herold wiederholte ſeinen Ruf. Umſonſt. — Er rief zum dritten Male. Da trat der Schloßhauptmann ein und berichtete:

„Die Prinzeſſin iſt nirgend zu finden. Alle Ritter, die mit Gefolge, Schutz und Ehrenwachen ausgeſendet worden und alle Theile der Stadt durchſucht und durchforſcht haben, ſind unverrichteter Sache heimgekehrt; ſo eben langt der letzte an! —"

Da gab ſich der Unmuth getäuſchter Erwartung in leiſem Gemurre und Geflüſter kund. Der Biſchof aber blickte ernſt und ſcharf den Prinzen an und ward immer bläſſer und bläſſer.

„Was wollt Ihr von mir?" fragte Woldemar.

„Von Eurer hochfürſtlichen Gnaden weiß man niemals, was man denken ſoll!" ſprach tonlos und beklommen der Biſchof.

„Doch nicht, daß ich die Prinzeſſin geraubt habe?" fragte Woldemar.

Der Biſchof zuckte die Achſel. Da erhob ſich Woldemar, löſte ſein funkelndes Schwert von dem koſtbaren Gürtel und ſprach: „Nehmt, hochwürdiger Herr! Ich will ein Gefangener ſein. Nichts Schlimmeres kann mich treffen, als dieſer Verdacht."

Der Biſchof wußte nicht, ſollte, durfte er das Schwert empfangen.

„Nehmt das Schwert," ſagte leiſe einer der Räthe. „Er iſt zu Allem fähig. Vielleicht, was Gott verhüte, hat er ſie ermordet."

Dieſe Worte wurden dennoch gehört und einer der Abgeordneten der Stadt erhob ſich und rief laut: „Wo iſt die Prinzeſſin! gebt ſie heraus, hierher gehört ſie. — Verlaßt Euch ferner nicht auf uns. Wir haben Lehrgeld gegeben. Ich meinestheils zerbreche das Schwert, welches ich dieſen Morgen gegen meinen redlichen und gerechten Fürſten, durch Euch verleitet, gezogen." Und wirklich zog er ſein Schwert und trat mit dem Fuß auf die Klinge, daß ſie zerbrach.

„Steht es ſo hier?" fragte aufgebracht der Prinz. „Wahrlich

eine würdige Verſammlung, die Perſon und Rechte einer angeblichen Fürſtentochter zu prüfen. Herr Biſchof! nehmt mein Schwert. Scheut Euch nicht! ihr Blut klebt nicht daran."

Aber in dieſem Augenblicke ward der Schloßhauptmann gerufen. „Die Prinzeſſin iſt gefunden," hieß es. Man hörte die Hellebardire zu den Waffen greifen und aus dem Schloſſe ziehen.

Der Schloßhauptmann trat gleich darauf wieder ein und berichtete: „So eben meldet ein Dominikaner, daß, während die ganze Stadt voll Unruh und Bewegung war, die Prinzeſſin in der Domkirche die Orgel ſpielte. Sie würde bereits hier ſein, aber die Straßen haben ſich gefüllt, daß an ein Durchkommen nicht zu denken iſt. Die Hellebardire ſind abgeſendet, ihr Platz zu machen."

Der Biſchof ließ den Dominikaner einführen und gebot ihm zu erzählen, was er wiſſe. Es war ein blutjunger, rothwangiger Mönch, dem Tonſur und Ordenshabit wohl kleideten, und der mit lebhaften Mienen und Geberden alſo ſprach:

„Der Sakriſtan war eben im Begriff, die Meßgewänder und heiligen Gefäße zu verſchließen, als Bruder Anton, der Pförtner, erſchrocken in die Sacriſtei kam und ausrief: „Ein Engel iſt in der Kirche! Ein Engel Gottes." „Ein Engel?" fragte ungläubig der Pater Sakriſtan. „Ja!" ſagte Bruder Anton mit Thränen in den Augen, „und ein ganz junger, er iſt noch ſo flüchtig, bald iſt er hier, bald dort, bald wie an zwei Orten zugleich." — Da ward der Pater neugierig und folgte dem Bruder Anton und wirklich ſah er eine lichte Erſcheinung vergnügt und flink die Chöre durcheilen und auf dieſer und jener Gallerie der wechſelnden Anſicht der Säulen und Wölbungen ſich freuen, als hätte ſie dergleichen noch nie geſehen. Da ließ der Sakriſtan eiligſt alle Mönche herbeirufen, damit ſie das Wunder ſchauten und bezeugen möchten."

„Wir eilten, was wir konnten, nach der Kirche. Und vom Altar aus, wo wir ſtanden, bewunderten wir gerührt die holde, flüchtige Erſcheinung, die mit unbegreiflicher Schnelligkeit Trepp auf und nieder ſchwebte, bald auf dieſem, bald auf jenem Chor ſich zeigte und nur ſelten ſtill ſtand, daß man ſie betrachten konnte. — Mit einem Male war ſie mitten unter uns und ſprach mit ſüßer Engelsſtimme: „Eure Kirche iſt inwendig viel größer als auswendig, und wie man ſie anſieht, wird ſie anders. O das iſt ſchön, und dieſe

große Orgel iſt wohl nur zum Zierath. So große Orgeln giebt es nicht." — Und weil wir ihr ſagten, es ſei in der That eine Orgel, ſo wollte ſie ſie ſpielen und ſagte, ſie habe von der himmliſchen Maria ſelbſt Orgelſpielen gelernt. — Wir wußten nicht, was zu thun ſei. Der hochwürdige Prior und die Herren Diakonen waren bereits auf dem Schloſſe. Aber ſie bat ſo ſchön und wir konnten es nicht verweigern. Bruder Onuphrio ſchloß die Orgel auf und wir traten abwechſelnd die Bälge. Ihr Orgelſpiel mochte ſie wohl von der himmliſchen Maria gelernt haben. Ihre Fingerchen und Füßchen waren gewandt wie ſie und ſchwebten ſo flüchtig über die Taſten wie ſie über die Chöre. Abwechſelnd verſuchte ſie alle Regiſter und freute ſich über die Macht der Töne, die durch die Wölbungen brauſten. Als ſie aber den großen Poſaunenbaß aufzog, erſchrack ſie faſt und verſicherte mit Thränen, unſere Orgel ſei ein Wunderwerk der Erde. Aber im Himmel," fügte ſie hinzu, „giebt es noch größere Wunder und einmal habe ſie die Engel im Himmel „Hoſianna" ſingen hören." Und nun zog ſie Flöten und Süßgedackt aus und mit einer Stimme, ſo hell und verlockend, als ſei es die inwendige Seele ſolch' eines Weſens, das von außen ſchon ſo hold und himmliſch iſt, ſang ſie ihr Hoſianna. Man muß das gehört haben, will man wiſſen, wie das bezaubern und entzücken kann! — Schon während ſie ſpielte, hatte ſich die Kirche mit Menſchen gefüllt, doch während ſie ſang, ſaß die Menge laut und regungslos, und da ſie aufgehört zu ſingen, dauerte die Grabesſtille fort, was bei ſo vielen, durch blindes Ungefähr vereinten Menſchen faſt ſchauerlich ließ. Endlich hörte man ſeufzen und ſchluchzen, darauf flüſtern und murmeln: „Ohneſpaß, die Fürſtentochter," dann wurde laut ihr „Heil!" gerufen. — Nunmehr wußten wir, woran wir waren, und konnten die Wunder in der Stadt, von denen wir gehört, mit dem verbinden, was wir jetzt erlebten. — Da trat der Sakriſtan ehrerbietig zu ihr und fragte, ob hochfürſtliche Gnaden nicht auf's Schloß zu höchſt ihrem Herrn Vater wolle? — Davon ſchien ſie nichts zu wiſſen. — Er fügte hinzu, Hochfürſtliche Gnaden würde dort erwartet von Adel, Geiſtlichkeit und Bürgern. — Sie blickte ihn wie im Traum an. Und mit Erſtaunen merkten wir endlich ihre ganze Unkunde von allen Dingen dieſer Welt. — Mit Verlaub vor einer erlauchten Verſammlung, daß ich alſo von

Ihro hochfürſtlichen Gnaden rede. — Da hieß der Sakriſtan mich hieher gehen, damit ich, was in unſerer Kirche ſich begeben, zu hohen Ohren vermelde, ingleichen auch um Wache bäte, denn die Menge drängt ſich wie toll um ſie. Es kann ein Unglück geben!"

So ſprach der junge Dominikaner, und die Räthe waren befliſſen, ſeine Ausſage dem Inhalte nach getreulich aufzuzeichnen; da hörte man von fern verworrenen Lärm und Jauchzen. Aus allen Straßen wogte die Menge herbei und füllte den Platz. Von den Fenſtern des Schloſſes aus ſah man ſchon die weißen Gewänder der Prinzeſſin aus der Menge bald hervorſchimmern, bald verſchwinden, und Schritt vor Schritt nur konnte der Zug vorwärts, die Wachen hielten mühſam die Wege frei und durften die Hellebarden nicht gebrauchen, um die Prinzeſſin nicht zu ängſtigen.

Jetzt rief es auch im Schloſſe: „Sie kömmt! Sie kömmt!" und Diener und Geſinde drängten ſich auf Treppen, Winkeln und Gallerien zuſammen, um ſie vorübergehen zu ſehen. Endlich wurden die Flügelthüren des Thronſaales weit aufgeriſſen. — Die Prinzeſſin erſchien an der Schwelle, aber verſchwand wieder. Die Thüren blieben geöffnet. — Nach einer Weile trat der Ritter ein, der ſie geleitet: „Ihr Herrn!" ſprach er mit gedämpfter Stimme; „erheitert Eure Mienen und blickt ſie nicht ſo forſchend an oder Ihr verſcheucht ſie." Dann ging er wieder zur Thüre und ſagte laut: „Geruhen Eure hochfürſtliche Gnaden näher zu treten, Hochdieſelben werden keine Liebe vermiſſen."

An ſeiner Hand trat ſie endlich ein, verſchmähte aber den bereit ſtehenden Seſſel, blieb hinter demſelben ſtehen und begnügte ſich, einen Arm auf ſeine Lehne zu ſtützen.

Tiefes Schweigen herrſchte. Niemand wagte zu äußern, was er empfand. Die liebliche Jungfrau hatte alle Herzen ſchon gewonnen. Selbſt Woldemar ſtaunte unausgeſetzt mit dunkelglühenden Blicken ſie an. Das Wunder hatte man vor Augen; alles fernere Prüfen ſchien überflüſſig, und man dachte nicht mehr daran.

„Ach!" ſeufzte Ohneſpaß nach einer geraumen Weile: „Wie ſtill, wie finſter iſt es hier, und draußen ſo viel Leben und Sonnenſchein!"

Dieß bewog den Biſchof, einen Anfang zu machen, und er fragte: „Euer Name, holde Jungfrau!"

„Ohneſpaß," entgegnete ſie hell und feſt, „denn wahrlich! wahrlich! ich ſage Euch, Chriſtus hat mich ſo genannt und Maria ſo getauft."

„Dieß ſtimmt," bemerkte der Biſchof, „genau zu dem Traume des Fürſten. Euer Alter?" fuhr er fort.

„Ich verſteh' Euch nicht!"

„Wie viel Jahre Ihr zählt?"

„Ich weiß es nicht, und die heilige Jungfrau hat es mir nie geſagt."

Der Biſchof ſah ſie befremdet an, dann ſagte er den Räthen: „Schreibt, daß die Prinzeſſin eine wirklich auffallende Unkunde aller Dinge dieſer Welt verräth, wie der Dominikaner bereits von ihr ausgeſagt. Sie kennt nicht einmal ihr eigenes Alter. — Seit dem Tode der höchſtſeligen Fürſtin aber ſind achtzehn Jahre, vier Monate und vier Tage verfloſſen. Nach meiner Meinung könnte dem Anſchein nach gegenwärtige Jungfrau dies Alter haben. Sollte aber Jemand ſie für jünger oder älter halten, ſo erhebe er ſeine Stimme und rede." Alles blieb ſtill und der Biſchof fuhr fort: „Ihr ſeid?"

„Mariä Pflegekind!"

„Und Eure Eltern ſind?"

„Auch das hat mir die heilige Jungfrau nie geſagt."

Der Biſchof ſchien verlegen. „Habt Ihr uns keine Anſprüche zu offenbaren?" fuhr er fort.

„Nein!" ſagte ſie.

Der Biſchof glaubte ſich deutlicher machen zu müſſen. „Ihr nennt Euch doch eine Prinzeſſin?"

„Nein!" wiederholte ſie. „Ihr nennt mich Prinzeſſin und hochfürſtliche Gnaden und Euch zu Liebe laſſe ich mir's gefallen! Sonſt liegt mir nichts daran!"

Nun wußte der Biſchof in der That nicht mehr, woran er war, und ſo ging's jedem in der Verſammlung. Die Räthe fragten, was ſie aufzeichnen ſollten.

Faſt ungeduldig fuhr der Biſchof fort: „Wißt Ihr, weshalb Ihr hier ſeid?"

„Das weiß ich allzuwohl!" entgegnete ſie bedenklich.

„So ſagt es uns doch!"

Da faltete ſie fromm die Hände, drückte ſie vor die Bruſt und ſprach: „zu ſterben."

Alle blickten ſie erſchrocken an und der Biſchof rief laut: „Ich

nehme männiglich zu Zeugen, daß ich frage, wie meines Amtes iſt, nicht wie ich fühle und denke." Und mit ſtrengem Tone fuhr er fort: „Seid Ihr bereit, uns hier zu geſtehen, was ihr begangen habt, und den Tod verdient?"

„Von Herzen gern!" ſprach die Liebliche. „Ach, es iſt eine traurige Geſchichte! Ihr lieben Herrn! merkt wohl auf, damit Ihr mich beſſer verſteht, als ich Euch. — Doch wie ſoll ich Euch die herrlichen Gärten beſchreiben, in denen ich meine glückſelige Unſchuld verlebte, wie die Herrlichkeit der Himmelskönigin ſelbſt, die, wenn ſie erbarmungsreich zu mir ſich neigte, immer noch nicht ſo ſelig, majeſtätiſch, ſo leuchtend heilig war, wie auf himmliſchen Feſten, und ach wie muß ſie erſt im Himmelslichte ſein, wohin mein ſterblich Auge gar nicht blicken kann! — doch hört nur:"

Und fromm erzählte ſie: wie Maria ſie gepflegt, geliebt, gelehrt und welche Sorgen ihre Flügel der ſchönen Gottesmutter verurſacht. Reuig beklagte ſie ihren Ungehorſam und mit rührender Offenherzigkeit ſchilderte ſie, wie die Engel ſie verſcheuchten und verſtießen; wie ſie darüber ſo traurig und unglücklich war und die ſchöne, barmherzige Gottesmutter erſt ſie vor Verzweiflung ſchützte, dann aber ſie richtete und zum Tode verurtheilte, auf Erden: denn im Paradieſe konnte ſie nicht ſterben; hier aber mußte ſie ſterben, entweder im trüben Alltagsſein, oder in Blut und Leiden; und deshalb ſei der böſe Feind gekommen, erſt ſchmeichelnd, dann gewaltſam ſie zu entführen.

„Ich dachte nicht, daß mir ſo bange werden würde!" fuhr ſie fort. „Allein wie pochte mein Herz, als mich der böſe Feind auf ſchwarzen Fittigen durch die Lüfte trug und Alles rings um mich ſchwarze, finſtere Nacht war. Er wollte mich beruhigen, verhieß mir Luſt und Freuden, aber ich hörte nicht auf ihn. Er wollte mich liebkoſen, aber ich litt es nicht und ſagte ihm: „Ich will in's Licht zu den lieben Engelein, geht auch mein Weg durch Blut und Leiden!" — Endlich hatte er mich zur Erde gebracht und ſetzte mich nieder. — Da ging eben Eure Sonne auf und ich befand mich auf einem hohen Berge und überſchaute Eure öde, traurige Welt, wo Alles mißmuthig in voller Wucht den Boden drückt. — Die Felſen lagen wie träge Rieſen im bleiernen Schlafe gefangen, die Bäume fröſtelten und zitterten im Morgenwind und kalt und glanzlos wie

ein blindes Auge weinte der Bergſtrom ſeine Gewäſſer thalwärts. Alles, Alles ſenkte ſich, nichts ſtrebte fröhlich und vergnügt zu Gottes freiem Himmel auf. Weh Euch, Ihr Menſchen, wenn Eure Seelen nicht höheren Schwung haben als Eure Welt. — Der böſe Feind ſah meine Angſt und ſagte mir verächtlich: jetzt könne ich gehen, wohin ich wolle. Ich ſei ihm doch auch gar zu dumm und er wiſſe mit mir nichts anzufangen. Ich aber ſprach: „Du haſt Dein Aeußerſtes an mir gethan und Deine Macht reicht nicht weiter, könnteſt Du, wie Du möchteſt, Du würdeſt mich wahrlich nicht ſchonen!“

„Endlich wurde es auch hell in den Thälern und zu meinen Füßen lag Eure Stadt wie ein großes Menſchenneſt. Und ſie krochen hervor, guckten heraus, blickten ſchlaftrunken gen Himmel und gähnten. Da ward ich neugierig, ſtieg hinab und ging in Eure Stadt.“

„Eine Menge Bettler und Arme lagen vor einer Kirche. Es waren verkümmerte, entſtellte Menſchen. Ihre Mienen waren ſtumpf, ihre Augen ſchauten blöde, ſie waren mit Leib und Seele dem Elend verfallen. Da fühlte ich recht, welche Gnade die heilige Gottesmutter an mir geübt und wie ich durch ihre Liebe und himmliſche Barmherzigkeit eine Auserwählte ſei. Und ach! mein Ungehorſam und mein Vorwitz fielen mir ſchwer auf's Herz. Die Armen und Kranken! wie fromm und ſtill ertrugen ſie ihr Leid. Und ich war in Unſchuld und Glückſeligkeit ſo undankbar geweſen. — Und die Armen und Kranken ſahen mich und ſprachen: „Seht, da kömmt ein Engel her!“ — Ich aber ſagte ihnen: „ich bin kein Engel. Die Engel ſind gar lieb und licht und gegen ſie bin ich ein ſündiges, finſteres Geſchöpf. Ihr aber, Ihr Armen und Kranken, die Ihr ſo treu Euer Leid und Eure Noth durch trübes Alltagsſein dahinſchleppt, Heil Euch, denn Ihr ſeid glücklicher als Ihr wißt. Geduld und Leiden verwirklichen die Seele, und iſt Eure Seele auch einfältig und ſtumpf hienieden; nicht Alles reift in dieſer Welt der Schwere. Droben aber iſt Freiheit und Entwicklung und Entfaltung, und was Ihr hienieden gar nicht denkt, das ſprießt und blüht da oben dreiſt und üppig. Selig ſind die geiſtlich Armen. Ich aber bin das Pflegekind Mariä und will Euch ſegnen. Und als ich ihnen meinen Segen gab, hatte ich durch die ſtete Nähe der

Gebenedeiten Wunderkräfte, ich heilte Kranke, und über die Anderen kam der Geiſt und ſie riefen: „Heil Dir, Ohneſpaß! Du Fürſtentochter.“ Immer mehr Menſchen kamen hie und daher und ſagten, ich ſei ein Engel. Ich aber ſagte: „ich bin Mariä Pflegetochter,“ und ſegnete, da kam der Geiſt über Manche noch, die eben ſo riefen. — Was ich nun ferner ſah und hörte, hat keinen Zuſammenhang. Ich habe auch mir nicht Alles gemerkt und kann es nicht erzählen.“

Sie ſchwieg und eine Weile dauerte die Stille fort. Thränen blinkten in milden und in wilden Augen, und um friſche wie um welke Lippen ſpielte wehmüthiges Lächeln. Selbſt der Biſchof war gerührt von dem Liebreiz der Erzählerin und von ihrer heiligen Aufrichtigkeit, und beklommen hub er an und ſeine Stimme bebte:

„Genug, Du Engel! So nannten Dich die Bettler und die Krüppel, ſo nenn' auch ich Dich; vor Dir ſind alle gleich. Offenbart der Himmel ſich ſo himmliſch, ſo ſchweigt die irdiſche Weisheit. Dein Recht iſt das Wunder, die Allmacht Gottes ſpricht Dir Gerechtigkeit. — Ihr Herrn! die überirdiſche Erſcheinung hier vor unſeren Augen nennt ſich das Pflegekind Mariä und hat durch Wunder dieß beſtätigt. Nicht ſie behauptet, unſeres Fürſten Tochter zu ſein, und ſtellt es uns anheim, ſie dafür zu halten oder nicht. Allein der Traum des Fürſten iſt wunderbar und überraſchend in Erfüllung gegangen. Die heilige Jungfrau verhieß der ſterbenden Fürſtin ſich ihres holden Töchterleins zu erbarmen und entrückte ſie der Erde. Seht hier das Pflegekind Mariä, es iſt wiedergekehrt, und daß die damals kaum geborne, ſo unerklärbar verſchwundene Prinzeſſin dieſelbe engelgleiche Jungfrau hier vor unſeren Augen iſt, bezeugt der Geiſt, den ihr Segen bringt, und der ſie „die leibliche Tochter unſeres vielgeliebten Fürſten“ ausruft. Unſer Amt erſtreckt ſich jetzt nicht weiter, als alle Zeugen zu verhören, die ihre Wunder und die Kraft ihres heiligen Segens zu erhärten im Stande ſind. Ihre Beſtätigung iſt vom Oberhaupte der Kirche zu erwarten. Ich laſſe jetzt alle Kirchen öffnen zu einem feierlichen te deum.“

Der Biſchof hatte einen Machtſpruch gefällt im Namen der Kirche. Dawider war nichts einzuwenden, auch war man rings damit zufrieden und freute ſich, ſolch liebliche Prinzeſſin nah und eigen zu haben.

In dieſem Augenblicke aber ſtürzte der greiſe alte Fürſt hinter einem Teppich hervor, wo er ungeſehen die ganze Verhandlung belauſcht und kein Wort verloren hatte. Gewaltig mußte er mit Glück und Wonne ringen; jetzt hatten ihn beide überwältigt. „Ich zeuge für ſie!“ rief er laut, „hört die Stimme der Natur! das Vaterherz! Sie reden auch im Geiſte.“

Und aufgelöſt in Thränen ſank er der Lieblichen zu Füßen; der Vater knieete vor der Tochter. „Tochter!“ ſchluchzte er in Thränen aufgelöſt. „Ohneſpaß! Kind des Segens! — Barmherziger Gott, welche Gnade haſt Du meinem Fleiſch und Blut erwieſen! Du kommſt vom Himmel, Deinem alten Vater Heil zu bringen, das ſeine altersſchwache Reue, ſein ohnmächtiges Gebet nicht finden konnte! — Ich liebe Dich, nun habe auch ich die Gnade. Ich ſehe Dich und bin nun nicht mehr einſam. — Die Engel und die Heiligen kenne ich nun — jetzt, jetzt kann ich ſterben!“

Erſchrocken war ſie zurückgewichen. „O heilige Jungfrau,“ rief ſie ängſtlich, „wer iſt der welke, eingefallene Menſch? — Armer Mann, haſt Du nie Haare auf Deinem Haupte gehabt, nie Zähne in Deinem bleichen Munde? — oder macht trübes Alltagsſein das aus den Menſchen?“

„Du verſtößſt mich?“ flehte der Greis.

„Vergebt ihr!“ tröſtete der Biſchof mild. „Ein Kind des Paradieſes, kennt ſie das Alter nicht.“

Aber Liebe und Güte malte ſich wieder im ſchönen Angeſicht der Jungfrau. „Zürne mir nicht!“ ſprach ſie ſanft, „denn wahrlich! wahrlich ich ſage Dir, Du haſt die Liebe; ſonſt keiner! — Ihr alle,“ wandte ſie ſich unbefangen an die Verſammlung: „ſeid voll Selbſtgefallen und Eigenliebe und habt nichts, was Heiligen gefällt und Engel freut. — Einen Frieden habt Ihr, das ſehe ich! allein der Friede Gottes iſt es nicht. Welch' Angeſicht wollt Ihr dereinſt den Heiligen und Engeln zeigen? — Du aber, welker alter Mann, ſei getroſt, denn wer Du auch ſeiſt, Du haſt wahr geſprochen, Mariä Pflegekind iſt Deine Tochter! Gnade und Heil iſt Deinem Fleiſch und Blut widerfahren. Drum liebe mich und erkenne die Heiligen und Engel!“ —

Sprachlos küßte Röhrig ihre Hände und Gewänder, da warf auch Woldemar ſich ihr zu Füßen und rief mit Leidenſchaft: „Auch

mir, Eurem nächſten Blutsfreunde nach Eurem Vater, holdſelige Fürſtentochter, vergönnt, Euch zu lieben."

Sie aber ſprach ängſtlich und faſt zürnend: „Geh! geh! Deine Liebe verſchmähe ich."

Mit dem zärtlichſten Tone ſeiner Stimme flehte Woldemar: „So ſeht mich doch nur an! Eure Liebden hat mich noch keines Blickes gewürdigt."

„Ich mag Dich nicht ſehen!" erwiederte ſie eigenſinnig.

„So ſterbe ich."

„Dazu biſt Du auf Erden! Stirb, und möge es Dir zum Heil gereichen! — Komm, mein Vater!" bat ſie ängſtlich, „ich fürchte mich hier und wollte anfangs nicht herein."

Fürſt Röhrig lebte nur in ihrem Willen. Er gehorchte flugs und führte ſie fort.

Zerſtreut blickte Woldemar ihr nach und alle waren unbefriedigt. Wie aus einem Traume — der anfangs ſüß verlockte, dann himmliſch rührte, dann ernſthaft richtete und zuletzt verwarf und verſtieß — fühlte man ſich erwacht und dem trüben Alltagsſein zurückgegeben.

Der Biſchof entſchuldigte ſich wegen ſeines ungerechten Verdachtes beim Prinzen, der immer noch da ſtand, als wiſſe er nicht, wie ihm geſchehen.

Es war Nacht geworden und Prinz Woldemar im Schlafgemache überließ ſich ſeinen finſteren Gedanken. „Verſchmäht!" ſeufzte er, „verſtoßen! — ich! — und von ihr, die ich wahrhaft liebe, wahrhaft wie mich ſelbſt. — Tod und Hölle, ich ertrage keine Beſchämung! — Ich kann nicht leben! kann ich nicht ſtolz ſein! — O es iſt eines Gottes würdig, ſeine Geſchöpfe alle zu demüthigen. Ich habe keine Demuth! gelangt man nur durch Demuth zum ewigen Leben! ich habe nichts in mir für ſolch' eine Ewigkeit.

„Was zu viel iſt, iſt zu viel!" ſagte Hannes, „erſt verdrängt ſie Euch vom Thron, dann verſchmäht ſie Euch mit Haut und Haar, Euch, den ſchönen Woldemar; vor Volk und Geiſtlichkeit und Adel! und räth Euch zu ſterben und ſagt fein chriſtlich: „Möge es Dir zum Heil gereichen;" wie unſer einer ſagt: „Proſit Mahl-

zeit" oder „Wohl bekomm's." Dann kommen die Menschen und gratuliren Euch dazu und Ihr geht in die Kirche und singt te deum laudamus."

„Gestehen aber müßt Ihr indessen," fuhr er nach einer Weile fort, „daß man im Paradiese seine Nasen hat. Die kennt Euch! ohne Euch gesehen zu haben, denn sie will Euch nicht einmal ansehen. — Aber so geht's, Ihr habt das längst verdient! Wie habt Ihr den Weibern mitgespielt? Liebe, Hingebung, Opfer, alles habt Ihr ihnen abgeheuchelt! um sie zu verhöhnen und zum Stadtgespräch zu machen. — Ohnespaß rächt nur ihr Geschlecht! Sie nimmt Euch alles ab und verschmäht Euch vor allen Euren Unterthanen. — Nun? was werdet Ihr nun thun?"

„Warten!"

„Auf was?"

„Daß sie stirbt."

„Die überlebt Euch zweimal."

„Sie taugt nicht zur Herrscherin!"

„Sie wird die Welt schon kennen lernen; die Geistlichkeit will ihr wohl; der Adel schwärmt für sie; das Volk ist entzückt von ihr und ein frommer, schöner Jüngling wird sich auch schon finden, den sie zum Fürsten macht und der ihr regieren hilft."

„Eh' erwürge ich sie mit diesen meinen Händen!" rief Woldemar erboßt.

„Possen!" lächelte Hannes, „sie ist schlank und entschlüpft wie ein Aal Euren Händen."

„So morde ich sie im Schlafe"

„Sie hat den Schlaf eines Adlers. Einst hatte sie Flügel."

„Ich vergifte sie."

„Sie hat feine Sinne, ein Kind des Paradieses nimmt kein Gift."

Beide blickten sich eine Zeitlang schweigend an. Hannes lächelte, Woldemar war sehr ernst. „Rathe mir!" gebot er, und Hannes öffnete das Fenster und sprach: „Seht selbst."

Neugierig folgte ihm Woldemar und blickte hinaus. — Der Mond stand am Himmel und ergoß sein volles Licht über die schlafende Stadt. Nur Ohnespaß war munter und lustwandelte über die hellen Dächer. Sicheren Fußes betrat sie die schmalsten Pfade

und ſchwebte an den äußerſten Kanten leicht dahin. Am letzten Ende des gegenüberliegenden Schloßflügels blieb ſie ſtehen, breitete die Arme aus und ſchaute lächelnd in den Mond.

„So machte ſie es dieſen Morgen im Dom!“ ſeufzte Woldemar, „und die Mönche hielten ſie für einen Engel.“

„Was fällt Euch ein, weil ſie nach dem Mond ſchaut?“

„Ich denke nur ſie,“ ſeufzte der Prinz.

„Cöleſtin iſt auch mondſüchtig. Er hat ſie ſchon im Monde aufgeſpürt. Wollen wir wetten, daß ſie ſich heute noch finden?“ —

„Das erſtickt alle Zärtlichkeit!“ rief Woldemar. — „Jetzt ſtirbt ſie. — Hannes!“

„Ja!“

„Es wäre gut, noch dieſe Nacht. Unvermuthet, wie ſie gekommen, muß ſie verſchwinden! — Hannes! Eine Grafſchaft wäre Dein Lohn!“ —

„Nehmt nur nicht den Mund ſo voll. Ihr habt ſelber keine und nie eine gehabt.“

„Iſt ſie hin, ſo iſt Alles gut.“

„So lebt der alte Fürſt noch, und eh' der ſtirbt, iſt viel vergeſſen.“

„Mein Fürſtenwort.“

„Ich bin kein Kind!“

„Mein Schwur, mein Handſchlag, was begehrſt Du!“

„Nichts! Wer mir ſein Wort bricht, den weiß ich zu finden. — Allein ich vergieße kein Blut.“

„Ich will es thun! rathe! hilf mir nur!“

„Und dafür bekomme ich eine Grafſchaft? der Handel gilt, ich helfe Euch Fürſt werden!“ Er ſchaute zum Fenſter hinaus. „Die einzige Schwierigkeit iſt, zu ihr auf's Dach zu kommen, die Rinne hier — der Söller dort — es kann den Hals koſten — allein eine Grafſchaft — dafür läßt ſich was wagen.“

Er kletterte aus dem Fenſter, guckte aber noch einmal wieder herein und fragte: — „Bleibts dabei?“

„Eine Grafſchaft!“ wiederholte Woldemar.

„Welch' unbehülflich Weſen naht ſich mir," — fragte Ohneſpaß und lachte über den ungeſchickten Kletterer. „Wer biſt Du, Erdenſohn, der noch wacht, wenn alle Menſchen den milden Zauber dieſes Lichts verſchlafen!" —

„Ach!" entgegnete Hannes ſeufzend, „am Lichte liegt mir nichts, und vollends nach dem Monde frag ich gar nicht. — Verzeihung, liebliche Gnaden, daß ich ſo deſpectirlich von einem Geſtirn rede, welches Euch Eurer Sünde halber ewig unvergeßlich bleibt. — Ich halte es mit den Menſchen, denn da iſt noch Liebe zu finden. Ich komme von einem Unglücklichen, deſſen ganzes Heil Ihr ſeid." —

„Du ſprichſt thöricht!" entgegnete ſie, „wie kann ich eines Menſchen Heil ſein, und Du nennſt doch meine Sünde."

„Dieſe ſchönen Augen! dieſe feinen Glieder! ſo was gedeiht nur im Paradieſe und giebt es nicht auf Erden!"

„Nun?" fragte ſie unbefangen, „wenn meine Augen ſchön und meine Glieder fein ſind, ſo ſind ſie doch nur ſterblich und Heil liegt nicht in der Sterblichkeit?"

„Ach!" ſeufzte Hannes; „und doch haben ſie einen bildſchönen jungen Heiligen unglücklich gemacht!"

„Unglücklich?"

„Wer Euch erblickt, ruft aus: „Seht, ſeht! ein Engel Gottes!" — Und ihn nennt man einen Engel an Leib und Seele. — Ihr müßt Euch ſein erbarmen, wollt Ihr Erbarmen mit Euren Sünden. Und er ſündigte wie Ihr, was Eure Flügel thaten, beging er im Uebermuthe geiſtiger Verzückung."

„Ich weiß nicht, was ich ſoll und was Du willſt. — Du machſt mich bange."

„Verſteht Ihr mich nicht? — Sein Geiſt war ungeſtüm und überſchwenglich, wollte in alle Himmel, in das Licht, in die Wonnen der Heiligen und Engel! — Und das vermag der Geiſt nicht, dazu gehören Flügel, und hat man ſie auch — das Licht kann man doch nicht vertragen und die Engel leiden es auch nicht. — Hochfürſtliche Gnaden wiſſen ja wohl!" —

„Allein woher weißt Du das Alles?"

„Die Kunde, die Eure paradieſiſche Holdſeligkeit zur Erde brachte, kennt nun ſchon alle Welt. — Der ſchöne heilige Jüngling aber gerieth nicht ſo weit im Geiſte, wie Ihr mit Euren Flügeln.

Nur bis in den Mond ward er verzückt. Da fand er Euch! — Ihr blicktet so fromm empor! Euch verlangte so sehnsüchtig nach dem Lichte und nach den Engeln! — Und er verstand Eure Blicke und Sehnsucht. Ach! und ihn schwindelte vor Wonnen!"

„O welche holde Kunde bringst Du mir!" fragte sie bewegt. „Sein Geist fand mich im Monde?"

„Ja! Und hat seitdem nur eine Sehnsucht, nach Euch, nach Euren Himmelsblicken, Eurem Lichtverlangen! — Der Unglückliche! — Euer Umgang mit der Königin der Himmel, die sündenreine Paradiesesluft und Nahrung hat Euch seliger und lieblicher gemacht als andere Sterbliche! Ein Mittelwesen nun seid Ihr zwischen Mensch und Engel! — Er, ein Heiliger und einzig in seiner Art unter den Sterblichen, fand in Euch bescheidene Erfüllung seiner Inbrunst; Euer Blick öffnet ihm die Himmel, Eure Seufzer führten ihn in die allseligen Wonnen. All seine Sehnsucht verlor sich in Euch, sein Geist kann nicht wieder von Euch finden! Ihr seid nunmehr sein ganzes Heil! Ihr weint! — Nein, o paradiesisches Fürstenkind! weinen müßt Ihr nicht, sonst kann ich nicht weiter erzählen!"

„Laß mich weinen," bat sie zärtlich, „es sind ja keine Thränen der Schuld und der Reue!"

„Nicht wahr?" fragte Hannes, „Ihr fühlt recht angenehme Wärme in den lieben Wängelein. Euer süßes, junges Blut hüpft flinker durch die feinen Adern. Und ach! — In Eurer Bruft! — Da wogt's, da bebt's, recht süß und wonniglich?"

„Wer bist Du, der so in meinem Innern liest. O mir ist bang vor Dir! Du bist kein guter Geist."

„Und wollt Ihr unbarmherzig sein, wie die Engel gegen Euch, und seine Liebe verstoßen?"

„Wie darf ich? die Engel verdienen Liebe, ich keine! doch Liebe thut wohl! wofür man sie hegt, gleichviel — wenn man sie nur hegt."

„So wollt Ihr Euch sein erbarmen?"

„Frag mich nicht. Ich weiß nicht, was ich soll," entgegnete sie verwirrt.

„Der Beklagenswerthe! seit er Euch gefunden, war sein Geist nur bei Euch. Allnächtlich, wenn der Mond am Himmel stand, da

wandelte er in ſeinem Lichte und war glücklich! — Heut findet er Euch nicht. Weiß nicht, wo Ihr ſeid, und ſucht und ſucht vergebens. Nun iſt der Himmel ihm leer, erſtorben, ohne Gott, Engel, Heilige! Verzweiflungsvoll durchſchweift ſein ungeſtümer Geiſt das All. — Und ſein Engel iſt ſo nahe."

Sie brach in Thränen aus. „Du ſagſt, ich ſoll nicht weinen, und bringſt mich immer mehr zum Weinen. — Du haſt nichts Gutes mit mir vor!"

„So mag der Unglückſelige verwildern und verzweifeln!" rief Hannes ärgerlich. „Ich habe das Meinige gethan! ſein Engel wendet ſich von ihm. Nun mag ſein ungeſtümer Geiſt im tollen Irreſchweifen erlahmen und verdorren wie Eure Flügel!"

„Nein!" rief ſie ſchluchzend! „nein! Wie Du mich quälſt! Er ſoll mich ſehen! Was mir auch bevorſteht, ich will ihn retten! — Wo finde ich ihn?"

„Ich will Euch führen, doch möchte ich mir erſt eine Mütze aufſetzen. Uns Sterblichen friert Nachts der Kopf."

„Eile!" bat ſie innig, „weil der Unglückliche ſo leidet!"

„Gleich! gleich!" verſetzte er und kletterte fort. Doch kam er noch einmal zurück und rief: „Fürſtliche Gnaden, Prinzeſſin! der ſchöne, engelgleiche Jüngling heißt Cöleſtin!"

„Cöleſtin!" ſeufzte Ohneſpaß.

„Da habt Ihr gleich einen Zeitvertreib," verſetzte Hannes. „Nun wiederholt nur den Namen, damit, wenn ich wiederkomme, Ihr ihn auswendig wißt."

Hurtig ſprang er über die Dächer, kletterte in's Fenſter zum Prinzen und rief: „Sie iſt ſo dumm, daß ſie ſich zu Allem verſteht. Seht, wie ſie ſich geberdet. — Sie iſt ganz verwirrt und ſeufzt: „Cöleſtin, Cöleſtin!" Sie liebt ihn, ohne ihn zu kennen, wie ſie Euch haſſet, ohne Euch anzuſehen. Eilt zum Einſiedler! — Ich führe ſie auf Umwegen, damit Ihr nachkommen könnt. Nehmt ein Schwert mit. Sie kennt kein Schwert, weiß nicht, daß es tödtet. — Eilt! eilt!"

Troſtlos und doch gefaßt wandelte Cöleſtin auf ſchroffen, unzugänglichen Höhen, ſchwang kühn ſich über Spalten und Schluchten

und ſchritt längs bodenloſen Abgründen ſicher dahin; der kleinſte Stein diente ihm zum Stütz- und Strebepunkte und rollte, wie ſein Fuß ihn berührt, in den Abgrund. Immer höher, nach den höchſten Klippen trieb ihn ſchmerzliches Verlangen — wohin am vollſten das Mondlicht zu fließen ſchien! — immer täuſchte es — der Mond blieb todt und leer. — Sie füllte ihn nicht mit ihrer Holdſeligkeit — ein wildes Geſpenſt grinſte er ihn mit bleicher Larve an, — und dieſe Angſt bemeiſterte ſich ſeiner ganzen Seele. Der Himmel ſchien leer, die ſchwarzen Wolken ſchienen breite Trauerflore, die ein ſchadenfroher Geiſt ausgehängt und dahinter war das leere, grauenhafte Nichts. — „Ich trage den Tod im Herzen!“ ſprach er bei ſich, „und dieſes Herz überträgt den eigenen Tod auf Mond und Himmel!“

Da ſtand er auf der höchſten Klippe, an ſchroffer Felswand hing ſie weit über das reizende Thal. „Gott! Gott!“ rief er, „warum haſt Du mich verlaſſen. Und ſie, wäre ſie nicht mehr, iſt ihre Sehnſucht erfüllt und Leben geworden? Iſt ſie eingegangen zu den Engeln, der liebſte und lichteſte unter ihnen? — Dann wird der Geiſt nie wiederkehren, gelähmt, erſtorben bleiben Herz und Hirn — doch nein! Es neigen Heilige ſich zu Sterblichen. Die Himmel öffnen ſich, die Boten fliegen nieder: O Nymphe des Mondes, Jungfrau mit den Himmelsblicken, Du Schöne voller Engelsſehnſucht! Liebkoſeſt Du nur Rehe und Lämmer, ſchmeichelſt Du nur Paradieſesvögeln und haſt Du keinen Gedanken für mich unglückſeligen Jüngling?“

Und ſiehe, thalaufwärts klang eine wunderſüße Stimme: „Cöleſtin! Cöleſtin! ich will Dein Engel ſein.“ Da faßte ihn Entzücken und Schwindel, er ſank — — —

„Seht!“ rief Hannes, „wie ſehnſüchtig er aufwärts blickt, wie er die Arme nach dem Monde breitet, als wäret Ihr noch dort. Ruft ihn nur beim Namen, ſo kommt er zu Euch herunter. Habt Ihr den Namen auch behalten?“

Und Ohneſpaß ſelig lächelnd rief, — und zerſchmettert lag Cöleſtin zu ihren Füßen.

„Seht! da iſt er ſchon!“ ſagte Hannes.

„Barmherzige Gottesmutter!“ rief Ohneſpaß, „was iſt das?“

„Das iſt der Tod, Ihr liebes Paradieſeskind; da lernt Ihr den nun auch kennen.“

Sie kniete nieder, benetzte den Sterbenden mit ihren Thränen, legte ſein ſchönes Haupt auf ihren Schooß und klagte: „Das iſt Dein Werk, böſer Geiſt! Du haſt mich überliſtet. Aber Dir zum Trotz will ich ſein Engel ſein. Erwache, lieber Cöleſtin! Sieh, hier weiht Liebe ſich der Sterblichkeit. Wie Heiligengebeine wunderkräftig wirken, ſo flößen Deine blut'gen Glieder mir Zärtlichkeit und Mitleid ein."

Und er ſchlug einmal noch die blauen Augen auf. „Wohl hat das Erdenleben Werth!" ſprach er, „und nie in allen Himmeln werde ich vergeſſen, daß ich Dich fand und ſtarb an Deinem Herzen." — Und der Tod brach ſein Auge, die ſchönen Glieder wurden bleich und kalt in ihren Armen. Ohneſpaß ſchauderte und bebte. „Gott!" rief ſie aus, „das iſt Tod! Ja! ſo kalt und bleich ſind einſt auch meine Glieder."

„Ja! hochfürſtliche Gnaden; ganz eben ſo bleich und kalt," verſetzte Hannes. „Fragt nur den Prinzen Woldemar, hier kommt er, um wegen der Thronfolge mit Euch abzurechnen."

„Seht, gnädigſter Herr!" rief er dem athemlos Herbeieilenden entgegen, „ich habe ſie vereint."

Mit Haß betrachtete Woldemar die ſchöne Gruppe. „Sie liebt ihn!" knirſchte er.

„Macht fort!" rief Hannes, „eh' ſie Euch entſchlüpft."

„Erſt will ich mit ihr reden."

„So faßt ſie wenigſtens bei den Gewändern oder Haaren."

„Ohneſpaß!" rief der Prinz und ergriff ſie.

„Laß mich in meinem Leid!" flehte ſie.

„Sieh mich an!" gebot Woldemar und zog ſie bei den Haaren empor.

„Ich will nicht!" rief ſie eigenſinnig, „laß meine Locken! Unhold!"

„Sieh mich an!" drohte Woldemar mit gezücktem Schwerte.

„Das hilft Euch nichts!" ſagte Hannes; „ſie kennt kein Schwert, furchtlos betrachtet ſie die blinkende Schneide."

„Sieh mich an und ſprich, Du liebſt mich nicht!" wiederholte Woldemar wüthend. „Sage, Du haſſeſt, Du verabſcheuſt mich, doch ſieh mich an."

Da ſah ſie groß und hell ihn an und ſprach: „So wie die Engel mich verſcheuchten und verſtießen, ſo verſchmähe und verſtoße

ich Dich, Du finsterer Unhold. Dein Auge blickt Sünde, Dein Geist ist schwarz wie die Hölle. Deine Nähe ist Tod und Verderben. Ich aber will in's Licht zu den lieben Engelein und habe nichts mit Dir zu schaffen!"

„So geh zu Deinen Engeln!" sprach grimmig Woldemar und stieß das Schwert ihr in die zarte Brust.

„Juchheißa! Nun bin ich ein Graf!" frohlockte Hannes.

„Barmherzige Jungfrau!" wehklagte sie und sank auf Cölestin's Leichnam. „Ich fühle Todespein! — geht hier mein Weg zu Ende? Darf ich in's Licht nun zu den lieben Engelein? Cölestin ist wohl auch schon dort. Ach, schöne Gottesmutter! — Sag den lieben Engelein! daß sie mich nicht wieder verscheuchen und verstoßen. —"

Sie schloß die holden Augen; noch ging ihr Athem schwer und wild und wüthend schwang Woldemar sein Schwert, als gäte es noch, was Unerhörtes zu vollbringen!

„Kommt!" sprach Hannes, „Ihr habt sie gut getroffen. Sie wird sich schon verbluten. Jetzt zur Klause. Es muß sich dort was von Schaufel, Spaten und anderem Geräth vorfinden, damit wir sie verscharren. Die Hütte stecken wir in Brand und alles bleibt ein Räthsel und die Menschen werden davon noch in spätern Jahren fabeln."

„Was habe ich erreicht!" sprach Woldemar wüthend. „Sie werden selig mit einander und ich — ich" —

„Ein Fürst" sagte Hannes.

„Es war eine halbe Rache, mein Ingrimm ist nicht satt."

„Wir sind hier auch noch lange nicht fertig." —

Sie gingen zur Klause. Hannes schritt munter voraus und öffnete die Thür. Plötzlich aber blieb er stehen und schaute verlegen seinen Herrn an.

„Was hast Du! Was soll das erbärmliche Gesicht?"

„Gnädigster Herr!" versetzte Hannes kleinlaut. „Denkt von mir, was Ihr wollt; aber ich kann nicht über diese Schwelle."

Der Prinz schlug ihn und wollte ihn hinüberstoßen.

„Bei allem Schwefel des hölliſchen Pfuhls," schrie er kläglich; „ich kann nicht, hier ist ein Bann gelegt."

„Elender, gemeiner, feiger Schurke!" tobte Woldemar und ging selber. —

Drinnen war es ſtill und feierlich und anzuſehen wie eine Kapelle. Der Altar war geſchmückt und eine Ampel brannte. Mitten am Boden war ein Grab gehöhlt. Die Erde aufgeworfen. Ein ſteinernes Kreuz lag daneben und in der lockern Erde ſtak ein Grabſcheit! —

„Seltſam! ſeltſam!“ ſagte der Prinz. „Es ward vorhergeſehen? Nun wohl! Ich will's Euch gönnen! ruht bei einander!“

Er ging hinaus zu Hannes, der ihn fragte: „was fehlt Euch? Jetzt habt Ihr Euer ganzes Angeſicht verändert!“

„Mein Haß iſt geſühnt,“ ſprach Woldemar. — „Weh dem, der mir widerſtrebt! doch wer ſich fügt, der findet mich großmüthig. — Sieh, Hannes, drinnen iſt eine Gruft gehöhlt, und in der lockern Erde ſteckt ein Grabſcheit. Das dünkt mich eine Bitte: „begrabt uns bei einander.“

Hannes ſah ſeinen Herrn betroffen an. „Wer von uns iſt kleinmüthig? wer verzagt?“

„Elender Sklav!“ ſchrie Woldemar, „ſchaff die Leichen her. Ich muß ja Alles ſelber thun, Du wagſt Dich nicht hinein!“ —

Sie kehrten heim, Woldemar blieb öfter ſtehen und ſchaute rückwärts und, als ſie an eine Bucht geriethen, wo die Klauſe zum letzten Male ſich ihren Blicken darbot, ſtand er wie angewurzelt.

„Ich möchte nur wiſſen, was Ihr habt!“ fragte Hannes.

„Schau!“ rief Woldemar, „Du ſiehſt nicht?“

„Nicht das mindeſte.“

„Und wenn der Vollmondſchein auf meiner Klauſe ruht und ſie umfließt wie Verklärungslicht ein finſteres Grabmahl.“ O die Worte eines Heiligen erfüllen ſich buchſtäblich. Die Klauſe! da iſt ſie nun ein Grabmahl und verklärend ſinkt der Mondſchein drauf hin. Sie aber ſind weit über dem Mond in Licht und Wonnen. Wehe! ich ſoll nicht einmal hinaufſchauen! Der Mond — er zürnt, in ſeinem Angeſichte habe ich ſie gemordet! —“

„Es geſchieht Euch recht. — Warum habt Ihr die Klauſe nicht in Brand geſteckt, wie ich Euch rieth!“

„Konnte ich?“ fragte Woldemar ſchaudernd. „Sahſt Du mich nicht beben und erbleichen? — O, ich erſchrecke nicht. Mein ſtolzes

Herz kennt keine Furcht, das aber war kein natürliches Schrecken. Ich warf die Erde über sie, setzte das Kreuz in den lockern Hügel und stampfte es fest. — Es war geschehen! — da faßte der Bann auch mich!"

„Mir wolltet Ihr nicht glauben?"

„Auch mir selber nicht. — Ich trotzte, sträubte mich. Da brach der kalte Schweiß aus meinen Gliedern! Es wurde mir schwarz vor den Augen! Meine Kräfte wollten mich verlassen! Ich mußte fliehen!"

„Es ist seltsam!" sprach Hannes. „Ich weiß so manches. Das aber hätte ich nicht erwartet."

„Das war sie!" fügte Woldemar hinzu. „Sie will nichts von mir wissen, noch im Grabe verscheucht und verstößt sie mich. Höll' und Teufel. Ich bin doch beschämt!"

Fürst Röhrig saß matt und überwacht in einem Sessel. Neben ihm Prinz Woldemar, zu dem er sprach: „Sie wird nicht wiederkehren. Sie kam, ihren alten Vater mit dem Tode zu versöhnen, an den ich sonst mit Schrecken dachte. Sie hat's vollbracht. Ich kann nun sterben! —"

„Wozu alle Hoffnung aufgeben?" entgegnete Woldemar. „Wer weiß, wo sie ist, die lieblich-flüchtige Erscheinung? In einer Kirche, einem Kloster oder irgend einem andern Heiligthume werden wir sie finden, wo sie fromme Geistliche entzückt, bezaubert und trunken macht von ihrem Liebreiz."

„Nein, Woldemar!" seufzte der fürstliche Greis. „Wir sehen sie nimmer wieder. Was soll sie auf Erden? Ihre Sendung ist vollbracht. — Den schönen Cölestin hat sie wohl auch abgerufen!"

„Abgerufen?" fragte Woldemar bestürzt. „Wie meinen Eure Durchlaucht das?"

„Zur Seligkeit!" sagte Röhrig. „Ich denke mir's. Vielleicht auch begraben! Dann starb er einen schönen Tod. Und wohl noch manches holde Wunder hat sie still verübt, eh' sie verschwand, unerklärlich wie sie kam. Auf Erden ist nun nichts von ihr verblieben, als die Kunde und manch heilig Wort, das sie gesprochen. Allein was giebt es Ewiges und Beglaubigtes hienieden als das Wort? —

Woldemar! ſieh mich an. — Ich habe meine Jugend verſchwelgt und verſcherzt. Mein kraftloſes Alter wollte fromm ſein. Ich that, was ich konnte, allein es fehlte der Geiſt. Gebet und Andacht blieben eitler Tand und Kinderſpiel. — Doch Heil mir! ich ward Vater! Gnade und Heil widerfuhr meinem Fleiſch und Blut! Jetzt liebe ich meine Tochter, die nicht mehr auf Erden weilt und ein Engel unter den Engeln iſt. Ich werde ſie wiederſehen und mir wird geholfen ſein! — Ich war kein ſchlimmer Fürſt. Ich liebte heitere Geſichter und war ich ungerecht, ſo war's aus Irrthum, nicht aus böſem Herzen. Ich weiß, ich hätte anders ſein müſſen, allein es iſt zu ſpät. Auch Dein Tag wird kommen, Woldemar, wie der meine heut', der letzte an welchem Du Fürſt biſt."

„Mein Oheim!" rief Woldemar mit ſchlecht verhehlter Freude.

„Ich bin alt und lebensmüde und ſehne mich nach Frieden. Ich nehme das Ordenskleid des heiligen Dominikus. Ich will den Adel und die Stände berufen, Woldemar, und Hut und Scepter Dir übergeben! Ich weiß, es freut Dich!" —

„Nein!" ſprach Woldemar gefaßt. „Traurend empfange ich ein Erbe, auf das ich noch keine Rechte und Anſprüche habe und haben will. Ich mag's nicht denken, daß die Himmliſche ſo jäh von uns geſchieden, ohne ein Wort der Liebe und des Abſchieds uns zu gönnen. In ihrem Namen nur empfange ich das Scepter, ihr holdes, in meinem Herzen unvergeßlich eingeprägtes Bild wird mich beſeelen, es ihrer würdig zu führen. Und bekleide ich mich mit dem Fürſtenhut, ſo will ich, wie und wo ſie es begehrt, bereit ſein, ihn ihren goldnen Locken aufzudrücken!"

„Halte Wort!" ſprach Röhrig gerührt, „dann ſterbe ich ruhig. Wähle Dir bald eine Gattin und mögeſt Du eine finden, wie meine höchſtſelige Fürſtin war, dieß iſt mein beſter Segenswunſch für Dich und Gott ſchenke Dir Kinder gleich meiner Ohneſpaß. Dann wirſt Du ſicherlich zum Heile kommen."

Fürſt Woldemar kehrte vergnügt von der Huldigung heim! Da nahte ſich Hannes unterthänig und ſprach lächelnd: „Eure Durchlaucht wollten mich zum Grafen machen."

Woldemar ſah ihn verächtlich an. „Knie nieder!“ gebot er, „damit ich Dich zum Ritter ſchlage.“

Hannes gehorchte und der junge Fürſt zog ſein koſtbares Schwert. „Sag an, Du Schuft! kennſt Du die drei Rittertugenden?

„Keine Einzige!“ verſicherte Hannes treuherzig.

Woldemar gab ihm einen derben Schlag auf den Rücken und ſprach: „ſei tapfer.“

„Warum nicht?

„Barmherzig!“

„Ich nehme Euch zum Vorbild.“

„Und verſchwiegen!“ Hiermit wandte Woldemar das Schwert zur Schärfe und holte zu einem gewaltigen Hiebe aus, um dem Knienden den Kopf zu ſpalten. Allein die gute Klinge zerſprang an ſeinem harten Schädel und Hannes erhob ſich und fragte lächelnd:

„Bin ich nun ein Edelmann?“

„Wer biſt Du?“ fragte Woldemar erſchrocken und Hannes warf ſich in die Bruſt und ſprach mit Selbſtgefühl und Zuverſicht.

„Gleichfalls ein Fürſt! Ihre Liebden! Ein Fürſt der Hölle.“

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber
Es scheint mir, daß der Mond heut' Nacht
Noch voller, größer und noch röter ist,
Als gestern war. Ich sah ihn durch die Bäume
Des Waldes steigen, wie ein großes Feuer,
Das sich entzündet hat in einer Stadt,
Die ferne liegt, und dessen Widerschein
Am Himmel steht

„Gewiß das Opfer habsüchtiger Eltern!“ sagte der Fremde zu sich, als er ihr sein Geschenk in die Hand drückte. „Die Arme wagt wahrscheinlich nicht eher nach Haus zu gehen, als bis sie die vorgeschriebene Summe gesammelt hat. Wie Schade! Wie rührend ist der Ausdruck dieses lieblichen Gesichts! Wie ausdrucksvoll ist diese Stimme! Sie verdient es nicht, im Schooß des Elends aufzuwachsen und vielleicht dem Laster entgegenzureifen.“

Das Kind dankte dem Fremden und rief auf ihn den Segen der heiligen Jungfrau herab; bald aber widmete sie ihre Aufmerksamkeit anderen Vorübergehenden, um unter ihnen ein Gesicht zu finden, dem sie vertrauen konnte.

Der Unbekannte entfernte sich langsam, nicht ohne wiederholt auf die Bettlerin zurückzublicken. Aber wenn sich auch seine Gedanken einige Augenblicke mit diesem kleinen Abenteuer beschäftigten, so wendeten sie sich doch bald auf einen Gegenstand, der sein Herz viel näher anging, denn er bemerkte jetzt auf dem Balkon seines Hotels mehrere Frauen, die sich hier an der kühlen Morgenluft erfrischten.

Die Damen waren in ihrem Aeußeren und Alter ziemlich verschieden. Die Eine von ihnen, eine runde Blondine mit rothen, frischen Wangen und fröhlichen, aber ausdruckslosen Zügen, nahm keinen Anstand, sich durch lauten Zuruf dem jungen Fremden bemerklich zu machen, als er sich noch in einiger Entfernung vom Hotel befand.

„O, dort kommt Herr Albert von seinem Spaziergang zurück! Kommen Sie schnell herauf zu uns! wir erwarten Sie mit Ungeduld.“

Der junge Mann antwortete mit einer höflichen Handbewegung der Baronin; denn so nannte man die junge Wittwe, welche sich über den Verlust ihres Gemahls durch eine Reise nach Italien zu trösten versuchte.

Ihre Nachbarin war eine schlanke Mädchengestalt, deren durchsichtiger Teint, blaue Augen und rosige Lippen, zwischen denen man zwei Reihen der schönsten Zähne erblickte, zusammen ein Musterbild englischer Schönheit bildeten.

Die dritte Dame saß auf einer Chaise longue und schien leidend zu sein; ihr edles, schon von einigen Falten durchschnittenes

Geſicht ließ leicht errathen, daß ſie die älteſte unter den Damen ſei. Aus der rückſichtsvollen Aufmerkſamkeit, mit der ſich die junge Engländerin gegen die ältere Dame benahm, konnte man auf ein näheres Verhältniß zwiſchen beiden ſchließen; aber ſie nannte ſie nicht Mutter. Es war ihre Tante, welche unter dem milderen Himmel des Südens Heilung oder wenigſtens Linderung für ein Bruſtübel zu finden hoffte, das bis jetzt der Kunſt der engliſchen Aerzte Hohn geſprochen hatte.

Die Eile, mit der Albert auf dem Balkon erſchien, zeigte, wie gern er der Einladung der Damen folgte. Die gewöhnliche Bläſſe ſeines Angeſichts hatte jetzt einer leichten Röthe Platz gemacht, hervorgerufen von der Hitze des Tages und der Schnelligkeit ſeines Kommens. Die gefällige Grazie ſeiner Bewegungen, Anſtand und Kleidung verriethen, daß er den höhern Ständen angehörte. Er verbeugte ſich abermals vor den Damen und erklärte, ganz zu ihren Befehlen zu ſtehen.

„Wir erwarteten Sie ſo ungeduldig," entgegnete die Baronin auf Franzöſiſch, aber mit einem ſtarken deutſchen Accent, „um eine Spazierfahrt auf dem Meere zu machen, denn Niemand kennt die Gegend beſſer als Sie; Sie verſtehen die Landesſprache und haben zu viel Scharfſinn, um nicht zu bemerken, wie viel uns daran liegt, einen Cavalier zu haben, wie Sie ſind."

Der junge Mann dankte für dieſes Kompliment durch die Bereitwilligkeit, mit der er den Vorſchlag annahm, und begab ſich hinweg, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, nachdem er ſich von den Damen beurlaubt hatte. Auf dem Hafenquai angelangt, miethete er das ſchönſte Boot, welches zu haben war, bezeichnete dem Schiffer die Richtung des projektirten Ausflugs und eilte zu den Damen zurück, um ihnen anzukündigen, daß Alles zur Abreiſe bereit ſei, eine Nachricht, welche die Baronin mit einem lauten Ausbruche der Freude und die beiden andern Damen mit einem höflichen Danke annahmen. Obgleich der Weg nach dem Hafen kurz war, ſo fürchtete die junge Engländerin doch, daß die Anſtrengung für ihre Tante zu groß werden würde; aber dieſe fühlte ſich heute ſtärker als gewöhnlich und entſchloß ſich, zu Fuß zu gehen; ſie nahm daher den dargebotenen Arm unſeres jungen Freundes und die ganze Geſellſchaft machte ſich in der heiterſten Stimmung auf den Weg.

Bald befanden ſie ſich auf dem Golf. Es war ein köſtlicher Morgen. Die Barke fuhr längs den reizenden Küſten hin und ein Segel, zeltartig über dem Verdeck ausgeſpannt, ſchützte die Geſellſchaft vor den Sonnenſtrahlen, deren Glut ſchon beſchwerlich zu werden anfing. Bald war es das Meer, welches in ſeiner großartigen Ruhe die Aufmerkſamkeit unſerer Freunde feſſelte, bald rief ein reizender Punkt am Ufer laute Aeußerungen der Bewunderung auf ihre Lippen. Wie nach und nach ihre Begeiſterung ſich beſchwichtigte und jenes Gefühl ſtillen Glückes in ihren Gemüthern zu herrſchen anfing, welches der Anblick einer herrlichen Natur immer hervorbringt, leitete ſich folgendes Geſpräch ein:

„Wie iſt es möglich, Herr de Beaumont," fragte die Baronin, „daß Sie in kurzer Zeit ſich hier ſo eingebürgert haben? Sie ſcheinen die Gegend ſchon ganz genau zu kennen, und doch ſind Sie drei Tage ſpäter als wir in Neapel angekommen. Sie haben Ihre Zeit gut benutzt."

„Ich bin nicht zum erſten Mal hier," erwiederte der junge Franzoſe, „Vor acht Jahren war ich an Bord einer Kriegscorvette hier, auf der ich als Cadett diente."

„Und warum haben Sie dieſem ſchönen Beruf entſagt?" fragte Miß Anna.

„Um die Verwaltung meiner Güter zu übernehmen, Miß Anna, denn durch den Tod meines Vaters wurde ich Chef des Hauſes."

„Ein ſehr jugendliches Familienhaupt," warf die Baronin lächelnd ein. „Aber doch muß ich Ihr Gedächtniß bewundern, daß Sie acht Jahre den Eindruck ſo friſch und treu bewahren konnten. Sie müſſen zur Zeit Ihrer Reiſe ja noch ein halbes Kind geweſen ſein."

„Ich war kein Kind mehr, meine Gnädige," erwiederte Albert, „ich war faſt 21 Jahr und in dieſem Alter betrachten uns die Seeleute und wohl auch die Damen nicht mehr als Kinder."

„Aber mein Gott, warum werden Sie roth?" fragte die Baronin, welcher eben ſo wenig, wie ihrer jüngeren Gefährtin, die Verlegenheit des jungen Mannes entgangen war. „Schämen Sie ſich, daß wir Sie für jünger gehalten haben, als Sie wirklich ſind? Ich dächte doch nicht, daß die Jugend ein ſo ſchlimmer Fehler ſei."

„Gewiß nicht, mes dames, aber ſie iſt oft die Urſache von Fehlern, die wir in vorgerückteren Jahren bitter bereuen.“

„Sie haben ſich gewiß große Verbrechen vorzuwerfen,“ fuhr die Baronin fort, ihn mit ungläubiger Miene neckend. Und allerdings lag ſo etwas Offenes und Ehrliches in der Phyſiognomie des ehemaligen Seemanns, daß man ſchon die bloße Idee eines Verdachtes belächeln mußte.

Anſtatt auf dieſe Frage zu antworten, fügte der junge Mann mit einem Seufzer hinzu:

„Neapel war der erſte Ort, wo ich die Freuden und die Leiden des Lebens kennen lernte. Wir warfen hier Anker und unſere Corvette blieb faſt drei Monate in dieſem Hafen. Ohne Unruhe, ohne Sorge um die Zukunft dachten meine Kameraden und ich, als wir an das Land ſtiegen, an nichts, als an das Glück, uns unter dieſem ewig blauen Himmel zu befinden und Alles ſehen zu können, was die Natur und der Menſch Großes in dieſem glücklichen Lande geſchaffen hat. Wir hatten bald die ganze bezaubernde Umgebung durchſtrichen, den Veſuv beſtiegen, Sorrent, Capri, den Poſilipp beſucht. Kein Muſeum, keinen Palaſt, kein Schauſpiel, kein Feſt gab es bald mehr, das uns unbekannt geblieben wäre. Immer berauſcht von den Freuden, die uns auf jedem Schritt entgegenkamen, immer begeiſtert von der göttlichen Parthenope, bereiteten wir uns vor, neue Genüſſe aufzuſuchen, als ein Kanonenſchuß von unſerer Corvette uns an Bord rief. Der nächſte Morgen war zur Fortſetzung unſerer Reiſe beſtimmt worden. Das Signal ließ nicht lange auf ſich warten, und ſchon am Mittag des nächſten Tages befanden wir uns auf hoher See auf dem Wege nach Algier.“

Es klang durch die letzten Worte ein Ton der Melancholie, welcher Miß Anna nicht entging. „Aber haben Sie nicht den Troſt der Rückkehr,“ unterbrach ſie ihn, „haben Sie nicht alle Reize, die Sie ungern verlaſſen haben, eben ſo ſchön wiedergefunden?“

Der Franzoſe ließ ſeinen Blick mit ſo innigem Ausdruck auf Miß Anna ruhen, daß ſie verſchüchtert ihre Augen niederſchlug; aber Albert, der zu wünſchen ſchien, das Geſpräch auf etwas Anderes zu lenken, übernahm wieder ſein Amt als Cicerone; er nannte die Paläſte, lenkte ihre Aufmerkſamkeit auf die intereſſanten Geſichtspunkte, die ſich zeigten, und commandirte ſelbſt, als das Boot gelenkt wurde.

um wieder der Küſte zuzufahren; denn die Hitze war jetzt ſo groß geworden, daß ſie die Kranke zu beläſtigen anfing. Von dieſem Augenblicke an ſchwieg der junge Mann und beſchränkte ſich darauf, mit Miß Anna die ſorgliche Aufmerkſamkeit zu theilen, welche der Zuſtand ihrer leidenden Tante forderte.

Nach dem Wunſche der Lady Spanker (ſo hieß die ältere Dame) hatte man keinen Wagen an das Ufer beſtellt. Die Kranke wünſchte, den ganzen Weg zu Fuß zurückzulegen, in der Hoffnung, dieſe kleine Anſtrengung werde wohlthätig auf ſie wirken.

Nachdem ſie gelandet waren, nahm ſie Albert's Arm wieder in Anſpruch, um ſich darauf zu ſtützen. Miß Anna blieb neben der Tante und die Baronin ging einige Schritte voraus.

„Ich muß ſehr um Verzeihung bitten," ſagte Lady Spanker zu dem jungen Franzoſen, „daß ich Ihnen den beſchwerlichen Dienſt eines Krankenwärters aufgezwungen habe. Glücklicher Weiſe weiß ich, wie groß Ihre Gutmüthigkeit iſt, und ich bin ſelbſtſüchtig genug, ſie mir zu Nutze zu machen."

„Geben Sie mir nur ja oft Gelegenheit, Ihnen meine Dienſte anbieten zu können," erwiederte dieſer, „und ich ſchwöre Ihnen, daß ich dieſe Pflicht ſtets unter meine ſüßeſten rechnen werde. — A propos, mes Dames, ich glaube, wir kommen hier vor der kleinen Bettlerin vorüber."

„Welche Bettlerin?" fragten Alle.

„Ein kleines Mädchen, ſchön wie ein Engel, die ich ſchon heute früh in dieſer Gegend geſehen habe; ich will wetten, ſie wird uns nicht vorübergehen laſſen, ohne ihre gewöhnliche Bitte an uns zu richten, und ſehen Sie, dort kommt ſie ſchon." Und wirklich kam auch das arme Kind ſchon auf die Damen zugelaufen.

„Welch hübſches Kind," rief Miß Anna, indem ſie nach ihrer Börſe ſuchte.

Die Baronin meinte, daß man die Trägheit nicht ermuthigen und eine ſo junge Bettlerin nicht unterſtützen dürfe. „Es iſt," ſagte ſie, „ein böſes Beiſpiel für die ohnedies ſchon ſehr zum Betteln geneigte Bevölkerung von Neapel."

Kinder beſitzen einen merkwürdigen Inſtinkt, ihre Feinde von ihren Freunden zu unterſcheiden; ſo ließ auch die kleine Bettlerin die Baronin vorüberziehen, ohne ihr nur einen Blick zuzuwerfen,

obgleich die gute Dame ſtehen blieb, um Gelegenheit zu finden, ihr einen Sermon zu leſen; aber als die beiden Engländerinnen vorübergingen, hob das Kind ihre Arme bittend empor.

„Willſt Du für Dich das Geld ſammeln?“ ſagte Miß Anna mit ſanfter Stimme zu dem Kind, als ſie ihm einen halben Ducaten in die Hand drückte.

Albert überſetzte dieſe Worte in den neapolitaniſchen Dialekt. Da ließ das Kind das Haupt ſinken, daß die dichten ſchwarzen Locken das Geſicht faſt verhüllten und antwortete unbefangen:

„Nein, für meine Mutter!“

„Und wer iſt Deine Mutter, daß ſie ein hilfloſes Kind auf die Straßen ſchickt, um die Vorübergehenden um ein Almoſen anzuſprechen?“

„Meine Mutter? Sie iſt dort oben,“ berichtete die Kleine, indem ſie einen ſchmerzlich rührenden Blick gen Himmel warf.

„Sie iſt todt — arme Waiſe — und Dein Vater?“

„Ich weiß nicht. Er muß wohl bei Mama ſein,“ fügte die Kleine traurig hinzu.

Der feuchte Glanz, der ſich bei der erſten Antwort in Anna's Auge gezeigt hatte, wurde jetzt zu einer Thräne.

„Hier nimm,“ ſagte ſie, indem ſie dem Kinde noch ein Silberſtück in die Hand drückte, „und möge der Himmel, den Du anflehſt, Erbarmen mit Dir haben und für Dich ſorgen anſtatt der Eltern, die Du verloren haſt.“

Die kleine Bettlerin nahm erröthend das dargebotene Geldſtück, küßte Anna's Hand, dann wandte ſie wieder die Augen gen Himmel, machte dreimal das Zeichen des Kreuzes und entfernte ſich laufend. Die Baronin, obgleich ſie eine Miene der Gleichgiltigkeit annahm, die unſern Philoſophen viel beſſer als unſern Damen anſteht, konnte doch ihre Bewegung nicht verbergen. Vielleicht, damit ihr dies beſſer gelinge, verſuchte ſie das Geſpräch auf etwas Anderes zu lenken, indem ſie bemerkte, daß Lady Spanker der Ruhe bedürfe, und daß es gerathen ſei, ohne Verzug den Weg nach dem Hotel einzuſchlagen. Unterwegs fing ſie noch einmal von der kleinen Bettlerin an, in der Hoffnung, ihre anſcheinende Härte zu entſchuldigen.

„Die Kleine brachte viele auffallende Widerſprüche vor,“ meinte

sie, „sie sagte, sie sammle das Geld für ihre Mutter, und als wir fragten, wo ihre Mutter sei, antwortet sie, daß sie nicht mehr lebe. Meine Miß Anna, lassen Sie sich nicht durch die lebhaften schwarzen Augen und die zarten Züge bestechen, die allerdings für die Zukunft eine reizende Schönheit versprechen; aber zugleich, welche unbefangene Zungenfertigkeit für ein Kind von dem Alter! Sie ist das Opfer von Elenden, die durch sie auf die Leichtgläubigkeit der Vorübergehenden spekuliren, glauben Sie mir. Das arme Kind wäre besser in einem Findelhaus aufgehoben."

„Ich gestehe, daß mir ebenfalls einige Widersprüche in den Aussagen der Kleinen aufgefallen sind," erwiederte Miß Anna, „aber diese Augen konnten sich nicht verstellen! — und dann dieser feurige Blick gen Himmel! — das leise Zucken um den kleinen Mund, als sie von der todten Mutter sprach! — O, gewiß sind das Zeichen eines hohen und heiligen Schmerzes. Und übrigens hat das Kind etwas, was es von denen unterscheidet, die beständig von dem öffentlichen Mitleid leben, und man kann leicht an seinen bloßen Armen und Füßen sehen, daß sie nicht immer der brennenden Sonne von Neapel ausgesetzt waren, denn sie sind weiß und zart."

Albert vernahm diese Worte mit einem Entzücken, wie sie es aus dem Munde einer Person hervorrufen müssen, für die man ein lebhaftes Interesse fühlt, und von dem ersten Mal an, daß er Anna gesehen, hatte sie ihm noch weit mehr als Interesse eingeflößt. Er wußte auch nicht, warum ihn die kleine Bettlerin heut Morgen so ausschließend beschäftigt hatte. Er begriff auch nicht recht, warum er Miß Anna es so sehr Dank wußte, daß sie die Bettlerin gegen die Angriffe der Baronin gerechtfertigt hatte, aber so viel war gewiß, er war entschlossen, die genauesten Nachforschungen über die Bettlerin anzustellen.

Sie erreichten jetzt das Hotel und man mußte sich trennen; Albert geleitete die Damen nach ihren Zimmern, und Alle, mehr oder weniger mit dem Abenteuer beschäftigt, nahmen bis Morgen von einander Abschied.

II.

Nach der dortigen Gewohnheit hatte sich Lady Spanker zur Siesta niedergelegt, und Miß Anna, sobald sie bemerkte, daß sie eingeschlummert war, hatte ihr Buch weggelegt, dem Kammermädchen befohlen, sie zu rufen, wenn die Tante aufwachen würde, und sich nach der Sala begeben, wo sie die Baronin zu finden hoffte.

Fast in allen neapolitanischen Hotels ist die Sala der Ort, wo sich die Reisenden des Abends oder während der Herrschaft der Tageshitze versammeln. Geöffnete Fenster und Thüren erhalten einen beständigen Luftzug, und tragbare Springbrunnen, von frischen Blumen umgeben, bringen eine angenehme Kühle hervor.

In diesem Augenblicke gerade war der Salon leer. Die schwüle Hitze des Tages hatte alle Besucher des Hotels auf ihren Ruhebetten festgehalten und selbst die Baronin, die sonst nie zu dieser Stunde fehlte, erschien diesmal nicht.

Miß Anna wollte auf ihr Zimmer zurückkehren, als sie sich so allein sah, aber noch ehe sie ihren Entschluß ausführen konnte, trat Albert, der auf dem Balkon gestanden hatte, wieder in den Salon. Die Vorhänge der Glasthüre hatten ihn ihren Augen verborgen.

„So allein, Miß Anna?" stotterte er.

„Ja, Herr Albert," erwiederte Miß Anna, nicht weniger verwirrt als er, „ich suche die Baronin."

„Wollen Sie nicht neben diesen Blumen Platz nehmen? Sie finden hier Schatten und eine Kühle, die Sie anderwärts vergebens suchen, und wahrscheinlich wird die Baronin nicht lange auf sich warten lassen."

Miß Anna wagte nicht, den Stuhl zurückzuweisen, den ihr Albert anbot, und als sie sich niedergelassen hatte, fuhr er fort:

„Ich habe die kleine Bettlerin wieder aufgesucht und mich bei ihr nach ihrer Wohnung, ihrem Herkommen und nach den Personen, unter deren Obhut sie steht, erkundigt."

„Und haben Sie etwas Ausführliches erfahren?"

„Nichts — oder vielmehr nur das Eine, daß ein Pater Anselm, Pfarrer an einer kleinen Kirche der Vorstadt, der einzige Mensch ist, der sich ihrer annimmt."

„Auch über ihre Mutter nichts?"

„Gar nichts — Heute Abend jedoch denke ich den Prieſter zu beſuchen, um den Schleier des Geheimniſſes zu lüften.“

„Den Namen haben Sie aber doch erfahren?“

„Beate, — ihren Familiennamen weiß ſie ſelbſt nicht.“

„Das arme Kind! — Aber fahren Sie fort in Ihrem edlen Werke, und wenn Sie, wie ich wohl nicht anders glaube, die arme Waiſe Ihrer Unterſtützung würdig finden, ſo erlauben Sie auch mir, Einiges für ſie zu thun.“

„Ihnen, verehrte Miß!“

„Ja — und warum nicht? Ich weiß, daß Sie reich und großmüthig genug ſind, allein dieſer Armen die Unterſtützung zu gewähren, deren ſie in ihrer traurigen Lage bedarf, aber ich würde mich glücklich ſchätzen, mit Ihnen dieſes fromme Werk zu theilen. Sie müſſen mir verſprechen, mich von Allem in Kenntniß zu ſetzen, was Sie für ſie thun.“

Faſt ſo verwirrt wie im Anfang ihres Geſprächs und mit einem Blick voll Zärtlichkeit und Freude, verſprach Albert, ihr von allen ſeinen Schritten Rechenſchaft abzulegen und fügte hinzu:

„O, verehrte Miß Anna, Sie wiſſen nicht, wie ſehr ich Sie ſeit dem Vorfall heut Morgen achten gelernt habe. — Wie vielen Dank bin ich unſerer lieben Beate nicht ſchuldig! Sie iſt die Urſache, daß ich jetzt der Vertraute Ihrer Wohlthaten bin und ich hoffe —“

Der Jüngling wagte den Satz, der eben ſeine Lippen verlaſſen wollte, nicht auszuſprechen, aus Furcht, ſo viel Leidenſchaft und Feuer in ſeine Worte zu legen, daß er ſie erzürnte und verſcheuchte.

Obgleich noch mit keinem Wort der Liebe erwähnt worden war, erhob ſich doch Miß Anna, um zu gehen.

„Auch mich freut es aufrichtig,“ ſagte ſie mit ſchlecht verhehlter Bewegung, „daß die kleine Bettlerin in unſern Herzen ein Echo der Sympathie erweckt hat. — Doch mir ſcheint es, als ließe die Baronin lange auf ſich warten; wahrſcheinlich hat ſie ihr Verſprechen, mich in dem Salon zu treffen, vergeſſen und erwartet mich auf ihrem Zimmer. Erlauben Sie mir, daß ich mich zu ihr verfüge.“

Sie grüßte verbindlich und wollte gehen.

„Noch ein Wort, mein Fräulein,“ ſagte Albert, ſie aufhaltend. „Es iſt das erſte Mal, daß ich das Glück habe, allein mit Ihnen zuſammen zu ſein. — Schon längſt, und Sie wiſſen es ja, habe ich

für Sie die Bewunderung gefühlt, die gewiß Jeder theilt, der ſo viel Reize erblickt! Aber erſt heute habe ich die Größe, den Edelmuth Ihrer Seele ſchätzen lernen. — Glauben Sie mir, das Andenken an die wenigen Augenblicke, die ich eben mit Ihnen verlebt habe, wird mir unvergeßlich ſein und ich beneide nur den Glücklichen, der eines Tages Ihnen ſein ganzes Leben weihen darf."

Die leichte Röthe, welche nach und nach die bleichen Wangen Anna's überzogen, wurde plötzlich zu einem dunklen Purpurroth.

„Wem ich einſt angehören werde — iſt mir noch unbekannt—" ſtotterte ſie, mehr um gefaßt zu ſcheinen, als um eine Antwort zu geben.

„Ihre Hand iſt doch noch nicht verſagt?"

„Erlauben Sie mir zu ſagen, daß dies ein Geheimniß iſt, welches ſtets in unſerm Herzen verſchloſſen bleiben muß — doch geſtehe ich Ihnen frei, ſie iſt noch nicht verſagt."

Mit dieſen Worten verſchwand ſie, da ſie nicht länger ihre Bewegung verbergen konnte und ließ Albert wie vernichtet zurück. Ihre plötzliche Entfernung bewies ihm nur zu deutlich, wie vollkommen ſie das Ziel ſeiner Fragen verſtanden hatte.

Eine halbe Stunde blieb er in tiefes Nachdenken verloren, tauſend Pläne kreuzten ſich in ſeinem Geiſt, tauſend Hoffnungen keimten ſchnell empor, die von trüben Erinnerungen eben ſo ſchnell verſcheucht wurden, bis ihn ein leichter Fächerſchlag auf ſeine Schulter aus ſeinem Brüten aufweckte. Er drehte ſich um und ſah die Baronin vor ſich ſtehen, welche eben in den Salon getreten war und ihn, den ſie ſchlummernd glaubte, aufwecken wollte.

Das Intereſſe, welches der junge Franzoſe an der Nichte der Lady Spanker nahm, war den ſcharfen Augen der Baronin nicht entgangen. Vielleicht von weiblicher Neugier gedrängt, vielleicht auch, weil der junge Mann ihr ſelbſt auch einige Theilnahme einflößte, wünſchte ſie zu wiſſen, wie tiefe Wurzeln die Neigung zu Miß Anna in ſeinem Herzen geſchlagen habe, und ſuchte daher das Geſpräch auf dieſen Gegenſtand zu leiten.

„Wenn auch Miß Anna's Eltern noch am Leben ſind," ſagte ſie, „ſo hängt ſie doch gänzlich von Lady Spanker ab, zu deren Univerſalerbin ſie beſtimmt iſt. Aber," fügte ſie mit einem ſchelmiſchen Lächeln hinzu, „ich ſage Ihnen da nichts Neues, denn Ihr bisheri-

ges Benehmen und Ihre große Aufmerksamkeit für die Tante verrathen, daß Sie den Einfluß, welche sie auf das Schicksal ihrer Nichte hat, eben so gut kennen als ich."

Als er die Vermuthung aussprechen hörte, er könne die Miß Anna einst sein nennen, wurde Albert in eine Unruhe versetzt, die ihm zu verbergen unmöglich war.

„Es ist wahr," entgegnete er verlegen, „aber Miß Anna und ihre Tante haben vielleicht andere Pläne, andere Absichten —"

„Bah, ich wollte wetten, sie würden mehr erfreut als überrascht sein, von Ihnen einen Antrag zu hören, und billigerweise kann man doch wohl nicht verlangen, daß die ersten Schritte von ihrer Seite kommen."

Die Frauen haben im Allgemeinen einen merkwürdigen Takt, die Empfindungen der ihnen im Gespräch Gegenüberstehenden herauszufühlen. Ein Wort, eine Miene klärt ihnen oft mehr auf, als zwanzig Noten einem alten Diplomaten; auch der Baronin fehlte es nicht an dieser ihrem Geschlechte eigenen Geschicklichkeit. Offenbar hatte sie ihre Fragen mit dem bestimmten Zwecke gestellt, den Zustand seines Herzens in Bezug auf Miß Anna zu erfahren, aber unglücklicher Weise waren ihre Entdeckungen nicht dazu geeignet, ihre Eitelkeit zufrieden zu stellen. Ja es regte sich sogar etwas von Eifersucht in ihr, die sie jedoch bald unterdrückte.

Die Wahrheit zu gestehen, unsere lebenslustige Wittwe fühlte sich noch nicht in dem Alter, wo man gern die Hoffnung auf eine zweite Heirath aufgiebt; und Albert, der alle die gewünschten Eigenschaften in sich vereinigte, war das Ziel ihrer Wünsche. Aber jetzt blieb ihr kein Zweifel mehr über die Gefühle des jungen Mannes übrig — sie war ihm vollkommen gleichgiltig. Und jetzt, wo der Schleier ihren Augen entfallen war, wußte sie mit aller Offenheit ihres im Grunde gutmüthigen Charakters den rechten Weg einzuschlagen. „Bah," dachte sie, „Du bist eine Närrin — einen Mann zu heirathen, der so viel jünger ist. Es wäre der lächerlichste Schritt von der Welt. Ich will vernünftig sein und wie leicht ist das, wenn die Möglichkeit, wieder in seine Thorheit zurückzufallen, abgeschnitten ist."

Alle diese Gedanken kreuzten sich in ihrem Geiste und in der nächsten Minute hatte sie ihren neuen Plan entworfen. Da sie nicht

näher bei dieſer Herzensangelegenheit betheiligt ſein konnte, wollte ſie wenigſtens die Rolle der Vermittlerin zwiſchen beiden Liebenden übernehmen.

„Muth gefaßt," ſagte ſie zu dem jungen Seemann, „Sie brauchen nichts zu thun, als Ihre Gefühle zu äußern, und Sie werden das Ziel erreichen. Glauben Sie, daß der Lohn die Mühe nicht aufwiegen werde, oder daß mehr Muth dazu gehört, als ein Schiff zu entern?"

„Aber Alles hängt von Miß Anna's Beſtimmung ab —"

„Und Sie zweifeln daran? Sie, die Sie für den liebenswürdigſten und edelſten aller Menſchen hält! — Sie, die wie ihre Tante ihr ganzes Vertrauen in Sie geſetzt hat. — O, Sie müſſen blind ſein, wenn Sie nicht bemerkt haben, daß ſie ſeit langer Zeit ſchon für Niemand einen Platz in ihrem Herzen gehabt hat, als — für Sie —"

Bei dieſen Worten ergriff Albert, von einem Gefühl der Dankbarkeit hingeriſſen, die Hand der Baronin und drückte einen lebhaften Kuß darauf, der der Guten einen neuen Seufzer auspreßte — aber ſie widerſtand tapfer dieſer verrätheriſchen Bewegung und entfernte ſich.

In der heftigſten Gemüthsbewegung verließ Albert den Salon, nicht wiſſend, wohin er ſeine Schritte lenkte.

III.

Als Albert aus dem Hotel auf die Straße trat, beſchäftigten ſich ſeine Gedanken mit nichts, als dem eben Gehörten. Anna's Aufregung trat ihm wieder vor die Seele; mit Entzücken gedachte er ihrer lieblichen Verwirrung während ſeiner kurzen Unterhaltung mit ihr, und, was ihm die Baronin geſagt hatte, diente dazu, ihn nun in ſeinen Hoffnungen ſicher zu machen. Er konnte jetzt in einem Glücke ſchwelgen, was ihm noch vor wenigen Stunden unerreichbar erſchienen war.

Jetzt wurde ihm der Gedanke an Beate noch werther; denn dieſem Kinde verdankte er Gefühle, wie ſie ſeinem Herzen ſeit lan-

ger Zeit fremd geblieben waren. Die Hoffnung, ſein Intereſſe für ſie mit Anna zu theilen, that ſeinem Herzen ſo wohl, daß er ſtehen blieb, des Verſprechens gedenkend, welches er zu erfüllen hatte.

Als er in die Höhe blickte, bemerkte er, daß er auf demſelben Platze war, wo er am Morgen die kleine Bettlerin getroffen hatte; jetzt aber war ſie nicht da. Wie alle Bewohner Neapels hatte auch ſie die Stunde gewählt, um in ihrer ärmlichen Wohnung zu ruhen. Albert erinnerte ſich jetzt des Pfarrers von St. Paolo, der ihm nähere Auskunft über Beate werde geben können, und gerade jetzt war gegründete Hoffnung da, ihn zu Hauſe anzutreffen. Er beſchloß daher, nach der Vorſtadt zu gehen, in der er wohnen ſollte.

Er ſchritt bald auf geräumigen Straßen hin, wo ihm jeder Schritt neue Prachtgebäude und Paläſte zeigte, bald durch enge, ſchmuzige Gaſſen, den Aufenthaltsort der Armuth und des Laſters, denn ſolche Contraſte findet man faſt in allen größern Städten Italiens.

Endlich erreichte er einen freien Platz, an deſſen einem Ende er die Kirche erblickte, der der ehrwürdige Pater Anſelm als Pfarrer vorſtand, und unweit derſelben die Wohnung Anſelm's.

In jedem andern Stadttheile Neapels würde Albert bekannte Localitäten gefunden haben, aber in dieſen faſt verlaſſenen Gaſſen erinnerte ihn nichts an ſchon Geſehenes.

Am Ende der Vorſtädte erblickte er den Golf, den er oft in ſpäter Nacht durchſchifft hatte, wenn er auf die Rhede nach ſeiner Corvette eilte. Mehr in der Nähe zeigte ſich das königliche Schloß, faſt an der Grenze der Stadt und viele freundliche Häuſer, zerſtreut und von Gärten umringt, die Stadt mit dem Lande verbindend.

Unter dieſen Häuſern war eins, das Albert während ſeines jetzigen Aufenthalts in Neapel ſchon einige Mal aufgeſucht hatte; aber anſtatt der heitern Geſelligkeit, die er früher dort gefunden hatte, ſah er jetzt nichts als traurige Oede. Das Haus, ſagten ihm die Nachbarn, ſtand leer und ſeit mehreren Jahren hatte Niemand etwas von ſeinen Bewohnerinnen, Mme Lorenzo und ihrer Nichte Catharina, die vor acht Jahren für die erſte Schönheit Neapels gegolten hatte, gehört.

Albert ſtieg die zur Thür der Pfarrwohnung führenden Stufen hinauf und läutete; der Sakriſtan öffnete und wies ihm auf

Die Bäume des Waldes, welche auf der Wiederkehr des Herrn Ihre Freude haben.

Die Bäume des Waldes, welche auf der Wiederkehr des Herrn Ihre Freude haben. Diese Bäume sind die Gläubigen, welche, durch die Wiedergeburt in Christo Jesu, Bäume der Gerechtigkeit geworden sind, und welche, durch die Kraft des Heiligen Geistes, Früchte der Gerechtigkeit bringen, zu Lobe und Preis Gottes. Diese Bäume des Waldes sind auch die Heiligen, welche, durch die Kraft des Heiligen Geistes, in Christo Jesu, Früchte der Gerechtigkeit bringen, zu Lobe und Preis Gottes.

Diese Bäume des Waldes sind auch die Heiligen, welche, durch die Kraft des Heiligen Geistes, in Christo Jesu, Früchte der Gerechtigkeit bringen, zu Lobe und Preis Gottes. Diese Bäume des Waldes sind auch die Heiligen, welche, durch die Kraft des Heiligen Geistes, in Christo Jesu, Früchte der Gerechtigkeit bringen, zu Lobe und Preis Gottes.

Diese Bäume des Waldes sind auch die Heiligen, welche, durch die Kraft des Heiligen Geistes, in Christo Jesu, Früchte der Gerechtigkeit bringen, zu Lobe und Preis Gottes. Diese Bäume des Waldes sind auch die Heiligen, welche, durch die Kraft des Heiligen Geistes, in Christo Jesu, Früchte der Gerechtigkeit bringen, zu Lobe und Preis Gottes.

Diese Bäume des Waldes sind auch die Heiligen, welche, durch die Kraft des Heiligen Geistes, in Christo Jesu, Früchte der Gerechtigkeit bringen, zu Lobe und Preis Gottes. Diese Bäume des Waldes sind auch die Heiligen, welche, durch die Kraft des Heiligen Geistes, in Christo Jesu, Früchte der Gerechtigkeit bringen, zu Lobe und Preis Gottes.

Diese Bäume des Waldes sind auch die Heiligen, welche, durch die Kraft des Heiligen Geistes, in Christo Jesu, Früchte der Gerechtigkeit bringen, zu Lobe und Preis Gottes. Diese Bäume des Waldes sind auch die Heiligen, welche, durch die Kraft des Heiligen Geistes, in Christo Jesu, Früchte der Gerechtigkeit bringen, zu Lobe und Preis Gottes.

„Die Geſchichte Beatens," ſagte der Geiſtliche, „iſt ſehr einfach und ich kann Ihnen mit wenigen Worten Alles, was ich weiß, erzählen:

„Vor einigen Jahren beſuchte eine noch ziemlich junge Frau, in deren von Gram durchfurchten Zügen man immer noch die Spuren früherer, hoher Schönheit entdeckte, regelmäßig die Meſſe in meiner Kirche. Ihre Tochter, die kleine Beate, die Sie hier vor ſich ſehen, begleitete ſie ſtets; die arme Mutter ſuchte die Einſamkeit auf, mied alle Blicke und lag oft Stunden lang vor dem Altar der heiligen Jungfrau auf den Knieen."

„Viele verſuchten, in ihr Geheimniß einzudringen, aber Alles war vergebens. Denn obgleich ſie erſt ſeit kurzer Zeit in unſerm Kirchſpiel wohnte, richtete ſie doch niemals Fragen an irgend Jemand und beantwortete kaum diejenigen, die man ihr ſtellte. Aber doch hatte jede ihrer Bewegungen, jedes ihrer Worte etwas ſanft Einnehmendes und Edles. Oft verſuchte ich es, ihr ſo viel Vertrauen einzuflößen, um ſie zu bewegen, mir ihren geheimen Schmerz zu entdecken. Aber meine Bemühungen waren vergebens, und trotz meines Wunſches, ſie in ihrem Kummer zu tröſten, konnte ich nicht zu meinem Ziele gelangen. Ich fürchtete ſogar zudringlich zu erſcheinen und von da an erwies ich ihr nur dieſelbe Theilnahme, wie all meinen Kirchkindern."

„Eines Tages jedoch glaubte ich, ſie anreden zu müſſen; es war nach einem Todtenamt. Der reiche Graf de Coſenza war in ſeinem Palaſt, unweit meiner Kirche, geſtorben, ſeine ſterblichen Ueberreſte ſollten in der Kapelle der heiligen Jungfrau neben denen ſeiner berühmten Ahnen ruhen; die ganze Kirche war mit ſchwarzem Tuch und mit ſilbernen Franzen behängt; mehr als zweitauſend Kerzen beleuchteten den Katafalk und dazwiſchen glänzten die Wappen des Verſtorbenen auf goldenen Schildern; und über das Ganze verbreiteten die rothen und blauen Flammen der Candelaber ein düſteres Licht. Faſt die ganze Bevölkerung der Vorſtädte Neapels drängte ſich zu dem prächtigen Schauſpiel."

„Auch die Unbekannte, wie immer in Begleitung ihrer Tochter, hatte ſich in die Kirche geſchlichen. Sie hatte in alle Leichengeſänge eingeſtimmt, und war immer noch da, verſunken in trauriges Nach-

Wenn Sie nun diese Zahl durch 3 teilen, so erhalten Sie die Zahl, welche Sie sich gedacht haben.

„Das Zimmer, in welches mich das Kind führte, zeigte die Armuth der Bewohner; aber doch herrschte überall Reinlichkeit trotz der Unordnung, die man gewöhnlich in Krankenzimmern findet. Der Zustand der armen Mutter war wirklich ohne Hoffnung. Als ich ihr todtenbleiches Antlitz erblickte, wußte ich, daß ihre letzten Augenblicke nahe waren."

„Ehe ich an das Seelenheil der Sterbenden dachte, bemühte ich mich, ihren Körper zu retten. Ich ließ einen geschickten Arzt rufen, welcher auf meine Bitten in diesem Zufluchtsort der Armuth einen einzigen und unnützen Besuch abstattete; denn nachdem er die Kranke besichtigt hatte, bestätigte er nur meine Befürchtungen, daß sie nur wenige Stunden mehr zu leben haben würde, und in der nächsten Stunde schon verschied sie unter den schrecklichsten Schmerzen. 'Mein Kind, meine arme Beate!' Das waren die letzten Worte, welche über ihre Lippen gingen."

„Der herzzerreißende Schmerzensruf Beatens vermischte sich mit den letzten Seufzern der Sterbenden; ich mußte sie mit Gewalt von der Leiche wegreißen, welche sie schluchzend und jammernd umschlungen hielt. 'Ich werde meine Mutter nie wiedersehen!' stöhnte sie! Das Andenken an diese herzzerreißende Scene wird sich nie in mir verwischen," fügte der würdige Geistliche mit feuchten Augen hinzu.

„Da sich weder ein Verwandter, noch ein Nachbar bei mir meldete, um das Kind zu sich zu nehmen, sah ich mich genöthigt, es vor der Hand der Obhut der Frau meines Sacristans anzuvertrauen, welche sie bis zum Begräbnißtage ihrer Mutter pflegte. Ihre Bestattung war einfach; die vorgefundenen Mittel reichten nicht zu, sie anders zu begraben, als es mit armen Leuten geschieht. So weit es mein Amt mit sich brachte, ließ ich nichts fehlen, um ihre Leiche mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten zu bestatten."

„Während dieser Zeit hatte die kleine Beate nicht aufgehört zu weinen und zu klagen. — Die Erschütterung war bei ihrer ohnedies zarten Gesundheit so heftig gewesen, daß ihr Körper geschwächt worden war. Aber doch stand sie am Tag und zur Stunde des Leichenbegängnisses von ihrem Lager auf, erklärte, daß sie gesund sei, und wollte durchaus dem Todtenamte vor dem Altar der heiligen Jungfrau beiwohnen."

Ordinance, 1948, and the Indian Tariff (Amendment) Act, 1948, which were passed by the Legislature of the Dominion of India and received the assent of the Governor General on the 31st March, 1948, and the 1st April, 1948, respectively, and which were published in the Gazette of India, Extraordinary, dated the 31st March, 1948, and the 1st April, 1948, respectively, shall be deemed to have been duly passed and published in accordance with the provisions of this Act.

(2) Any Ordinance promulgated by the Governor General under section 42 of the Government of India Act, 1935, and any Act passed by the Legislature of the Dominion of India which is in force immediately before the appointed day shall, on the appointed day, be deemed to be duly promulgated or passed, as the case may be, by the Legislature of the Union.

(3) Any Ordinance promulgated by the Governor General under section 42 of the Government of India Act, 1935, and any Act passed by the Legislature of the Dominion of India which is in force immediately before the appointed day shall, on the appointed day, be deemed to be duly promulgated or passed, as the case may be, by the Legislature of the Union.

(4) Any Ordinance promulgated by the Governor General under section 42 of the Government of India Act, 1935, and any Act passed by the Legislature of the Dominion of India which is in force immediately before the appointed day shall, on the appointed day, be deemed to be duly promulgated or passed, as the case may be, by the Legislature of the Union.

(5) Any Ordinance promulgated by the Governor General under section 42 of the Government of India Act, 1935, and any Act passed by the Legislature of the Dominion of India which is in force immediately before the appointed day shall, on the appointed day, be deemed to be duly promulgated or passed, as the case may be, by the Legislature of the Union.

(6) Any Ordinance promulgated by the Governor General under section 42 of the Government of India Act, 1935, and any Act passed by the Legislature of the Dominion of India which is in force immediately before the appointed day shall, on the appointed day, be deemed to be duly promulgated or passed, as the case may be, by the Legislature of the Union.

(7) Any Ordinance promulgated by the Governor General under section 42 of the Government of India Act, 1935, and any Act passed by the Legislature of the Dominion of India which is in force immediately before the appointed day shall, on the appointed day, be deemed to be duly promulgated or passed, as the case may be, by the Legislature of the Union.

(8) Any Ordinance promulgated by the Governor General under section 42 of the Government of India Act, 1935, and any Act passed by the Legislature of the Dominion of India which is in force immediately before the appointed day shall, on the appointed day, be deemed to be duly promulgated or passed, as the case may be, by the Legislature of the Union.

(9) Any Ordinance promulgated by the Governor General under section 42 of the Government of India Act, 1935, and any Act passed by the Legislature of the Dominion of India which is in force immediately before the appointed day shall, on the appointed day, be deemed to be duly promulgated or passed, as the case may be, by the Legislature of the Union.

(10) Any Ordinance promulgated by the Governor General under section 42 of the Government of India Act, 1935, and any Act passed by the Legislature of the Dominion of India which is in force immediately before the appointed day shall, on the appointed day, be deemed to be duly promulgated or passed, as the case may be, by the Legislature of the Union.

Allerdings hätte ich es ihr verwehren ſollen; aber — war es eine Schwäche oder Bewunderung für ein Kind, welches eine ſo fromme, ſo heilige Pflicht ſo eifrig erfüllte — kurz, ich vermochte nicht ihr in den Weg zu treten."

„Seit faſt drei Monaten bringt Beata ſtets die Nacht in meinem Hauſe zu und kehrt auch alle Mittage daher zurück, um ihr Mahl einzunehmen. Früh geht ſie aus, um das öffentliche Mitleid in Anſpruch zu nehmen, überzeugt, daß ſie für das Seelenheil ihrer Mutter ſorge. Abends, nachdem ſie ſich verſichert hat, daß der Sarg noch in der Gruft vorhanden iſt, zählt ſie die geſammelten Geldſtücke und wenn ſie ſo viel hat, um einen Golddukaten einwechſeln zu können, bittet ſie mich es zu thun. Und dabei unterläßt ſie nie zu fragen, wie viel noch an der Zahl hundert fehlen."

„Wenn ich erſt ſo viel habe, ruft ſie oft begeiſtert, ſo laſſen wir die Mutter neben dem Altar der heiligen Jungfrau begraben, und Sie beſprengen das Grab mit Weihwaſſer und Tag und Nacht brennt eine Kerze dabei, nicht wahr, Vater Anſelm?"

„Ich verſpreche ihr es, obgleich ich nicht an eine baldige Erfüllung ihrer Hoffnungen glaube, denn es fehlt noch viel an der nöthigen Summe. — Doch war heute Beate glücklicher als gewöhnlich, denn ſie hatte ſo viel geſammelt, daß ich gleich einen Golddukaten einwechſeln konnte und dieß iſt der achtzehnte! Noch zwei und achtzig Dukaten und das liebe Kind kann den Sarg, über den es ſorgfältig wacht, dem Schutz der heiligen Jungfrau übergeben."

Die Erzählung des würdigen Vaters war nicht ohne tiefe Wirkung auf das Herz des jungen Franzoſen geblieben. So viel Beweiſe von Muth und Ausdauer, wie ſie Beate gegeben hatte, um nach ihrem kindlichen Glauben das Seelenheil ihrer Mutter zu ſichern, erſchienen ihm als ein bewundernswerthes Beiſpiel kindlicher Liebe, zumal in einem Lande, wo die Religion als die erſte Tugend betrachtet wird. Bewegt von dieſen Gefühlen, dankte er dem würdigen Geiſtlichen für das, was er an der Waiſe gethan, und bat ihn, ihr nicht mehr zu geſtatten, auf der Straße zu betteln, indem er ihm die Verſicherung gab, daß das Gelübde des Kindes gelöſt werden ſolle, ohne daß ſie ferner nöthig habe, das Mitleid Vorübergehender in Anſpruch zu nehmen.

Anſelm, erſtaunt über das thätige Intereſſe, welches ein Frem-

der an ſeinem kleinen Schützling nahm, erſchöpfte ſich in Dankſagungen.

Aber der Franzoſe unterbrach ihn. —

„Und ſonſt wiſſen Sie nichts über den Namen oder den Stand der unglücklichen Mutter?"

„Ich kann Ihnen wohl noch einige nähere Auskunft über ſie geben, wenn auch ihr früher Tod immer noch von Geheimniſſen umhüllt bleibt."

„O, reden Sie!"

„Gern würde ich Ihren Wünſchen entſprechen," ſagte der Geiſtliche, „aber eine arme Familie in der Nachbarſchaft verlangt meine Hülfe, und ich fürchte, die Gelegenheit zu tröſten faſt ſchon verloren zu haben."

„O, ich bin weit entfernt, Sie von ſo frommen Werken abhalten zu wollen, ehrwürdiger Vater; aber wann darf ich wiederkommen?"

„Bemühen Sie ſich nicht hieher; das Intereſſe, das Sie an Beate nehmen, bewegt mich Ihnen vorzuſchlagen, Sie morgen, wenn es Ihnen recht iſt, in Ihrem Hotel zu beſuchen."

Albert erinnerte ſich der letzten Worte der Miß Anna und beeilte ſich, den Vorſchlag des Geiſtlichen anzunehmen, und man kam überein, daß der alte Pfarrer von St. Paolo in Begleitung Beatens das Hotel in der Toledoſtraße beſuchen ſollte.

IV.

Obgleich es ſchon ſpät geworden war, als Albert wieder in das Hotel zurückkehrte, beſchloß er doch, noch einen Beſuch bei Lady Spanker zu machen, um Miß Anna das Ergebniß ſeiner Nachforſchungen wiſſen zu laſſen; aber er fand ſie nicht zu Hauſe. Miß Anna war mit ihrer Tante und der Baronin ausgefahren, um eine der ſchönſten Promenaden in der Umgebung Neapels zu beſuchen. Es war ein großer terraſſirter Garten mit einer Ausſicht auf den ganzen Golf. Albert eilte hin und fand bald die drei Damen, die in einer Laube die Kühle des Seewindes genoſſen. Die Sonne ſank eben langſam in

das dunkelblaue Meer und die Damen saßen da in schweigender Bewunderung des erhabenen Schauspiels. So fand unser junge Freund sie in der besten Stimmung für seine Mittheilung, die auch nicht verfehlte, einen lebhaften Eindruck auf die Zuhörerinnen zu machen.

Die beiden Engländerinnen waren von der Erzählung tief ergriffen und selbst die Baronin kam von ihrem Vorurtheil gegen die kleine Bettlerin zurück und war von jetzt an ihre eifrigste Bewunderin.

Das Gespräch verlängerte sich, bis die Kühle des Abends sie für die Kranke besorgt machte, und Miß Anna schlug daher ihrer Tante vor, in einen nahgelegenen Salon zu treten. Die Gesellschaft stand auf. Die Baronin bot der Lady Spanker den Arm an, Albert und die junge Engländerin machten einen kleinen Umweg, um noch einmal die herrliche Aussicht zu bewundern.

Links ragte die dunkel beschattete Masse des Vesuvs empor, die sich mit seinen Nachbargipfeln von dem sternenhellen Himmel abhob. Zu ihren Füßen zeigten sich Fahrzeuge aller Art auf den dunkeln Wogen, welche die tausend Lichter der Stadt zurückspiegelten. Die Luft war weich und balsamisch und jede Blume schien ihren Arom reichlicher auszuströmen. Und dazu kamen die tausend kleinen Reize, welche die Glückseligkeit eines solchen Augenblicks erst vollkommen machen.—Das Summen des entfernten Menschengetreibes—das Rauschen der Blätter, der Gesang eines Vogels, vielleicht des einzigen, der noch in dieser Stunde der Ruhe von den geflügelten Schaaren wachte, welche den Hain bevölkern.

Braucht es mehr, als diese süßen Wunder der Natur, um zwei junge Herzen, die sich fast schon verstehen gelernt hatten, in den Rausch des Entzückens zu stürzen? Doch hatten sie noch etwas Gemeinsames, worin sich ihre Gefühle vereinigten: ihr Interesse an Beate, diesem wunderbaren Kinde, das sie zu beschützen versprochen hatten, ehe sie es kannten, und das sie bei näherer Bekanntschaft bewundern mußten.

„Aber was fangen wir mit der armen Waise an?“ frug Miß Anna, „wenn die Mutter in San Paolo beigesetzt ist? Wir müssen vor allen Dingen die Zukunft unseres kleinen Schützlings sichern—wessen Händen sollen wir sie anvertrauen?“

„Ehe wir einen Entschluß fassen,“ antwortete Albert, „müssen wir die nähern Aufklärungen erwarten, die uns Pater Anselm ver-

ſprochen hat. Vielleicht kennt er eine ehrenwerthe Perſon, die ſich der Erziehung der armen Beate annimmt."

„Eine ſolche Anordnung," ſagte Anna, indem ſie den Arm annahm, den ihr Albert anbot, um ſie in den Salon zurückzuführen, „würde mich nicht befriedigen. Wer würde für Beate die Liebe fühlen, die ſie ſo ſehr verdient? Wer wäre würdig, ein ſo herrliches Gemüth zu begreifen? — Der würdige Pater Anſelm wäre der Einzige, der geeignet wäre, ſie zu erziehen — aber er iſt ſchon hochbejahrt! Wie bald könnte ihn der Tod hindern, ein Werk zu vollenden, das er ſo ſchön begonnen hat. Es würde wohl das Beſte ſein, ſich an einige der angeſehenſten Fremden zu wenden."

„Aber damit würden wir ihnen Anſprüche auf die Dankbarkeit Beatens einräumen, und ich geſtehe, daß ich Niemanden, Sie ausgenommen, geſtatten möchte, über das Schickſal des Kindes zu entſcheiden."

„O, da haben wir den reinſten Egoismus," ſagte Miß Anna, „doch ich darf ihn nicht tadeln, denn Sie nehmen mich aus."

„Ja, denn ich würde mich glücklich ſchätzen, mit Ihnen alle meine Sorgen und Freuden theilen zu können," entgegnete der Jüngling mit einer Lebhaftigkeit, welche ſeine wahren Gefühle nur zu ſehr verrieth.

„Ich verſichere Ihnen, Albert, daß ich eben ſo wenig einem Menſchen das Recht einräumen möchte, mit Ihnen —" ſprach Miß Anna, hielt aber verlegen inne, fürchtend, ſchon zu viel von dem wirklichen Zuſtand ihres Herzens verrathen zu haben.

Albert, durch das halbe Geſtändniß ermuthigt, welches ihr entſchlüpft war, ſtotterte einige Worte hervor, deren Sinn Miß Anna trotz ihrer Unruhe verſtand, die ſie aber nicht wiederholt zu hören wünſchte.

Nach einigen Minuten des Schweigens fühlte ſich Albert von einem unwiderſtehlichen Drange bewegt, noch einmal auf dieſen Gegenſtand zurückzukommen.

„Verzeihen Sie, Miß Anna," ſagte er, „aber es iſt mir nicht länger möglich, Ihnen ein Geheimniß zu verbergen, von dem das Glück meines Lebens abhängt. Seit mehreren Wochen habe ich nur deßhalb meinen Aufenthalt in Neapel verlängert, um das Glück zu haben, täglich in Ihrer Nähe zu ſein."

Ohne etwas zu erwiedern, wollte Anna dem jungen Mann ihren Arm entziehen, den er jetzt feſter an ſich drückte. Doch es gelang ihr nicht und er fing abermals an:

„Von den erſten Tagen meines Hierſeins an mußte ich erfahren, daß der Zweck meiner Reiſe hieher gänzlich verfehlt war — ein tiefer Schmerz erfaßte mich, und er wäre ein ewiger geworden, wenn ich nicht durch Ihren Anblick ſo von Bewunderung hingeriſſen worden wäre, daß ich das traurige Ziel meiner Reiſe vergaß, um an Niemand als an Sie zu denken, da Sie mir wie ein Muſter menſchlicher Schönheit und Vortrefflichkeit erſchienen."

Zitternd vor Aufregung fand Anna nicht mehr Kraft, ihm Schweigen aufzuerlegen.

„Ich hätte dieſes Land wenige Tage nach meiner Ankunft verlaſſen ſollen," fuhr er fort, „aber ſeitdem ich Sie geſehen habe, ſeitdem Lady Spanker mir erlaubt hat, an Ihrer Geſellſchaft Theil zu nehmen, hat jede Stunde, jeder Augenblick nur das Band feſter geknüpft, mit dem Sie mich gefangen halten. Die Zukunft erſcheint mir öde und leer, wenn ich daran denken muß, daß ich Sie eines Tages verlaſſen ſoll, o, Miß Anna, wenn Sie meine Leidenſchaft mißbilligen, ſo bedenken Sie, daß ich ihr nicht gebieten kann, — aber wenn Sie ſie theilen, ſo iſt Ihnen mein ganzes Leben geweiht!"

Miß Anna erröthete tief. Ihr Buſen hob ſich — ſie ſchlug die Augen nieder, und ließ das reizende Köpfchen auf ihre Bruſt herab ſinken.

„Gott, ich weiß nicht, was ich Ihnen antworten ſoll," ſprach ſie endlich mit zitternder Stimme; „wir wollen zurück in den Salon gehen, ich muß mich faſſen."

„Nicht ehe Sie mein Schickſal entſchieden haben, theuerſte Miß Anna! — Meine Stellung in der Welt, ſo ehrenvoll ſie auch ſein mag, iſt freilich nicht glänzend genug, um die Anſprüche zu befriedigen, welche Ihre Schönheit, Ihr Geiſt und Ihre Geburt Sie zu machen berechtigen, aber mein Vermögen reicht hin, um Ihr irdiſches Glück zu ſichern. Was an Pracht und Glanz fehlen ſollte, würde ich erſetzen durch eine Zuneigung, die nur mit meinem Leben enden würde. Mein Name gehört unter die älteſten und edelſten der Bretagne; eine ehrwürdige und gütige Mutter empfängt Sie auf dem Sitz meiner Ahnen mit der Liebe, die Ihnen als Gattin ihres Sohnes

Lehrer, der sich nicht kennt, kann nur Lehrer sein, wenn er sich kennt. Er kann nur Lehrer sein, wenn er sich kennt, wenn er sich kennt

als ich hoffe, so würde ich nach Frankreich zurückreisen, um die Person herzuführen, die Sie einst so sehr lieben wird, wie ich selbst — und Sie werden noch glücklich sein; denn Sie sind nun nicht gezwungen, zwischen Ihrer Liebe zu Lady Spanker und zu mir zu wählen."

Diese Worte räumten alle Hindernisse hinweg, welche ihrer Verbindung noch entgegengestanden hatten. Miß Anna wußte nichts zu erwiedern. Ihr Herz schlug heftig bei dem Gedanken, daß der Wunsch, den sie so lange heimlich gehegt, noch in Erfüllung gehen sollte.

Sie überließ ihm ohne Widerstreben ihren Arm und der junge Mann durfte sie diesmal zärtlich an seine Brust drücken. Aber sie bestand darauf, nach dem Salon zurückzukehren, denn ihre Freude kam ihr wie nicht erlaubt vor, so lange sie die Einwilligung zu ihrer Verlobung nicht aus dem Munde ihrer Beschützerin vernommen hatte.

Ihrem Wunsche nachgebend, beschleunigte Albert seine Schritte.

Als die beiden jungen Leute in den Salon traten, kam ihnen die Baronin entgegen. Auf den ersten Blick errieth sie Alles, was vorgefallen war.

Die lebhafte Röthe, welche Miß Anna's Wangen überzog, die Verlegenheit in den Zügen Albert's ließen sie keinen Zweifel hegen. Die Liebenden hatten sich erklärt, hatten sich ihre gegenseitige Liebe gestanden. Die Blicke der Baronin waren so scharf, daß jede Frage unnütz war.

Es trat ein Augenblick des Schweigens ein.

Miß Anna brach es zuerst, indem sie ihre Tante frug, wie sie sich nach der Promenade befinde. Albert dachte über den schnellsten Weg nach, seine Bitte der Tante vorzutragen und die Baronin zürnte innerlich, daß der liebenswürdige Franzose sie nicht zur Vertrauten gewählt hatte.

Der Wagen fuhr vor, Anna hüllte die Kranke sorgfältig in einen Kaschemirshawl; dann stiegen sie in den Wagen. Als Anna die Hand Albert's annahm, fühlte sie wieder ihr Herz unruhig schlagen. Die Baronin dankte für die Dienstwilligkeit ihres Franzosen, und trotz ihres Embonpoints sprang sie ohne seine Hülfe in den Wagen und setzte sich neben die Kranke.

Bei einer Anzahl von Fällen, wenn auch nicht in der Mehrzahl, ist die Ursache der Erkrankung in einer Infektion zu suchen. Es ist bekannt, daß Infektionskrankheiten, wie Typhus, Ruhr, Cholera, Pocken, Scharlach, Masern, Keuchhusten, Diphtherie, Influenza, Malaria, Gelbfieber, Pest, Lepra, Tuberkulose, Syphilis, Gonorrhoe, Milzbrand, Rotz, Tollwut, Maul- und Klauenseuche, Schweinerotlauf, Schweineseuche, Hühnercholera, Geflügeltuberkulose, Geflügelpocken, Rauschbrand, Tetanus, Aktinomykose, Botryomykose, Sporotrichose, Blastomykose, Favus, Trichophytie, Soor, Pneumonie, Meningitis cerebrospinalis epidemica, Gehirnentzündung, Gelenkrheumatismus, Sepsis, Pyämie, Eiterungen, Furunkulose, Karbunkel, Phlegmone, Abszeß, Wundinfektionskrankheiten, Hospitalbrand, Noma, Gangrän, Lungenbrand, Lungenentzündung, Lungenabszeß, Lungenschwindsucht, Bronchialkatarrh, Darmkatarrh, Darmentzündung, Darmgeschwüre, Leberabszeß, Nierenentzündung, Nierenabszeß, Blasenentzündung, Harnröhrenentzündung, Hodenentzündung, Nebenhodenentzündung, Eierstockentzündung, Gebärmutterentzündung, Scheidenentzündung, Brustdrüsenentzündung, Brustdrüsenabszeß, Hautentzündung, Hautabszeß, Hautgeschwüre, Hautkrebs, Hautwassersucht, Hautbrand, Hautwarzen, Hautmilben, Hautläuse, Hautflöhe, Hautwanzen, Hautfliegen, Hautmücken, Hautbremsen, Hautzecken, Hautspinnen, Hautwürmer, Hautegel, Hautschnecken, Hautmuscheln, Hautkrebse, Hautinsekten, Hautparasiten, Hautschmarotzer, Hautkrankheiten, Hautausschläge, Hautflechten, Hautschuppen, Hautjucken, Hautbrennen, Hautschmerzen, Hautlähmungen, Hautkrämpfe, Hautzuckungen, Hautzittern, Hautschütteln, Hautfrieren, Hautschwitzen, Hautfieber, Hautschwäche, Hautmüdigkeit, Hautschlaf, Hautwachen, Hautträumen, Hautdenken, Hautfühlen, Hautwollen, Hautsollen, Hautmüssen, Hautdürfen, Hautkönnen, Hautmögen, Hautlassen, Hautgehen, Hautstehen, Hautsitzen, Hautliegen, Hautstehenbleiben, Hautsitzenbleiben, Hautliegenbleiben, Hautgehenlassen, Hautstehenlassen, Hautsitzenlassen, Hautliegenlassen, Hautgehenbleiben

V.

Der nächste Tag war da, und Albert bereitete sich vor, der Lady Spanker seinen Besuch abzustatten. Im Grunde seines Herzens hoffte er, daß die Tante nicht so sehr von seinem Antrag überrascht sein werde, der ihr jetzt mehr angenehm als unvermuthet sein mußte; denn bei dem kindlichen Vertrauen, welches Anna ihrer Wohlthäterin schenkte, mußte er voraussetzen, daß sie ihr schon gestern Abend alle ihre kleinen Geheimnisse anvertraut haben werde. Aber doch konnte sich unser junge Freund einer gewissen Unruhe nicht erwehren. Sein Herz schlug laut, und er, der mitten im Kugelregen muthig den Enterhaken in eine feindliche Fregatte geworfen hatte, zögerte jetzt, zwei Damen unter die Augen zu treten, welche aller Wahrscheinlichkeit nach nur sein Glück bestätigen würden.

Mehremal stand er auf der Schwelle seines Zimmers um, die ziemlich lange Gallerie hinabzugehen, welche seine Zimmer von denen der Engländerinnen trennte, aber immer kehrte er wieder zurück, um einige kleine Aenderungen in seiner Toilette zu machen oder um leise die Worte vor sich hin zu murmeln, welche er gebrauchen wollte und die er in seiner Aufregung vergessen hatte. Endlich mußte er sich entschließen. Er nahm all seinen Muth zusammen, verließ sein Zimmer, schritt über die Gallerie und befahl dem Bedienten, ihn anzumelden. Aber wie groß war sein Erstaunen, als jetzt auch der Pater Anselm und Beate ankamen; und er erinnerte sich jetzt erst, daß sie es gestern Abend so verabredet hatten.

Zu jeder andern Zeit würde sich unser junge Freund über ein so glückliches Zusammentreffen gefreut haben; und in einer Hinsicht kam es ihm auch sehr gelegen, denn er hatte so einen Vorwand, den Besuch aufzuschieben, vor dem er sich so sehr scheute!

Albert, befreit von dem Gewichte, welches sein Herz beschwerte, drückte herzlich die Hand des Pfarrers, küßte Beate auf die Stirn und befahl dem Bedienten, sie alle Drei bei Lady Spanker anzumelden.

Als sie in den Salon eingetreten waren, ließ Lady Spanker der Baronin melden, daß die kleine Bettlerin eben angekommen sei. Die Deutsche kam einige Minuten darauf, und nachdem die Damen die kleine Beate mit Liebkosungen und Küssen überhäuft hatten, entspann sich folgendes Gespräch.

„Sie wiſſen," ſagte Lady Spanker zu dem alten Prieſter, „daß Herr de Beaumont und meine Nichte verſprochen haben, die Kleine unter ihren Schutz zu nehmen, und ihr das zu erſetzen, was ſie durch den Tod ihrer Mutter verloren hat, und auch ich will gern ihre Bemühungen theilen, der Waiſe ein weniger unglückliches Loos zu ſichern. Doch iſt der bloße Wunſch nicht immer dazu hinreichend; man muß auch wiſſen, ob unſere Gaben dem Beſchenkten wirklich von Nutzen ſind."

„Wir hielten es für das Nothwendigſte," meinte Anna, „Beaten in eine Erziehungsſchule zu geben, oder noch beſſer, in eine gute und rechtſchaffene Familie. Aber vor Allem müſſen wir wiſſen, ob keine andere Perſon Anrechte auf ſie hat. Giebt es Jemand, der gegründeten Einſpruch gegen dieſen Plan erheben könnte?"

„Sie legen mir da Fragen vor, die ich außer Stande bin zu beantworten," entgegnete Anſelm. Darauf wandte er ſich gegen ſeinen kleinen Schützling, der ganz eingeſchüchtert von der glänzenden Umgebung da ſtand, und fragte das Kind freundlich: „Komm, Beate, verſuche Deine Erinnerungen zu ſammeln. Hatteſt Du vor dem Tode Deiner Mutter in dieſem oder in einem anderen Lande einen Freund, der Euch beide beſchützte? Erinnerſt Du Dich, ob Deine Mutter eine Perſon Bruder oder Gatte genannt hat?"

Das Kind blickte Anna an und verſuchte, ſich die Erinnerungen ſeiner Jugend zurückzurufen, aber nach einer Weile ſchüttelte ſie das Köpfchen weinend und antwortete: „Niemand. Meine Mutter war immer allein mit mir. Und jetzt iſt ſie wohl auch allein, bis ſie neben der Madonna ruht."

Und ihre ſchönen Augen glänzten, als ob ſie inſpirirt wäre.

„Sie wiſſen uns aber doch wohl den Familiennamen Beatens zu ſagen?" frug die Baronin.

„Nein, Madame — ich habe ihn nie erfahren können. Die Nachbarn nannten ihre Mutter Madame Micaeli; obgleich ſie vier Jahre lang unter dieſem Namen in ihrer ärmlichen Hütte wohnte, habe ich alle Urſache zu vermuthen, daß es nicht ihr wahrer war."

„Und haben Sie ſonſt keine Spur entdeckt?" fragte Albert.

„Nur eine, mein Herr, denn ich war gezwungen, den kleinen Nachlaß der Verſtorbenen verkaufen zu laſſen, kaufte aber ſelbſt Einiges, in der Hoffnung, eines Tages dadurch Aufklärung über die

Geburt und Familie der Kleinen bekommen zu können. Unter diesen Sachen war auch ein Brevier, welches die Verstorbene stets bei sich führte, wenn sie zur Messe ging. Auf dem violetten Saffianband desselben befanden sich zwei Buchstaben, dieselben, mit denen die Wäsche der Madame Micaeli gezeichnet war, die jedoch nicht zu diesem Namen paßten."

„Arme Kleine!" rief Miß Anna aus, indem sie das Kind in ihre Arme schloß, „so hast Du nicht einmal einen Namen — die Erbschaft, die selbst der Aermste seinen Kindern hinterläßt."

„Aber ich werde nun nicht mehr nöthig haben, zu betteln — denn heute früh sagte mir Pater Anselm, daß meine Mutter morgen am Altare begraben wird, wo sie ruhen muß, um selig zu werden!" erwiederte das Kind, immer noch in einem halb exaltirten Zustande.

„Sie scheint blos diese eine Idee zu haben?" sagte Miß Anna, und Beaten noch einmal zärtlich umarmend, fügte sie hinzu:

„Wir haben Dich Alle recht lieb, Beate — würdest Du gern bei uns bleiben?"

Bei diesen Worten näherte sich die Kleine wieder der jungen Engländerin und sagte ihr in's Ohr: „O sehr gern, wenn es Pater Anselm erlaubt."

Während dem hatte der greise Priester aus seiner Tasche das Brevier und ein kleines Etui gezogen.

„Wenn mich meine Vermuthungen nicht irre geleitet haben, so ist es wohl das Wahrscheinlichste, daß die Mutter Beatens von ihrem Gatten ohne Vermögen zurückgelassen wurde; oder vielleicht auch war sie das Opfer schändlicher Verführung, — so viel scheint gewiß zu sein, daß sie, nachdem sie den Ort verlassen, welcher Zeuge ihres Glückes und ihrer Schande gewesen war, ihren Namen änderte, um allen Nachforschungen zu entgehen, und sich in einer entlegenen Vorstadt Neapels verbarg, wo nach wenigen Jahren der Tod sie von ihrer Trauer erlöste."

„Die Unglückliche!" riefen alle Zuhörer aus.

„Wenn sie wirklich schuldig war, so beklage ich noch mehr als sie den, der sie verführte, um sie dann zu verlassen," fuhr der Priester fort. „Mit einer wahrhaft engelgleichen Geduld ertrug sie ihr trauriges Schicksal; ihr Angesicht, von Anstrengung und Kummer

gefurcht, behielt ſtets den Ausdruck einer gottergebenen Melancholie, der mich an die Bildniſſe unſerer heiligen Märtyrer erinnerte. O, wenn ihre Schuld groß war, ihre Reue war noch größer. Möge der Heiland, den ich ſo oft ihretwegen angefleht habe, meine Gebete erhören und ihr droben den Frieden ſchenken, den ſie hienieden nicht finden konnte."

Dieſe Worte, die der Prieſter mit tiefem Gefühl ausſprach, brachten Thränen in die Augen der drei Damen.

Auch Albert war tief gerührt.

Anſelm fuhr fort: „Wenn auch Bedürfniſſe und Noth die Arme zwangen, nach und nach Alles zu verkaufen, was ſie hatte, ſo bewahrte ſie doch ſtets jene Sachen auf, die ihr um keinen Preis feil waren: jenes Brevier und dieſes Etui mit einem Ringe, ein Demant mit Türkiſen eingefaßt. Im Ringe ſelbſt ſind einige Worte eingegraben — das Einzige, was uns vielleicht zur Entdeckung der Familie Beatens führen kann." Bei dieſen Worten drückte Anſelm an der Feder des Etui und reichte es geöffnet den Damen dar.

Die drei Damen betrachteten mit Neugier den koſtbaren Ring, und ſo bemerkten ſie nicht, daß Albert plötzlich todtenbleich geworden war. Ein heftiges Zittern hatte ihn befallen, er war wie vernichtet, er konnte kein Glied bewegen, kein Wort ſprechen; ſein Auge heftete ſich ſtarr auf den Ring, den die Baronin jetzt Anna hinreichte.

Nach einigen Sekunden fand er endlich Kraft genug, hervorzuſtammeln:

„Aber wie — wiſſen Sie auch gewiß, daß dieſer Ring der Frau gehört hat, die in ſo großer Armuth in jener Hütte geſtorben iſt?"

Und Anſelm erſchrack über die plötzliche Veränderung, welche ſich auf dem Geſichte des Franzoſen zeigte; doch antwortete er ruhig: —

„So gewiß, mein Herr, als die Verblichene ihn am Finger trug, bis ſie ihren letzten Seufzer aushauchte. Wohl hätte ſie ihn in die Gruft mitnehmen ſollen, aber die Erbſchaft Beatens war ſo klein, daß ich ihn zurückbehielt, um ihn der Kleinen als das einzige werthvolle Andenken an ihre Mutter zu bewahren."

Unterdeſſen hatten die Baronin und Miß Anna die auf dem

Ring eingegrabenen Buchstaben entziffert und erstere las mit lauter Stimme folgende Worte: Gustave Albert de Beaumont.“

„Wie, Herr von Beaumont, Ihr Name steht in diesem Ring?“ rief die Baronin mit schlecht verhehlter, spöttischer Freude.

Die Uebrigen trafen diese Worte wie ein Donnerschlag.

„Mein Name — ja Madame — es ist mein Name, der dort steht. Um Alles in der Welt, geben Sie mir den Ring, denn er kommt mir allein zu.“

„Ihnen?“ fragte Miß Anna, fast eben so bleich geworden wie Albert, und von dem feierlichen Ton erschreckt, mit dem er die letzten Worte gesprochen hatte.

„Mir,“ erwiederte er, „und auf dem Brevier werden Sie lesen: Catarina Lorenzo.“

Wie er so sprach, dachte er nicht mehr an seine Zuhörer und vergaß ganz den Eindruck, den diese plötzliche Entdeckung auf die arme Anna machen mußte.

„Es ist so,‘ sagte Pater Anselm, indem er das geöffnete Brevier zeigte.

„Geliebte, unglückliche Catharina — verlassen — in Elend und Kummer gestorben!“ rief der junge Mann mit dem Ausdruck der Verzweiflung. „O, gewiß hat sie einen Fluch über mich in dieses Buch geschrieben —“

„Einen Fluch! — Sie irren sich, ich finde nur einige Worte, mit denen sie ihr Kind Ihrer Obhut und der Gottes anbefiehlt,“ entgegnete mild der Priester.

Und Albert griff hastig nach dem Buch, um das letzte Lebewohl der einst ihm Theuren zu lesen.

Die Baronin, für die Alles dies fast ein Triumph war, rief jetzt, indem sie aufmerksam die Züge Beatens mit denen des jungen Franzosen verglich:

„Aber sehen Sie nur, welche erstaunliche Aehnlichkeit zwischen Herrn von Beaumont und der Kleinen stattfindet, ganz dieselben Züge, derselbe Ausdruck, aus dem Französischen ins Neapolitanische übersetzt.“

Alle Augen wendeten sich auf Beate, und die Aehnlichkeit war wirklich überraschend.

Albert hörte nichts mehr — nachdem er einen Kuß auf das

heilige Buch gedrückt hatte, murmelte er: „Catharina, Catharina, möge Gott Dich ſegnen!“ — und dann ſchloß er Beaten zärtlich in ſeine Arme: „Mein Kind! — meine Beate! — auch ich weine um Deine Mutter —“ und bei dieſen Worten bedeckte er das Kind mit Küſſen und Thränen.

Beate, gerührt durch die Verzweiflung des jungen Mannes, weinte auch, ohne zu wiſſen warum.

Der Eindruck, welchen dieſer unerwartete Auftritt auf Miß Anna und ihre Tante machte, läßt ſich kaum mit Worten beſchreiben. Sie fühlten bald, daß ihre Anweſenheit nicht allein unnütz, ſondern auch läſtig war, und verließen den Salon. Aber diesmal war es die Kranke, welche die Geſunde unterſtützen mußte.

Albert, immer noch mit ſeinem Schmerz beſchäftigt, bemerkte kaum ihr plötzliches Fortgehen.

„Meine Beate, meine geliebte Tochter!“ rief er, ſie wiederholt umarmend; „warum biſt Du nicht ein Paar Jahre älter, um mir von dem Schickſal Deiner Mutter zu erzählen! — um mir zu ſagen, wie ſehr ſie gelitten hat!“

Der alte Prieſter, gerührt von dem Schmerz des jungen Mannes, wollte ihm einige tröſtende Worte ſagen; Albert aber ergriff lebhaft ſeine Hand und ſagte: „Tauſend, tauſend Dank für Alles, was Sie an ihr gethan haben.“

Die Baronin, die nach der erſten Regung von Eiferſucht wohl ſah, daß es ſich um einen wirklichen Schmerz handelte, ließ ſich bald wieder von ihrer natürlichen Herzensgüte beherrſchen und entſchuldigte ſich gegen Albert wegen der indiscreten Aeußerungen, die ſie ſich hatte entſchlüpfen laſſen; dann folgte ſie den beiden Engländerinnen.

Albert, Anſelm und Beate waren jetzt allein.

„Sie würden mich falſch beurtheilen, ehrwürdiger Vater,“ ſagte der Jüngling, immer noch lebhaft bewegt, „wenn ich Ihnen nicht geſtände, daß durch meine Schuld Catharina einem ſo traurigen Schickſal verfallen iſt. Aber wie konnte ich vorausſetzen, daß ich ſo ſchrecklich dafür beſtraft werden würde!“

„Eine aufrichtige Reue macht auch die größten Fehler gut,“ entgegnete tröſtend der Prieſter.

„O, gewiß iſt ſie aufrichtig, ich ſchwöre es Ihnen — und viel-

leicht trägt das Schickſal mehr Schuld als ich an dem Unglück, welches ich beklage."

Er bat den Greis, ſich neben ihn zu ſetzen, und fuhr folgendermaßen fort:

„Es ſind jetzt acht Jahre, daß ich voller Sehnſucht nach dieſen paradieſiſchen Gefilden, nach Neapel, reiſte, ohne andere Sorgen als die eines Jünglings von 20 Jahren. Ich durchwanderte die herrlichen Umgebungen der Stadt, als ich bei einem nächtlichen Feſte Catharina ſah, die Tochter von Roſa Lorenzo, der Wittwe eines Künſtlers. Meine Augen waren wie geblendet von ihrer Schönheit, und ſie erſchien mir wie die Königin ihrer Gefährtinnen. Während des Tanzes wagte ich mich ihr zu nähern und ihr den tiefen Eindruck zu geſtehen, den ſie auf mein Herz gemacht hatte. Sie antwortete mir ſo offen und unſchuldig, daß ich zitternd und beſchämt über meine Kühnheit vor ihr ſtand. — Doch erhielt ich von ihrer Mutter die Erlaubniß, ſie den nächſten Tag wieder zu ſehen."

„Von jetzt an ſah ich ſie täglich und bald war ihr Herz wie das meinige in dem Zauber einer Liebe gefangen, die uns ſo große Leiden bringen ſollte. O, wenn Sie ſie gekannt hätten, meine Catharina, wenn Sie die Güte und Reinheit ihres Herzens hätten ſchätzen können, Sie würden, gleich mir, Ihrem Andenken eine Thräne weihen."

„Zwei Monate ſchon tauſchten wir ohne Wiſſen ihrer Mutter gegen einander Seufzer und Schwüre aus, als ich plötzlich den Befehl erhielt, mich augenblicklich an Bord meiner Corvette zu begeben, die im Begriff war, die Anker zu lichten. Ich mußte gehorchen und Sie können ſich meine Verzweiflung denken — ſie war ſchrecklich und Catharina's Zuſtand war noch ſchrecklicher."

„Dennoch ſiegte die Pflicht, die mein Beruf als Seemann mir auferlegte, über ſo viel Liebe! Ich ſagte Catharina Lebewohl, umarmte ſie zum letzten Mal und den Tag darauf verließ ich dieſes Neapel, das ich vielleicht nie wieder ſehen ſollte. Gott iſt mein Zeuge, daß ich in den erſten Wochen dieſer ſchmerzlichen Trennung, da ich zwiſchen Meer und Himmel hinſchwankte, keinen Gedanken hatte, der nicht Catharinen gehörte. Später ſegelten wir nach den ſüdlichern Meeren, ohne landen zu können — kurz, es vergingen ſechs mühevolle Monate, ehe ich einen Brief nach Neapel abſenden konnte —

Die Kraft, welche die Kugel von der Geraden ablenkt, ist die Anziehung der Kugel. Diese Kraft ist um so größer, je größer die Masse der Kugel ist und je kleiner ihr Abstand von der Geraden ist. Wir können also sagen: Die Kraft, welche die Kugel ablenkt,

Der alte Geiſtliche beſtimmte ihm die Stunde und ging. Albert blieb mit Beate allein.

Das arme Kind konnte ſich nicht daran gewöhnen, den jungen Menſchen, den ſie erſt ſeit 24 Stunden kannte, als ihren Vater anzuſehen. Sie hatte noch keine andere Liebe gekannt, als zu ihrer Mutter, und jedes ſonſtige Gefühl fand nicht ſo ſchnell einen Zugang zu ihrem Herzen.

Während die Bedienten Alles zur Abreiſe vorbereiteten, hatte Beate ſchüchtern ſich in einen Winkel des Salons geſetzt; ihr junges Köpfchen war voll von den ſonderbaren Ereigniſſen, die eben ſtattgefunden hatten und die ihr einem Traume ähnlich ſchienen, an deſſen Wirklichkeit ſie kaum glauben konnte. Ein Gedanke aber machte ſie glücklich: ſie wußte nun, daß ihre Wünſche endlich erhört werden, und daß morgen ihre Mutter neben dem Altar der heiligen Jungfrau von St. Paolo ruhen ſollte. Dieſen Augenblick erwartete ſie mit Ungeduld. Albert hatte ſich an den Tiſch geſetzt und mit blutendem Herzen folgenden Brief an Miß Anna auf's Papier hingeworfen:

„Meine theuerſte Miß Anna!

Sie ſind Zeuge einer Scene geweſen, die mir auf ewig Ihre Achtung und zugleich jene Liebe rauben mußte, auf die ich alle meine Lebenshoffnungen gegründet hatte. Wenn Sie indeß nicht ohne Kummer einen Freund ſcheiden ſehen, der es gewagt, ſich Ihrem reinen und edlen Herzen zu nahen, ſo gönnen Sie ihm Ihr Mitleid und empfangen Sie ſein Gelübde, daß er ſeine ganze übrige Lebenszeit ſich mit Herzleid Ihrer erinnern wird.

In den beifolgenden Blättern werden Sie die Geſchichte meiner Liebe zu der armen Catharina kennen lernen; ich zeichnete ſie auf zu einer Zeit, wo es mir nicht einfiel, zu fürchten, daß ſie ein ſo trauriges Ende nehmen würde. Ich habe nur noch einige Worte dieſen Zeilen zuzufügen: Ich liebte Catharina mit überſpannter Liebe, wie man mit 20 Jahren liebt. — Sie liebe ich mit jener reinen und dauernden Liebe, die nur mit dem Leben ſelbſt erliſcht. Obgleich ich nicht weiß, ob ich je die Kraft finden werde, die Trennung von Ihnen zu ertragen, ſo muß ich mir ſie doch auferlegen. Um dieſe peinliche Pflicht zu erfüllen, verlaſſe ich noch heute

dieſes Hotel und morgen Italien. — In wenigen Tagen werde ich mit meinem Kinde in Frankreich ſein; aber vergeſſen Sie nicht, daß Sie dort, wie in Neapel, ein Herz beſitzen, welches voll Achtung und Anbetung für Sie iſt.

Paul Albert de Beaumont.

Dieſer Brief wurde Miß Anna in demſelben Augenblick übergeben, wo Albert und Beate ſich aus dem Hotel entfernt hatten.

VI.

Die Glocken von St. Paolo ertönten laut, und die Bewohner der Vorſtädte drängten ſich durch das Portal der Kirche zur Todtenmeſſe für Catharina Lorenzo. Die Accorde verſchiedener Inſtrumente hallten vom Chor herunter. Alle Pfeiler waren mit ſchwarzem Tuch und mit ſilbernen Franzen behängt, und vor dem Hauptaltar erhob ſich ein prächtiger Catafalk, von tauſend Kerzen beleuchtet. Anſelm, unterſtützt von ſeinen Vikaren, Diakonen und Subdiakonen verſah das Todtenamt, umgeben von der ganzen Pracht des katholiſchen Cultus. Der Weihrauch dampfte, und ſeine Wolken kreiſelten ſich an den Gewölben hinauf, während im Chor mit der Orgel die zahlreich verſammelten Gläubigen den Prieſtern reſpondirten, welche Gebete anſtimmten für das Seelenheil der Verſtorbenen.

Als die Meſſe beendigt war, traten ſechs in Trauer gekleidete Männer zu der ſchwarzbedeckten Bahre und hoben ſie auf ihre Schultern; die Prieſter, die Sänger und die Chorknaben, Todtenhymnen ſingend, folgten ihr bis zu dem Altar der heiligen Jungfrau, der zu dieſer Trauerfeier prächtig geſchmückt worden war.

Albert und Beate, die dem Zuge gefolgt waren, warfen ſich an dem Fuße des Altars auf die Kniee. Das Antlitz des jungen Mannes war bleich und melancholiſch: Beatens Augen leuchteten in heiliger Freude.

„Alles das geſchieht für meine Mutter," wiederholte ſich das Kind, indem es das prächtige Schauſpiel betrachtete. Und als man die Gruft öffnete, welche die geliebte Leiche aufnehmen ſollte, als Anſelm das De profundis clamavi anſtimmte, wie ſie da betete, die Arme! —

„Endlich," ſagte ſie, „ruht meine Mutter zu Füßen der heiligen

Jungfrau! Sie vernimmt die Gebete der Gläubigen! Sie ist auf ewig unter dem Schutz der Madonna und der Heiligen. O, bald wird ihre Seele in dem Himmel sein!"

Da hoben die sechs schwarz gekleideten Männer das Leichentuch vom Sarge, um die Leiche in ihre letzte Ruhestätte zu senken; Albert verhüllte seine Augen, um die Thränen zu verbergen, welche daraus hervorbrachen, Beate aber stand auf und ging nach der Bahre, um mit frommer Miene das Leichentuch zu küssen, den Schutz der heiligen Jungfrau für die Seele ihrer Mutter anrufend.

Die Feierlichkeit war zu Ende, die Gruft wieder geschlossen; die Priester, nachdem sie das Requiem angestimmt hatten, entfernten sich in die Sacristei. Die Schaar der Gläubigen zerstreute sich nach allen Seiten. Die Fischer eilten wieder nach dem Hafen, die Lazzaroni schlenderten nach den Palästen und Kirchen, auf deren Stufen sie im Schatten zu ruhen gewohnt waren. Die Nachbarn aber, die noch in Gruppen um die Kirche verweilten, erschöpften sich in tausend Vermuthungen über die prächtige Bestattung Catharinens und den jungen Fremden, der sie angeordnet hatte.

Unterdessen knieten Albert und Beate immer noch betend in der Kirche, ohne zu bemerken, daß sie allein waren. Als sie in die Höhe blickten, sahen sie, daß es Zeit war, diesen Ort der Trauer und der Schmerzen zu verlassen. Sie sagten der theuren Verschiedenen noch einmal ein ewiges Lebewohl und der Vater nahm seine Tochter bei der Hand, um den würdigen Anselm in seiner Wohnung aufzusuchen.

„Um Ihnen für die wahrhaft heilige Liebe zu danken, mit der Sie zwei mir so theure Personen unterstützt haben, bitte ich Sie, diese Gabe anzunehmen," sagte der Franzose, indem er dem alten Pfarrer eine Goldbörse hinreichte.

Als Anselm zögerte, sie anzunehmen, fügte er hinzu: „Nicht für Sie habe ich dieses Geschenk bestimmt; ich weiß, daß Sie keinen Preis auf Ihre Gutthaten setzen, aber ich rechne auf Ihr thätiges Mitleid, indem ich Sie bitte, diese Summe an die Unglücklichen zu vertheilen, die Sie bei Ausübung Ihres Amtes auffinden; ferner wünsche ich, damit das Gelübde Beatens vollkommen erfüllt werde, daß dort auf ewige Zeiten jährlich an demselben Tage vor dem Altar der heiligen Jungfrau eine Messe für die Verstorbene gelesen werde."

Ihre Ansichten über Gott und Welt, über Religion und Kirche, über Staat und Gesellschaft, über Recht und Sitte, über Kunst und Wissenschaft, über Leben und Tod, über Himmel und Hölle, über Gut und Böse, über Wahrheit und Irrthum, über Tugend und Laster, über Freiheit und Knechtschaft, über Licht und Finsterniß, über Gesundheit und Krankheit, über Schönheit und Häßlichkeit, über Reichthum und Armuth, über Glück und Unglück, über Freude und Leid, über Hoffnung und Verzweiflung, über Liebe und Haß, über Frieden und Krieg, über Ordnung und Unordnung, über Gesetz und Willkür, über Recht und Unrecht, über Wahrheit und Lüge, über Treue und Untreue, über Ehre und Schande

„Miß Anna? — Wir werden ſie nicht wiederſehen," unterbrach ſie Albert ſchnell und ſuchte eine Bewegung zu verbergen, deren Urſache das Kind nicht begreifen konnte — „würdeſt Du lieber bei ihr bleiben als bei mir?"

Beate fühlte, daß eine bejahende Antwort ihren Vater beleidigen würde und antwortete mit ſanfter Stimme: „Nein."

In dieſem Augenblick wurde an die Thür geklopft, und das weiße Haupt Anſelm's blickte herein.

„Entſchuldigen Sie, mein Herr," ſagte er, „daß ich ſo unerwartet eintrete, aber man hat mich beauftragt, Sie zu fragen, ob es Ihnen nicht unangenehm ſein würde, einige Freunde zu empfangen?"

„Wen kann ich außer Ihnen noch in Neapel ſo nennen?" erwiederte der Franzoſe; aber er verſtummte und zitterte vor Freude und Erſtaunen, als er Lady Spanker und Miß Anna erblickte, welche der ehrwürdige Vater hereinführte. Beate, als ſie dieſelben ſah, lief ihnen entgegen, und ergriff mit Lebhaftigkeit die Hand Anna's.

„Wie, meine Damen, Sie hier? — Sie würdigen mich immer noch der Ehre eines Beſuches, während ich nur noch auf Ihr Mitleid Anſpruch zu haben glaube?"

„Da Sie vergeſſen wollten, von Ihren Reiſegefährtinnen Abſchied zu nehmen," ſagte Lady Spanker freundlich, „ſo mußten ſie wohl ſelbſt kommen."

„Und ich ſehe in Ihren Augen keinen Zorn, keine Verachtung gegen mich. . . ."

„Nein, Herr Albert," erwiederte jene, „und wenn Sie uns nicht etwa eine Bitte abſchlagen. . . ."

„Sie haben eine Bitte — und an mich? O, ſprechen Sie, und ſollte es mein Leben koſten, ſo ſchwöre ich. . . ."

„Sie ſchwören ſie zu erfüllen?" ſagte lächelnd Lady Spanker. „Nun, wir werden Sie beim Wort nehmen. Ein Seemann darf ſein Wort nicht brechen. — Wiſſen Sie, daß Miß Anna, meine Nichte, Sie bitten will, die Mutter Ihrer Tochter werden zu dürfen?

„Die Mutter meiner Tochter?"

„Sehen Sie, mit welcher Zärtlichkeit die Kleine meine Hand drückt," ſagte Anna; „zögern Sie noch?"

„O, himmliſche Nachſicht und Güte!" rief Albert, indem er vor ihr auf die Kniee ſank und ihre Hand mit Küſſen bedeckte. „Wo ich Haß und Verachtung erwartete, kommen Sie mir mit Verzeihung und Liebe entgegen."

„Ich habe Sie nie mehr geliebt, theurer Albert, als da ich Sie Catharina ſo aufrichtig beweinen ſah. Die Liebe, die Sie ihr geweiht hatten, ich werde ſie von nun an zu vergeſſen ſuchen — aber der Mann, welcher ſein Lebensglück opfert, um das Andenken ſeiner verſtorbenen Braut zu ehren, wird für ſeine einſtige Gattin der beſte und edelſte Gemahl ſein."

Über den Mutter'schen Versuch.

Von

Prof. Dr. Ad. Lode in Dorpat.

(Mit 1 Figur im Text.)

(Eingegangen am 15. Januar 1898.)

Mit diesem Namen bezeichnet Mach eine von Mutter angestellte Modification des Fizeau'schen Versuches über die Mitführung des Lichtes durch bewegte Körper. Mach hat diesen Versuch in seinem Buche über die Principien der Wärmelehre (Leipzig 1896, S. 276) kurz beschrieben und auf seine Bedeutung für die Elektrodynamik bewegter Körper hingewiesen. Da mir eine Publication Mutter's über diesen Versuch nicht bekannt ist, so will ich hier eine kurze Beschreibung desselben geben, wie ich sie von Mach selbst erhalten habe.

Mutter hat den Versuch in der Weise ausgeführt, dass er die Interferenzen zweier Lichtstrahlen beobachtete, die in entgegengesetzter Richtung eine mit Wasser gefüllte Röhre durchliefen, welche sich mit einer Geschwindigkeit v bewegte. Die Lichtstrahlen wurden durch Reflexion an einem Spiegelsystem in die Röhre hinein- und herausgeleitet. Die Interferenzen wurden durch ein Fernrohr beobachtet, das auf unendlich eingestellt war. Mutter fand, dass die Interferenzen sich verschoben, wenn die Röhre in Bewegung gesetzt wurde, und dass diese Verschiebung der Fizeau'schen Theorie entsprach.

Ich habe diesen Versuch in der Weise modificirt, dass ich die Interferenzen zweier Lichtstrahlen beobachtete, die in gleicher Richtung eine mit Wasser gefüllte Röhre durchliefen, welche sich mit einer Geschwindigkeit v bewegte. Die Lichtstrahlen wurden durch Reflexion an einem Spiegelsystem in die Röhre hinein- und herausgeleitet. Die Interferenzen wurden durch ein Fernrohr beobachtet, das auf unendlich eingestellt war. Ich fand, dass die Interferenzen sich verschoben, wenn die Röhre in Bewegung gesetzt wurde, und dass diese Verschiebung der Fizeau'schen Theorie entsprach.

Ich habe diesen Versuch in der Weise modificirt, dass ich die Interferenzen zweier Lichtstrahlen beobachtete, die in gleicher Richtung eine mit Wasser gefüllte Röhre durchliefen, welche sich mit einer Geschwindigkeit v bewegte. Die Lichtstrahlen wurden durch Reflexion an einem Spiegelsystem in die Röhre hinein- und herausgeleitet. Die Interferenzen wurden durch ein Fernrohr beobachtet, das auf unendlich eingestellt war. Ich fand, dass die Interferenzen sich verschoben, wenn die Röhre in Bewegung gesetzt wurde, und dass diese Verschiebung der Fizeau'schen Theorie entsprach.

ein Sammethut drückte ſich auf ihr zierliches Köpfchen und an ihre Wangen, die durch die ſcharfe Luft ein wenig gepurpurt waren: ein Boapelz ſchlang ſich um ihren Hals und ihre Hände verbargen ſich in einem ſchönen Pelzmuff. Dieſe Dame, die reich genug ſchien, ſtand gerade auf der Thürſchwelle eines Hauſes, in welches ſie im Begriffe war einzutreten, als ſie plötzlich in der Ferne ein andres Fräulein von ihrer Bekanntſchaft herbeikommen ſah. Sie blieb an der Thüre der ärmlichen Wohnung ſtehen, bis ihre Freundin in der Nähe war, dann ging ſie ihr mit ſanftem Lächeln entgegen und ſprach ſie alſo an:

„Guten Tag, Adele! Wie geht's?"

„Ziemlich wohl, und Dir?"

„Ich bin, Gott ſei Dank, geſund und ſo vergnügt, daß ich Dir es nicht ausdrücken kann."

„Und warum das? — mir ſcheint, daß das Wetter ſo vergnüglich nicht iſt."

„O, für mich wohl, Adele. Ich bin kaum eine Stunde lang aufgeſtanden und ſchon in zwanzig Armen-Wohnungen geweſen. Aber ich habe Armuth geſehen, liebe Adele! Armuth, daß einem das Herz brechen ſollte. Hunger und Kälte, Blöße und Krankheit, — o, es iſt unbegreiflich! Wie glücklich ſchätze ich mich, bemittelt zu ſein, denn, welch' ein Vergnügen iſt's, Gutes zu thun!"

„Man ſollte ſagen, Du hätteſt Luſt zu weinen, Anna; ich ſehe Thränen in Deinen Augen glänzen — ſei doch nicht ſo empfindſam. Die armen Leute ſind dieſen Winter immerhin nicht ſo ſehr zu beklagen, bedenke, wie viele Austheilungen Statt finden. Kohlen, Brot, Erdäpfel, Alles wird ihnen in Ueberfluß gereicht. Geſtern noch unterſchrieb ich für 30 Gulden, und ich kann Dir wohl ſagen, daß ich lieber mein Geld austheilen laſſe, als in alle die ſchmutzigen Wohnungen gehe."

„Adele, Du kennſt die Armen nicht. Beurtheile ſie nicht nach den zerlumpten Bettlern, die das Einſammeln von Almoſen als ein gutes Geſchäft betrachten und ihre Kleider mit Abſicht beſchmutzen und zerreißen, um Entſetzen und Mitleid einzuflößen. Komm mit mir und ich werde Dir Arbeiter zeigen, deren Kleider nicht zerriſſen ſind, deren Haushalt nicht ſchmutzig iſt und deren Mund ſich nicht öffnet, um zu bitten, ſondern nur um zu danken und zu ſegnen. Du wirſt

Im Schriftbild Schwabacher Schrift, Fraktur, Antiqua, Kursiv.

Schwabacher Schrift: Abcdefghijklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ

Fraktur: Abcdefghijklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ

Antiqua: Abcdefghijklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ

Kursiv: Abcdefghijklmnopqrstuvwxyz ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ

Ziffern: 1 2 3 4 5 6 7 8 9 0

Interpunktion: . , : ; ! ? - ( ) [ ] / " ' = + *

Sonderzeichen: & § $ % @ # ß ä ö ü

Schriftgrad: 6 Punkt 8 Punkt 10 Punkt 12 Punkt 14 Punkt 16 Punkt 18 Punkt 20 Punkt 24 Punkt 28 Punkt 32 Punkt 36 Punkt 40 Punkt 48 Punkt 60 Punkt 72 Punkt

Schriftlinie: Grundlinie Mittellinie Oberlinie

Schriftbreite: Schmal Normal Breit

Schriftstärke: Mager Halbfett Fett

Schriftneigung: Steil Kursiv

Schriftart: Schwabacher Schrift Fraktur Antiqua Kursiv

Schriftgröße: 6 Punkt 8 Punkt 10 Punkt 12 Punkt 14 Punkt 16 Punkt 18 Punkt 20 Punkt 24 Punkt 28 Punkt 32 Punkt 36 Punkt 40 Punkt 48 Punkt 60 Punkt 72 Punkt

Schriftfarbe: Schwarz Rot Blau Grün Gelb Violett Braun Grau Weiß

Schriftgrad: 6 Punkt 8 Punkt 10 Punkt 12 Punkt 14 Punkt 16 Punkt 18 Punkt 20 Punkt 24 Punkt 28 Punkt 32 Punkt 36 Punkt 40 Punkt 48 Punkt 60 Punkt 72 Punkt

Schriftlinie: Grundlinie Mittellinie Oberlinie

Schriftbreite: Schmal Normal Breit

Schriftstärke: Mager Halbfett Fett

Schriftneigung: Steil Kursiv

Schriftart: Schwabacher Schrift Fraktur Antiqua Kursiv

Schriftgröße: 6 Punkt 8 Punkt 10 Punkt 12 Punkt 14 Punkt 16 Punkt 18 Punkt 20 Punkt 24 Punkt 28 Punkt 32 Punkt 36 Punkt 40 Punkt 48 Punkt 60 Punkt 72 Punkt

Schriftfarbe: Schwarz Rot Blau Grün Gelb Violett Braun Grau Weiß

Schriftgrad: 6 Punkt 8 Punkt 10 Punkt 12 Punkt 14 Punkt 16 Punkt 18 Punkt 20 Punkt 24 Punkt 28 Punkt 32 Punkt 36 Punkt 40 Punkt 48 Punkt 60 Punkt 72 Punkt

Schriftlinie: Grundlinie Mittellinie Oberlinie

Schriftbreite: Schmal Normal Breit

Schriftstärke: Mager Halbfett Fett

Schriftneigung: Steil Kursiv

Schriftart: Schwabacher Schrift Fraktur Antiqua Kursiv

Schriftgröße: 6 Punkt 8 Punkt 10 Punkt 12 Punkt 14 Punkt 16 Punkt 18 Punkt 20 Punkt 24 Punkt 28 Punkt 32 Punkt 36 Punkt 40 Punkt 48 Punkt 60 Punkt 72 Punkt

Schriftfarbe: Schwarz Rot Blau Grün Gelb Violett Braun Grau Weiß

Schriftgrad: 6 Punkt 8 Punkt 10 Punkt 12 Punkt 14 Punkt 16 Punkt 18 Punkt 20 Punkt 24 Punkt 28 Punkt 32 Punkt 36 Punkt 40 Punkt 48 Punkt 60 Punkt 72 Punkt

Schriftlinie: Grundlinie Mittellinie Oberlinie

Schriftbreite: Schmal Normal Breit

Schriftstärke: Mager Halbfett Fett

Schriftneigung: Steil Kursiv

Schriftart: Schwabacher Schrift Fraktur Antiqua Kursiv

Schriftgröße: 6 Punkt 8 Punkt 10 Punkt 12 Punkt 14 Punkt 16 Punkt 18 Punkt 20 Punkt 24 Punkt 28 Punkt 32 Punkt 36 Punkt 40 Punkt 48 Punkt 60 Punkt 72 Punkt

Schriftfarbe: Schwarz Rot Blau Grün Gelb Violett Braun Grau Weiß

II.

In einer Kammer des Hauſes, vor welchem die wohlthätige Jungfrau ſtehn geblieben war, wohnte eine unglückliche Familie. Vier nackte Mauern waren hier die ſtummen und einzigen Zeugen von Schmerz und Leiden, und der Anblick dieſes traurigen Schauſpiels erfüllte das Herz nicht nur mit Betrübniß, ſondern auch mit Haß gegen die Geſellſchaft. Die Luft war hier ſo kalt, wie auf der Straße und eine gewiſſe Feuchtigkeit drang durch die Kleider der Anweſenden; im Herde brannte ein kleines Feuer, das mit Stücken zerbrochenen Hausrathes genährt ward, und, wie mit Mühe, von Zeit zu Zeit einige ſpärliche Flammen zeigte. In einem Bette, mitten im Zimmer, lag ein krankes Kindlein, das nicht mehr als ein Jahr alt ſein konnte; ſein gelbes Geſichtchen, ſeine magern Aermchen und ſeine eingefallenen Augen ließen mit Recht ſchließen, daß wohl bald ein Platz auf Stuivenberg*) dies unſchuldige Weſen aufnehmen werde. Auf einem ſchwarzen Steine, neben dem Kinde, ſaß eine noch junge Frau, die Hände vor den Augen. Ihre Kleidung, obſchon aus Stoffen zuſammengeſetzt, deren Farben durch den Gebrauch verſchoſſen waren, trug doch nicht die Anzeichen jener Armuth, welche die Hülfe öffentlich anſpricht; im Gegentheil konnte man an ihrer Reinlichkeit und an den vielen, jedoch faſt unſichtbaren Näthen bemerken, mit welcher Sorgfalt ſie geſtrebt hatte, ihre Dürftigkeit zu verbergen.

Von Zeit zu Zeit entwand ſich ihrem Buſen ein unterdrückter Seufzer und einige Waſſertropfen floſſen von den Spitzen ihrer Finger, womit ſie ihr Antlitz bedeckt hielt. Jedoch bei der leiſeſten Bewegung des kranken Kindes hob ſie bebend das Haupt in die Höhe, betrachtete ſchluchzend und mit Schaudern ſeine eingefallenen Wangen, drückte die Decke näher an ſeinen kalten Leib und ließ ſich dann wieder weinend und verzweifelnd auf den Stein niederſinken.

Die tiefſte Stille herrſchte an dieſem Unglücksorte; nur der Hagelſchnee ſchlug gegen die Fenſterſcheiben, — und der Wind heulte im Kamin.

---

*) Begräbnißplatz bei Antwerpen.

Nun, aber dann kann es auch nicht mehr auf die Gründung von Kolonien ankommen, sondern nur auf die Gründung von Kolonien, die sich selbst ernähren können. Und da ist es nun ganz klar, daß Kolonien, die sich selbst ernähren können, nicht in Gebieten gegründet werden können, die nicht ihre Produkte aufnehmen können, und daß sie nicht in Gebieten gegründet werden können, die nicht ihre Produkte aufnehmen können, weil sie selbst schon genug davon haben. Und da ist es nun ganz klar, daß Kolonien, die sich selbst ernähren können, nicht in Gebieten gegründet werden können, die nicht ihre Produkte aufnehmen können, und daß sie nicht in Gebieten gegründet werden können, die nicht ihre Produkte aufnehmen können, weil sie selbst schon genug davon haben.

Süppchen für Dein armes Schweſterchen zu kochen; aber ich denke, daß es dies doch nicht mehr nöthig haben wird, das arme Schäfchen. . . . ."

Ihre Stimme brach, denn ihr Mutterherz lief über vor Weh! Sobald Janchen das Brod wie einen Glücksſtern vor ſeinen Augen glänzen ſah, ſprang er auf, die beiden Händchen zugleich vorwärtsſtreckend und griff nach dem kleinen Brode wie ein Wölflein, das eine Beute erfaßt.

Die Frau kehrte zurück zu dem kranken Kinde, ſtarrte darauf hin und fiel dann wieder kraftlos nieder auf den Stein.

Mit Begierde und unbeſchreiblicher Freude machte ſich der Knabe über das Brod her und biß einige Male kräftig hinein, bis er ein Wenig mehr als die Hälfte gegeſſen hatte; dann hielt er plötzlich inne, beſah das Stück Brod mehr als ein Mal mit großer Eßluſt, brachte es mehr als einmal an ſeinen Mund, aß jedoch nicht mehr davon. Endlich ſtand er auf, ging leiſe zu der Frau hin und nachdem er ſie am Aermel gezupft hatte, um ſie aus dem Schlafe, worein ſie verſunken ſchien, aufzuwecken, reichte er ihr das Stück Brod hin und ſprach mit ſanfter Stimme:

„Lieb' Mütterchen, da! Ich hab' ein Stückchen bewahrt für unſer Mariechen. Ich hab' wohl noch großen Hunger; aber wenn Vater nach Haus kommt, werde ich wohl doch ein Butterbrod kriegen, nicht wahr, Mutter?"

Die unglückliche Mutter ſchlug beide Arme um das gute Kind und drückte es liebevoll an ihre Bruſt; einen Augenblick darnach ließ ſie es langſam von ihren Knieen gleiten und verſank wieder in ihre vorige Niedergeſchlagenheit. Janchen ging ganz leiſe zu ſeinem kranken Schweſterchen, küßte es auf ſeine magere Wange, ſprechend: „Bleib nur ſchlafen, lieb' Mariechen" — und kehrte zum Feuer zurück, wo er ſich wieder zuſammenkauerte und ſchweigend auf der Erde ſitzen blieb.

Zu dieſer Zeit war es, daß die wohlthätige junge Dame auf der Thürſchwelle der armen Wohnung ſtand und ihre Freundin in der Ferne ankommen ſah.

Noch eine ganze Stunde verfloß ſo, ohne daß die unglückſelige Mutter aus ihrem Hinbrüten aufſtand. Sie auch hatte Hunger, ſie auch hörte die Stimme des mahnenden Körpers und Schmerzen

durchwühlten ihre Eingeweide. . . . Aber ſie ſaß am Todesbette ihres Kindes, mit Angſt erwartete ſie die ſchreckliche Stunde, in welcher ſie, die Mutter, die Frucht ihres Leibes ſterben ſehen ſollte. — Konnte ſie jetzt an ihre eigenen Leiden denken? Nein! Eine Mutter iſt immer Mutter, glücklich oder unglückſelig, reich oder arm; es giebt kein tieferes Gefühl, keinen höhern Trieb als denjenigen, der eine Mutter an ihr Kind feſſelt, und dies Gefühl, dieſer Trieb iſt inniger und größer bei denen, die wiſſen, welche Sorge, welche Angſt und wie vielen Schweiß ihres Angeſichts ſie ihren Kindern gewidmet haben.

Das wiſſen die armen Leute vor Allen.

Um zehn Uhr wurden die Frau und der Knabe wie durch eine geheime Berührung getroffen. Sie ſprang von dem Steine auf, er hinter dem Herde hervor und beiden riefen zugleich:

„Da iſt der Vater, Janchen!"

„O Mutter, da iſt der Vater!"

Und ein Lächeln der Freude gab ihren Geſichtern einen neuen Ausdruck. Sie hatten das Geräuſch eines Karrens an der Thür gehört und wollten dem, den ſie erwarteten, entgegenlaufen, als ein Mann in die Stube trat, ehe ſie die Thüre erreicht hatten. Während er den Schnee von ſeinen Schultern ſchüttelte, hatte Janchen ſeine eine Hand erfaßt und zog an derſelben, als ob er ſeinen Vater weiter in die Stube hätte führen wollen. Der Mann hatte die andere Hand ſeiner Frau gegeben und betrachtete ſie mit tiefer Betrübniß. Endlich ſeufzte er:

„Thereſe, wir ſind unglücklich, Frau! Da ſtehe ich nun ſeit dieſem Morgen mit meinem Muſchelback an der Eiſenbahn und habe noch nichts verdient! Was ſollen wir nun machen? Sieh, Thereſe, Du magſt mir's glauben oder nicht, aber ich wollte, daß ich todt wäre!"

Wie unzureichend die Worte des Mannes auch waren, um einen nagenden Schmerz auszudrücken, ſo waren ſeine Leiden doch nicht minder groß. Sein Haupt hing muthlos zwiſchen ſeinen Schultern, ſeine Augen hefteten ſich unbeweglich auf den Boden und man ſah an dem krampfhaften Ballen ſeiner Fäuſte, man hörte an dem Knacken ſeiner Finger, daß die Zuckungen der Verzweiflung ſeine Sehnen anſpannten.

Die Frau, die ihr eignes Weh vergaß und einsah, was ihr Mann litt, schlang ihren Arm um seinen Hals und antwortete schluchzend:

„O Franz, schweig nur, es wird doch nicht ewig dauern. Du kannst doch immerhin nichts dafür, daß wir so unglücklich sind!"

„Vater, Vater," rief der Knabe, „ich hab' Hunger, krieg ich nun ein Butterbrod?"

Diese Worte brachten bei dem Manne eine furchtbare Bewegung hervor. Seine Glieder zitterten und seine Blicke fielen wie Raserei auf den klagenden Knaben; während einer Pause sah er streng und wild zu ihm hin, so daß Janchen erschreckt und weinend in die Ecke des Herdes flüchtete und von dort seinem Vater weinend zurief:

„O, lieber Vater, ich will es nicht mehr wieder thun!"

Ohne von seiner geistigen und körperlichen Anspannung verlassen zu sein, ging der Mann zu dem Bette und betrachtete mit noch schärferen Blicken das sterbende Wesen, welches seine umherschweifenden Augen noch einmal zu seinem Vater aufhob.

„Therese," rief er, „sieh, ich kann's nicht mehr aushalten. Es ist beschlossen . . . daher muß es kommen."

„Was ist's? O Gott, was hast Du?"

Der Mann, in dessen Herzen ein schwerer Kampf gewesen war, beruhigte sich schnell und einsehend, welche Angst er seiner guten Frau durch seine Ausrufungen verursacht hatte, nahm er sie bei der Hand und sprach mit Niedergeschlagenheit:

„Therese, Du weißt es, Frau, seitdem wir getraut sind, hab' ich allezeit gearbeitet, niemals hab' ich einen Tag vorbeigehen lassen, ohne für Dich und unsere Kinder zu sorgen. Soll ich nach zehn Jahren saurer Arbeit betteln gehen? Soll ich das Brod, das ich stets mit meinem Schweiße verdient habe, mir von Thür zu Thür erbetteln? Nein, Therese, das kann ich nicht und stürben wir allzumal vor Hunger und Krankheit. Betteln? Nein, es bleibt uns noch Etwas übrig, das uns für einige Zeit Nahrung verschaffen soll. Es schmerzt mich, Frau, aber ich kann nichts Anderes als unsern Muschelback auf dem Freitagsmarkt verkaufen. Vielleicht habe ich zu der Zeit, wo das wenige Geld verbraucht ist, Arbeit und dann wollen wir sparen, um einen neuen Back zu kaufen. Warte

nur noch ein halbes Stündchen und dann werde ich Euch allen zuſammen zu eſſen bringen."

Der Muſchelback war das einzige Geräthe, womit dieſer arme Strandfiſcher ſein Brot verdienen mußte; kein Wunder alſo, daß er mit ſo vieler Betrübniß den Entſchluß faßte, denſelben zu verkaufen. Die Frau ward nicht weniger untröſtlich als er bei dieſem traurigen Vorſchlage, doch da ihr Mutterherz mit zwingender Stimme für ihre Kinder um Hilfe rief, ſo billigte ſie das Unternehmen ihres Mannes und antwortete:

„Ja, ja, geh' nur nach dem Freitagsmarkt und verkaufe den Muſchelback nur, denn unſer armes Janchen krümmt ſich vor Hunger; ich kann ſelbſt beinahe nicht mehr auf den Beinen ſtehen und das unſchuldige Kindchen, das dort röchelt. . . . O, wärſt Du ein Engelchen im Himmel, lieb' Kind!"

Von Neuem rollten die Thränen über ihre Wangen: eine Bewegung, wie die, welche er ſchon gefühlt hatte, ſchüttelte den Körper des Mannes und ſeine Fäuſte ballten ſich wieder krampfhaft. Jedoch bezwang er ſich und eilte verzweiflungsvoll zur Thüre hinaus.

Alsbald hörte man das Geräuſch eines Karrens, der in Eile fortgeſchoben wurde. Das Geräuſch verlor ſich im Augenblick.

III.

Auf dem Freitagsmarkt, nach der Seite des Falkengäßchens zu, ſtand zwiſchen einigen andern Gegenſtänden ein kleiner Wagen mit Rädern, in der Form derer, die man in Antwerpen Muſchelback nennt, da ſie meiſtens dazu dienen, Seemuſcheln umherzufahren. Nicht fern davon befand ſich ein Mann, der ungemein niedergeſchlagen ausſah; die Arme vor der Bruſt gekreuzt, wandte er ſeine feuchten Augen beſtändig von dem Karren zu dem Ausrufer, welcher ein wenig weiter beſchäftigt war, andere Gegenſtände zu verkaufen. Von Zeit zu Zeit ſtampfte der Troſtloſe mit dem Fuße auf den Boden, als ob peinliche Vorſtellungen ihn quälten, doch immer fiel er wieder in düſtern Trübſinn zurück, wenn ſein Auge das Fuhrwerk traf,

das ihm bis jetzt gedient hatte als ehrlicher Arbeiter sein tägliches Brod zu verdienen.

Während er so in Hoffnungslosigkeit versunken dastand, kamen zwei Jungfrauen mit eiligen Schritten über den Freitagsmarkt: die Eine derselben mußte den schmerzlichen Ausdruck auf dem Gesichte des Arbeiters bemerkt haben; denn an der Ecke des Falkensträßchens hielt sie ihre Gefährtin auf und fragte sie:

„Hast Du nicht gesehen, Adele, welche Betrübniß auf dem Antlitz jenes Mannes zu lesen ist?"

„Welchen Mannes, Liebe?"

„Der dort! sieh', wie er mit dem Fuße stampft, wie er seine Arme an seinen Körper preßt. Sicherlich, Adele, ist das ein Unglücklicher."

„Vielleicht, Anna; aber wer weiß, ob das nicht eines einzelnen Verdrusses wegen geschieht."

„Nein, Adele, ich kenne das gar zu wohl. Der Ausdruck des wahren Unglücks trägt einen unverkennbaren Stempel. Er zieht die fühlenden Herzen an und theilt ihnen eine süße Rührung des Mitleidens mit: der Zorn und der Aerger dagegen stoßen den Beschauer zurück. Ich habe mich nicht getäuscht, meine Liebe, jener Arbeiter ist ein Schlachtopfer des langen Winters. Sieh', seine Kleider sind nicht unordentlich, nicht zerrissen! Laß uns zu ihm gehen ich darf ihn wohl um die Ursache seiner Schmerzen fragen."

Die zwei Damen kehrten zurück zu dem Manne, doch als sie ihm naheten, wurde derselbe gerade von einer anderen Person angesprochen, die, wie er, zur arbeitenden Klasse zu gehören schien, ihm einen derben Schlag auf die Schulter gab und sagte:

„Nun, Ziskus *), was sagst Du zu dem Wetterchen? Nicht wahr, 's ist kalt? Komm, geh' mit, ich setze ein Gläschen."

Der Arbeiter zog düster seine Schulter mit Gewalt unter der Hand weg, die ihn berührt hatte, antwortete jedoch nicht. Der Andere, darüber verwundert, sah ihm in's Gesicht und bemerkte nun, wie verwildert seine Augen umherblickten.

„Wie, Ziskus," rief er, „was hast Du, Freund?" Die Antwort folgte der Frage nicht unmittelbar, so daß die beiden Jung-

*) Franziskus.

frauen Zeit hatten, näher zu kommen, um beſſer zu hören, was derjenige, den ſie für unglücklich hielten, ſagen würde.

Eine düſtere, durch lange Athemzüge unterbrochene Stimme, die eine tiefe Bewegung zu erkennen gab, ſagte endlich:

„Sieh', Seph*), Du ſprichſt von einem Gläschen, wie? Aber lieber will ich auf der Stelle ſterben, als Genevre trinken! Höre, Junge, damit Du weißt, was ich für einen Kummer habe...."

Dieſe Worte wurden mit ſolch' tiefer Betrübniß ausgeſprochen, daß Seph ganz gerührt daſtand und von der loſen Rede abließ. Er faßte die Hand ſeines unglücklichen Gefährten und frug faſt mit Thränen in den Augen:

„Ziskus, mein Freund, was iſt's, Junge? Du ſiehſt aus, als gingſt Du zum Tode. Iſt Thereſe todt?"

„Nein, nein, das iſt's nicht, Seph. Aber Dir kann ich's wohl ſagen, denn Du biſt doch unſer Freund. Du weißt es, nicht wahr, Seph, ich bin nie läſſig geweſen, mein Brod zu ſuchen, und ich hab' es, Gott ſei Dank, bis jetzt verdienen können, aber nun — nun iſt's aus. — Meine Thereſe, die gute, arme Frau! Seit zwei Tagen hat ſie nichts mehr gegeſſen, unſer Janchen krümmt ſich vor Hunger und mein kleinſtes, unſer Mariechen, das wird wohl jetzt ſchon todt ſein. . . . Die Brüſte ihrer Mutter ſind ausgetrocknet vor Kälte und Mangel. Sieh', Seph, wenn ich daran denke, könnte ich mir ſelbſt das Leben nehmen. Würdeſt Du betteln gehen können, Seph?"

„Betteln? ſicher nicht, ich habe noch Hände an meinem Leibe."

„O wohl, ich auch. Aber es iſt doch ſo weit gekommen, daß wir Alles verkauft und verſetzt haben, außer unſerem Muſchelback, der dort ſteht. Wir hatten ſo ſehr geſpart, um ihn kaufen zu können und ſo lange ſaures Brod dafür gegeſſen. Doch wenn es Gott haben will, — ſo mag es denn ſein. Käme der Ausrufer nur bald hieher, damit ich meiner Frau und meinen Kindern Brod bringen könnte!"

„Da iſt er! Sag', Ziskus, wohnſt Du noch immer in der Winkelſtraße?"

„Ja."

*) Joſeph.

Der Rufer kam in diesem Augenblicke mit seinem Stuhl zu der Stelle, wo der unglückliche Arbeiter stand und rief mit lauter Stimme:

„Käufer herbei! Wer einen Muschelback kaufen will, herbei!"

Ein Lächeln flog über das Gesicht des Eigenthümers. Die zwei Damen aber sprachen mit leiser Stimme über Etwas, das ihnen Freude zu machen schien.

Der Ausrufer begann:

„Dreißig Franken für diesen Muschelback! Dreißig Franken! — Fünfundzwanzig! So gut wie neu, er ist geschenkt dafür. — Zwanzig Franken!"

Eine der beiden Jungfrauen nickte mit dem Kopfe und der Rufer fuhr fort:

„Zwanzig Franken sind geboten, Niemand mehr?" Andere Bürger boten noch auf das Fuhrwerk, doch die Dame trieb den Preis beständig in die Höhe. Der Rufer wandte sich von einer Seite zur andern, um auf die Zeichen der Bieter zu achten.

„Ein und zwanzig Franken!"

„Zwei und zwanzig!"

„Drei und zwanzig!"

„Vier und zwanzig!"

„Fünf und zwanzig!"

„Sieben und zwanzig! — Sieben und zwanzig Franken. — Niemand, Niemand? Niemand besser? Zugeschlagen! Fahrt wohl mit!"

Nachdem die Dame dem Knecht des Ausrufers einige Worte gesagt hatte, wandte sich dieser, um nach seiner Wohnung zu gehen, und rief mit aller seiner Kraft:

„Es wird bezahlt!"

Schon kam der Arbeiter aus dem Hause des Ausrufers und wollte mit dem Gelde, das man ihm gegeben hatte, nicht ohne zuerst noch einen traurigen Blick auf seinen Muschelback geworfen zu haben, nach seiner Wohnung eilen, als er von einer der beiden Jungfrauen angesprochen ward:

„Guter Mann, wollt Ihr etwas verdienen?"

Der Mann bedachte sich einen Augenblick und fragte dann:

„Was steht in Ihrem Belieben, Mamsellchen?"

„Wir möchten gern dieſen Muſchelback nach Hauſe gefahren haben."

„Es thut mir leid, Mamſell, daß ich es nicht thun kann; ich habe einen eiligen Auftrag zu beſorgen."

Anna, die ſehr menſchenfreundlich war und deswegen auch beſſer als ihre Freundin die armen Leute verſtand, ſagte dem Manne, der im Begriff war wegzugehen, ſchnell:

„Es iſt in der Winkelſtraße, wohin wir wollen."

„O, dann werd' ich es thun, denn ich gehe gerade nach dieſer Gegend hin."

Er faßte den Muſchelback auf, zog ihn zwiſchen allen den Gegenſtänden, die auf dem Boden zerſtreut umherlagen, hindurch und folgte den beiden Jungfrauen, die mit ziemlich raſchen Schritten forteilten.

Bitterer Schmerz beklemmte ſeine Bruſt, wenn er dachte, daß er nun ſein eignes Fuhrwerk für Andere fortziehen mußte, aber die Gewißheit, daß er nun auch wohl mit dem erhaltenen Gelde die Thränen ſeiner braven Frau trocknen werde, miſchte einen ſüßen Troſt in ſeine Betrübniß. Er war verdrießlich, als er von den beiden Damen den Befehl erhielt, vor einem Kaufladen ſtille zu halten. Es dauerte jedoch nicht lange, ſo konnte er ſeinen Weg fortſetzen, denn die Damen waren nur einige Augenblicke in dem Laden geweſen, als man einen Sack mit Kartoffeln, zwei oder drei große Brode und einige Stücke Holz auf das Wägelein legte, und Anna ſelbſt einen ſteinernen Topf mit Sorgfalt neben den Sack ſtellte.

Als ſie in der Winkelſtraße angekommen waren, fragte der Mann, wohin er den Muſchelback fahren ſollte. Anna antwortete mit Abſicht:

„Fahrt nur immer durch, es iſt weiter."

Trotz dieſes Befehls blieb er vor einer kleinen Thür ſtehen, welche Anna für dieſelbe erkannte, in welche ſie am Morgen eintreten wollte. Hier nahm der Mann ſeine Mütze vom Kopfe und ſprach höflich:

„Meine Damen, Sie werden mich, wenn es Ihnen beliebt, hier wohl einen Augenblick hineingehen laſſen?"

Nachdem ihm dieſe Erlaubniß ertheilt worden war, ſchloß er

die Thüre auf und ging hinein, aber die Jungfrauen folgten ihm auf den Ferſen nach und drangen mit ihm in die Stube.

Ein kalter Schauer überlief Anna und ihre Freundin. Das Schauſpiel, das ſich hier ihren Augen zeigte, war traurig und ſchrecklich. Die junge Frau, die am Bett geſeſſen hatte, lag mit bleichen Wangen, geſchloſſenen Augen und blauen Lippen ohne Gefühl auf dem Steine, ihr Haupt hing, wie das einer Leiche, hinten über auf einer Ecke des Bettes. Der Knabe hatte den Arm ſeiner Mutter gefaßt.

Der Mann ſprang, ohne auf die Gegenwart Adelens und ihrer Freundin zu achten, auf ſeine Frau zu, rief ihr in Verzweiflung zu, rauſte ſich die Haare aus und brachte nichts als abgeriſſene Worte hervor:

„Thereſe," rief er weinend, „o liebe Thereſe, unglückliche Frau! Gott, der Herr, iſt's möglich? Todt! . . . Todt vor Hunger und Kälte! Haben wir das auf der Welt verdient?"

Bei dieſen Ausrufungen ſchlug er mit der Hand auf den Tiſch und griff nach einem Meſſer, doch Anna, die dieſe Bewegung mit einem Angſtſchrei bemerkt hatte, ſprang ihm um den Hals und riß ihm das Mordwerkzeug aus der Hand.

„Eure gute Frau iſt nicht todt," rief ſie, „da, lauft ſchnell und holt Wein im erſten beſten Kramladen."

Sie gab ihm Geld und zeigte ihm die Thüre.

Er flog aus der Stube und verſchwand wie ein Pfeil.

Anna ſchloß die unglückſelige Mutter in ihre Arme. Ihr ſeidner Mantel und ihr ſammtner Hut zerdrückten ſich an den rauhen Kleidern der Unglücklichen, aber die barmherzige Jungfrau gab darauf nicht Acht und handelte, als ob ſie für eine Schweſter ſorgte. Und in der That in ihrer Menſchenliebe betrachtete ſie dieſe ſterbende Frau, wie eine wahre Schweſter. Sie holte eine Apfelſine aus ihrer Taſche, drückte den Saft auf die blauen Lippen der Frau und rieb ihre Hände mit Eifer in den ihrigen. Sie ſtieß einen Freudenſchrei aus, als ſie die Augen der Mutter ſich öffnen ſah. Während dieſer Zeit hatte ſich Adele nicht begnügt, das Gemälde von Hunger und Armuth anzuſchauen; da ſie das hungrige Ausſehen des kleinen Jungen bemerkt hatte, war ſie eilig zu dem Muſchelbad gelaufen und hatte den ſteinernen Topf mit einem Brode hereinge-

bracht, während ſie den Knaben einige Stücke Holz auf das Feuer werfen ließ. Sobald Janchen das Brod erblickte, hatte er ſeine Augen nicht mehr von demſelben abgewendet und noch ein Mal um ein Butterbrod gebeten. Adele, die am Morgen noch ſo viel Abſcheu vor armen Menſchen gezeigt hatte, wie fand ſie ſich bei dem Anblick ſo bitterer Leiden gerührt! ſie nahm das Meſſer vom Tiſche und ſtemmte das Brod gegen ihre Bruſt und ihre weichen Kleider, um dem Knaben das Butterbrod, nach welchem er ſeufzte, zu bereiten.

„Da, mein Kind," ſprach ſie, „Du ſollſt keinen Hunger mehr leiden."

Janchen faßte das Butterbrod mit Freuden an, küßte ſeine Hand zum Zeichen der Dankbarkeit und betrachtete Adelen mit ſo herzlichen Blicken, daß ſie ſich umwenden mußte, um nicht in Thränen auszubrechen. Zur ſelben Zeit hatte die Mutter die Augen geöffnet und dieſelben mit Seligkeit auf ihr eſſendes Kind geheftet. Vielleicht hätte ſie ihren Wohlthäterinnen zu danken angefangen, aber die Ankunft ihres Mannes verhinderte ſie daran. Dieſer, da er gegen ſeine Erwartung ſeine Frau wieder am Leben erblickte, ſetzte haſtig eine Flaſche auf den Tiſch, ſprang vorwärts, flog an ihren Hals und unter einem Strom von Freudenthränen küßte er ſie mehrere Male wie ein Verirrter. Er hielt ſie mit ſeinen Armen umſchlungen, als fürchtete er, ſie noch zu verlieren und rief beſtändig:

„Lieb' Threſ', lebſt Du noch, gute, gute Frau! . . . o dann iſt's Nichts. Ich habe Geld für unſern Muſchelback; von heute an werden wir ſchon zu eſſen haben. Sei nur ruhig. O Gott! ſieh in all' meinem Unglück bin ich noch ſo froh, wie ein Engel. Ja, lieb' Threſ'; denn ich dachte ſicher, ich ſollte Dich nicht mehr ſehen in dieſer Welt!"

Anna kam mit einem Becher Weines herbei und hielt denſelben vor die Lippen der ſchwachen Frau. Während dieſe den ſtärkenden Trank genoß, warf der Mann Blicke der Verwunderung auf Anna und ihre Freundin, welche Letztere ein wenig weiter mit Janchen am Feuer ſtand und ſeine zwei Händchen vorwärts hielt, ſprechend:

„Wärm' Deine Däumchen mehr, mein Junge, und iß Dein Butterbrod nur ganz auf, ich werde Dir noch eins geben."

Der Arbeiter ſchien aus einem Traume zu erwachen: Es war als ob er jetzt erſt die Anweſenheit der beiden Damen bemerkte.

„Mamſellchen," ſprach er ſtammelnd, „vergebt mir, daß ich Euch noch nicht gedankt habe für die Hülfe, die Ihr meiner armen Frau geleiſtet habt. Es iſt doch gar gut von Euch, daß Ihr in das Haus armer Leute kommen wollt und ich danke Euch viel tauſendmal."

„Ihr guten Leute," ſprach Anna, „wir wiſſen, wie viel Hunger und Kälte Ihr gelitten habt, und welchen Schmerz es Euch machen würde, wenn Ihr Euer Brot müßtet erbetteln gehen, da Ihr lieber als ehrliche Arbeiter im Schweiße Eures Antlitzes Euren Unterhalt erwerben mögt. Solche Gefühle verdienen Belohnung. Ihr ſollt nicht mehr Noth leiden!"

Eine Hand voll Geld auf den Tiſch legend, fuhr ſie fort:

„Hier iſt Geld, an Eurer Thüre ſtehen Erdäpfel, Holz und Brod. Alles das gehört Euch. Was den Muſchelbach betrifft, ſo iſt derſelbe nie verkauft geweſen. Gebraucht ihn, um Euer tägliches Brod zu erwerben, lebt immer rechtſchaffen und bettelt nicht! Wenn aber Hunger und Kälte Euch abermals überfallen, ſo ſeht hier auf dieſem Zettel meinen Namen und meine Wohnung, ich werde ſtets Eure Beſchützerin und Eure Freundin ſein."

Während Anna ſprach, hörte man keinen Athemzug in der Kammer, ſo ſtill war Alles, aber eine Fluth von Thränen ſtrömte aus den Augen des Arbeiters und aus denen ſeiner Frau. Er konnte kein Wort mehr hervorbringen; abwechſelnd betrachtete er die Jungfrauen mit einem Erſtaunen, welches deutlich zeigte, wie ſchwer es ihm wurde, ſeinen Ohren zu trauen. Als Anna zu ſprechen aufhörte, ließ die gerührte Mutter ſich von dem Steine auf den Boden niederfallen und weinend auf ihren Knieen fortrutſchend, faßte ſie Anna's Hand in die ihre, benetzte ſie mit Thränen und rief aus:

„O meine Jungfern, Ihr werdet eines ſeligen Todes ſterben! Gott wird es Euch lohnen, daß Ihr in unſer Haus gekommen ſeid, gleich Schutzengeln, und daß Ihr uns vom Tode erlöſet habt. Wenn das kleine unſchuldige Weſen, das dort im Sterben liegt, ſprechen könnte, Fräulein, es würde Euch gewiß auch ſegnen und danken."

Bei dieſen Worten lief Anna zu dem kranken Kinde; ſie kam auf den Gedanken, daß daſſelbe auch aus Mangel an Nahrungsmitteln ſo nah am Grabe war, ſie gab Adelen ein Zeichen zum

Weggehen. Diese, die sich an der Seligkeit des Knaben erfreute, hob ihn auf, küßte ihn auf die Wangen und kam dann zu ihrer Freundin. Anna, die sich zur Thür gewandt hatte, sagte im Hinausgehen:

„Seid getrost, ihr guten Leute, in einer halben Stunde wird ein Arzt am Bette Eures Kindes stehn und ich zweifle nicht, Mutter, daß Ihr es noch eine Frau werden seht."

Ein Lächeln der Seligkeit glänzte zu gleicher Zeit auf den Gesichtszügen der Frau und des Arbeiters. Sie liefen beide zur Thüre und eine Fluth von Segnungen und Danksagungen strömte von ihren Lippen, bis sie die beiden wohlthätigen Jungfrauen nicht mehr sahen.

Weder Anna noch Adele hatte ein Wort gesprochen, bis sie auf den Marktplatz gekommen waren. Ihr Gemüth war zu voll, ihre Seele zu gerührt, um ihnen zu erlauben, ihre Gefühle in Worten auszudrücken.

„Adele," sagte plötzlich die Eine, „findest Du die armen Leute noch so schmutzig und ekelhaft, wie man gewöhnlich glaubt?"

Adele drückte stumm die Hand der Freundin. —

Fußgespräche.

Burleske

von

J. K...

Wenn der Mensch das Maul aufmacht und eine Schaar von Worten daraus hervorbringen läßt, so nennt man dieses — Sprechen.

Aber ist das wohl die Sprache, die uns Menschen einen so großen Vorzug vor dem Thiere verleihen soll? Mit dem Maule weiß auch das Vieh zu sprechen; der Ochs brüllt, das Schaf blökt, das Pferd wiehert, die Katze miaut, und alle ihre Geschlechtsgenossen verstehen diese Sprache eben so gut, ja, vielleicht noch besser, als wir die unsrigen. Die Sprache, die dem Menschen einen Vorrang vor der Creatur verleiht, muß eine weit geistigere, intellectuellere, lebensvollere, es muß eine unnachahmliche, ihm allein eigene sein!

Sehen wir, welch ein Ausdruck, welche Gewalt in den Bewegungen des Auges liegt, wie ein einziger Blick hinreicht, die tiefsten Schachten des Seelenzustandes zu spalten, und Klarheit und Sonnenlicht über die verborgensten Gedanken zu verbreiten, so möchte man glauben, das sei die Sprache, die nur dem Menschen, dem geistigsten der Geschöpfe, allein eigen sein kann.

Aber ſpricht nicht auch das Thier mit dem Auge? Seht nur den Hund, wenn er Strafe fürchtet! Der Blick der Klapperſchlange reicht allein hin, um den Vogel erſtarren zu machen. Alſo auch da liegt's nicht! Der Vorzug unſerer Sprache iſt ein ganz anderer, es iſt die Sprache unſerer — Hände! Wie viel mehr Eindruck das Wort macht, wenn es durch eine gehörige Bewegung der Hand unterſtützt wird, können wir von der Kanzel, von der Tribüne, von der Bühne herab einſehen lernen. Die Juden und die Franzoſen, die eifrigſten und leidenſchaftlichſten Redner unter allen Völkern, begleiten ihre Sprache ſtets mit den Geſticulationen der Hände. Und bietet die Sprache der Hand nicht demjenigen Erſatz, dem das Geſchick die Sprache der Zunge verſagte? Wie rührend und doch wie verſtändlich iſt nicht die Fingerſprache der Taubſtummen! Gewiß, die Eigenthümlichkeit des Menſchen beſteht in der Sprache ſeiner Hände.

Doch ſpricht nicht auch die Creatur mit der Hand? Der gefangene Vogel ſchlägt freudig mit den Flügeln, wenn ein Wärter ihm naht, der Affe winkt und droht mit ſeiner zottigen Pfote.

Welche Sprache mag es alſo wohl geben, die dem Menſchen ausſchließlich zugehört? Nicht die Sprache der Zunge, nicht die Sprache des Auges, nicht die Sprache der Hand; es bleibt nichts Anderes übrig, als die Sprache des — Fußes!

Es iſt dies eine etwas barocke Reflexion, aber Erwin hatte Grund, ihr anzuhängen. Erwin iſt einer jener jungen luſtigen Nimrode, wie ſie zu Tauſenden die Straßen Wiens durchſtreifen; hübſch, elegant, witzig, unverſchämt, gebildet genug, um bei Damen von etwas leichteren Grundſätzen Glück zu machen. Erwin bedient ſich bei Spazierfahrten, Landpartien ꝛc. ſelten eines Fiakers; er zieht den Stellwagen (Omnibus) vor. Der Stellwagen iſt für Helden ſeines Gleichen ein lorbeerreiches Feld. Der kurze Weg, den man hier ſo oft vis-a-vis einem ſchönen Weibe zurücklegt, iſt lang genug für vier erfahrene Augen, um einander verſtändlich zu werden. Wenn es wahr iſt, daß Ehen im Himmel geſchloſſen werden, ſo iſt es eben ſo wahr, daß Ehen im Stellwagen, wenn nicht gebrochen, doch etwas gelüftet werden. Erwin ſaß diesmal wirklich einem Paar paradieſiſcher Augen gegenüber. Aber ach, dieſes Paradies wurde von einem Cherub mit flammendem Schwerte bewacht! Ein

Herr mit einem wilden, feuerrothen Schnurrbart saß neben ihr und seine Blicke drohten Verderben Jedem, der sich ihr zu nahen wagte.

Erwin war zerschmolzen, aufgelöst, hingerissen; aber wie sich ihr mittheilen? Der Cherub mit dem flammenden Schwerte war wahrscheinlich ihr Geliebter, zum allerwenigsten ihr Mann!

Frauen haben im Punkte der Liebe einen gewissen Magnetismus, eine Clairvoyance, mittelst welcher sie alle Regungen des männlichen Herzens erschauen. Wirklich schien sie auch Alles zu wissen, was in Erwin vorging; es schien, als ob sie Mitleid mit ihm hätte. Ihr Auge schweifte verstohlen von ihrem Begleiter zu ihm herüber, und so oft beider Blicke sich begegneten, so oft der Himmel ihres Auges sich aufthat, schien er mitleidig ihm zu sagen:

„— — — Die Welt ist vergeben!
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst Du in meinem Himmel mit mir leben?
So oft Du kommst, er soll Dir offen sein."

Aber, was hat man von dem Himmel, so lange man noch auf Erden lebt?! Ich muß sie anreden — sagte Erwin verbissen zu sich selbst — aber wie? Zunge, Auge und Hand — alle diese Sprachen waren hier nicht anwendbar. Der Cherub mit dem flammenden Schnurrbart schaute mit so feindseligen Blicken drein, wie Knecht Ruprecht, der die kleinen Kinder spießt.

Wohlan, du mächtiger Fuß, zeige, daß deine Sprache die siegreichste ist! Du bist ja der Träger unseres ganzen Ich's, sei diesmal nur der Träger meines Herzens! Du bist es ja, der uns allenthalben zum Ziele führt, sei diesmal nur der Führer meiner Worte!

Wie eine belagerte Stadt ihren besten Redner sendet, damit er bei dem feindlichen Feldherrn Mitleid und Gnade für sie erflehe, also sendet Erwin jetzt seinen Fuß aus, damit er dem ihrigen den Zustand seines Herrn mit rührenden Worten und begeisternder Rede schildere. Füße verstehen sich viel eher als Köpfe; ein Tänzer ist eher geneigt, die Vorzüge seines Collegen anzuerkennen, als ein Gelehrter den andern. Wären die beiden Elsler, statt zwei Tänzerinnen, zwei Literaten, sie würden sicher nicht in so schwesterlicher Eintracht leben.

Um von dem Cherub nicht bemerkt zu werden, bemüht sich

Kind, die Verfassung: Wer [illegible] ist ein Verfasser, ein Verfasser ist ein Verfasser, ein Verfasser ist ein Verfasser, ein Verfasser

„Unglücklicher, was wollen Sie von mir?"

Allein jetzt ist Erwin's Fuß da, wo er sein wollte; mit flammender Beredsamkeit schildert er seines Herren Liebe. Erwin hatte seinen Fuß, so oft er ins Theater ging, immer mitgenommen; jetzt hatte er Gelegenheit zu bemerken, wie viel jener immer bei solchen Gelegenheiten profitirt hatte. Er citirt die schönsten Liebesworte aus allen classischen Dramen! Bald ist es die wahnsinnige Glut Mortimer's, welche aus seinen Worten spricht; bald wieder die Schmeichelrede Egmont's; bald die Trunkenheit Romeo's; bald die stille Verehrung Tasso's. Der Fuß ihm gegenüber scheint betäubt von diesem rauschenden Strome. Er bleibt still und unbeweglich, als ging er mit sich selbst zu Rathe. Jetzt wagt sich die Fußspitze Erwin's noch mehr zu nähern; er schmiegt sich an ihn und drängt noch mehr mit flehenden Ausdrücken.

Das Herz eines Weibes ist so weich, so sanft — wie könnte es der Liebe widerstehen! Ein sanfter Druck scheint Erwin's Fuß zuzuflüstern, daß man ihn verstanden, und als dieser um eine deutlichere Erklärung bittet, stellt sie ihren Fuß fest und kräftig auf den seinen und drückt ihn leidenschaftlich an sich. Erwin verstand diese stille Sprache und hätte sie gern beantwortet, aber unglücklicher Weise traf der Druck ihres Schuhes seinen Fuß an der Stelle, wo er sterblich ist! Solche Stellen pflegt man gewöhnlich Leichdörner zu nennen, weniger, weil sie Dornen auf unseren Weg streuen, als weil sie, Leichen ähnlich, uns inmitten unserer schönsten Genüsse, wie der Geist den Macbeth, aufschrecken. Was soll nun aber erst ein Liebhaber sagen, dem im Momente, wo er Erhörung findet, die Angebetete auf eine solche Stelle tritt und seine Wonne in den tobendsten Schmerz verwandelt?

Ihr Fuß schien den seinigen festhalten zu wollen, sie trat immer stärker auf. Erwin glaubt darin die Frage zu hören:

„Und darf auf Treu' die Dame rechnen,
„Wenn sie dem Ritter ihre Liebe schenkt?"

Was soll Erwin antworten? Der ungeheure Schmerz wird immer stärker und stärker, er sucht den Fuß los zu machen; aber sie hält ihn fest:

„Carlos,
„Sie ſpielen falſch! Geſtehen Sie, Sie wollen
„Durch dieſe Schlangenwindung mir entgehen!“

Erwin bietet alle Kräfte ſeines Willens auf, um Herr des Schmerzes zu werden. Die Stoiker leugnen ja die Gewalt des Schmerzes, und Erwin verſuchte, ihre Lehre von der „Ueberwindung“ auszuführen. Umſonſt; — Die Stoiker haben gewiß keine Hühneraugen gehabt, wie ſollten ſie auch? — ſie trugen Sandalen! Wir Menſchen aber mit den engen Stiefeln, wir haben eine andre Lehre von dem Schmerz. Erwin kann ihn nicht länger ertragen, das Blut ſteigt ihm zu Kopfe, innere convulſiviſche Bewegungen durchzucken ſeinen Fuß. —

„O Königin, daß ich gerungen habe,
„Gerungen, wie kein Sterblicher noch rang,
„Iſt Gott mein Zeuge — Königin! Umſonſt!
„Hin iſt mein Heldenmuth, ich unterliege!“

Aber ihr Fuß weicht nicht um ein Haar breit. Im Charakter der Eliſabeth fährt er fort:

„Beklagenswerther, theurer Carl! Ich fühle,
„Ganz fühle ich die namenloſe Pein,
„Die jetzt in Ihrem Buſen tobt! Unendlich,
„Wie er, iſt auch der Ruhm, ihn zu beſiegen!
„Erringen Sie ihn, junger Held! Der Preis
„Iſt dieſes hohen, ſtarken Kämpfers werth!“

Aber um alle Preiſe der Welt hätte Erwin es nicht länger ausgehalten. Er verwünſchte den Don Carlos mit ſeiner thörichten Leidenſchaft. An der Liebe der Königin Eliſabeth war ihm jetzt nicht das Mindeſte mehr gelegen; er trachtet nur ſeine Niederlande da unten zu befreien. Er zieht mit aller Gewalt jetzt ſeinen Fuß zurück — vergebens! Wie Blei lag der ihrige darauf. Das iſt nicht die Kraft eines ſchwachen Weibes, es iſt der Fußtritt eines Rieſen! In der Verzweiflung nimmt Erwin ſeinen andern Fuß zu Hülfe, und ihn an den ihrigen ſtemmend, ſucht er ſeinen unglücklichen Bruder aus der Gewalt des Tyrannen zu befreien.

„Tod und Teufel!“ donnert plötzlich der Herr mit dem rothen

Schnurrbart. „Schon während des ganzen Weges beliebt es Ihnen, mit meinem Fuße da unten Ihr Spiel zu treiben. Aber jetzt übersteigt Ihre Unart jede Grenze! Sie zappeln ja wie ein Kind im Bade und haben mir in ein Paar seidene Chaussetten ein Loch getreten!"

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung," ruft Erwin, aus allen seinen Himmeln gestürzt, „ich wußte nicht" —

„Was wußten Sie nicht?" schreit sein Gegner mit funkelnden Augen.

„Ich wußte nicht — ich wußte nicht — daß der Cherub mit dem flammenden Schwerte Schuh und Strümpfe trägt!"

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.

Sünde und Sühne.

Novelle

von

Lorenz Diefenbach.

I.

Adolph ſtand auf der Anhöhe, von welcher er den erſten Rückblick für heute und den letzten für lange Zeit auf ſeine Vaterſtadt werfen wollte. Noch deckte das Nebelmeer des Vorfrühlingsmorgens das ganze Thal und die Stadt, bis auf die Thurmſpitzen, die deſto leuchtender in die Luft hineinragten. Nicht genug, daß dem Wanderer die Heimath ſo hell und zugleich ſo geheimnißvoll nachblickte: ſie rief ihm auch nach in dem Geläute, das zum Frühgottesdienſte in die St. Johanneskirche einlud. Ach, und gerade dieſes Geläute, das ihm ſo genau und lieb bekannt und vertraut geworden war!

Vor mehreren Jahren war er in jener Kirche bei der Confirmationsfeier anweſend. Als der Geiſtliche, ſein wenig älterer Jugendfreund, mit bewegter Stimme den Wunſch ausſprach: daß ſeine Zöglinge rein, gut und glücklich in einer Welt voll Verſuchungen bleiben möchten, folgte er deſſen, mit beſonderem Ausdruck auf Einen Punkt hingerichteten Augen und fand das holdeſte, durch die fromme Erregung der Stunde verklärte Mädchenantlitz. Hatte ihn

Aber ſie hatte dieſe Erſcheinung doch nicht vergeſſen; und nun trat ſie ihr näher, noch mit dem alten Duft und Schimmer angethan, als der Verlobte ſchon in mehr irdiſcher Wirklichkeit neben ihr ſtand. Dazu kam noch jener mächtige Reiz der Ferne und Unerreichbarkeit, der uns auf dieſer ſchönen Erde nach dem ſchöneren, fernen Himmel und dem noch unerreichbareren, verlornen Paradieſe der Menſchheit ſehnen läßt; und der Emilien ſelbſt die ſoviel näher getretene Geſtalt des Jünglings, gegenüber der des Verlobten, bekleidete. Zugleich aber ſchützte ſie dieſe, von ihrem Pflichtgefühle feſtgehaltene Unerreichbarkeit vor ſelbſtſüchtigen und allzuunruhigen Wünſchen.

Adolph entbehrte dieſes Schutzes gegen ſeine Neigung, weil er keine Berechtigung in der Liebe anerkannte, als die ſie ſich ſelbſt giebt. Wohl aber hielt ihn von weiterer Annäherung der bald wahrgenommene Glaube Emiliens zurück; und er war zu edel, um ihr die ſchützende Geſtalt zu rauben, ob er dieſe gleich für ein Phantom hielt. Er ſagte ſich auch: daß ein ſo zartes und liebevolles Gemüth ſelbſt durch ſeine reiche und volle Liebe nicht glücklich werden könnte, weil es dann ja einem Zweiten, durch es reichen und glücklichen, ſich ſelbſt und mit ſich Alles entzöge. Noch weniger mochte er das Vertrauen des Freundes täuſchen, der ihn aus Drang der Mittheilung und aus Ueberfülle des Glückes und der Hoffnung in ſein Heiligthum hereinzog.

Darum ging er bald wieder weg, nicht, um nie wiederzukehren, wohl aber erſt dann, wann die Gattin ſeines Freundes ihm und ſich ſelbſt nicht mehr durch den Zauber jungfräulicher Liebe gefährlich ſein würde. Indem er dieſer Vergangenheit entſagte, war er entfernt von kränklicher Reſignation auf die Zukunft; er hoffte vielmehr, anderswo und wann werde ihm ein andres Glück erſetzend und belohnend erblühen. Aber dieſes Glück wollte er nicht ſuchen, nur finden, wie einſt als Kind das glückverheißende vierfache Kleeblatt. Und wenn er auch die Liebe nicht wiederfände, wollte er doch glücklich ſein in der durch ſie nun einmal ihm für immer aufgeſchloſſenen ſchönen Welt.

So ſtand er auf jener Anhöhe, und indem er durchfühlte, was er aufgab und verließ, wurden ſeine Augen heiß, wie von Thränen; als er es aber durchdachte, wandelte ſich die ſchmerzliche Glut in wohlthätige Wärme. Er wandte ſich und zog dem

eben mächtig kommenden Frühlinge südwärts entgegen; getrost und heiter, ob er schon wußte, daß ihm dieser die alten, lieben Blumen nicht wiederbringen werde, die ihn im vorigen Jahre verbleichend so wehmüthig angeblickt hatten — dagegen aber neue, vielleicht schönere an ihrer Stelle, und die Kraft, ihre Schönheit zu empfinden und durch die Vergleichung mit verwandten, unvergeßlichen Reizen der Vergangenheit sich schnell vertraut zu machen.

II.

Unter den mannigfaltigen Stimmen eines bewegteren Lebenskreises, der Adolph jetzt umgab, waren die heimathlichen Glockentöne verhallt; und er vermied es, auf ihr zitterndes Echo im Herzen zu horchen. Wenn er vorher mit unbewußter Kunst das Farbenspiel seines Geistes auf die Gegenstände um ihn her reflectirt hatte, so empfand er jetzt zum ersten Male mächtiger sich von der Welt erfaßt und fortgezogen; und durch diese scheinbare Passivität entwickelte sich unvermerkt sein selbständiges Sein vielseitiger und reicher. Bemittelt genug, um nicht durch Nahrungssorgen beengt zu werden, mit einem ansprechenden Aeußeren begabt, fand er bald die mannigfaltigsten Berührungen mit Menschen.

So interessant ihm auch die oft liebenswürdige Consequenz vieler Lebemenschen der höheren Classe im Genusse des Augenblickes erschien, so fesselten doch sein tieferes Interesse die Charaktere, die das eigene Ich den Reizen und Gegensätzen ihrer Verhältnisse gegenüber zu behaupten wußten. Je seltner er diese Erscheinung bei Frauen wahrnahm, um so mehr zog ihn eine hervorstechende Ausnahme an. Er hatte schon mancherlei Urtheile über eine junge Opernsängerin gehört, die sich nicht nur durch Reiz und Lieblichkeit in ihrer öffentlichen Erscheinung, sondern auch durch eine seltene Consequenz in ihrem Privatleben auszeichnete. Obschon verwaist und auf sich selbst verwiesen, sollte sie nicht nur zahlreiche Anbeter, sondern auch ernsthafte Bewerbungen bedeutender und begüterter Männer zurückgewiesen haben, ohne sich darum schroff von dem geselligen Leben abzusondern. Manche bewunderten ihre Festigkeit, Andere verlachten ihre Bizarrerie, Einige hielten diese nur für consequente Coquetterie.

Adolph ſah und hörte ſie zum erſten Male in Don Juan's Zauberwelt als Zerline, in dieſer lockenden Rolle, die mit Mozart's Klängen verbündet, faſt bedauern läßt, daß ein Maſetto einem Don Juan ein für dieſen geſchaffnes Weſen wieder abgewinnt für ſein klangloſes, loyales Leben. Wie konnte es möglich ſein, daß dieſer Mund, der ſo verführeriſch vedrai, carino! ſang, dem Kuſſe eines Carino nicht heiß entgegenglühte? Aber nein! Zerlinens leichte, liebliche Geſtalt verſchwand mit den Klängen, die ſie getragen hatten; und nur die Freundlichkeit und Anmuth der innerlich-tief-ernſten Künſtlerin erinnerte noch von ferne an den holden Leichtſinn, den ſie nur geſpielt hatte.

So trat die Verwandelte vor Adolph in der wirklichen Welt, in dem kleinen gewählten Cirkel, zu dem er bald Zutritt gewann. Anfangs, um ſie zu prüfen, allmälig aber aus achtungsvoller Aufrichtigkeit ſprach er vor ihr ſeine freiſinnigere Theorie des Lebens und Liebens aus. Zuerſt ſtellte ſie ihm die ihrige ruhig und unbefangen entgegen; dann lebendiger, um ihn zu bekehren, als ſie die ſeine wirklich ernſthaft und redlich gemeint ſah; endlich mit Feuer und faſt mit Unruhe, als wolle ſie ſich gegen deren Einwirkung ſchützen. Seine Eitelkeit rief ihn auf, alle ſeine Talente für den Sieg ſeiner Lebensanſichten über die ihrigen aufzuwenden; ſein Gewiſſen fragte ihn aber zur rechten Zeit; was er mit dieſem Siege gewinnen würde? Er ſuchte deswegen alle Gelegenheit zum Ausſprechen dieſer Gegenſätze zu vermeiden, und auch ſie that ſo, wie aus ſtillſchweigender Uebereinkunft. Deſto inniger und befreundeter begegneten ſie ſich in den mehr allgemeinen geiſtigen Gebieten, in ihrer Bewunderung alles Schönen und Edeln und endlich unverkennbar ihrer ſelbſt gegenſeitig. In der That verblaßten in Adolph die zarten Umriſſe jenes einſt geliebten Bildes vor dem reichen Farbenſchmucke dieſer darum nicht minder zarten Geſtalt, vor der hohen Bildung, die Clementinens lebendiger Geiſt durch Kunſtſtudien und früh gewonnenen vielſeitigen Umgang erreicht hatte. Deſto freudiger empfand er ſeinen eignen Werth, weil er von einem ſolchen Weſen trotz der Verſchiedenheit ſo mancher Meinungen offen anerkannt wurde. Und wer unſer edleres Sein erkennt und ſchätzt, der veredelt es wirklich noch mehr; und wir fühlen uns dann auch noch durch Dankbarkeit an das verwandte Weſen gekettet.

Doch war das Gefühl, welches Adolph mit Clementinen verband, ein ganz anderes, als das ihn einſt zu Emilien hinzog; es war höher, klarer, gediegener; man möchte ſagen: Clementinens äußere und innere Schönheit ſtand als eine mit plaſtiſch beſtimmten Umriſſen vor ihm. Darum aber fehlte das Duftige, Romantiſche jener Neigung; und dieſe war mehr Freundſchaft, aber die ſchönſte, reizvollſte, wie ſie nie zwiſchen Männern ſich geſtalten kann. Darum vertraute er der Freundin ſelbſt jenes Verhältniß zu Emilien an, und bemerkte nicht den Schatten, der ihre ſchönen Züge überflog, da durch die Erzählung ſeine Erinnerung ſich mehr erwärmte und belebte, als wirklich bisher im Stillen der Fall geweſen war.

Da erhielt er einen Brief von ſeinem geiſtlichen Freunde, der ihm zugleich ſeine Vermählung mit Emilien und die traurige Nachricht mittheilte, daß ſein Glück ſehr durch einen Krankheitszuſtand ſeiner jungen Gattin geſtört werde, der, aus unbekannter Quelle entſtanden, mit ihren Nerven auch ihre Heiterkeit afficire. Die Vermuthung jener Quelle lag Adolph zu nahe, um ihn nicht auf's Tiefſte zu bewegen, zugleich aber in dem Vorſatze zu beſtärken, Emilien nicht wiederzuſehen, wenigſtens erſt nach langer Zeit.

Mit einem Herzen, dem das alte Glück durch den Willen, auf ewig davon zu ſcheiden, nur deſto theurer wurde, eilte er zur Freundin und theilte ſich ihr mit. Sie hörte ihn mit leidenſchaftlicher Theilnahme an und mit Thränen, nicht ſo ſehr über den Schmerz des Freundes, wie ſie vorgab, als darüber, daß nicht ſie die Getrennte, Verlorene, Betrauerte war; und zugleich aus ſelbſtgekränktem Stolze, daß ſie dieß wünſchen konnte. Doch führten dieſe verſchieden erregten Stimmungen Beider ſie zu Einem Ziele, nämlich näher, wärmer zu einander; ihn, um ſich vor dem alten Glücke in ein neues zu retten; ſie, aus momentaner hingebender Entſagung auf ihre Kraft, zu entſagen — und die eben noch der Liebe entfliehen wollten, fielen ihr und ſich einander in die Arme.

Aber Beiden wurde nun ihr Zuſtand, ſtatt aus den vorigen Kämpfen ſich in die klare Einheit einer reinen Liebe aufzulöſen, nur noch unklarer und bewegter. Indem die Freundſchaft zur Liebe geworden ſchien, war etwas Räthſelhaftes, Trennendes zwiſchen ſie getreten; und ſie, die ſonſt, Jedes ſich ſelbſt und dem Andern, über Alles drinnen und draußen klar zu werden geſtrebt hatten, wagten

nicht mehr ihr innerſtes Weſen recht durchzudenken, noch weniger einander anzuvertrauen. Darin lag ſchon das Geſtändniß, daß ſie nicht das gefunden, was ſie ſich ſonſt als Ideal der Liebe gemeinſchaftlich dargeſtellt hatten; und weil die Freundſchaft zugleich durch dieſen verworrenen Zuſtand getrübt war, ſtanden ſie ärmer da, als zuvor.

Indeſſen konnte bei Menſchen, die ſich an das ſchöne Streben nach deutlichem Selbſtbewußtſein und deſſen redlicher Mittheilung gewöhnt hatten, ein ſo unklarer, peinlicher Zuſtand nicht lange währen. Zu ſeiner Verwunderung fand Adolph ſein Herz, als er tiefer hineinblickte, voll Liebesſehnſucht, nicht nach der neuen noch nach der alten Geliebten, ſondern nach den alten Gefühlen und nach ihrem Wiederaufblühen auf anderem Boden. Nicht ſo Clementine, bei ihr war Freundſchaft und Liebe mehr Eins geweſen; und die Verwirrung und peinliche Betroffenheit, die ſie jetzt empfand, war weniger aus ihrem eignen Weſen hervorgegangen, als von Adolph auf ſie übergetragen. Theils aus ſtolzem Vorſatze, nicht unerwiedert zu lieben, theils aus liebevollem Willen, das Herz des Geliebten von einer ſchweren, verhehlten Laſt zu befreien, that ſie nun den erſten Schritt.

Dieſer Schritt wurde ihr durch einen ehrenvollen Ruf nach einer andern Hauptſtadt erleichtert, der ſeit Kurzem zu wiederholten Malen an ſie gerichtet wurde. Wer ein altes Leben ſchließen will, bleibe nur nicht in den alten Räumen und Umgebungen! Das glaubte ſie und nahm jenen Ruf an. Ihre Hand bebte in der des Freundes, als ſie ihm dieſen Entſchluß in wenigen, einfachen Worten, ohne weitere Erläuterung der Motive mittheilte. Ein eigenes Doppelgefühl durchdrang dieſen Schmerz des Scheidens und dieſe Luſt der Freiheit. Doch Beidem entgegentretend und ihren Sinn errathend, ſagte er raſch: Und ich ziehe mit! Aus ſeinem aufgeregten Blicke blitzte einen Augenblick in Clementinens Seele die Hoffnung, ſich getäuſcht zu haben. Aber ſchnell überdachte ſie ihre bisherigen Beobachtungen und antwortete ein ſanftes, aber entſchiedenes Nein, mit Lächeln hinzuſetzend: Wann die Freundſchaft uns wieder zuſammenruft, finden wir uns wieder! Er verſtummte vor dieſem Ernſte und dieſem Lächeln und wagte nicht, ihre verbleichenden Lippen zu küſſen; nur ihre Hand drückte er ehrerbietig und ſchweigend

an die ſeinigen, und ging mit dem leiſe beſchämenden Gefühle von ihr: durch Annahme eines Geſchenkes, das der Geberin theuer zu ſtehen kam, ihr tief verpflichtet geworden zu ſein.

III.

Als ſie nun wirklich bald fortzog, da trieb es auch ihn fort. Er fühlte nun erſt recht, was ihm Clementine geweſen war, ohne ſich darum wieder zu überreden, Liebe, mehr oder weniger als Freundſchaft, habe ihn an ſie gefeſſelt. Aber es war, als vermöge er nicht, ohne ſie die Geſtalten und das Treiben um ihn her zu deuten, als umſchalle ihn hier nur fremdartiges, betäubendes Geräuſch; und er reiſte nun weiter in die Welt, um ſie neu verſtehen zu lernen.

Er hatte ſchon ſo viel Schönes und Trautes vom ländlichen Stillleben gehört, ohne es eigentlich in der Nähe geſehen, noch viel weniger erprobt zu haben. Nun nahm er ſich vor, es zu ſuchen; weniger in der Hoffnung, unmaskirte Naturmenſchen zu finden, als ſich ſelbſt wieder: indem er, ungeſtört von draußen her, anregenden Wechſel der Erſcheinungen ſammeln und unterſuchen könnte, was er bisher erlebt hatte und geweſen war.

Bald zu Wagen, bald zu Fuße reiſend, gelangte er einmal in letzterer Weiſe zu der Raſtſtelle einer Zigeunertruppe, die unter polizeilicher Begleitung nach einem, zu ihrer Anſiedelung beſtimmten Orte zog. Schon ſeit längerer Zeit hatte er ſich mit dieſem Volke genauer bekannt gemacht, durch mehrfache Intereſſen geleitet. Einmal, weil es zu den unglücklichen, verſtoßenen Brüdern der Menſchen gehört, die nach lange erlittener Ungerechtigkeit endlich verlernt haben, Menſchenrechte zu genießen und zu ihrer Annahme gezwungen werden müſſen. Das Gefühl der in Jahrhunderten des Umherirrens erduldeten Leiden fand er einfach, aber ergreifend in dem nationalen Gruße ausgeſprochen: latschader diwes! beſſeren Tag! alſo nicht: guten Tag! ſondern Erlöſung aus dem leidenvollen heutigen erſehnend und erwünſchend.

Außerdem regte ein Doppelgrund Adolph's Sympathie für die

Zigeuner an: die bisherige Unbeſtimmtheit ihrer Wanderungsziele und ihrer Herkunft, für welche keine hiſtoriſche Erinnerung, nur die die indiſche Sprache, zeugt. So wanderte auch er in die ungewiſſe Ferne, und zugleich lag über ſeinen Familienverhältniſſen für ihn ein dichtes Dunkel, das die träumenden Erinnerungen der früheſten Kindheit ihm nicht zu erhellen vermochten.

Seine früheſten Erinnerungen gingen auf einen ländlichen Aufenthalt im Hauſe eines Mannes zurück, den er Vater genannt hatte; ſeiner Mutter erinnerte er ſich nie und hatte ſtets gehört, daß ſie ſehr früh geſtorben ſei. Später war jener Mann mit ihm in die Stadt gezogen, in welcher wir ihn im Anfange dieſer Erzählung heimiſch fanden, um ihn dort für eine höhere, wiſſenſchaftliche Bildung vorzubereiten. Bei ſeinem Abgange auf die Akademie entdeckte ihm dieſer, daß er nur ſein Pflegevater ſei und ihn, nebſt reichlichen Mitteln zu Beider Beſtehen, von ſeiner verwittweten Mutter erhalten habe, die, aus weiter Ferne hergezogen, ohne Verwandte oder deren Nennung geſtorben ſei. Ungern nahm damals Adolph den von ſeiner Mutter ihm hinterlaſſenen Familiennamen an, weil ihn dieſer von dem Manne zu trennen ſchien, dem er ſich lindlicher verbunden fühlte, als den unbekannten Aeltern. Dadurch entſtand ein unheimiſches und unheimliches Gefühl in ihm, das ihn mitbeſtimmte, auf einem zugleich bildenden Zuge durch die Welt ein noch ſtärkeres Gefühl der Fremde zu ſuchen, das ihn mit willkommenem Heimweh erfüllen ſollte. Sein treuer Pflegevater, ſein Inneres durchblickend, gab willig ſeine Zuſtimmung, um ſeinen theuren Pflegeſohn ganz wieder als Sohn zu gewinnen.

Wir begleiten Adolph nun weiter auf dieſem Zuge. Dem Wanderer gefiel das Verweilen unter dem wandernden Volke, und wäre dieſes nicht ſeinem Wanderziele nahe geweſen, ſo hätte ihn vielleicht romantiſche Neigung veranlaßt, länger bei ihm zu bleiben. Schnell gewann ſeine Freundlichkeit die halbwilden Herzen; ſie empfanden es dankbar, daß ein Menſch in ihnen die Verwandten erkannte und begrüßte: eine Freude, die ſo mancher verhüllte, unerkannte, verkannte Menſch ein einſames Leben durch vergebens erſehnt. Dazu ſpendete er ihnen freigebig, was ſeine Mittel erlaubten. Eine alte Frau trat zu ihm hin und ſah ihn freundlich und ſcharf mit den jung gebliebenen orientaliſchen Augen an; er reichte ihr lächelnd die

Hand zum Gruße; ſie hielt ſie feſt und blickte hinein: „Du haſt mir Geld gegeben," ſagte ſie, „ich gebe Dir weiſen Rath: Suche nicht, ſo findeſt Du! Frage nicht, ſo bleibſt Du gewiß!"

So wenig Adolph etwas Anderes in dieſen Worten fand, als eine wahrſcheinlich öfters gebrauchte Sentenz, die das kluge Weib für den jungen Wanderer am geeignetſten fand: ſo konnte er ſich doch, als er ſeinen Weg weiter fortſetzte, nicht der häufigen Erinnerung daran erwehren. Schon durch den Anblick der Zigeuner war ſeine Reflexion auf das Räthſelhafte in ſeinen eigenen Verhältniſſen gerichtet worden; um ſo natürlicher wirkte der Spruch ſein Gegentheil: nämlich die Aufforderung zum neuen Suchen und Fragen. Dazu kam noch, daß aus den letzten Briefen ſeines Pflegevaters der Wunſch des älter und ſchwächlicher werdenden Mannes hervorging, ihn wieder eine Zeit lang in ſeiner Nähe zu beſitzen. Mit der Aufforderung der kindlichen Pflicht verband ſich in ihm die reger gewordene Hoffnung, von jenem doch vielleicht noch ein verhehltes Geheimniß über ſeine Herkunft zu erfahren. Er trat deswegen die Reiſe nach ſeiner Heimath mit dem Vorſatze an, mit ſeinem alten Pflegevater gemeinſchaftlich einen ländlichen Wohnſitz in irgend einer anmuthigen und geſunden Gegend zu wählen, wo auch ein wohlthätiger Einfluß auf des Greiſes Körper zu gewarten wäre.

Mit der Heimath trat ihm auch das in ihr Erlebte wieder näher und ließ das nachher Empfundene und Erfahrene als fernere, blaſſere Vergangenheit erſcheinen. Lange hatte er nichts Näheres von Emilien gehört, noch zu hören geſucht. Nun trat ihr liebliches Bild wieder in aller Friſche vor ſein Herz, und — was noch gefährlicher war — Alles, was er damals empfunden hatte; und damit dieſes nicht wirklich und ganz wiederkehrte, mußte er *hoffen*, auch ſie von innen und außen verändert zu finden.

Seine Reiſe beſchleunigend kam er früher an, als ſein Pflegevater ihn erwartet hatte, und freute ſich, den lieben Greis zu überraſchen. Wirklich, als er die wohlbekannten Stufen hinaufeilte, fühlte er ſich ganz Sohn, aller andern Liebe und Sorge vergeſſend. Er klopfte an; eine weibliche Stimme rief: herein! Die Stimme klang ihm wie ein Traum. Hatte er ſich verirrt? Wohnte ſein Pflege-

vater nicht mehr hier? Er öffnete die Thüre. Der Greis saß im Lehnstuhl und streckte ihm in freudiger Ueberraschung, mit schnellem Erkennen, die zitternden Arme entgegen. Aber zugleich zog ein halb erstickter Ausruf der vorhin gehörten Frauenstimme seine Aufmerkmerksamkeit auf sich — einen Schritt nach der sinkenden Gestalt, und Emilie lag bleich und bewußtlos, kaum athmend, an seiner stützenden Brust: „Ach, meine Tochter! mein Sohn!" rief der Greis und wußte bewegt nicht, wem er sich zuwenden sollte: der Freude über den Angekommenen oder der Sorge um seine ohnmächtige Pflegerin. Schnell erholte sich glücklicher Weise diese wieder, und ihre bleichen Wangen überzog ein flammendes Roth, als sie sich so nahe an dem nie vergessenen Herzen erblickte und seinen leidenschaftlich bewegten Schlag empfand. Noch einen Augenblick wachen, doch träumenden Verweilens an der oft geheim ersehnten Stelle; dann entzog sie sich den sanft und ehrerbietig, doch nicht fremd sich lösenden Armen.

Emilie hatte ihre Liebe zu dem Verschwundenen auf das Wesen übergetragen, das sie ihm am nächsten und theuersten wußte: seinen Pflegevater. In dieser Liebe fand sie eine Beruhigung für ihr Gewissen, das ihr seit ihrer Verheirathung die alte Liebe zu Adolph verboten nannte; aber sie bedachte nicht, daß sie ja fortwährend diesen und immer nur diesen durch die Gestalt seines Vaters durch liebte — immer die Eine Liebe mit zweien räthselhaft verbundenen Eigenschaften: voriger Schuld und voriger Reinheit. Gern hatte ihr Gatte ihre Sorgfalt für seinen alten Freund gesehen, weil er darin ein zerstreuendes Heilmittel für ihren reizbaren Zustand fand; ja, er hatte um so lieber selbst mit geholfen, da er dadurch an der Stelle eines fernen Freundes fromme Sohnespflicht übte. Besonders seit einigen Tagen, wo des Greises Kräfte rasch abnahmen, war Emilie fast ununterbrochen um ihn, da ihr Gatte auf einer Geschäftsreise entfernt war und nichts Anderes sie an das leere Haus fesselte.

Aber jetzt wachte in der Armen das täuschend beschwichtigte Räthsel wieder quälend auf. Sie fühlte bei Adolph's Anblick, daß immer nur Eine Sehnsucht und Liebe sie erfüllt hatte, und diese Liebe war das schönste, höchste und heiligste Besitzthum ihres Herzens — und doch Sünde? Sie suchte ein höheres Gesetz, das es verdammte, und fand es nicht; nur vor dem Gedanken, daß ihr

Gatte ihr ſüßes, ſchweres Geheimniß errathen möchte, bebte ſie um ſeines Friedens willen. Sie wollte ihn wahrlich damals nicht täuſchen, als ſie mit ihm vor den Altar trat; ſie wollte ja ganz ihm gehören, ihm wieder eigen werden durch dieſen Schritt. Daß ſie dadurch ſich ſelbſt und ihn getäuſcht hatte: dafür brachte ſie ihr ſelbſtverzehrtes junges, ſchönes Leben täglich immer mehr zum Sühnopfer, und damit ihres Gatten ſchuldloſes Leben nicht mit leide: darum verhing ſie ihm mit zitternder Hand den Blick in ihr Herz.

Was Adolph betraf, ſo hatten ihn ſchon genug die in den erſten Augenblicken wahrgenommenen Zeugniſſe ihrer Liebe bewegt: ihre Ueberwältigung durch ſeinen Anblick und ihre Sorgfalt für ſeinen Vater. Faſt aber noch tiefer ergriff ihn darnach ihr ruhiges Anſchauen. Ihre ſchönen Züge waren durch den langen Schmerz und Kampf eines reinen Herzens noch mehr veredelt; er hatte gehofft, ſich durch den Gedanken an die Entweihung oder doch Verirdiſchung ſeines Ideals ſchützen zu können; aber dieſe Bläſſe, dieſes Welken der einſt blühenden Geſtalt konnte nur edle, geiſtige Gründe haben, und nun gar die Liebe zu ihm als vielleicht einzigen! Ihr Gatte war fern; nichts erinnerte ihn daran, daß ſie einem Andern angehörte; vielmehr fand er ſie in ſeiner Wohnung, bei ſeinem Vater — verführeriſch erfüllte ihn der Traum: die Geliebte ſeiner Jugend, nur für ihn auf Erden, durch die Trennung von ihm halb vergangen, habe ihn hier treu erwartet.

Doch hielt er ſie nicht zurück, als ſie nach kurzem Zuſammenſein in Gegenwart ſeines Pflegevaters ſchied; kein Wort kam über Beider Lippen, als ſie ſich zur guten Nacht die Hände drückten. Der Abend verging nun Adolph in Mittheilungen an ſeinen Pflegevater, möglichſt heitern Erzählungen aus ſeinen Wanderzügen. Gefliſſentlich verſchob er alle vorgenommenen Fragen über ſein Familienräthſel auf die nächſten Tage, um den Greis ganz in dem Gefühle zu laſſen: ſein Sohn ſei bei ihm. Dieſer hatte ihm aus ſeinem ſtillen Leben wenig mehr mitzutheilen, als ſeine Sehnſucht nach dem fernen Sohn bei der ſchnellen Abnahme ſeiner Kräfte, und dabei das Lob Emiliens und ihres Gatten, die beſonders in dieſen letzten Wochen ihn ſo treu gepflegt hatten.

Angegriffen durch die Ueberraſchung der Freude, ging er früh zu Bette, Adolph auch in demſelben Zimmer. Aber dieſen floh der Schlaf, von den mannigfaltigſten Erinnerungen und Gefühlen vertrieben, bis er endlich, lange nach Mitternacht, ermattet einſchlief. Noch nicht lange aber hatte er geſchlummert, als ihn lautes Stöhnen des Vaters aufweckte. Schnell herbeigeeilt, fand er ihn wachend, aber mit halbgebrochenen Augen und vergebens ringend zu ſprechen. Der Schlag hatte ihn getroffen, wohl längſt vorbereitet und nur durch die Gemüthsbewegungen des vorigen Abends raſcher herbeigeführt. Umſonſt war die ſchnell herbeigerufene ärztliche Hülfe; noch ehe der Tag kam, verſchied der Greis in ſeines Sohnes Armen.

Die Sonne fand Adolph noch allein am Lager des Todten; düſtere Räthſel umhüllten ſeinen Blick und der Tag war ihm nicht willkommen, weil er nur ſchmerzend der Nacht in ſeiner Bruſt widerſprach, ohne ſie zu erhellen. Jetzt erſt fühlte er ſich recht heimathlos; es war ihm dazu, als ſei er beſtimmt, durch Leid oder Freude die Herzen zu brechen, die ihn heimathlich, als den Ihren, aufnahmen.

Endlich riß er ſich auf, um, ſobald es der Anſtand erlaubte, zu Emilien zu gehen. Sie hatte ihn erwartet und empfing ihn darum gefaßter. Die Kunde von des Greiſes Tode gab ihr Ablaß für die heißen Thränen, die ſie ſonſt gewaltſam unterdrückt hätte. Auch das hatte ſie erwartet, daß Adolph ſeinen Entſchluß: ſchnell und vielleicht auf immer zu ſcheiden, ihr ausſprechen würde, weil ſie wußte, warum er vordem von ihr geſchieden war. Er hatte beſchloſſen, die Rückkehr ihres Gatten nicht abzuwarten, um nicht auch ihn in die Zahl der Opfer hineinzuziehen, die hier gebracht werden ſollten, und ihm einen Brief hinterlaſſen, worin er ihm die Beſorgung einiger nöthigen Geſchäfte übertrug. Nur die Papiere des Verſtorbenen wollte er ſelbſt noch durchgehen und ſeine irdiſche Geſtalt der Erde übergeben. Ehe er dann wegginge, verſprach er Emilien, ſie noch einmal zu beſuchen.

Unter jenen Papieren fand er nichts, was ihm das Geheimniß ſeiner Abkunft löſen konnte; denn ſelbſt die von ſeiner Mutter Hand herrührenden, die ihm durch ſeinen Pflegevater ein bedeutendes Vermögen übergaben, enthielten keine weiteren Andeutungen; und dieſer

ſchien in der That nichts Näheres gewußt zu haben. Freilich hatte er in ſeinen letzten Augenblicken ſich abgemüht, zu ſprechen; aber vielleicht nur Worte der Vaterliebe, des Abſchiedes. Dagegen fand Adolph in einem verborgenen Fache ſeines Secretärs das unbekannte Miniaturbild eines jugendlichen, weiblichen Weſens, deſſen Züge und lebenvoller Blick ihn wunderbar betrafen und anſprachen, wie etwas einſt Gekanntes und Vertrautes. Sollte dieſes ſeine Mutter darſtellen? Betraf ihn darin Erinnerung aus früheſter Kindheit, oder vielleicht auch Aehnlichkeit mit ihm ſelbſt? Umſonſt ſuchte er ſich darüber klar zu werden. Ueberdies contraſtirte das ſüdlich Glühende, Lebensfrohe in dieſen Zügen mit dem Bilde, das er ſich nach den Andeutungen ſeines Pflegevaters von ſeiner in Kummer geſtorbenen Mutter zu ſchaffen gewohnt war. Doch konnte es ja ihr Bild aus früheren, glücklichen Tagen ſein? Vielleicht aber auch ein ganz fremdes, dem Verſtorbenen aus irgend einem Grunde theures. Indeſſen, auch dann und darum, war es ja Adolph's Herzen nicht ganz fremd, und er nahm es als ein ungelöſtes Räthſel mit ſich, das ihn wenigſtens an Einen lieben Todten erinnerte.

Als er von dem Todten geſchieden war, ſtand ihm noch der ſchwere Abſchied von der Lebenden bevor, den er nicht umgehen wollte. Ja, er nahm ſich vor, ganz unverhohlen mit Emilien über ihr Verhältniß zu einander zu ſprechen und ſie mit allen Kräften auf die Doppelpflicht aufmerkſam zu machen: glücklich zu machen und glücklich zu ſein, die er ſelbſt vollkommen anerkannte.

Dies führte er denn auch wohlmeinend und entſagend aus; deutete aber die Hoffnung, ſelbſt wieder glücklich zu werden, nur ſchwach an; theils um nicht die jetzt noch ganz und allein von ſeiner Liebe Lebende durch den Gedanken zu kränken: er könne wünſchen und hoffen, ohne ſie zu leben und glücklich zu ſein; theils, weil ſein eigenes Herz, gegen ſeine Vernunft, jene Hoffnung noch abwies. Doch verſprachen ſich Beide, ſich nicht vergeſſen, wohl aber einander entſagen zu wollen und ſich nicht wiederzuſehen, als nach Jahre lang erprobter Ruhe — wenn ſie dieſe zu erleben vermöchten. Und indem, ihnen unbewußt, in den Worten der Entſagung die ganze Glut flammte, der ſie entſagen wollten, glaubten ſie durch die in ihnen gelobte Zukunft die letzte Minute der Gegenwart ent-

ſühnt, die ſie in bebender, ſchmerzlich ſüßer Umarmung zuſammenführte.

IV.

Kurze Zeit nach dieſen Ereigniſſen finden wir Adolph wieder auf der nun mit verdoppeltem Eifer erneuerten Wanderung nach ländlicher Stille, entfernt von den Schauplätzen ſeiner bewegteſten Stunden. In irgend einem abgeſchiedenen Thale hoffte er, mit wenigen Menſchen und einer ſchönen Natur zuſammen, ſein geſtörtes Leben wieder zu ordnen und zu heilen, um dann wieder klar und thätig in belebtere Umgebungen einzutreten.

In dieſer Abſicht hatte er den Weg in's Gebirge zu Fuß angetreten, ſein Gepäck immer an größere Orte vorausſendend. So trat er einſt gegen Abend in einen Wald ein, jenſeit deſſen er im Mondſchein noch ein großes Dorf zum Nachtquartier zu erreichen hoffte. Schon herrſchte Stille im Walde; durch die hohen Aeſte der Bäume ging ein flüſternder Hauch, den er nur hörte, nicht ſelbſt empfand. Das Wehe in ſeiner Bruſt geſtaltete ſich milder, friedlicher, faſt wie ein befreundetes Gefühl. Vor ſeiner Phantaſie ſchwebten die Bilder ſeines Pflegevaters, Emiliens, Clementinens vorüber, und noch dämmernder eine geheimnißvolle Geſtalt mit kummerbleichem Antlitze, aber mit den Umriſſen und Augen jenes Bildes—es war die Geſtalt der unbekannten Mutter. Mit tiefer Wehmuth empfand er jetzt lebendiger, als je, daß eine Mutter ihm bisher gefehlt habe, die ihn berathen und aufrichten könnte in den Fragen und Erinnerungen, deren gewaltiger Einwirkung ſich ſein ſonſt ſo kräftiger Geiſt langſamer entzog, als er gehofft hatte. Eine Mutter erſehnte er ſich, die viel empfunden, verloren, wiedergefunden hätte in einem bewegten Leben, nun aber im lohnenden Beſitze gewonnener Ruhe über dem Wechſel des Lebens ſtände und doch mit jungem Herzen, um in das des Sohnes überfühlen zu können — weil er oft gehört und auch wohl erfahren hatte, daß die Frauen, wiewohl körperlich eher alternd, als die Männer, doch länger die Blüthe und Jugend ihrer inneren Welt behalten.

Während er, in dieſe Gedanken verſunken, langſam ging, war, ihm unbemerkt, eine gebückte Geſtalt aus dem Gebüſch hervorgetreten, hatte ihn eine Zeit lang ſchweigend betrachtet und redete ihn dann an: „Suche nicht und kehre zurück!“ Ueberraſcht erkannte er jene alte Zigeunerin wieder, die er längſt in ruhiger Wohnung geglaubt, am wenigſten hier vermuthet hatte. Auf ſein Fragen: wie dies zugehe? antwortete ſie nichts als immer wieder jene Worte, doch mit ganz anderer und haſtigerer Betonung, als nach ſeiner Erinnerung ihr Orakelſpruch gelautet hatte. Ja, ſie ſtellte ſich vor ihn in den Weg und ſuchte ſelbſt zur Ausführung ihres Rathes beizutragen. Freundlich drängte er ſie weg, indem er ihr zugleich Geld in die Hand drückte, und da er raſcher zuſchritt, ſah er ſie mit faſt peinlicher Eile, unter Wiederholung jenes Aufrufes, ihm noch nachfolgen, bis das Gebüſch ſie ſeinen Blicken entzog.

Plötzlich hörte er verworrenes Geſchrei in geringer Entfernung vor ihm. Eine auf Fußwanderungen ſtets mitgeführte kurze Waffe ziehend, eilte er um ſo raſcher vorwärts und traf einen Wagen, neben dem ein als Kutſcher kenntlicher Menſch blutend lag, während ein bejahrter, aber rüſtiger Mann daneben gegen einige Angreifer kämpfte; zugleich hörte er aus dem Wagen den Hülferuf einer Frauenſtimme. Mit einem kräftigen Rufe ſprang er zuhauend dem Alten zu Hülfe mitten unter die Angreifer, die im erſten Augenblicke betroffen zurückwichen; als ſie ihn aber nur allein gewahrten, nun alle auf ihn eindrangen. Er erhielt einen betäubenden Schlag an den Kopf und ſank bewußtlos zuſammen.

Von empfindlichen Schmerzen an der getroffenen Stelle wieder aufgeweckt, fand er ſich im Wagen, deſſen raſche, ſtoßende Bewegung dieſe Schmerzen hervorrief, geſtützt von einem Frauenzimmer und jenem Kutſcher, der ſich aus ſeiner Betäubung erholt hatte, in welche er nur durch den heftigen Schmerz einer nicht tiefen Wunde verſetzt worden war; der alte Herr kutſchirte ſelbſt, obwohl auch aus einer leichten Geſichtswunde blutend. Adolph erfuhr nun, daß faſt gleichzeitig mit ihm der Alte niedergeworfen worden ſei; in dieſem Augenblick habe ſich in einiger Entfernung eine grell rufende Frauenſtimme vernehmen laſſen, auf die die Räuber geſpannt gehorcht hät-

ten. Eine alte, braune Frau ſei nun herangekommen, die dieſen in fremder Sprache laut zugeſprochen habe, indem ſie haſtig an Adolph's Seite niedergekniet ſei und behend, mit bereiten Mitteln, ärztliche Manipulationen an ihm vorgenommen habe. Darauf hätten ihn ſogleich die Räuber ſanft in die Kutſche gehoben, den Uebrigen aber ohne weitere Mißhandlungen Börſen und Precioſen abgenommen, und ſie nun bedeutet, ihren Weg ruhig fortzuſetzen. Zu Aller Verwunderung fand ſich Adolph gänzlich unberaubt und konnte in dieſer Hinſicht den Beraubten einen wirkſameren Beiſtand verſprechen, als den zuvor geleiſteten — wiewohl er ſichtbar die Urſache ihrer Lebensrettung geworden war. Den wahrſcheinlichen Zuſammenhang dieſer ſonderbaren Thatſache erklärte er ſeinen Reiſegefährten, indem er ihnen jene Begegnung mit den Zigeunern und die wiederholte Warnung der Alten mittheilte.

Der holprige Weg und die Rückſicht auf die Verwundeten nöthigte zu langſamer Fahrt, und erſt in ſpäter Nacht gelangten ſie in dem Dorfe an, das ſie alle früher zum Reiſeziel des heutigen Tages gewählt hatten. Glücklicher Weiſe fand ſich ein Wundarzt, der die Wunden ſämmtlich als unbedeutend erkannte, zumal, da verſtändige Sorge die ſchwerſte, Adolph's nämlich, zur Heilung vorbereitet habe; jedoch müßten ſie einige Tage verweilen. Adolph mußte ſogleich den Dankbaren verſprechen, auf unbeſtimmte Zeit in ihrem, noch eine Tagereiſe entfernten Hauſe ſich anzuſiedeln; was er um ſo eher that, als die verheißene Verborgenheit und Schönheit der Landſchaft ſeinen Wünſchen entſprach.

Erſt am folgenden Morgen betrachtete er ſich ſeine neuen Genoſſen genauer, Vater und Tochter. Die Letztere hatte er im Grunde noch gar nicht von Angeſicht geſehen; Ermüdung und Schicklichkeit hieß ſie dieſe Nacht ſich ſogleich von den Verwundeten zurückziehen. Der Alte dagegen hatte, ſeiner eigenen leichten Wunde kaum die nöthigſte Pflege gönnend, ſeine Anweſenheit und Sorgfalt unter Alle vertheilt.

Schon frühe war Adolph Geſtalt und Weſen des Alten aufgefallen. Obwohl augenſcheinlich bejahrt, verrieth er durch Haltung und muskelkräftige Geſtalt noch volle Lebenskraft. In ſeinen Zügen erſchien ein wunderlicher Wechſel von finſtrem, ſtrengem, faſt menſchenfeindlichem Ausdruck und dann wieder von wohlwollender

Freundlichkeit, so daß es bisweilen Adolph zu Muthe war, als blicke er ihn mit bekannten Freundesaugen an. Noch weit mehr aber wurde er durch den Anblick der Tochter überraicht, ja auf ähnliche Weise betroffen, wie damals durch das Bildniß; und doch war der Eindruck wieder ein ganz anderer, da ihre Gesichtszüge und deren Ausdruck auch nicht die mindeste Aehnlichkeit mit dem Bilde zeigten. Er war deswegen geneigt, alle diese dunkeln, sympathetischen, erinnerungsartigen Anregungen als Andeutungen irgend innerer, künftig vielleicht deutlich werdender Beziehungen zu nehmen. Ueberhaupt, so sehr er den ihn nicht selten anwandelnden mystischen Gefühlen allen Einfluß auf seine Ueberzeugung wehrte: so las er doch oft gerne in ihnen wie in einem sinnvollen Mährchen, in dessen farbigem Dufte die Wirklichkeit sich abspiegelt.

V.

Adolph's Kopfwunde war bald geheilt. Auch seine Herzenswunden schlossen sich um so eher, da Niemand sie kannte und berührte, auch nicht mit freundlicher Hand. Er hatte Einsamkeit genug und auch gerade nicht zu viel, um ruhiger zu werden. Der Alte, den, wie es schien, einmal ähnliche Erfahrungen, wenigstens ähnliche Stimmungen aus größeren Umgebungen hierher geführt hatten, sorgte wohlwollend dafür, daß Adolph Freiheit erhielt, mit sich selbst und der Natur allein zu sein. Seine Aeußerungen ließen diesen vermuthen, daß Täuschungen durch Wankelmuth und Falschheit der Menschen ihn vertrieben hatten; so daß er sich glücklich pries, weil ihm das Leben vielmehr durch Liebe und Treue räthselhaft geworden war.

Allmälig schlossen Herbst und Winter die Außenwelt zu, dafür aber die hier durch den Zufall zusammengeführten Menschen desto näher an einander. Noch einmal, als die Nebel des Spätherbstes auf den hohen Bergen und Wäldern umherlagerten, waren dichtere Schleier auch über Adolph's Seele herabgesunken und hatten ein beunruhigendes, beengendes Gefühl in ihr aufgeweckt, von dem er nicht wußte, ob er es Heimweh oder Ahnung nennen sollte. Als aber später die Umrisse der Gegend sich scharf in der klaren Winter-

luft zeichneten, wurde auch das Leben ihm deutlicher, wenn auch für den Augenblick kälter. Sein alter Hauswirth erſchien ihm dann oft wie einer der alten, entlaubten Bäume draußen, die kräftig und ſtarr die bereiften Scheitel in die Luft erhoben. Und am Fuße des Stammes blühte, wie durch ein Wunder erhalten, die zarteſte Frühlingsblüthe, an den vergangenen Lenz erinnernd und neuen verheißend: des Alten Tochter, Anaſtaſia.

Was Adolph an jenen beiden, für ihn bedeutend gewordenen Frauengeſtalten Anziehendes und Treffliches, aber ſie zugleich Unterſcheidendes, gefunden hatte: trat hier in Einem Weſen vor ihn; doch aber eigenthümlich und zu Einer Individualität gehörend, ſo daß Anaſtaſia's Bild, ungeſtört von den andern und eben ſo wenig ſie ſtörend, in ſeinem Herzen wurzelte. Gerade darin glaubte er eine Bürgſchaft für Aller Werth zu finden, weil er dachte, daß jedes, aber auch nur das wahrhaft und gründlich Gute und Schöne neidlos, ja vielmehr gerne und freundlich ein andres in ſeinem eigentlichen Werthe neben ſich vertrage.

Doch die von ihm bei dieſem Gedanken vergeſſene, wenn auch ſelbſt früher manchmal erfahrene Gewalt der Gegenwart übte auch jetzt unmerklich und allmälig ihr Recht. Anaſtaſia's reiner und zugleich ahnungsvoller Kindesblick war zu ſehr der ihre, als daß er ihn immer wieder an einen andern, ähnlichen, einſt empfangenen und empfundenen erinnert hätte. Und wenn er bei ihr daſſelbe Streben nach höherer Bildung und Klarheit fand, das ihm Clementine ſo verehrungswürdig gemacht hatte, ſo wurde es ihm hier liebenswürdiger, weil er ſelbſt berufener ſchien, es zu nähren und zu heben, als bei Jener, welche ihm ſelbſt vielmehr aus dem Schatze ihrer Menſchenkenntniß lehrend mittheilte. Vielleicht hatte dieſer Umſtand in dem Maße, als er Clementine an ihn feſſelte, ihn von leidenſchaftlicher Anhänglichkeit an ſie freier erhalten, da ſelbſt der ganz liebende Mann zu ſtolz iſt, um ſeine geiſtige Höhe — eher die Ausbildung des Herzens — der Geliebten verdanken zu wollen.

Immer inniger ſchloß ſich Anaſtaſia an den jungen Mann an, der bald als ein reicher Wohlthäter vor ihr ſtand, bald ſelbſt der höchſten Wohlthat zarter Theilnahme bedürfend, da auch ſeine heiterſten Stimmungen durch einen elegiſchen Farbenhauch verſchönert wurden. Verſchuldung und Verdienung der Dankbarkeit vereinigt,

verflechten ſich zum ſtärkſten Bande, das Menſchen an einander zieht. Dazu hinderte in dieſen Umgebungen Nichts Beider Annäherung. Wäre Anaſtaſia auch nicht ſo unbekannt mit der Welt und der ſteten Möglichkeit der Täuſchung geweſen, ſo hätte ſie doch ihres lebenskundigen Vaters Freundſchaft für Adolph in ihrem Vertrauen zu dieſem beſtärkt.

Eine lange Zeit ſah dieſer mit Freude dem Lehrer ſeines Kindes zu; plötzlich aber erblickte er in ihm den Freund ſeiner Tochter, nicht mehr des Kindes, das bisher nur an des Vaters Hand gegangen war. Schon, daß dieſes nur jetzt aufhörte bei Der, die ihm allein und Alles ſtatt der aufgegebenen Welt geblieben war, machte ihn eiferſüchtig. Dazu erwachte wieder die Erinnerung in ihm an den Raub eines Weſens, das ihm einſt auch Alles war; und dadurch das Mißtrauen gegen die Menſchen; ja das ſchrecklichere, in ſeinem früheren Leben mehrfach wurzelnde gegen die Liebe ſelbſt — und darum wollte er vor dieſer ſein Liebſtes ſchützen.

Dieſen Willen ſprach er denn auch gegen Adolph um ſo offener aus, damit er den liebgewordenen, redlichen Freund nicht durch den Gedanken kränke, er wolle ſein Kind gegen ihn ſchützen. Dieſer wachte wieder einmal mit Schmerzen auf; freilich mit anderen, als früher. Schon hatte ſein Lieben und Geliebtwerden einen Freund beraubt; wenn auch keines Glückes, das er beſaß, doch eines, das er beſitzen konnte und ſollte; nun erſchien wenigſtens dem wohlwollenden und vielverwundeten Greiſe das Herzensbündniß der Tochter und des Freundes als Raub an ſeinem Herzenseigenthume. Adolph konnte ſogar die Wahrheit dieſer Anſicht nicht ganz ableugnen.

Dagegen entſchuldigte ihn ein düſtres Gedankenphantom vor ihm ſelbſt: nur ein beſtimmtes Maß des Glückes ſei der Erde zugetheilt, und was ein Jeder ihrer Bewohner davon gewinne, entbehre der Andere; Jeder darum ſei auf den Raub angewieſen. Milder und zugleich wahrer dachte er dann auch wohl: es ſei ewig Schade, wenn ein ſolches Frauenherz nie den Himmel auf Erden finden ſollte, den doch nur ein würdiges Mannesherz, austauſchend gegen die gleiche Gabe, ihm gewähren könne, und nur das eines jugendlichen Geliebten, nicht ſelbſt das reiche eines Vaters; — ferner: wenn das Finden dieſes Himmels oder wenigſtens — leider! —

deſſen Wahn einmal eintreten müſſe: ſo ſei es ein Glück für Anaſtaſia, daß ſie gerade ihn gefunden habe. Das ſagte ihm ſein reines und ſtolzes Herz; dazu aber fügte es noch liebend und darum leidend: wie Viel er auch ſich ſelbſt entreißen würde, indem er das beglückende und durch ihn beglückte Weſen aufgäbe.

Ob dies gegenſeitige Aufgeben ohne Selbſtaufgebung für Beide möglich ſei? nahm er ſich darum vor zu prüfen, und ſchied mit dem Verſprechen: im Frühling wiederzukommen; und mit der leiſen, aber ſtarken Hoffnung: dann werde ſein Bleiben und glücklich Sein zugleich eine unerläßliche Pflicht gegen Glück und Leben Anaſtaſia's erfüllen. Um recht redlich zu ſein, wollte er dann nicht zurückkommen, wenn nur ſeine eigene Sehnſucht ihn zurückriefe; der Vater aber mußte ihm verſprechen, ihm wahr und unverhohlen über ſeines Kindes Wohl und Wehe zu berichten. Aus Redlichkeit mied er nun zuletzt auch den erſehnten, unbelauſchten Abſchied von dem jungfräulichen Kinde, um nicht etwa durch den, die Kraft zweier Welten myſtiſch verbindenden Zauber der erſten Küſſe ihre Freiheit noch mehr zu feſſeln.

VI.

Wir müſſen, ehe wir unſern Faden weiter verfolgen, auf weit jenſeit unſeres Erzählungsanfanges liegende Begebenheiten zurückgehn, um manches Angedeutete völlig zu erklären. Anaſtaſia's Vater hatte einſt neben und über dem Reichthum in figürlichem Sinne, den die Menſchen für den wirklichen zu nehmen pflegen, auch den wahrſten eines jugendlichen, lebensfreudigen und liebeerfüllten Herzens beſeſſen. Aber als er noch nicht lange Zeit verheirathet war, bemächtigte ſich ſeiner auch die furchtbare Stiefſchweſter der Liebe, die Eiferſucht. Vollends entfremdete ihn der ſchönen, lebhaften, heiteren Gattin die Beſchaffenheit des Gegenſtandes, mit dem er ihre Neigung theilen zu müſſen glaubte: eines in allen Farben geiſtiger Regſamkeit ſchillernden Menſchen ohne den ſtill glänzenden Karfunkel in der Bruſt. Dabei fühlte ſich ſeine Eitelkeit durch die ihrige verletzt, mit der ſie die vielbeneideten Huldigungen des jungen Mannes

vor der Welt annahm. Es kam zu einer Erklärung von ſeiner Seite, die aber nicht den gewünſchten Erfolg hatte, da ſeine Gattin ihm erwiederte: daß ſie in ihrem Gatten, wenn er ihr Geliebter bleiben ſollte, keinen Vormund finden dürfte, und in ihrem Benehmen gegen ihren Anbeter Nichts änderte, während ſie dagegen von dem verſtimmten Gatten ſich fühlbar abſonderte. Nach kurzer Zeit aber verlor auch ſie ihre Munterkeit, ohne darum zu dem Entfremdeten verſöhnend zurückzukehren; und ein quälenderer Argwohn erwachte in ihm, da der Feind ſeines Glückes ohne Abſchied verſchwand und zu dem wachſenden Grame ſeiner Gattin noch Zeichen ganz anderer Art zu kommen ſchienen, die ihre äußerſte Untreue und Verirrung andeuteten.

Von dem Augenblicke an, wo er dieſe Entdeckung machte, war er entſchieden. Mit krampfhafter Eile packte er den vollen Werth des von ſeiner Gattin eingebrachten Vermögens in Gelde und Papieren zuſammen und ſandte ihr damit einen Brief, in dem er die heißen Zuckungen ſeines Herzens unter ſtolzer Kälte zu verbergen ſuchte, und worin er ſie bat, möglichſt bald auszuführen, was ihr ohnehin die Ehre gebieten werde: nämlich in die Ferne wegzugehen; zugleich forderte er ſie auf, ihm ihre ſchriftliche Einwilligung zur Scheidung zu hinterlaſſen. Dieſe erhielt er denn auch am nächſten Morgen ohne ein weiteres Wort; aber Aſche verbrannter Papiere war dabei eingeſiegelt. Die ganze Nacht war ſeine Gattin beſchäftigt geweſen, einzupacken und Papiere zu verbrennen, ſtill und bleich, wie ihre Dienerin ausſagte. Erſt am frühen Morgen, als der Wagen ſie erwartete, hatte ſie athemlos die Hände gerungen, aber ohne zu weinen; ihre Dienerin ſelbſt hatte ſie reichlichbelohnt, deren Bitte, mitreiſen zu dürfen, aber nicht erfüllt.

Er hatte ſie am Morgen, den auch er mit trüben, verwachten Augen erwartet hatte, wegfahren gehört. Als der letzte Schall ihres Wagens verhallt war, ſtand der glücklich Geweſene allein und hoffte, ſein Herz ſollte ſpringen vor verworrenen, gewiß unheilbaren Schmerzen. Aber ein Mannesherz bricht nicht ſo leicht entzwei; und nun glaubte er ſich erſt dadurch einiger Maßen heilen zu können, wenn er auch den letzten Schein der Feſſel trennte und, wo möglich, eine andere, neue anknüpfte.

Während dieſer Beſtrebungen erhielt er einen Brief von ſeiner

Gattin, wie er vermuthete, eine Bitte um Vergebung enthaltend. Er war noch zu voll Unglückes, um Der vergeben zu wollen, die es verſchuldete; aber er fürchtete, der Nachhall alter Liebe möchte ihn zur nicht gewollten Vergebung verleiten, und warf den Brief ungeleſen ins Feuer. Dieß ſagte er mit kalten Worten der vormaligen Dienerin ſeiner Gattin, die kurze Zeit darauf in Auftrage derſelben nach der Ankunft des Briefes fragte, und verbot ihr ſtrenge, je wieder vor ihm zu erſcheinen.

Eifriger verfolgte er nun ſeinen neuen Lebensplan. Es gelang ihm, die Beſtätigung der Scheidung zu erhalten. Darnach glückte es ihm (wie er ſich ſelbſt vorſprach), durch den begierig geſuchten Schein der Liebe ein armes Frauenherz zu täuſchen; nicht aber ſich ſelbſt, wie er gehofft hatte. Und die Vereitelung dieſer Hoffnung war nicht nur ſein Unglück, ſondern auch das ſeiner zweiten, jungen und liebenden Gattin; und dadurch noch einmal und ſchrecklicher das ſeinige. Er konnte jenen Schein der Liebe der Länge nach nicht bewahren. Als ſeine Gattin eine Tochter geboren hatte, ließ ſie die neue Liebe Anfangs den Mangel der alten weniger bemerken. Dann maß ſie ſich die Schuld und Veranlaſſung der Verminderung ſeiner Liebe bei, eben weil ſie ſich geſtehen mußte, daß ihr neues Lieben ihr früheres in den Schatten geſtellt habe. Endlich aber, als ſie in ſchlafloſer Nacht am Lager des erkrankten Kindes dachte: was ihr bleiben oder wiederkehren werde vom alten Glücke, wenn das neue nun vielleicht wie ein kurzer Traum verſchwände? fand ſie mit Todesſchauern die Wahrheit: daß ihr Gatte nicht etwa ihr ſeine Liebe entzogen, ſondern ſie gar nicht aus Liebe gewählt hatte. Das Kind genas, das Mutterherz war voll Freude und Dankes darüber; aber in noch tieferen Tiefen fühlte es ſich als ein unglückſeliges Jungfrauenherz voll betrogener Liebe zu einem Manne. Sie welkte und kränkelte; mit zarter Aufmerkſamkeit pflegte ſie ihr Gatte; aber der Liebende war ihrer Sehnſucht und geträumten Beſitzesfreudigkeit für immer verſchwunden: dieſe Täuſchung traf die zarte Blüthe, wie ein Hauch der Wüſte. Erſt, als der Keim des Todes in ihr gediehen war, erkannte ihr Gatte deſſen Urſprung; und in einem unendlichen, nie zuvor empfundenen Schmerz ward die Liebe in ihm geboren. Sie ſtrahlte durch ſein von heißen Thränen gefülltes Auge durch

in Auge und Herz der Sterbenden, so daß sie mit verklärter, neu auflebender Seele von der Erde schied.

Nach diesen Erfahrungen beschloß er, sein Kind mit in die Einsamkeit zu nehmen und es, wenn es ihnen vergönnt wäre, noch lange Zeit zusammenzubleiben, vor diesem Gefühle zu schützen, das so viel Unglück in sein und seiner nächsten Menschen Leben gebracht hatte. Diesen Vorsatz hatte er ausgeführt, ohne jedoch seine Tochter in völliger Weltferne und Menschenscheu zu erziehen. Von Zeit zu Zeit führte er sie aus dem stillen Thale; doch weniger unter Menschen, als unter Bilder eines Kosmoramas, die er allein mit ihr beschaute. Auf einem solchen Ausfluge führte sie jenes Abenteuer mit Adolph zusammen.

VII.

Adolph war weggegangen, um Anastasia's Liebe zu prüfen; aber auch der seinigen war er diese Prüfung schuldig — ein Grund mehr, warum er diesen Winter in einer belebten Stadt zubringen wollte. Wenn die im heimlichen Thale so schön geträumte Zukunft auch dort ihren Schimmer behielte, dann wollte er sie als die rechte völlig anerkennen. Zugleich wollte er erfahren, ob ihr Glück die Schmerzen der Vergangenheit, mit der er die bisher gänzlich abgerissenen Fäden wieder ein wenig anknüpfen wollte, überwiegen könne. Und zu dieser letzteren Probe fand er bald stärkere Gelegenheiten, als er hoffte und wünschte.

Zuerst die Begegnung der Freundin, Clementinens, als Gattin eines bejahrten, achtungswerthen Mannes; ohne Leid, so schien es; ohne Glück, so war es; sei es, weil ihr Streben, der Liebe zu entfliehen, ihr geglückt war, oder weil nicht. Doch gewaltiger als Adolph's Prüfung durch die Lebende, war die durch die Todte; denn Emilie hatte die zerstörende Gewalt ihrer Liebe nur durch den Tod besiegen können. Das sagte ihm Clementine schonend, aber mit Nichts verhehlender Offenheit, zu der sie sich gegen die Todte, wie gegen den Lebenden verpflichtet glaubte.

Doppeltes Interesse: weibliches an der Geliebten ihres Freundes, rein menschliches an dem leidenden Wesen — hatte sie be-

ſtimmt, vor dem Eintritt in den neuen Kunſtberuf eine Reiſe nach Emiliens Wohnorte zu machen. Es war ihr gelungen, deren Bekanntſchaft zu machen, und als ſie überzeugt war, das langſam, aber gewiß zergehende Herz durch ihre Mittheilung nicht tiefer zu verwunden, ſondern mit linderndem Bewußtſein zu erfüllen, da ſie es nicht retten konnte: erzählte ſie Emilien ihr Verhältniß zu Adolph und deſſen Treue gegen ſeine erſte Liebe; und ſchloß dadurch die bisher gewaltſam verhüllte Seele zu wohlthätiger Mittheilung jenes letzten Zuſammenſeins mit Adolph und ihres ganzen, unſelig treuen Lebens auf.

Ein ſchon lange in's Geheim zehrendes Fieber ergriff endlich mit letzter Gewalt das arme junge Leben. Emilie ſtarb, die Hand des Gatten wie mit ſtummer, von ihm unverſtandener Bitte um Vergebung an das pochende Herz drückend und zugleich mit wohlbegriffenem Blick der Freundin den letzten Gruß an den Fernen übergebend. Nun war Clementine ihrer Beſtimmung um ſo ſchneller zugeeilt, weil die tödtliche Treue der lieben Nebenbuhlerin ihr den Freund noch theurer machte, und, um ſich alles Hoffen abzuſchneiden, hatte ſie dem beharrlich gebliebenen Würdigſten ihrer früheren Bewerber die Hand gereicht — die Sünde gegen dieſen mit dem Gedanken entſchuldigend: daß er, nicht mehr jung, auch nicht mehr ein jung liebendes Herz ſuchen und erwarten dürfe.

Was ſie von dieſen Dingen ſelbſt betraf, wollte ſie freilich Adolph nicht mittheilen; aber er kannte die Liebe zu gut, um ſie nicht auch in der Verhüllung zu errathen. Er erbebte vor der Liebe, weil ſie dies Alles gewirkt hatte; aber als ſein Seelenblick durch Wälder und Berge in das durch Anaſtaſia's Gegenwart geweihte Thal drang, wehte ihn ewige Frühlingsluft an und die frohe Hoffnung: das Leben in dem Gefühle zu finden, das ihm eben noch als tödtlicher Samum erſchienen war.

Und dieſe Hoffnung betrat die Schwelle der Erfüllung, als nach durchſehntem Winter ihn auch draußen die Frühlingsluft anhauchte, nach der er ſchon im letzten Wintermonate als nach der glückverheißenden Botin täglich gefragt hatte.

Anaſtaſia hatte nach ihres Freundes Abſchied einige Tage lang träumend, faſt wie fremd, in den von Kind auf gewohnten Umgebungen und Beſchäftigungen geſtanden, doch ohne zu klagen, ja ohne von

Adolph zu reden. Bald aber war ihre frühere Heiterkeit und Klarheit zurückgekehrt, und ſie hatte oft und ruhig, ohne Aufregung, von dem Geſchiedenen geſprochen. Ihr Vater freute ſich ſchon, daß das gefürchtete Gefühl ſo wenig Wurzel in ihr gefaßt hatte; nur fiel es ihm auf, daß ſie die Arbeiten, die ſie Adolph's Prüfung allein vorzulegen gewohnt geweſen war, in voriger Weiſe fortſetzte, ohne ſie nun ihm vorzulegen. Er fragte ſie darüber und ſie entgegnete ruhig: ſie hebe ſie für Adolph auf. Vergeblich hoffte er, dieſe Gewohnheit entſpringe aus einem allmälig verſchwindenden Nachgefühle ſeiner Gegenwart. Vielmehr entſtand ihre Ruhe nur aus dem feſten Glauben: daß ihr Freund zu Frühlingsanfang zurückkehren werde; an die Möglichkeit: daß er dann ein Anderer, ein Fremderer ſein und daß er je wieder ſcheiden werde, dachte ſie gar nicht; wiewohl auch nicht an das Verhältniß, in welchem ſie der Dauer nach zu ihm ſtehen werde. Als endlich der Winter ſich dem Schluſſe nahte, ging ihre Ruhe in eine ſtete Aufregung über, und allen Schmerz, den die Hoffnung des Wiederſehens ihr beim Scheiden erſpart hatte, weckte dieſe nun ſelbſt dadurch auf, daß ihre Erfüllung nah, aber noch nicht da war.

Der Vater verſtand jetzt ſein Kind und wollte es glücklich wiſſen; eben darum aber wollte er noch eine Probe machen. Er ſchrieb Adolph mit vollem Vertrauen das Reſultat ſeiner Beobachtungen, beſchwor ihn aber mit aller Wärme ſeines Vaterherzens, noch in einen weitern Prüfungsplan miteinzugehen, indem er wieder ſein ganzes Mißtrauen gegen die Liebe vor ihm entfaltete und dadurch die Nothwendigkeit weiterer Prüfung für Beide zu begründen ſuchte. Dabei aber verſprach er ihm, mit gleicher Aufrichtigkeit ihm ferner Anaſtaſia's Zuſtand mitzutheilen, damit er ſelbſt darüber urtheilen könne. Er halte ihn für kräftig genug, zumal in der Ferne, ſein Urtheil und ſeinen daraus folgenden ſittlichen Willen von dem Einfluſſe zweier Eindrücke zu emancipiren: des Geliebtwerdens nämlich und des Liebens. Aber auch nur, wenn dies Beides die Prüfung aushalte, ſolle er kommen und ſeine eigene Liebe zu Anaſtaſia zuvor noch mit angeſtrengterer Unparteilichkeit zu beurtheilen ſuchen, als die ihre — um ſeines und ihres künftigen Glückes willen.

Nicht blos aus Verpflichtung gegen die Redlichkeit und das Wohlwollen, das aus des bejahrten Freundes Briefe ſprach, ſondern

auch aus Ueberzeugung ging Adolph auf die Prüfung ein. Er ſandte jenem zwei Briefe, deren einer ſeine Hoffnungen auf ihrer Aller Glück ausſprach; der andere — beſtimmt, Anaſtaſia mitgetheilt zu werden — in herzlicher, aber ruhig gehaltener Weiſe die Nothwendigkeit darſtellte, die ihn auf unbeſtimmte Zeit hinaus in ſeinem jetzigen Wohnorte feſthalte und noch auf die Freude des Wiederſehens verzichten heiße. Gewaltſam zwang er ſeine Feder, keine leidenſchaftliche Trauer, Furcht oder Hoffnung zu verrathen.

VIII.

Anfangs verwirrend, lähmend, dann ſchmerzlich entwirrend und entſcheidend wirkte dieſer Brief auf Anaſtaſia. Mit unbekannten Schmerzen erfaßte ſie nicht nur die getäuſchte Hoffnung des Wiederſehens, ſondern noch vielmehr die Ruhe, mit welcher Adolph dieſe aufzugeben ſchien Die bisher nur unruhig empfundene Unentbehrlichkeit ſeiner Nähe zu ihrem Glücke trat nun in noch gewaltigerer Klarheit und Beſtimmtheit vor ſie, und in das ſeiner Liebe bewußt gewordene Herz traf wie ein vergifteter Pfeil die Wahrnehmung: daß der Geliebte leben und ruhig ſein könne ohne ſie. Aber in der gereiften Seele erwachte nun auch der ganze Stolz der Weiblichkeit; der ohne ſie leben konnte, dem wollte auch ſie keinen Theil an ihrem Leben laſſen.

Auch diesmal täuſchte ihr Benehmen im Anfange den Blick ihres Vaters. Freilich bemerkte er den erſten ſchmerzlichen Eindruck, den der Brief auf Anaſtaſia machte, nicht aber die Natur des Heilmittels, das darauf ſchnell das Bluten der Wunde ſtillte. Ruhig, nur bleicher und bisweilen einen Augenblick lang erröthend und ſinnend, beſorgte Anaſtaſia die gewöhnlichen häuslichen Geſchäfte; indeſſen ging ſie öfter, als ſonſt, allein in's Freie. Die Arme wollte die Natur für ihren Kampf zu Hülfe rufen, aber die liebevolle Mutter berührte mit ihrer beginnenden Frühlingswärme das ſtarr gewordene Herz nur, um es zu neuem Bluten aufzuthauen. In der Einſamkeit, im Freien weinte ſich Anaſtaſia aus über des Freundes frühere Liebe und über ihre eigene dauernde; und nur der Zorn

darüber, daß die ihrige die seine überlebe, konnte ihr eine trügerische, zehrende Ruhe geben. Dies ging eine Zeit lang so fort; Adolph's Name wurde nicht zwischen Beiden genannt, bis der Vater, um dessen Gegenwart ihr ganz entbehrlich zu machen, von ihr die für jenen vorbereiteten Arbeiten zur Durchsicht und Correctur verlangte. Aber sie hatte sie verbrannt, so eifrig sie auch früher daran gearbeitet, so viele Zeit sie auch darauf verwandt hatte. Also Adolph war der Eine, für dessen Gegenwart sie einen großen Theil ihres Lebens und Strebens gespart hatte, und da er nicht kam, sollte das Ersparte verloren, vernichtet sein!

Der Gedanke, daß ihre Liebe, die Veranlassung der bisherigen Arbeiten, und nun ihre Zernichtung ihrem Vater nicht mehr verborgen sein könne, ließ sie bei seiner Frage alle bisherige Selbstüberwindung und Verhehlung vergessen. Sie fiel ihrem Vater mit heißen Thränen an die Brust und bat ihn, nur kurze Zeit ruhig und geduldig zu sein; bald und immer wolle sie nun wieder nur ihm in der Welt angehören. Aber eben daraus sah er, daß dies wohl nicht mehr möglich sei. Dazu kam noch das Unterliegen ihres zarten, bisher aber stets gesund gebliebenen Körpers unter den mannigfachen Aufregungen und ein Brief Adolph's, in dem die fest entschiedene Liebe eines Mannes und die glühende Leidenschaft eines Jünglings ihn um ganz genaue, ganz wahre Nachrichten über Anastasia beschwor.

Der alte Mann ergab sich in sein Schicksal oder vielmehr zunächst in das seines Kindes und wollte die Liebenden nun nicht mehr trennen, um nicht aus Furcht vor der Möglichkeit künftigen Unglücks die Gewißheit des gegenwärtigen herbeizuführen. Aber als er seiner Tochter sagte, ihr ersehnter Freund werde nun kommen, wehrte sie aus Furcht, dieses Kommen mehr dem Mitgefühl, als dem eigenen Liebesdrange Adolph's danken zu müssen, dies mit so leidenschaftlichem Eifer ab, daß er sich bewogen fand, ihr die verabredete Prüfung mitzutheilen. Doch selbst diese verletzte das junge, stolze Herz, das mit dem Bewußtsein der Liebe auch das seines eigenen Werthes gewonnen hatte, den sie nur für gleiche Liebe einem zweiten Wesen eigen geben wollte. Da aber ihr Vater ihr Adolph's letzten Brief zeigte, wand sie sich aus den doppelten Fesseln des Lei-

dens und ihres eigenen, das Glück verschmähenden Willens heraus und glühte diesem mit offenem Herzen und Armen entgegen.

Als nun endlich die liebenden, glücklichen Menschen dem Greise kindlich und dankbar nahe standen, und Anastasia nicht, wie er gefürchtet hatte, durch die Gewalt des leidenschaftlichen Glückes der Kindesliebe entfremdet wurde, sondern, durch heilige Frauenliebe zu einem edlen Manne beseelt, sich jedem schönen und reinen Gefühle wärmer aufschloß: da hauchte auch ihn ein Frühlingsathem aus einer Zeit an, die er längst vergessen, oder eher verstoßen hatte aus seinem entrüsteten, argwohnerfüllten Herzen, und um sich diesen, wie noch aus lange hermetisch verschlossen gewesenem Blumenstaub nachduftenden alten und nicht veraltenden Frühling zu erhalten: suchte er aus seiner Erinnerung alle bestimmten Umrisse der Gestalten wegzudrängen, mit denen ihm auch ihre spätere grausige Entstellung wieder erschienen wäre, und nur sein eigenes früheſtes Empfinden einstmaliger schöner Gegenwart anzuschauen und nachzufühlen.

Diesen Vorsatz aber in diesem Lande auszuführen, hielt er der Länge nach nicht für möglich. Wenn auch von seinen jetzigen Umgebungen entfernt, lag doch immer der Schauplatz seines früheren Lebens ihm noch zu nah, um nicht Manches zu wecken, was er auf immer begraben wollte. Um ein recht und ganz neues Leben zu beginnen, wollte er ganz Anderes und Fremdartiges sehen: neue Gestalten der Menschen, Thiere, Pflanzen, Sternbilder. Gern stimmte Adolph zu diesem Plane, denn auch er wünschte, Manches, wenn nicht ganz zu vergessen, doch nur in den Tinten der Ferne gemalt zu behalten. Für Anastasia war es gleich, denn für sie begann das Leben jetzt erst recht. Der Gestalten, welche dessen Kreis bildeten, waren nur wenige; ob die Landschaft, in welcher sie mit diesen stand, von Eichen oder Palmen geschmückt sei, war ihr gleich lieb, nicht aus Gleichgiltigkeit gegen die Natur, sondern weil sie diese mit Recht überall schön und beglückend hoffte.

Ein Theil der schönen Jahreszeit sollte zu den für eine gänzliche Auswanderung nöthigen ökonomischen Verrichtungen verwendet werden; dann die Trauung und darauf die Reise vor sich gehen. Jetzt erst hielt sich Adolph verpflichtet, dem Vater seiner Braut Alles mitzutheilen, was er über seine eigenen Familienverhältnisse wußte; so wie sein letztes, fruchtloses Forschen nach weiterer Auf-

klärung darüber. Nur über jenes Bild ſchwieg er, da er es als ein ſeinen Pflegevater angehendes, vielleicht keinem Anderen wichtiges noch deutliches Geheimniß betrachtete.

Sein eigenes unenträthſeltes Geheimniß entfremdete ihm den Greis nicht, der vielmehr darin eine günſtige Freiheit von allen an das bisherige Vaterland kettenden Feſſeln ſah, und befremdete ihn wenig, da er an das Ungewöhnliche gewöhnt war, das ja auch ſelbſt das Bündniß dieſer drei Menſchen geſtaltet hatte. Durch Adolph's günſtige Vermögensverhältniſſe gerieth er auf den Gedanken: daß er ein Fürſtenkind ſei, deſſen Vater durch das äußerlichſte Opfer die Verirrung ſeiner Leidenſchaft habe ſühnen wollen, weil er ein anderes nicht gefunden oder nicht geſucht hätte. Die etwas unbedachte Aeußerung dieſer Vermuthung rief ein ſtörendes Gefühl in Adolph hervor, einen herben, ungewiſſen Schmerz über Weſen und Schickſale beider unbekannten Aeltern, der ihn nun gar wünſchen ließ, nie etwas Näheres von ihnen zu erfahren; auch noch aus kaum geſtandener Furcht, die Bande des Blutes könnten ihn mit natürlicher Magie an unverſchuldete Schuld und Strafe ketten.

IX.

Die erwünſchte, erſtrebte Zeit war gekommen; die Liebenden hatten das im Himmel ihrer Herzen geſchloſſene Bündniß auch durch lautes Wort am Altar geweiht, oder vielmehr deſſen urſprüngliche Weihe dort beſtätigt. Adolph hoffte oder gelobte: in der Gattin nie die Geliebte zu vergeſſen, damit ihr Bündniß neben und über dem irdiſchen auch das „von Gott zuſammengefügte" bleibe, das es nach dem Worte des Prieſters war. Der Mann muß Himmel und Erde erſt verſöhnen, die bei dem Weibe ſchon von ſelbſt zuſammenfließen — vielleicht, weil des Weibes irdiſches Leben dem Himmel verwandter iſt, ſein Himmel aber auch ſeiner Erde näher, als dies beim Manne der Fall iſt. Darum fühlte auch Anaſtaſia für ihre Liebe weder Furcht oder doch Möglichkeit der Entweihung, noch das Bedürfniß der höhern Weihe; ſie kannte eben nur die Liebe, die ihr Ein und Alles war.

Die Abreiſe ſtand nun nahe bevor, die wichtigſten Geſchäfte waren beſeitigt, und nun wurde die unentbehrlichſte Habe zum Mitnehmen zuſammengeſucht und gepackt. In dieſem etwas verworrenen Treiben führte der Zufall Anaſtaſia's Vater durch das Zimmer ſeines Schwiegerſohnes. Einige Papiere, zum Verpacken bereit, waren durch Adolph's Eile offen auf dem Tiſche liegen geblieben; auf ihnen jenes Bild, das nun des Greiſes vorüberſtreifender Blick auf ſich zog. In der Vermuthung, ein früheres Liebespfand Adolph's zu erblicken, geſtattete er ſeiner Neugierde einen Augenblick des Verweilens. Aber wie ſchreckte ihn dieſer Anblick auf! Liebe, Leid und Zorn ſeiner Vorzeit ergriffen ihn mit Geiſtergewalt; dies Bild war einſt ſein geweſen und deſſen Original auch, wenigſtens dem Schein nach. Es war das Bild ſeiner erſten Gattin, deſſen Verſchwinden aus ſeinem Zimmer er in jenen unglückſeligen Tagen nicht beachtet hatte; in all der Lebensfülle und Heiterkeit, die ihn einſt ſo glücklich und dann ſo unglücklich gemacht hatte, lachte es ihn an. Wie kam dies Bild in Adolph's Hände? Und warum hatte dieſer, ihm ſo Vieles offenbarend, doch nichts davon geſagt? Mit angſtvoller Haſt hielt er ſeine frühere Geſchichte mit Adolph's Mittheilungen zuſammen, verglich er deſſen Züge mit denen des Bildes und mußte eine unſelige Löſung vieler Räthſel vermuthen. Alſo das war es geweſen, was auch ihn bei dem erſten Anblick des Jünglings ſo eigen bekannt angeſprochen hatte! Jede Möglichkeit, die er finden konnte, war ihm ſchrecklich. War Adolph ſeines Weibes und ihres Verführers Sohn und hatte ihm ſein Kind geraubt, wie einſt deſſen verhaßter Vater ſeine Gattin? Doch nein, nicht geraubt! Er liebte es ja ſo unendlich, und auch an ihn ſelbſt hatte er ſich mit ſo kindlicher Liebe und zugleich mit ſo männlicher Freundſchaft angeſchloſſen, daß er ihm nicht zürnen konnte, auch wenn er ihn wirklich nicht ſchon früher geliebt hätte. Aber auf welche andere Deutung und Möglichkeit leitete ihn dieſe letzte Bemerkung!

Mit größerer Angſt ſuchte er Adolph's Züge auch mit ſeinen eigenen zu vergleichen und konnte der ſich aufdrängenden Beobachtung nicht entfliehen: daß dieſe Aehnlichkeit wenig geringer war, als die mit dem Bilde. Alſo, wenn er Adolph's Vater war, ſo hatte er einſt ein ſchuldloſes oder doch nur wenig ſchuldiges und ſein theuerſtes Weſen in Verzweiflung und frühen Tod geſtoßen,

wozu wieder Adolph's Erzählung von ſeiner in Leiden und früh geſtorbenen Mutter ſtimmte. Ach, jener Brief, den er ungeleſen verbrannt hatte — wie brannte jene Flamme jetzt in ſein Herz hinein! Gott Lob! dachte er einen Augenblick; ein verſöhnendes Geſchick führt mir den Sohn zu, damit ich ihm das vor ſeinem Eintritte ins Leben entriſſene Recht und Glück nun erſetzen könne! Aber wieder nun der niederſchmetternde Gedanke: mein Sohn, der Gatte meiner Tochter, ſeiner Schweſter, wenigſtens Stiefſchweſter! Welchen Blitz ſchleudere ich in meiner beiden Kinder Leben, wenn ich dem Sohne das Vaterherz, meine Reue und meine Buße aufſchließen will!

Dieſer letzte Gedanke: die Nothwendigkeit, das furchtbare Geheimniß, wenn es gegründet war, in der zerriſſenen Bruſt zu verſchließen, trieb ihn mit aller Gewalt der Selbſtbeherrſchung. ſeine Aufregung zu verhehlen, damit die Nemeſis nicht auch die Schuldloſen mit erfaſſe und dadurch auch ihn härter ſtrafe, als er verdient haben konnte. Es glückte ihm, Friſt zu dieſer Selbſtbekämpfung zu gewinnen und nicht eher wieder bei den Seinigen zu erſcheinen, als bis er den erſten Sturm wirklich beſchworen hatte. Die düſtern Wolken, die er nicht verbannen konnte, ſchrieben Dieſe ſeinen durch den Abſchied aufgeregten Erinnerungen zu und vermieden ſchonend ihn zu fragen.

Er wagte nicht, Adolph nach dem Bilde zu fragen; nicht weil er die Antwort geſcheut hätte — denn immer hatte er ſchneidende Gewißheit dem zerrenden Zweifel vorgezogen; — ſondern weil er ſich noch nicht kräftig genug fand, um bei dieſer Frage vor Adolph Faſſung zu behalten. Um mehr Faſſung zu gewinnen, bedurfte er längeren Alleinſeins. Er gab deshalb wahrſcheinliche Geſchäftsgründe vor, die ihn beſtimmten, noch kurze Zeit hier zu verweilen, während ſeine Kinder indeß die Reiſe antreten und ihn in einer bedeutenden, ziemlich entfernten Stadt erwarten ſollten. In der ausgeſprochenen Hoffnung, ihn heiter und frei von ſeiner trüben Vergangenheit wiederzuſehen, fügten ſich denn auch Dieſe in ſeinen Willen.

Ein Genius ſchien ihm dieſen Plan eingegeben zu haben. Die Seinigen waren kaum acht Tage lange entfernt, als ein Fremder, von ungefähr gleichem Alter mit ihm, erſchien. Als dieſer ihm ſeinen Namen nannte, bebte er zuſammen; es war der Familienname

ſeiner erſten Gattin, der Fremde ihr um Vieles älterer Bruder, den er nie perſönlich gekannt hatte, da er ſeit lange im fernen Auslande wohnte. Der Fremde war mit ſtrenger, faſt feindlicher Haltung eingetreten; bei dem Anblick der durch ſichtlich furchtbare Gewalt des Kummers gebeugten kräftigen Geſtalt milderten ſich ſeine Züge; und er nannte fragend nun noch einen Namen, der den Greis noch gewaltſamer erſchütterte, da er den Grund ahnte und alsbald erfuhr. Der Fremde ſagte ihm nämlich: daß er Adolph's Spur verfolge und Auskunft von ihm erwarte, ja hoffe; zu ſeiner Verſöhnung mit ihm, dem Fragenden, mit einer unglücklichen Geopferten und mit der Gerechtigkeit des Himmels — er fragte ihn in Adolph nach ſeinem Sohne.

Wir müſſen nun noch einmal anhalten, um abgeriſſene Fäden mit einander zu verknüpfen. Adolph's Mutter, lebendig, offen und geiſtvoll, hatte ſich in der That in jenen Tagen durch die Verehrung eines geiſtreichen und liebenswürdigen Mannes geſchmeichelt gefunden und dieſes verzeihliche Gefühl noch ihr Behagen an ſeinem, an ſich ſchon intereſſanten Umgange vermehrt; aber ihr ganzes Lieben blieb dem Gatten ihrer Wahl zugewendet. Dieſe Liebe war ihr Natur; aber ſie fand ein Verdienſt darin, als ſie ſich ungerecht von ihrem Gatten beargwohnt ſah. In dieſem Gefühle ſuchte ſie die Freiheit, deren ſie ſich würdig erkannte und die ſie ſich darum geſtatten zu dürfen glaubte, gegen die Feſſel eiferſüchtiger Liebe zu behaupten. Zur ſtolzen Selbſtvernichtung führte dies Streben, als der ſchmachvollſte Argwohn, zur beſchimpfenden Anklage geworden, ihr tiefſtes weibliches Gefühl in den Staub trat. Der Mann, dem ſie um der Seelenliebe willen auch ihr irdiſches Weſen hingegeben hatte, mußte ihr der Fremdeſte, ja der Feindlichſte werden, weil der reine Grund und Gehalt ihres Seins ihm fremd, unbekannt, von ihm verkannt geworden war. Schon der Gedanke hätte ſie empört, daß er in der ihm ſelbſt Hingegebenen nur das Weib erblicken könnte; vollends aber ſolche Hingebung an einen Andern und an einen Menſchen zu vermuthen, der ihrer Seelenliebe bei Weitem nicht ſittlich hoch genug ſtand; das ſchied ihr Herz ganz von ihm; und das jetzt nur phyſiſche Band, das ſie noch an ihn knüpfte, vollendete das Gefühl des Unglücks in ihr.

Schon nach jener erſten Erörterung mit ihrem Gatten hatte

ſie den Kummer über die Verkennung und die wachſende Trennung von dem geliebten und vorher ſo warm liebenden Manne nur durch den Stolz bekämpft, der ihr eine Zeit lang Kraft gab, heiter und conſequent zu ſcheinen. Daß aber der Urheber dieſer Trennung ſie mit triumphirender Siegesfreude bemerkte und zu nähren ſuchte: erlaubte ihr nicht mehr, auch nur den Schein der bisherigen Zuneigung zu Dieſem zu behalten. Eine heftige Erläuterung gegen ihn, die eben ſowohl ſeine Eitelkeit niederſchmetterte, als ſein ſchlummerndes ſittliches Gefühl aufregte, hatte deſſen plötzliche Entfernung zur Folge. Ihr verkannter Kummer, der nicht dem weggegangenen Anbeter, ſondern dem anweſenden Gatten galt, trug, wie wir ſchon berichteten, zu der unglücklichen Kataſtrophe bei, die ſo ſchlimme Folgen haben ſollte.

Als ihr Gatte ihr jene harte, ſchreckliche Botſchaft ſandte, die wie eine furchtbare Meduſa ihre Hoffnung auf Wiederkehr des Glückes verſteinerte, wollte ſie in der erſten Aufwallung ihm den dazu gefügten Werth ihres Eigenthumes zurückſchicken und mit ihrer Hände Arbeit ihre Subſiſtenz ſuchen; aber der Gedanke an eine künftige Pflicht hielt ſie zurück. Dieſe Pflicht war es, die ſie auch ſpäter noch zu dem ſchweren Schritte führte, an ihren Gatten zu ſchreiben. Da die erwartete Antwort ausblieb, ließ ſie durch die zurückgebliebene treue Dienerin nach der Ankunft des Briefes fragen, und erfuhr die harte Wahrheit. Nun zerriß ſie alle Bande, die ſie an ihre Vergangenheit knüpfen konnten; ſelbſt die Möglichkeit, wieder geſunden und verſöhnt zu werden. Mit verändertem Namen ging ſie in weite Ferne und theilte dieſen auch ihrem darauf gebornen Sohne mit, um auch ihn von einem Vater zu trennen, der dieſen Namen nicht verdiente.

Aber als ſie unter phyſiſchen und geiſtigen Leiden ihr Leben allmälig verſinken fühlte, ſchrieb ſie aus dunklem Gewiſſensdrange kurz die Geſchichte ihres Lebens und Leidens und den Schwur einer Todesnahen auf ihre Schuldloſigkeit an jenen fernen Bruder, damit ihr Sohn, wenn es vielleicht einſt Noth thäte oder Recht und Pflicht wäre, die Möglichkeit hätte, ſeinen Vater zu finden. Dieſen Brief aber verſiegelte ſie auf ferne, unbeſtimmte Zukunft hinaus; und als ſie ihr Kind dem einzigen in der Fremde gefundenen Freunde, dem Geiſtlichen, der es getauft hatte, übergab, händigte ſie ihm dieſen Brief ein auf das feierliche Verſprechen: ihn, wenn Adolph vor ihm ſterben würde, ungeleſen zu verbrennen; auf den vermuthlichen Fall ſeines eigenen früheren Todes aber ihn mit einer Anlage zu verſehen, wodurch deſſen Beförderung — wenn anders die Addreſſe erreichbar ſei — den Gerichten empfohlen würde. Dazu gab ſie ihm noch ihr Miniaturbild, das ſie, um ihrem Gatten gar keinen Theil an ihr zu laſſen, ſich noch in den letzten

Stunden vor ihrem Scheiden durch ihre Dienerin zu verſchaffen gewußt hatte. Er ſollte es aber Adolph für den Fall aufzuſparen ſuchen, daß er deſſen Vermählung erlebte, damit es dieſem dann zeige, wie ſchön und lebensfroh ſeine in Leiden geſtorbene Mutter einſt geweſen, und ihn warnend ahnen laſſe: daß Verkennung und Erkaltung noch mehr als Untreue eines Mannes das ſchönſte, glücklichſte Frauenleben ſchnell zerſtören könne. Darum war es ihr erwünſcht, daß dieſes Bild aus ihren beſten Tagen herrührte; dazu auch noch aus einem Selbſtgefühle, das zu tief, zart und rein war, als daß wir es Eitelkeit nennen könnten. Vor ihrem Mutterherzen ſtand ſchon der Sohn in jenen künftigen Tagen als ein blühender, ſchönheitſinniger Jüngling, der nun mit Freude und Stolz wiſſen ſollte und könnte, wie ſchön ſeine Mutter geweſen ſei; und dann ſollte auch ſeine reizende Braut ohne Eiferſucht erfahren, daß er ſchon einmal einem ſo ſchönen Weſen angehört habe. Daß aber dieſes Kind, das mit allem neuen Lebensreiz, den es ihr brachte, doch nicht ihr vergiftetes Leben heilen konnte, nun zurückblieb, ohne ihr ſchmerzzerſtörtes Antlitz ſchon begreifen und behalten zu können: das war ihr aus einem tieferen Grunde und aus uneigennütziger Liebe lieb; denn ſie mußte fürchten, jenes Gift auch ihm erziehend und lehrend mitzutheilen. Auch darum hatte ſie ſchon früher, ehe das Kind geboren war, gewünſcht, bald zu ſterben.

Im Uebrigen hatte ſie dem Prediger ihre Geſchichte verſchwiegen und ſich ihm als Wittwe ausgegeben, womit ſie auch keine Unwahrheit ſagte, denn der Mann ihrer Liebe und der Vater ihres Kindes waren Beide für ſie nicht mehr. Die allgemeine Verehrung die der Prediger genoß, beſtätigte ihr ſchnell gefaßtes Zutrauen, und daß er ein treuer Menſch war, wußte ſie daraus, daß er nicht geheirathet hatte, weil die früh draußen geſtorbene Geliebte ſeiner Jugend innen in ſeinem Herzen in ewiger Jugend fortlebte.

Wie er die der ſterbenden Mutter geleiſteten Verſprechungen für ihr Kind hielt, wiſſen wir ſchon. Als er ſich ſchwächer fühlte und darum Adolph zu ſich berief, hatte er ſich beeilt, Nachforſchungen über die Addreſſe jenes Briefes anzuſtellen, die zu ſeiner Freude den Mann, an den ſie gerichtet war, als noch lebend ausfindig machten. Darauf hatte er eine Notiz über ſeinen Wohnort und ſein Verhältniß zu Adolph beigelegt und ſo gehofft, noch ſelbſt irgend eine günſtige Nachricht für ſeinen Pflegeſohn zu erleben; hiermit Adolph bekannt zu machen und das Bild ihm zu übergeben: daran hatte ihn wahrſcheinlich der ſchnelle Tod verhindert. Jener Brief gelangte zwar bald an den Ort ſeiner Beſtimmung, unglücklicher Weiſe aber befand ſich Adolph's Oheim auf einer Seereiſe. Sogleich nach ſeiner Rückkehr beeilte ſich dieſer, die Pflicht gegen eine

Schweſter zu erfüllen, die ſich in dem Eigenſinn des Unglücks, theils auch, weil ſie den viel älteren, früh in die Ferne gegangenen Bruder ſo gut wie gar nicht kannte und eine zweite Verkennung fürchtete, auch vor dem einzigen noch übrigen Gliede ihrer Familie verborgen hatte.

Seinen Unwillen über ſeinen Schwager hatte das Gericht entwaffnet, das ſchon über dieſen ergangen war; der Brief der Verſtorbenen, den er ihm zeigte, reichte hin, um den Unglücklichen nichts mehr wünſchen zu laſſen, als den Tod. Nun verband Beide die Sorge: daß zwei junge und glückliche Menſchen nicht von den Folgen vor ihrem Daſein geſchehener Thaten erreicht würden. Der Eine beſchloß: zur Vollendung ſeiner Buße und damit nicht etwa einſt im Sterben die unter dem Druck der Phyſis weich gewordene Seele ſein Geheimniß verrathe, nun verwaiſt zu bleiben und ſich auf immer von ſeinen Kindern zu trennen. Der Andere: das einzige Document jener Begebenheiten zu zernichten und wieder in ſeine ferne Heimath zu reiſen. Die peinliche Frage des Erſteren: wie er ſeinen Vorſatz erfüllen könne, ohne die Ahnung irgend eines düſtern Geheimniſſes bei ſeinen Kindern zu wecken? löſte ſein unter der Laſt eines ganzen Lebens erdrückter Körper. Wohlthätig wirkte auf den Sterbenden die milde, hülfreiche Gegenwart des Freund gewordenen Feindes, in der er die Verſöhnung und Vergebung der einſt Geopferten empfand. Dieſer hielt treu bei ihm aus und erfriſchte ſeine nachtwärts geſunkene Seele mit dem Morgenthau des Glaubens und der Liebe.

In der fernen Seeſtadt, an der letzten Grenze ihres Vaterlandes, auf den Vater harrend, erhielten die jungen Gatten ein von fremder Hand überſchriebenes Paquet, in der ein Jugendfreund ihres Vaters ſein Zuſammentreffen mit dieſem und deſſen ſchnell eingetretenes Ende erzählte, ihnen, was ſie noch anging, in Papieren überſendend. Darunter fand ſich der Todesſchein, als gewiſſes Zeugniß, und der letzte Wunſch des Geſchiedenen: daß ſeine theuren Kinder nun ſchnell und für immer ein Land verlaſſen möchten, das faſt nur traurige Erinnerungen für ſie in ſich ſchlöſſe. Gemeinſchaftlicher Schmerz ſchloß die durch bekannte und unbekannte Bande verknüpften Menſchen noch feſter an einander. Hinter ihnen lag das alte Vaterland, zur Fremde geworden; vor ihnen glänzte das Meer im Sonnenſchein und verſprach ihnen in neuer Zone ein neues Leben; und wo ſie zuſammenſein würden, das wußten ſie, war ihnen die Ferne eine Heimath und die Erde ein Himmel.

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.

Hund und Katze.

Novellette.

von

J. Kuranda.

Amélie saß im schneeigen Morgenmegligé an ihrem Arbeitstischchen; zwischen ihren kleinen Fingern rollte sie, in Gedanken versunken, ein kleines Papier, dessen verstörte Falten doch immer noch hinlänglich verriethen, daß es früher die Form eines Billetdour gehabt hatte.

Amélens Kätzchen, welches sich durch die Gedankenabwesenheit der Gebieterin in den gewohnten Liebkosungen beeinträchtigt sah, schmiegte sich jetzt, wie erinnernd, mit dem weichen Rücken an den noch weichern Arm Amélie's. —

„Willst Du mich trösten, Bella?" — sagte diese, ihren Liebling streichelnd; — „gutes Thierchen, Du meinst es besser und ehrlicher mit mir, als mein zärtlicher Herr Gemahl, der an fremde Masken Billets-dour austheilt, während er die eigene Gattin, die ihn mehr liebt, als sich selbst, wie ein Othello mit seiner Eifersucht verfolgt. Nicht wahr, das wirst Du niemals thun, Bella?"

Die Katze sah ihre Gebieterin mit klugen Blicken an; aber die Thränen, die sie in ihrem Auge schwimmen sah, mochte sie doch nicht zu deuten wissen.

esse in Anspruch nahm. Es war offenbar keine Fremde, mit der er hier zu thun hatte. Der Domino führte so viele der theuersten Scenen aus seinem Jugendleben vor sein Gedächtniß und sprach darüber mit so viel Innigkeit und zugleich mit so vielem Geiste, daß Victor mit unwiderstehlicher Gewalt zu der Unbekannten hingezogen wurde.

Victor war eine jener sanguinischen Naturen, die immer so lange tugendhaft sind, als die Gelegenheit zu sündigen ihnen fehlt. Er liebte das Gute, aber er liebte auch das Schöne, und wenn er seit seiner Verheirathung auch noch nicht den kleinsten Fehltritt sich vorzuwerfen hatte, so kam dieses weniger auf Rechnung seiner Festigkeit, als vielmehr auf Rechnung der Liebenswürdigkeit seiner Gemahlin.

Das Gespräch zwischen Victor und dem Domino wurde immer lebendiger, — erregter, — glühender. Man bemerkte, daß der Domino sich zuweilen losreißen wollte und Victor dann wie betheuernd die Hand auf seine Brust legte und die andere Hand emporhob, wie Jemand, der etwas beschwört. Wirklich hatte sich die Maske einmal von ihm bereits entfernt und sich in's Gedränge gestürzt; aber bald darauf sah man Victor wieder an ihrer Seite, mit lebhaften Geberden ihr ein Rosa-Briefchen in die Hand drückend. Gleich darauf war die Maske verschwunden!

„Bin ich nicht eine Närrin," sagte Amélie, das Rosa-Billet noch einmal durchlesend; „mein Mann schreibt all' die schönen Worte ja nur an mich. Freilich wußte er nicht, daß ich es bin, an die er sie richtete; aber ist das nicht vielleicht ein Beweis von der gewaltigen Macht unserer Sympathie, daß ich seine Liebe auch unter fremder Gestalt mir erwarb? Es ist das Geheimniß der Reminiscenz, und blos sein Kopf war untreu, sein Herz hing fest an mir."

Da schnaubte es im Vorzimmer; ein Hund kratzte an der Thür und Bella verbarg sich furchtsam in den Schooß der Herrin. Jetzt öffnete sich die Thüre und Victor trat, von einem großen Jagdhund begleitet, in's Zimmer.

„Kommt man so spät, seiner kranken Frau die Morgenvisite zu machen?" sagte Amélie, indem sie das Rosa-Briefchen schnell verbarg.

„Ja, wenn die kranke Frau ſich entſchließt, ſo ſpät Abendviſiten zu machen, ſo darf der gekränkte Mann wohl auch nach ſeiner Bequemlichkeit die Morgenviſite abſtatten," ſagte Victor trocken.

„Was wollen Sie damit ſagen?"

„Madame ſind geſtern Abends, nachdem Sie ein Unwohlſein vorgegeben und mich aus dem Hauſe entfernt hatten, noch ausgefahren."

„Sie wiſſen — — ?"

„Ja, ich weiß. Der Portier hat es mir erzählt. Aber ich will auch wiſſen, wohin Madame ſo ſpät zu fahren hatten?"

„Fragen Sie den Portier; vielleicht hat er auch den Schlüſſel zu dieſem Geheimniſſe."

„Keinen Scherz! ich will wiſſen, wohin Sie in ſo ſpäter Nacht gefahren ſind."

„Ein Abenteuer aufzuſuchen!"

„Ich verbitte mir nochmals jeden Scherz!" ſagte Victor, kaum vor Zorn an ſich haltend.

„Wer ſagt Ihnen, daß ich einen Scherz mache? Es iſt mein völliger Ernſt; ich war geſtern Nacht, ein Abenteuer zu beſtehen."

„Ein Liebesabenteuer, nicht wahr?"

„Ein Liebesabenteuer, Sie haben es errathen!"

„Nun, beim Himmel, dieſes Betragen überſteigt alle Grenzen!" ſagte Victor, indem er voll Wuth vom Stuhle aufſprang.

Auch Amélie war aufgeſtanden, und ſah ihrem Manne mit einem Blick voll Ernſt und Weichheit ins Geſicht. Die beiden Gatten ſtanden einen kurzen Moment ſchweigend einander gegenüber.

Plötzlich drang ein ſchreckliches Geheul zu ihren Ohren. Victor's Solofänger hatte die arme Bella bei den Ohren gepackt, und Hund und Katze waren in eben ſo lebhaftem Kampfe wie Mann und Frau begriffen.

„Bella!" ſchrie Amélie, indem ſie erſchrocken ihren Liebling vor den Biſſen des Hundes zu retten ſuchte.

„Ruhig!" donnerte Victor, indem er ſeinen Hund beim Halsband packte.

Hund und Katze warfen funkelnde Augen auf einander; Mann und Frau ſahen ſich mit vorwurfsvollen Blicken an.

„Wiſſen Sie, Madame," ſagte endlich Victor voll unterdrückter Bitterkeit, „warum die Frauen ſo viel Sympathie für die Katzen haben?" —

„Wiſſen Sie, mein Herr, warum die Männer ſo ſtarke Sympathie für die Hunde haben?" —

„Ja, Madame! weil der Hund ein ehrliches Thier iſt und dem Herrn, der ihn liebt, mit unverbrüchlicher Treue ergeben iſt. Der Hund iſt das Sinnbild des Mannes. Die Katze iſt das Sinnbild des Weibes: falſch, heimtückiſch und grauſam — hat ſie für alle erzeugte Liebe kein Gedächtniß; ja, ihre Wohlthäter, die ſie ſtets gepflegt und geliebkoſ't, ſind nicht ſicher, daß ſie ihnen nicht die mörderiſche Klaue an den Hals ſetzt und ſie im Schlafe erwürgt und tödtet; darum die Sympathie der Männer für Hunde, darum die Sympathie der Frauen für Katzen.""

„Sagen Sie mir, mein tiefdenkender und vielerfahrener Pſycholog, welche Sympathie denn geſtern einen gewiſſen Mann leitete, einer gewiſſen ungewiſſen Frau in der Geſtalt eines Domino gegenwärtiges Briefchen in die Hand zu drücken?"

Mit dieſen Worten übergab Amélie ihrem Gatten das roſige Billet-dour.

„Was iſt das?" rief dieſer erſchrocken.

„Ein Papier, welches die Farbe der Schamröthe trägt, die ich zur Ehre meines geliebten Eheherrn jetzt auch auf ſeinem Geſichte aufgehen ſehe."

Victor wagte nicht den Blick aufzuſchlagen. Alles war ihm jetzt klar, und er ſtand als Verbrecher, wo er als Richter aufgetreten war.

„Weißt Du, lieber Victor," ſagte jetzt Amélie, ſich ihm nähernd, „warum die Männer nur den Hunden und die Frauen auch den Katzen ihre Gunſt zugewendet haben? Ich will Dir es erklären. Sieh, der Mann iſt das Bild des verknöcherten Egoismus und des Undankes; gegen den Gegenſtand ſeiner Liebe ſelbſt iſt er grauſam und herriſch. Der Hund, den er peinigen und mit Füßen treten kann, ohne daß ſeine Treue wankt, der iſt allein der Gegenſtand ſeines Wohlwollens. Das Weib aber iſt das Bild der Entſagung, darum wendet es auch der Katze ſeine Zuneigung

zu, obgleich es weiß, daß es seine Liebe an einen unwürdigen Gegenstand, an ein falsches, treuloses Thier verschwendet, — sie liebt doch, ihrer Seele ist der Egoismus fremd. — Hast Du mich verstanden, lieber Victor?"

„Amélie!" rief Victor, indem er seine Gattin in die Arme schloß.

Bella und der Solosänger sahen mit gerührten Blicken auf die Gruppe. —

La Posada de Todos Santos.

Novelle.

I.

Auf der großen Heerstraße von Madrid nach Lissabon befand sich im Jahre 1569, gerade da, wo der Tajo die Grenzscheide zwischen der spanischen Provinz Estremadura und der portugiesischen Provinz Alentejo bildet, eine Posada oder Herberge, die dem Reisenden zunächst durch ihre überaus sonderbare Lage auf der Grenzlinie zwischen den Königreichen Spanien und Portugal auffiel. Diese Posada nämlich, die größte und berühmteste zehn Stunden in der Runde, durchschnitt quer die ideale Grenzlinie zwischen den beiden Staaten und lehnte sich an das rechte Ufer des Flusses. An ihren beiden äußersten Enden hatte sie zwei durchaus gleiche Eingangspforten, die sich nur dadurch unterschieden, daß über der einen ein Schild hing, auf welchem in groben Farben das Wappen des Hauses Braganza gemalt war, während ein zweites Schild über der anderen Thür das doppelte Wappen der vereinigten Königreiche Castilien und Arragonien darstellte, so daß, wenn man einmal in das zu ebener Erde befindliche große Gastzimmer getreten war, es ein sehr streitiger und schwer zu entscheidender Gegenstand war, unter welchem der beiden Scepter,

die ſich in die Herrſchaft der pyrenäiſchen Halbinſel theilten, man zu leben das Glück habe. Bis zu dem Tage, wo durch den Tod des alten Pedro Nuño die Poſada, eine der älteſten im Lande, in die Hände ſeines Sohnes Jaquez Nuño übergegangen war, hatte ſie unter dem doppelten Schutz der beiden Schutzheiligen der jedesmaligen regierenden Könige der beiden Länder geſtanden, ſo daß ſie mit jedem Thronwechſel ihre Namen geändert hatte. Jaquez aber wollte fortan — wahrſcheinlich aus guten Gründen — mit den Mächten dieſer Erde nichts mehr zu thun haben, oder wollte vielleicht auch nur die Ausgaben einer jedesmaligen Aenderung ſeines Aushängeſchildes ſich und ſeinen Nachkommen zu erſparen: er beſchloß daher, die Poſada, ſtatt ſie unter dem Schutz der großen Heiligen San Carlo und San Emanuel zu laſſen, unter denen ſie bei ſeiner Uebernahme des Regiments ſtand, fortan unter den Schutz aller Heiligen zu ſtellen. Dabei war er, wie er ſagte, ſicher, daß die Schutzheiligen aller gegenwärtigen und kommenden Könige von Spanien ſtets ihre Rechnung finden würden. Alle Welt fand dieſen Einfall ſehr ſinnreich und bei den Bewohnern der benachbarten Gegenden erhielt der Nachfolger des alten Pedro dadurch den Ruf eines gewaltigen Schlaukopfs, den er übrigens ſein ganzes Leben hindurch bewahrheitete.

Denn in der That, Jaquez Nuño war ſchon damals das, was man heutzutage einen Mann des Juſte-Milieu nennen würde, eine Art von Janus Doppelkopf, wie ſein Haus; in der Mitte zwiſchen Mannes- und Greiſenalter, weder Fleiſch noch Fiſch, eben ſo viel Portugieſe, als Spanier, doppelt in allen Dingen und mit wunderbarer Kunſt die verſchiedenartigſten Meinungen und die entgegengeſetzteſten Richtungen in ſeiner Perſon vereinigend. Ohne daß irgend Jemand eine Ahnung davon hatte, betrieb er neben ſehr ehrenhaften Profeſſionen andere weit minder ehrenwerthe, ließ beim Geldnehmen ſeine Rechte nie wiſſen, was ſeine Linke — — genommen, nahm Reis eben ſo gern als Maravedis, wenn beide nur von gutem Gepräge waren. Mitglied der heiligen Hermandad in Spanien, Contrebandier in Portugal, Familiare der Inquiſition in beiden Ländern, Werkzeug des Geſetzes den Tag über und Rebell gegen die Geſetze von zehn Uhr Nachts bis 4 Uhr des Morgens, übrigens die ganzen vierundzwanzig Stunden des Tages hindurch Gaſtwirth und Spitzbube.

Dieſen Gewohnheiten, welche über ſein moraliſches Naturell ein ſo zweifelhaftes Licht ergoſſen, entſprach ſein Aeußeres vollkommen. Man konnte nicht ſagen, er ſei fett; aber eben ſo wenig konnte man behaupten, er ſei mager; ſeine braunen Haare ſchattirten ein wenig in's Rothe hinüber und fingen obendrein, um gar zu keinem entſchiedenen Urtheil zu berechtigen, an, in's Graue zu ſpielen; ſeine Mitbürger in Eſtremadura behaupteten, er ſchiele auf dem linken Auge; ſeine Landsleute aus nationalem Widerſpruchsgeiſte, ſtellten die Behauptung auf, er ſchiele auf ſeinem rechten Auge; in Wahrheit aber ſchielte er auf beiden Augen. Uebrigens war es ein heiterer Kamerad, dienſtfertig, wenn man ihn gut bezahlte; der verhätſchelte Liebling ſeiner Mitbrüder von der heiligen Hermandad, die er den Tag über mit Höflichkeiten überhäufte; ihr Schreck während der Nacht, wenn es ihm Vergnügen machte, ſie unter dem Schutz ſeiner Larve durchzuprügeln, ohne daß ſie im Entfernteſten an dieſe Identität dachten; kurz er hatte im Ganzen das Aeußere eines ziemlich biederen Menſchen, abgerechnet die Unſicherheit ſeines Blickes und man würde kein allzugroßes Mißtrauen gegen ihn gehegt haben, wenn nicht ſeine harte Stimme, deren Tonart zu beherrſchen ihm nie gelingen wollte, gleichſam um ſeine Dualität vollſtändig zu machen, den ſehr gewöhnlichen Fehler gehabt hätte, ohne Uebergangstöne vom Baß in's Falſet zu ſpringen, wenn er auch nur Ja oder Nein zu ſagen hatte, zwei Worte übrigens, die aus ſeinem Munde nur ſelten in ihrer vollen Entſchiedenheit hervorkamen.

Am Abend eines ſehr heißen Julitages ſaß der ehrliche Gaſtwirth, deſſen Portrait wir in obigen Zeilen ſkizzirt haben, unter einer Weinlaube, von welchem ſchattigkühlen Orte aus die Trinker Alles, was auf der Landſtraße vorging, mit anſehen konnten. Er war in einem lebhaften Geſpräch mit den beiden wichtigſten Perſonen des benachbarten Fleckens, dem Alcalden und dem Pfarrer, begriffen. Seine Tochter Maravilla, eben ſo anmuthig und einnehmend, als ihr Vater häßlich und abſtoßend war, hörte die Unterhaltung mit an, ohne jedoch Theil daran zu nehmen. Alle vier erwähnten Perſonen hatten ihre Augen auf die Landſtraße nach der portugie-

ſiſchen Seite hin gerichtet und ſchienen Jemand von dorther zu erwarten. Jaquez Nuño ſagte:

„— Nun, geſtrenger Herr Alcalde und ehrwürdiger Herr Pfarrer, wir dürfen nicht mehr daran denken: wir werden die Komödie nicht für heute Abend haben. Denn wenn auch Tortillo jetzt zurückkäme, ſo würde er doch zu müde ſein, um ſich in Galaor's Rüſtung zu werfen."

„— In dieſem Falle," ſagte der Alcalde, „wollen wir, wenn Ew. Ehrwürden derſelben Meinung ſind, in den Flecken zurückkehren und unſere Bekannten davon in Kenntniß ſetzen laſſen, daß die Beluſtigung verſchoben iſt und zwar auf . . . Ja, auf wann können wir ſie mit Sicherheit anſetzen?"

„— Auf Morgen," beeilte ſich Jaquez Nuño zu antworten, „dieſer Tortillo muß doch endlich zurückkommen: ich gedenke Eure Excellenzen nicht des Vergnügens zu berauben, das ich Ihnen verſprochen," fügte er laut hinzu, „und gedenke vor Allem nicht, die ſchöne Einnahme, die ich ſchon in Händen habe, zurückzuerſtatten," ſagte er leiſe für ſich.

Als ſich hierauf nach vielen Verbeugungen unſeres Wirthes ſeine Gäſte entfernt hatten, murmelte derſelbe zwiſchen ſeinen Zähnen:

„— Aber, was Teufel kann ihn zurückhalten? Nun, Maravilla, willſt Du denn gar kein Wörtchen ſprechen? Wenn man Dich ſo mit anſieht, wie Du ſchweigend daſitzeſt, recht kindiſch Dir einen Kranz von Weinlaub in's Haar flichtſt, ſollte man nicht glauben, daß von Deinem Bräutigam die Rede iſt; fürchteſt Du denn nicht, daß ihm ein Unglück zugeſtoßen iſt?"

Maravilla aber ſchien durch dieſe unheilſchwangere Vorausſetzung ihres Vaters durchaus nicht beunruhigt zu werden; denn ſie unterbrach ihn kurzweg und machte ihn, ſtatt aller Antwort, auf zwei Reiſende aufmerkſam, die mitten auf der Landſtraße ſtehen geblieben waren.

„— Seht doch einmal hin, Vater," ſagte ſie; „man möchte meinen, ſie fürchten ſich einzutreten. Ich will ihnen doch ſagen, daß hier eine Herberge iſt."

„— Laß das bleiben," entgegnete Jaquez Nuño; „Du ſollteſt Dich doch etwas beſſer auf Phyſiognomien verſtehen. Das ſind

mir ſchöne Reiſende! Ich gebe Dir mein Wort darauf, daß es Bettler ſind!"

„— Ein Grund mehr, ſie zum Eintritt einzuladen," ſagte Maravilla; „denn ſie ſcheinen mir Beide ſehr müde vom Marſche zu ſein."

„— Handle nach Belieben," entgegnete der Gaſtwirth, deſſen Gedanken ſich nur mit der verſpäteten Heimkehr Tortillo's beſchäftigten und der übrigens ſeiner Tochter nachgab. „Ich will die Landſtraße auskundſchaften und ſehen, was aus dieſem verwetterten Tortillo geworden iſt."

Damit unſere Leſer zu begreifen vermögen, warum die Abweſenheit dieſer ihnen bisher noch ganz fremden Perſon Jaquez Unruhe einflößte, müſſen wir ihnen ſagen, daß dieſer Tortillo, Schauſpieler in ſeinen Mußeſtunden, von Gewerbe Mauleſeltreiber und aus Geſchmack Schmuggler war. Als Nuño's Compagnon, begleitete er an dieſem Tage eine wichtige Ladung und ſein Ausbleiben, ſo wie es einerſeits die Operationen der bevorſtehenden Nacht hemmen konnte, war auch, wenn es durch die fatale Begegnung eines Geſchwaders Grenzaufſeher verurſacht wurde, im Stande, den bis dahin unangetaſtet gebliebenen Ruf des ſchlauen Nuño zu compromittiren. Wir wollen nun dieſen letzteren ſeinem Mauleſeltreiber entgegengehen laſſen und uns mit den beiden Reiſenden beſchäftigen, deren Unentſchloſſenheit der ſchönen Maravilla aufgefallen war.

Der Eine von ihnen kam aus Spanien, der Andere aus Portugal; Beide waren von der Laſt des Gepäcks, das ſie in ihren ſchlappen Felleiſen trugen, nicht ſonderlich beſchwert, und die von Staub und Schweiß geknetete Maske, welche beider Geſicht bedeckte, erſchwerte es, ihre Phyſiognomien für die ehrlicher Leute zu halten. Sie waren, der Eine vor dem ſpaniſchen, der Andere vor dem portugieſiſchen Wappen, die man bei den letzten Strahlen der untergehenden Sonne noch zu unterſcheiden vermochte, ſtehen geblieben.

„— Mein ſchönes Kind," ſagte endlich derjenige, der von Weſten herkam, „hier alſo iſt die Grenzſcheide der beiden Königreiche?"

„— Ja wohl, mein Herr," entgegnete Maravilla; „die Grenzlinie durchſchneidet gerade die Straße und geht von dem Pfahl, den Ihr dort unten ſeht, bis zu der Tafel, die ſich unter der Weinlaube hin erſtreckt."

Als der Fragende dieſe Antwort vernahm, trat er lebhaft zurück, als fürchtete er, die Grenze überſchritten zu haben; ſodann dieſer Bewegung ſich ſchämend, that er wieder einen Schritt vorwärts und fing an, längs der Linie mit großen Schritten hin und her zu gehen, welche das junge Mädchen ihm angezeigt, ohne ſie jedoch zu überſchreiten. Nachdem er mehrere Minuten dieſes Verfahren ſchweigend und mit aufmerkſamer Beobachtung von Seiten des andern Reiſenden fortgeſetzt, blieb er plötzlich ſtehen, ſchüttelte den Staub von ſeiner Fußbekleidung und, als raffte er ſeinen ganzen Muth zuſammen, um dieſe unſichtbare Linie, von der ihn eine geheime Kraft zurückzuſtoßen ſchien, endlich zu überſchreiten, brach er plötzlich in folgende Ausrufungen aus:

„— Luſitanien, Mutter ehemals von Helden, jetzt entartete Nation, ich gebe Dir den Staub Deiner Straßen zurück; er iſt Alles, was Du mir gegeben; ich will auch nicht die kleinſten Theilchen Deiner Erde mit mir nehmen, die ich auf immer verlaſſe; lebe wohl! Du ſollſt meine Gebeine nicht in Deinem Schooß bergen.“

Bei dieſen Worten verließen den Unglücklichen, der ſie ſprach, ſeine Kräfte; die Rührung überwältigte ihn und anſtatt nach dieſem herzzerreißenden Abſchiede ſeinen Weg fortzuſetzen, trat er unter die Weinlaube und warf ſich auf eine der Bänke, aber noch auf der portugieſiſchen Seite, gleich als feſſelte ihn ein unſichtbares Band von Neuem an den heimiſchen Boden, den er ſo eben verwünſcht hatte.

Der andere Reiſende ſetzte ſich auf eine Bank ihm gegenüber, und als ſie hier Beide ſaßen, betrachteten ſie einander in verſtohlener Weiſe. Da man aber, um Jemanden ſo in der Nähe zu beobachten, einer gewiſſen Haltung bedarf, ſo verlangten Beide faſt gleichzeitig von Maravilla, die ihnen unter das Laubdach gefolgt war, der eine Waſſer und Brod, der andere Brod und Waſſer; wodurch ſie einander gegenſeitig ſofort das rechte Maß ihrer mehr als beſcheidenen Geldbeutel abgaben. Während ſie das Verlangte verzehren, wollen wir die beiden Reiſenden mit wenigen Zügen unſeren Leſern portraitiren! Der Eine war in der erſten Jugendblüthe, ſchlank gewachſen, kühn, ſchön, noch mit ſeinen ſtaubigen Kleidern, deren Schnitt zu gleicher Zeit an den Studenten und an den Soldaten erinnerte. Er biß fröhlich und mit kräftigen Zähnen in ſein Brod und trank tapfer ſein klares Waſſer, ohne gar zu ſehr das Geſicht zu verziehen

über die Einfachheit ſeines Mahles, wie Jemand, über den das Elend nur noch hinſchlüpft und der in ſeinen Hoffnungen noch lange, ſchönere Jahre vor ſich ſieht. Der Andere, bei weitem bejahrter, aber doch minder alt, als gealtert, zerbrochenen, gekrümmten Körpers, einäugig, mit einem Geſicht von brauner Farbe wie das eines Malaien, aß nicht, noch trank er, ſondern war bald in ein zerſtreutes Sinnen verſunken und betrachtete mit faſt ſtupiden Blicken ſeine Füße, von denen er den Staub abgeſchüttelt. Der Jüngere hatte große Luſt, den Aelteren anzureden, aber er wußte nicht, wie er eine Unterhaltung einleiten ſolle. Noch ſann er zu dieſem Behufe über irgend eine geiſtreiche Frage nach, als der Andere ſchon Maravilla eine Kupfermünze hinreichte, um ſeine unbedeutende Zeche zu bezahlen. Als der junge Mann dies ſah, that er ein Gleiches, indem er aus ſeiner Taſche ein Geldſtück von demſelben Werthe nahm und es ebenfalls Maravilla hinreichte, mit der Miene eines Spielers, der ſein letztes Goldſtück auf den grünen Teppich wirft. Aber das liebe Kind wies alle Beide ſanft zurück, indem ſie ſagte:

„— Bezahlt man Brod und Waſſer in der Herberge zu allen Heiligen? Behaltet Eure Geldſtücke, meine Herrn, oder vielmehr gebt Sie dem erſten Armen, dem Ihr auf der Landſtraße begegnet. Und möge St. Julian, der Schutzpatron der Reiſenden, über Euch wachen!"

Wahrlich, es iſt nur den Frauen gegeben, ſolche Worte zu finden und auf dieſe zarte Art Almoſen zu reichen.

Der Alte entfernte ſich, ohne Maravilla anders zu danken, als mit einem Zeichen ſeines Hauptes; der junge Mann würde ſie umarmt haben, hätte nicht das eiſigkalte Gefühl ſeines Elends die Galanterie auf ſeinen Lippen erſtarren machen. Auch er wollte ſich alſo ſchon entfernen, da bemerkte er auf dem Tiſche das Felleiſen ſeines ſchweigſamen Gefährten.

„— Ha!" rief er ihm zu, „Ihr vergeßt Euer Felleiſen."

Der Alte, der die Grenze noch immer nicht überſchritten hatte, kehrte ſchleunigſt um.

„— Ach! mein Gott!" rief er, „wie viel Dank bin ich Euch ſchuldig: ohne Euch hätte ich meinen Schatz vergeſſen!"

„— Ein Schatz," dachte Maravilla, „ein Schatz: hm, hätte ich

das ahnen können, so würde ich meine Wohlthaten beſſer angewendet haben."

Indeß aber war Jaquez Nuño angekommen, und ſeine Tochter ging ihm entgegen, indem ſie den Lauf ihrer Gedanken unterbrach. Er hatte Tortillo nicht begegnet und Niemand auf der Landſtraße hatte ihm Auskunft über ihn geben können. Während er ſeiner Tochter dieſe entmuthigenden Details mittheilte, denen ſie aber nur wenig Theilnahme ſchenkte (denn Tortillo war alt und häßlich und nur die Wahl ihres Vaters, nicht die ihre) war der ältere Reiſende, der ſich nicht recht zur Fortſetzung ſeiner Reiſe entſchließen zu können ſchien, mit dem jüngern in eine Unterhaltung hineingerathen; und da die Nachtwinde kühl und ungeſund zu wehen anfingen, ſo rief er den Wirth und frug ihn, wo der Eingang in ſein Haus wäre.

„— Bei allen Heiligen, man tritt durch die Thür ein, durch die Spaniſche oder Portugieſiſche, ganz nach Eurem Belieben," entgegnete Jaquez. Als aber der Reiſende ſich anſchickte, durch die letztere einzutreten und ſein neuer Gefährte ihm folgen wollte, hielt ihn Nuño beim Aermel an:

„— Was thut Ihr, Herr?"

„— Ihr ſeht es wohl, ich trete in's Haus."

„— Ich kann Euch kein Zimmer für heute Nacht anweiſen."

„— Das verlange ich auch gar nicht, ich will mich nur im großen Saal ausruhen und dann weiter reiſen."

„— Mein großer Saal iſt zum Theater eingerichtet, und ich kann daher nicht den erſten beſten Vorbeigehenden hineinlaſſen."

„— Ich bin kein Vorbeigehender," entgegnete der Andere, der hitzig wurde, „ich bin ein Reiſender."

„— Machen wir einen Unterſchied," antwortete Nuño, indem er ihn mit ſpöttiſchen Blicken maß: „ein Vorübergehender und ein Reiſender unterſcheiden ſich von einander durch die Zeche und . . ."

„— Ich verſtehe: um das Recht zu haben, mich einen Augenblick unter Eurem Dach vor der ungeſunden Luft zu ſchützen, muß ich Etwas verzehren . . ."

„— Ihr verſteht mich vollkommen."

„— Nun, und wer ſagt Euch denn, daß ich Nichts verzehren will?" ſagte der Greis mit verächtlicher Miene, und durch die un-

verſchämte Unterſcheidung des Wirths aus den letzten Verſchanzungen ſeiner Philoſophie getrieben, fügte er hinzu:

„— Tragt uns ſofort ein Nachteſſen auf und laßt mir beſonders den Wein gut ſein.“ Aber Jaquez Nuño beeilte ſich nicht ſehr, dieſer Forderung zu gehorchen; den Grund ſeiner Langſamkeit in Bedienung dieſes Kunden zeigte deutlich die unverſchämte Prüfung, der er die Kleidung des Reiſenden unterwarf. Da flüſterte ihm Maravilla in's Ohr:

„— Sputet Euch, Vater; der Herr wird ungeduldig.“

„— Und wer ſteht mir für die Zeche?“ entgegnete der zunächſt ſein Intereſſe bedenkende Jaquez.

„— Dieſes Felleiſen, das einen Schatz enthält.“

„— Ach! ach!“

„Und zwar müſſen ſehr koſtbare Sachen darin ſein; denn er war ganz außer ſich vor Beſtürzung, als er bemerkte, daß er es in der Laube vergeſſen hatte.“

„— Gnädiger Herr,“ ſagte hierauf Jaquez, und ſeine Stimme hatte, um anmuthig zu ſein, ihr reinſtes Falſet angenommen, „gnädiger Herr, Sie ſollen in einer Minute bedient ſein.“

„— Erbärmliches Volk,“ murmelte der Reiſende und winkte ſeinem Gefährten, ſich niederzulaſſen. „Ja, junger Mann,“ fügte er hinzu, indem er plötzlich die auf der Landſtraße begonnene Unterhaltung wieder aufnahm, „im Augenblicke, da ich Portugal, wo ich das Licht der Welt erblickt, auf immer verlaſſen ſoll, lähmt eine unerklärbare Sehnſucht meine Schritte und das lebhafte Gefühl des Verluſtes, den ich erdulden ſoll, verwiſcht die Erinnerung an alle Bitterkeiten, deren Kelch die Undankbarkeit dieſes Landes mich von meiner Geburt an hat trinken laſſen. O, Ihr! Ihr ſeid noch zu jung, um zu wiſſen, was das heißt, ein Vaterland.“

„— Ich muß geſtehen,“ unterbrach ihn der Andere, „daß ich es bisher zu wiſſen vermeinte, daß ich aber in Folge der Verſchiedenheit der Gefühle, die uns Beide in dieſem Augenblick bewegen, meine Unwiſſenheit hierin erkannt habe. Denn auch ich war im Begriff, Spanien, meinem Vaterlande, ein ewiges Lebewohl zuzurufen: ich wollte fern von ihm mein Glück ſuchen, das es mir zu geben ſich weigert; aber obgleich ich Gegenſtände hinter mir zurücklaſſe, die all meiner Sehnſucht würdig ſind, ſo würde ich doch,

wenn ich Euch nicht auf meinem Wege getroffen hätte, mein Vaterland verlaſſen haben, ohne auch nur einen Blick hinter mich zu werfen."

„— Das Vaterland, mein junger, unbekannter Freund," fuhr der Andere fort, „offenbart ſich erſt in der Ferne. Als ich Portugal zum erſten Male verließ, hatte ich geſchworen, nie mehr dahin zurückzukehren und ich glaubte, meinen Eid zu halten. Das iſt nun 15 Jahre her; ſeitdem bin ich 15 Jahre auf allen Meeren herumgeirrt; ich habe das Vaterland fliehen wollen, aber das Vaterland hat mich bis an die Grenzen des chineſiſchen Meeres, und das ſind die Grenzen der Welt, ſoweit ſie uns bekannt iſt, verfolgt. Denn überall, wo ich Portugieſen gefunden, habe ich auch Verfolger gefunden. Ich war Gefangner in Goa, in Macao, in Mozambique: Indiens Vicekönige haben mich mit Ketten belaſtet und mir die Rückkehr nach Europa verſchloſſen. Und doch, unter allen Himmelsſtrichen, auf allen Meeren, als Sclave oder als Freier, nie habe ich aufgehört, an mein Vaterland zu denken, und es zu lieben, das Undankbare, das meine Liebe ſo ſchlecht lohnte; an es richtete ich alle meine Wünſche, nach ihm ging meine Sehnſucht, von ihm erwartete ich alle meine Tröſtungen, ihm widmete ich meine Nachtwachen, um ſeinetwillen ertrug ich geduldig mein Elend: ich ſegnete es zu allen Stunden des Tages, und ſtets ſang ich ihm meine Lieder und betete es an, noch mehr faſt als Gott. Eines Tages endlich habe ich es wiederſehen wollen, habe Liſſabon wiederſehen wollen, wo ich geboren bin, die Straße, wo ich als kleines Kind das unachtſame Mitleid der Vorübergehenden anflehte. Das Vaterland, junger Mann, iſt eine ſchöne Geliebte, die, wie alle Frauen, es gern hat, daß man um ihretwillen meineidig wird. Ich vergaß den Eid, den ich gethan, es nie wiederzuſehen. Ich will Euch nicht weitläuftig erzählen, wie viele Stürme ich auf meiner Seefahrt zu überſtehen hatte, um bis zu ihm zu gelangen; ich will Euch nichts von dem Schiffbruch ſagen, der in einer Stunde meine geringen Hülfsquellen verſchlang und der mir faſt auch dieſes Felleiſen raubte, auf dem ich ſchwimmend das rettende Ufer erreichte. Kurz, ich kam endlich in Liſſabon an: als ich arm und elend, wie am Tag meiner Abreiſe, aber älter um 15 Jahre und mit neuem Elend belaſtet, vom Verdeck herab die theuren Küſten Portugals wieder erblickte, — nein, ich will Euch

nicht zu beſchreiben verſuchen, was da in mir vorging. Es war ein Entzücken, ein Wahnſinn, als ſähe ich geliebte Todte aus ihren Gräbern wieder in's Leben hinaufſteigen. Als ich den herrlichen Tajoſtrom erblickte, in dem ich ſo oft mich gebadet, fing ich an zu weinen wie ein Kind und raſch ſchöpfte ich Waſſer aus ſeinen Wellen, um es an meine Lippen zu führen; ach! es war bitter gleich meinen Thränen, gleich meinem Lebenskelch, aber ich liebte es ſo; denn dieſe Bitterkeit erinnerte mich lebhafter an mein Vaterland und an das, was ich durch und für daſſelbe gelitten hatte. Und doch kam ich arm und elend darauf an, ohne irgend eine andre Hülfsquelle, als den Inhalt dieſes Felleiſens. Es iſt nun 6 Monate her, daß ich mein Vaterland wiedergeſehen habe, und ſeht, ſeine neuen Ungerechtigkeiten verjagen mich wieder daraus, wie am Tage meiner erſten Abreiſe: aber dieſes Mal werde ich es nicht wiederſehen. Es ſollen meine Gebeine nicht in ſeiner Erde ruhen."

Der junge Mann hatte die vertrauliche Mittheilung des Portugieſen mit leidenſchaftlicher Aufmerkſamkeit angehört und entgegnete ihm nun:

„— Aber da Ihr Euer Vaterland ſo liebt, wie habt Ihr Euch entſchließen können, es zu verlaſſen?"

„— Wie? Ich mußte wohl. Von den Großen und vom Hofe zurückgeſtoßen, vom Volke nicht gekannt, allein in dieſer großen Reſidenz Liſſabon, wo ich weder Verwandte noch Freunde mehr beſitze, was wollte ich thun? Mich hinlegen und vor Elend ſterben? Das geziemte einem Manne nicht, in deſſen Adern das Blut des Vasco und Albuquerque fließt. Ich habe alſo meinen Muth zuſammenraffen müſſen, um in's Ausland zu gehen, um anderswo mein Glück zu ſuchen. Ach, wenn der junge König Sebaſtian nicht von treuloſen Räthen umgeben wäre. . . ."

Hier unterbrach ſich der Portugieſe und zu Jaquez hingewandt frug er ihn:

„— Was thut Ihr hier, Meiſter Wirth?"

Während des obigen Geſprächs hatte nämlich Nuño das Abendeſſen aufgetragen, — dem, beiläufig bemerkt, der junge Spanier allein ſchweigend die gebührende Ehre angethan — und ſeitdem hatte er nicht aufgehört im Saale hin und her zu laufen, um, ohne den Anſchein eines Horchers zu haben, einige Bruchſtücke aus der

Unterhaltung der beiden Reisenden im Vorbeigehen zu erhaschen. Wahrscheinlich verband nämlich Nuño mit den andern ehrenwerthen Aemtern, die wir oben aufgezählt, auch noch das eines Spions für seine eigene, vielleicht auch für fremde Rechnung. Als ihn der Portugiese anrief, war er so nahe bei den Sprechenden, daß er, um sich einige Haltung zu geben, den Tisch nach der Seite des Spaniers hinstieß.

„— Was thut Ihr denn hier?" wiederholte der Greis.

„ - Ich stoße Euer Gedeck auf spanischen Grund und Boden," entgegnete Nuño, ohne aus der Fassung zu kommen.

„— Ich begreife Euch nicht."

„— Ei nun! Ich höre Euch den König Sebastian, für den ich besondere Hochachtung hege, ziemlich hart mitnehmen. Gehet also nach Spanien, d. h. in die andre Hälfte des Saales; da könnt Ihr, ohne mich zu compromittiren, von Sr. Portugiesischen Majestät so schlecht sprechen, als Euch nur immer beliebt."

„— Ihr seid launig, Meister Wirth," sagte der Portugiese mit eisigem Tone und wartete, bis sich Nuño aus ihrer Sprechweite entfernt hatte, ehe er die Unterhaltung wieder aufnahm.

„— Und was gedenkt Ihr zu thun?" sagte endlich der junge Mann.

„— Weiß ich es selbst? Alles, was ich will, ist, nicht in einem Hospitale meines Vaterlandes sterben. Ich liebe es zu sehr, als daß ich ihm nicht diese Schmach, deren Brandmal unverwischbar sein würde, ersparen' sollte. Doch sprechen wir lieber von Euch, junger Mann. Wenn ich mich nicht irre, so geht Ihr nach Portugal. Vielleicht kann ich Euch durch meine Rathschläge manche unangenehme Enttäuschung ersparen, wenn Ihr, wie ich es vermuthe, darnach strebt, daselbst Euer Glück zu machen."

„— Die Hälfte der Arbeit in diesem Punkte ist schon gethan. Die grausame Behandlungsweise, die man Männern von Herz gleich Euch in Eurem Lande angedeihen läßt, flößt mir fast Widerwillen gegen den Plan ein, den ich gefaßt. Doch vielleicht ist dieß nur eine Fatalität, die von Eurem Stande unzertrennbar ist; denn noch habt Ihr mir nicht gesagt, was Ihr seid."

„— Ich bin, gleich Vasco," entgegnete der Andre mit Würde,

ein Schiffer in unbekannten Meeren, aber in einer Welt, in welcher mein Vaterland noch Nichts beſitzt."

„— Und Portugal will Eure Entdeckung nicht? Wer regiert denn daſelbſt?"

„— Unſinnige Höflinge, welche unſern jungen, thörichten König antreiben, den Kaiſer von Marocco zu bekriegen. — Aber wer ſeid Ihr ſelbſt?"

„— Ein Soldat und nichts weiter; eigentlich ſogar ein Soldat, der noch gar kein Feuer geſehen und der Euch kaum zu geſtehen wagt, daß er bei Don Sebaſtian Dienſte verlangen wollte, um den Krieg gegen Marocco mitzumachen."

„— Warum ſucht Ihr nicht bei Don Philipp, Eurem Herrn, Dienſte? Er hat Feinde genug zu bekämpfen, die Türken und die Niederländer, ſo daß Ihr wohl hinlängliche Ausſichten habt, Euch in ſeinen alten Landen den Kopf zerſchmettern laſſen und wohl nicht nöthig habt, ihn Euch in Afrika's öden Wüſten abſchneiden zu laſſen, wo, — glaubt es denn meinen ſchmerzerfüllten Ahnungen — Portugal zu Grunde gehen wird."

„— Warum? fragt Ihr; weil ich Don Philipp nicht liebe. Er ſendet ſeine Völker in die Schlachten, aber er ſelbſt ſchlägt ſich nicht. Ja, wenn ich noch zu Zeiten Kaiſer Carl's gelebt hätte, da will ich nicht ſagen: der ſtand wenigſtens ritterlich mit ſeiner eignen Perſon ein; aber Don Philipp, düſter und ſchweigſam, ſtets in den verborgenſten Winkel ſeines Palaſtes zurückgezogen. . . . ."

„— Ich halte Euch hier an," unterbrach Jaquez Nuño von Neuem. „Alle Teufel, wenn Ihr von unſerem gefürchteten Herrn Don Philipp II. derartig zu ſprechen habt, ſo macht, daß Ihr mit Euren Stühlen auf Portugieſiſchen Grund und Boden kommt und ſelbſt da noch ſprecht nicht ſo laut; denn dieſe Mauern ſind mehr ſpaniſch als portugieſiſch und könnten Ohren haben für Euer Geſpräch."

„— Das iſt nicht nöthig," ſagte der Greis und erhob ſich von ſeinem Sitze; „wir wollen Euer Haus verlaſſen und uns in's freie Feld begeben, wo, wie zu hoffen ſteht, wir weder einen lauſchenden Wirth noch verrätheriſch horchende Mauern finden werden."

„— Steht Euch frei, Sennor," erwiederte der unerſchütterliche Nuño, indem er ſeine Hand hinhielt; „bezahlt mir einen kleinen

Ducaten für Euer Abendmahl und dann möge Euch der Himmel beiſtehen."

„— Ein Ducaten," entgegnete der Reiſende mit höchſter Unruhe in Miene und Ton und fuhr raſch mit den Händen in die Taſche. In einer erſten Bewegung aufwallenden Zornes hatte er das Abendeſſen beſtellt, ohne daran zu denken, daß er außer der Kupfermünze, welche Maravilla auf ſo zarte Weiſe ausgeſchlagen, keinen Heller Geld auf Erden beſaß. Der andre Reiſende, der ſeine Bewegung ſah und ſeine Verlegenheit errieth, ſuchte mechaniſch ebenfalls in ſeinen Taſchen, um allem Streit zuvorzukommen; aber auch er konnte nur die kleine Kupfermünze aus ihnen hervorbringen, mit der unſre Leſer ſchon Bekanntſchaft gemacht haben. Beide Gäſte ſahen einander mit einer ſehr dummen Miene an und würden es wahrſcheinlich noch lange gethan haben, wenn nicht Jaquez Nuño, der in ſolchen Dingen keinen Spaß verſtand und übrigens gar nicht bös war, ſich für das hochfahrende Weſen des alten Portugieſen rächen zu können, ſich beeilt hätte, mit ſpöttiſchem Tone zu ihnen zu ſagen:

„— Hoho! es ſcheint, als beſäßen Eure Herrlichkeiten mehr Appetit als Geld. Macht, daß Ihr mich bezahlt, oder mir irgend etwas als Bürgſchaft für die Zeche gebt."

Hätte ſich Maravilla hier befunden, ſo würde ſie durch ihre eben ſo gütige als zarte Vermittlung die Schwierigkeit wohl gehoben haben. Zum Unglück für die armen Reiſenden aber blieben ſie durch die Abweſenheit des jungen Mädchens dem hartherzigſten, ungaſtlichſten aller Gaſtwirhe Eſtremaduras preisgegeben. Nuño, der nie ſeine Geiſtesgegenwart verlor oder wahrſcheinlich nicht mit dem erſten ſchlechten Zahler zu thun hatte, legte raſch Beſchlag auf die beiden Felleiſen, ehe noch die Reiſenden von ihrer Beſchämung und ihrem Erſtaunen zu ſich gekommen waren und den Gedanken faſſen konnten, ihn daran zu verhindern. Mit einer Geſchicklichkeit, welche auf gewiſſe, ziemlich verdächtige Heerſtraßen-Gewohnheiten zu ſchließen berechtigte, ſchnallte er das Felleiſen des Alten auf und ſagte dabei:

„— Nun wollen wir einmal ſehen, was das für ein Schatz iſt, mit dem uns Maravilla den Mund ſüß gemacht hat. Papiere," fügte er bald unwillig hinzu, „nichts als Papiere, Gekritzel, nicht

einmal gut, zu Salz- und Pfefferdüten zu dienen, so vergilbt und vollgeschmiert sind sie.

Der Alte stürzte auf ihn zu, um sie an sich zu nehmen, Nuño aber erfaßte ihn mit kräftigem Arme:

„— Halt da, wenn's Euch beliebt: das gehört mir, bis Ihr mir meinen Ducaten bezahlt habt; es müßte denn sein, ich fände in dem andern Felleisen etwas zu meiner Entschädigung für das gute Essen, um das Ihr mich betrogen."

„— Erbärmlicher!" schrien bei dieser Anklage eines Betruges beide Reisende zugleich. „Wagt Ihr es so einen Hidalgo zu behandeln?" sagte der Spanier, — „einen Fidalgo?" rief der Portugiese.

„— Hidalgo oder Fidalgo, mir alles Eins: bezahlt und dann werde ich Euch für ehrliche Leute halten. Es scheint übrigens," fuhr Jaquez Nuño fort, „als hätten sie es mit einander verabredet. Ist doch in diesem zweiten Felleisen auch nichts, als Papiere." Und bei diesen Worten gab er den beiden sonderbaren Reisesäcken einen verächtlichen Stoß mit dem Fuße, daß sie weit in die entfernteste Ecke des Saales flogen.

Den jungen Mann hatte diese letzte unehrerbietige Handlung des Gastwirths noch mehr erbittert, als seine beleidigenden Worte, und er schien nicht übel aufgelegt, diesem thätliche Beweise seines Mißvergnügens zu geben. Doch bezwang er sich noch und sagte:

„— Nun, gedenkt Ihr uns hier zurückzuhalten, uns und unsre Felleisen, um eines armseligen Ducatens willen, den man Euch schuldig ist und den man Euch bezahlen wird, sobald man kann?"

„— Die gnädigen Herrn brauchen an dieser meiner Absicht keinen Zweifel zu hegen."

„— Es wird doch in diesem Teufelslande wohl eine Gerechtigkeit geben," fügte der junge Mann hinzu, „und dann werden wir sehen. . . ."

„— Ob es eine Gerechtigkeit giebt, mein lieber, theurer Herr! Und das gar eine gerechte Gerechtigkeit," entgegnete Jaquez Nuño und seine Stimme war so flötend, als nur immer möglich. „Der Sennor Official der heiligen Hermandad wird Euch Neuigkeiten von ihr erzählen."

„— Nun, mag er kommen, der Sennor Official; wenigstens werden wir mit einem ehrlichen Manne zu thun haben."

„— Ihr ſollt ihn bald zu ſehen bekommen," rief Jaquez Nuno und mit einem Sprung hatte er den in einem Winkel des Saales lehnenden weißen Stab, die ſchreckliche Inſignie ſeines Officialats ergriffen und fand ſich ſo plötzlich aus einem Gaſtwirth in den Agenten der furchtbarſten öffentlichen Gewalt umgewandelt, die es damals in ganz Europa gab.

„— Nun, in's Gefängniß, meine theuren Gäſte, bis der Sennor Alcalde ankömmt, der ohne Zweifel in dieſem Augenblick. . . ."

„— In's Gefängniß!" unterbrach ihn der junge Mann, der, wie jeder ehrliebende Menſch, dem der Lärm zuwider iſt, ſich in ſein Schickſal fügte; „mag es doch um das Gefängniß ſein. Wenigſtens werde ich dieſe Nacht nicht unter Gottes freiem Himmel verbringen."

„— Und obendrein werde ich noch die Koſten Eures Nachtquartiers tragen; denn das Gefängniß des Fleckens gehört zu meinem Gaſthauſe."

Habe ich es Euch nicht oben geſagt, meine geehrten Leſer, daß zwiſchen der Poſada und ihrem ſchlauen Eigenthümer eine innige Wahlverwandtſchaft ſtattfand? Der Wirth war Mitglied der heiligen Hermandad; die Herberge alſo war, um es ihrem Beſitzer in Nichts nachzuthun, ein Gefängniß.

Während der Streit dieſe üble Wendung genommen, hatte der Portugieſe mit über die Bruſt gekreuzten Armen dageſtanden, als ginge dieſe Scene, wo es ſich doch um ſeine Freiheit handelte, ihn gar nichts an und er erwartete in philoſophiſcher Ruhe das Ende derſelben, ganz verſenkt in die Anſchauung ſeiner Papiere, die er nicht einen Augenblick aus dem Auge verlor. Erſt als ihm Nuño im Namen des Geſetzes vorwärts zu gehen befahl, brach er ſein Stillſchweigen, um ſein Felleiſen zu reclamiren, da ja, wie er ſagte, der Wirth auch nicht eines Maravedis Werth darin gefunden, alſo kein weiteres Intereſſe daran haben könne, es zurückzuhalten. Nuño entgegnete ihm hierauf:

„— Als Gaſtwirth würde ich Euch Eure Felleiſen wohl zurückerſtatten, aber als Official der heiligen Hermandad, confiscire ich ſie."

„— Aber. . . ."

„— O was aber?" unterbrach ihn Jaquez und ſtieß ſie in das

Gefängniß hinein, deſſen Thüre ſich in den Saal ſelbſt öffnete; „tragt morgen dem Sennor Alcalde Eure Einwendungen vor.“

Eben, als er im Begriff ſtand, die Thüre hinter ihnen abzuſchließen, trat Maravilla in's Zimmer, und beim Anblick des weißen Stabes, der offnen Gefängnißthüre und der aufgeriſſenen Felleiſen errieth ſie ſofort, daß hier wiederum eine jener Scenen vorgegangen ſei, womit ſie die Härte ihres Vaters ſchon vertraut gemacht hatte, in denen ſie aber faſt immer als Vermittlerin ihre Rolle ſpielte. Auch jetzt rief ſie ihm zu:

„— Ei, was macht Ihr wieder? Könnt Ihr es über Euer Herz bringen, dieſe armen Leute um eines Ducaten willen, den ſie Euch ſchuldig ſind, in's Gefängniß zu werfen?“

„— Wäre es weiter nichts, als der Ducaten, wollte ich ſie wohl freilaſſen, Maravilla; aber ich hätte Luſt, meinen Antheil am Paradieſe darauf zu verwetten, daß es dieſe beiden Miſſethäter ſind, welche Tortillo ermordet haben.“

Und mit dieſen Troſtesworten, die eine Anklage auf Meuchelmord enthielten, welche die beiden Gefangenen noch deutlich hören konnten, ſchlug er die Gefängnißthüre hinter ihnen zu und verſicherte ſie mit mehreren Riegeln von außen, ehe noch die Reiſenden die folgenden Worte Maravilla's zu vernehmen im Stande waren.

„— Wer hat Euch denn geſagt,“ frug dieſe ihren Vater, „daß Tortillo ermordet worden iſt? Er iſt eben in den Hof gekommen.“

„— Wirklich? mit den Mauleſeln?“

„— Mit den Mauleſeln; aber arg verletzt; er iſt in den Abgrund des ſchwarzen Felſens hinabgeſtürzt.“

„— Mit den Mauleſeln?“ frug Nuño mit lebhafter Theilnahme.

„— Ohne dieſe,“ entgegnete Maravilla.

„— Gott ſei Lob und Dank.“

„— Aber er wird wohl vierzehn Tage das Bett hüten müſſen,“ ſagte das gute Mädchen, die ihren Bräutigam zwar nicht liebte, aber ſich nicht enthalten konnte, ihn um ſeines Unfalls willen zu bedauern.

„— Deſto ſchlimmer für ihn! Was iſt er ſo ungeſchickt! Warum hat er ſich in den Abgrund hinabfallen laſſen? Ich will meine Mauleſel unterſuchen gehen. Halt! vergaß ich doch faſt dieſe Felleiſen. Aber,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, indem er die zerſtreuten

Manuſcripte aufraffte, „der Alte hielt verteufelt auf ſeine Papiere Wie, wenn es irgend ein Staatsgeheimniß wäre? Nun, ich will mich ſelbſt davon überzeugen, ehe ich den Alcalden rufe. Der gute Mann iſt wahrſcheinlich jetzt ſchon im beſten vormitternächtlichen Schlummer, ſo daß es Sünde wäre, ihn zu ſtören: überdem iſt er ein engherziger Kopf und hat ein ſo kleinliches, ſcrupulöſes Benehmen."

II.

Sobald die beiden Reiſenden die Thüre des Gefängniſſes, in das ſie Jaquez Nuño mit ſolchem Ungeſtüm hineingeſtoßen, hinter ſich zufallen hörten, erfaßten ſie einander bei den Händen (denn die Dunkelheit, die im Kerker herrſchte, erlaubte ihnen nicht, einander zu ſehen) und drückten einander dieſelben mit Kraft. Der Jüngere, der ſeinen Unwillen nicht länger zu bemeiſtern vermochte, ſagte:

„— Des Meuchelmordes angeklagt! Dieſer elende Schuft iſt wohl nicht bei Verſtande. Wenn wir ſeinen Mauleſeltreiber ermordet hätten, müßte es doch wohl geſchehen ſein, um ihn auszuplündern, und dann würden wir ſicher nicht in Verlegenheit ſein, um einen armſeligen Ducaten zu bezahlen."

„— Ja, das iſt ſonnenklar," entgegnete ſein Unglücksgenoſſe; „aber gerade dadurch wird unſre Lage nur um ſo verwickelter: die Gerechtigkeit liebt es nicht, mit ſonnenklaren Wahrheiten zu thun zu haben. Das Beſte meiner Treu iſt, nicht mehr an die Sache zu denken. Wenn Ihr mir glauben wollt, ſo verſuchen wir zu ſchlafen, bis es dem Sennor Alcalde gefällig iſt, uns in's Verhör zu nehmen. Wenn man in Macao und Mozambique Gefangener geweſen iſt, macht man ſich wenig daraus, eine Nacht in einem Kerker Spaniens zu verbringen. Seht, hier iſt gar noch ein Bund Stroh, eine Aufmerkſamkeit, für die ich unſerem Kerkermeiſter Dank weiß, und die ich kaum von ihm erwartet hätte. Thut, wie ich, legt Euch nieder und ſchlafet wohl."

„— Noch ein Wort, ehe wir einſchlafen," ſagte der junge Mann.

Soviel ich nach dem Inhalt Eures Felleiſens ſchließen kann, ſeid Ihr Dichter."

„— Ja," entgegnete der Andre, „ich habe während meiner vielen Reiſen einige Verſe geſchrieben. Ihr ſeid es ebenfalls, wie ich vermuthe?"

„— Richtig vermuthet."

„— Ich hätte es mir denken können," fügte der Greis hinzu, „ſchon blos, da ich Euer erſtes Abendeſſen ſah."

„— Ach! es iſt uns minder theuer zu ſtehen gekommen, als das zweite. Aber wie werden wir nur aus der Klemme herauskommen?"

„— Ja, ich weiß auch nicht. Darum wollen wir alſo erſt an das Zunächſtliegende, Nothwendigſte denken und zu ſchlafen verſuchen."

Als Jaquez Nuño am andern Morgen aufſtand, war er erſichtlich übler Laune. Er hatte in ſeinem Schlafzimmer, ehe er ſich zu Bat legte, die in den beiden Felleiſen enthaltenen Papiere durchgeſelen und nichts darin gefunden, als Sonnette, Paſtoralen, verliebte Eegien, Dithyramben und tauſend andre unnütze Dinge der Art, an deren Schreiben großes Wohlgefallen zu finden, eine eigenthümliche Schwäche aller Dichter iſt. Zuletzt war er in dem Felleiſen des Alten auf ein Gedicht geſtoßen, das bedeutend länger war, als alle andern und, nachdem er einige Strophen deſſelben durchgeleſen, hatte er ausgerufen:

„— Mein Gott, wie iſt es nur möglich, daß vernünftige Leute ihre Zeit damit verbringen, ſolch fades Gewäſch zu ſchreiben! Wenn das dr Schatz iſt, von dem der Alte geſprochen, läuft er große Gefah, Hungers zu ſterben, ehe er mir meinen Ducaten bezahlt hat. Nun, wir wollen morgen ſehen, was unſer Alcalde von all dem deken wird und ob es ein Mittel giebt, irgend einen Nutzen hierauszu ziehen."

De Alcalde, den der Official der heiligen Hermandad von dem bedutenden Fang benachrichtigt hatte, den er gemacht zu haben der Meiung war, eilte auch wirklich am andern Tage in aller

Frühe nach der Posada. Als er aber erfuhr, es handle sich nur um eine armselige Zeche vom Belaufe eines Ducatens, den zwei arme Teufel von Reisenden nicht zu bezahlen im Stande seien, gab er Jaquez Nuño offen sein Mißfallen zu erkennen. Da er übrigens ein gutherziger Mann war, so ließ er es hierbei nicht bewenden, sondern befahl ihm, sie sofort freizulassen, indem er selbst sich als Bürgen für ihre Schuld anbot. Jaquez schickte sich an, ihm wenn auch mißwillig zu gehorchen, — denn er hatte die Seele eines Büttels, — als ihm der Alcalde noch einmal zurief, um sich zu erkundigen, was man für Neuigkeiten von Tortillo habe.

„— Ach!" entgegnete der Gastwirth, „der arme Bursche wird lange nicht im Stande sein, die schöne Rolle Galaor's zu spielen; da ist uns eine Comödie arg verdorben."

„— Das ist schlimm," versetzte der Alcalde, dessen einzige Leidenschaft das Theater war, das wenn auch nur auf Marktschreierbühnen damals bis in die entlegensten Dörfer Spaniens gedrungen war; „das ist mir um so unangenehmer, da ich alle meine Bekanntschaften aus der nächsten Stadt eingeladen hatte, um das unvergleichliche Meisterwerk des großen Don Ramon Papel zu bewundern und ich nun mich werde gezwungen sehen, sie zu entlassen, ohne ihnen das versprochene Vergnügen verschafft zu haben. Aber hat, Jaquez, da kömmt mir eine Idee. Habt Ihr mir nicht gesagt, daß diese beiden Reisenden eine Art Schriftsteller sind? Geht und macht in meinem Auftrage einem von ihnen den Vorschlag, heut Abend die Rolle des Ritters zu spielen in der Ballet-Comödie: Die wunderbaren Heldenthaten des Don Galaor auf der Scorpioneninsel. Versichert ihnen, daß, wenn sie diesen Vorschlag annehmen, nicht allein der Ducaten, den sie Euch schulden, für sie bezahlt werden wird, sondern daß sie auch noch, als Preis der außerordentlichen Gefälligkeit, die sie mir erweisn, die Hälfte der Einnahme erhalten sollen, die zu meinen Händen niedergelegt ist."

„— Die Idee ist göttlich, Sennor Alcalde, und Ihr könnt Euch auf mich verlassen, daß ich sie zur Annahme bewegen werde. Kehret unbesorgt in den Flecken zurück und benachrichtigt eure Bekannten, so wie Seine Ehrwürden, den Herrn Pfarrer, daß die ange-

kündigte Vorstellung ganz bestimmt und ohne Aufschub heute Abend statt haben wird."

„— Das hätte mir gerade noch gefehlt," sagte Nuño, als er sich allein befand, „ihnen die Hälfte der Einnahme abzutreten. Einer von den beiden Lumpen wird heute Abend spielen und ich das ganze Geld in meine Tasche stecken, oder ich will nicht Jaquez Nuño heißen, der Sohn Pedro Nuño's, der Abkömmling einer von Ahn zu Enkel in Geschicklichkeit einander übertreffenden Familie."

Während er diesen Monolog in Gedanken recitirte, öffnete er die Pforte des Gefängnisses. Die beiden Reisenden waren schon seit langer Zeit wach und plauderten, um die Zeit zu vertreiben und ihre Sorgen wie ihren Hunger zu verscheuchen, von Elend und Poesie, zu jener Zeit zweien von einander unzertrennbaren Zwillingsschwestern. . . . . Der Alte erzählte von seinen Reisen, der junge Mann sprach von seinen Hoffnungen: Beide aber stimmten in dem Gedanken überein, das Geschick eines Poeten sei ein bittres Loos und doch hatten sie für diejenigen, welchen dieser unvertilgbare Stempel des Unglücks und des Ruhms nicht aufgedrückt war, nur Ausdrücke des Bedauerns. In diese Unterhaltung hatten sie sich dermaßen verloren, daß sie die nackten Mauern ihres engen Kerkers nicht mehr sahen, so sehr entrollten die Zukunft und die täuschenden Hoffnungen, die sie in ihrem Geleite führt, Bilder herrlicher Aussichten vor den Augen ihres Geistes. Sie hatten bisher noch nicht einmal daran gedacht, einander um ihre Namen zu fragen: ihnen war es genug zu wissen, daß sie geistig einander erkannt hatten, und sie genossen jenes unsägliche, unaussprechliche Vergnügen zweier hohen geistigen Kräfte, deren Bahnen sich einmal im Laufe ihres Lebens kreuzen, und die sich am andern Morgen trennen, um einander nie mehr wieder zu sehen.

Das Geräusch der Riegel erweckte sie plötzlich zum Bewußtsein ihrer wirklichen Lage.

„— Meine Herren Edelleute," sagte Jaquez Nuño zu ihnen, dies Mal mit seiner Baßstimme und einem so milden Ton, als er nur irgendwie anzunehmen vermochte, — „ich habe Eure Angelegenheit unserem gnädigen Herrn Sennor Alcalde vorgelegt und er will, in Anbetracht Eures Elendes, Euch Eure Freiheit bewilligen und

Euch den Ducaten erlassen, den Ihr mir schuldet. Ihr seid also frei und ungehindert, Eure Reise fortzusetzen."

„— Ihr seht also, daß wir keine Meuchelmörder sind," sagte der junge Mann.

Jaquez jedoch schien auf diese Aeußerung durchaus nicht zu achten, da er sie unerwiedert ließ.

„— Ich hoffe, Herr Wirth, daß Ihr uns nun unsere Felleisen zurückstellen werdet," sagte der Portugiese, den es schon beunruhigte, daß er sie nicht in Nuño's Händen sah.

„— Eure Felleisen, gnädige Herren? Ich bedaure, Euch sagen zu müssen, daß sie für den Betrag der Gerichtskosten in Beschlag genommen worden sind"

„— In Beschlag genommen!" sagte heiter und laut auflachend der junge Mann; „was Teufel will Dame Justiz mit diesen auf beiden Seiten vollgeschriebenen Papieren anfangen? Es ist wahrscheinlich nur, um ihre Grundsätze aufrecht zu erhalten: sie hält es für einen Ehrenpunkt, denen, die mit ihr zu thun haben, wenigstens etwas zu nehmen. Sie ist übrigens bei mir gut angeführt; denn ich weiß Alles auswendig, was in meinen Papieren stand."

Der Greis aber nahm die Sache nicht so gleichgiltig auf; der Gedanke, sein Felleisen nicht mehr wiederzusehen, schien ihn in die heftigste Verzweiflung zu versetzen, die sich auch bald in abgebrochenen Worten Luft machte.

„— Mein Felleisen zurückhalten!" rief er, „confisciren, vielleicht vernichten die gebrechlichen Papierblätter, denen ich all meinen Ruhm anvertraut. Aber das heißt mir mein Gut stehlen, das heißt mir mein Leben rauben, mich um meinen Nachruhm, um die Fortdauer meines Namens bringen. Wißt Ihr, daß ich um dieser Papiere halber mehr als fünftausend Stunden Weges zurückgelegt, daß ich sie stets bei mir behalten, daß man mich nie von ihnen getrennt hat, daß die grausamsten Kerkermeister Asiens — und ich habe mehr als zehn Jahre in ihren Gefängnissen verbracht — niemals die Barbarei so weit getrieben haben, mir diese armseligen Blätter Papier zu nehmen, mit denen sie nichts hätten anfangen können? Wißt Ihr, daß die Sterne selbst sie geachtet und verschont haben, daß sie noch feucht sind von den bitteren Thränen meines Auges und von den salzigen Fluthen des Oceans? O, gebt mir sie wieder, um Eu-

rer Barmherzigkeit willen, gebt ſie mir wieder, wenn Ihr eine fühlende Seele habt. Eine Mutter, der man ihr einzig Kind von ihrem Buſen raubt, ein Liebhaber, dem man ſeine Geliebte wegnimmt und der ſich nicht rächen kann, empfinden keinen Schmerz, den man mit demjenigen vergleichen könnte, der in dieſem Augenblick mein Herz zerreißt. Was ſprecht Ihr mir von Freiheit? Was ſoll ich fortan mit Leben und Freiheit anfangen? Was ſoll mir fortan helfen, die Theilnahmloſigkeit der Könige, die Unverſchämtheit der Großen, die Ungerechtigkeit meines Vaterlandes, das Alleinſtehen im Leben, die Entbehrungen, das Elend zu ertragen? O, gebt mir dieſe Papiere wieder, gebt ſie mir wieder, wenn Ihr dereinſt vor Gottes Richterſtuhl Gnade zu finden hofft. Sagt mir, was ſoll ich Euch zur Belohnung geben? Ich habe nichts auf der Welt, aber ich will Euer Sclave ſein, ich will Euer Feld bauen, ich will der Diener Eurer Hunde ſein, wenn Ihr es wollt. Aber nehmt mir dieſe Papiere nicht; denn das hieße mir mehr denn mein Leben, mehr als meine Seele nehmen, das hieße mir mein Genie rauben."

„— Ja, ja, das heiße ich viel Lärmen um eine Kleinigkeit machen," erwiederte mit unerſchütterlicher Ruhe der hölliſche Gaſtwirth, als der arme alte Mann endlich, von Schluchzen erſtickt, inne hielt: „man verlangt nicht ſo viel von Euch, um Euch dieſe vollgekritzelten Papierwiſche wiederzugeben, die ich nicht möchte, um ſie meiner Tochter als Haarwickel zu laſſen. Man wird Euch Eure Papiere wieder zuſtellen."

Hier machte Nuño eine Pauſe, während welcher der Greis tief Athem holte, wie wenn ſeine Bruſt von ſchwerer Laſt befreit wäre.

„Unter der Bedingung nämlich," fuhr Jaquez fort, „daß einer von Euch darein willigt, heute Abend die Rolle des Galaor in den „wunderbaren Heldenthaten des Don Galaor auf der Scorpioneninſel" zu übernehmen.

Dieſer unerwartete Vorſchlag warf den Portugieſen wieder in den bodenloſen Abgrund ſeiner Verzweiflung zurück, und er war im Begriff, dieſen Tauſch auszuſchlagen, da er ihn blos als einen heilloſen Spott ihres Henkers von Wirth und Kerkermeiſter betrachtete: der junge Mann aber, den die vorhergegangene Scene tief ergriffen, beſchloß auf alle Fälle einer unangenehmen Entgegnung zuvorzukommen, indem er raſch antwortete:

„— Nun, iſt es weiter Nichts? Wir nehmen Euren Vorſchlag an und das aus vollem Herzen. Schüttelt nicht ſo den Kopf," ſagte er, zum Portugieſen hingewandt. „Ihr nehmt es an, ſage ich Euch. Nun aber, laßt uns auch ſehen, wovon die Rede iſt und was die „wunderbaren Heldenthaten des Don Galaor auf der Skorpioneninſel" für ein Machwerk ſind: ich habe nie davon reden hören."

„— Es iſt eine Ballet-Komödie von Don Ramon Papel," antwortete Jaquez.

„— Wer iſt dieſer Don Ramon Papel?"

„— Es iſt," entgegnete der Wirth mit gereiztem Ton, „oder vielmehr es war — denn er iſt leider todt, der liebe, gute Mann — der berühmteſte Dichter, der je in Eſtremadura, ja in ganz Spanien gelebt hat."

„— Ich ſchwöre Euch," ſagte der junge Mann, „daß ich dieſen Namen zum erſten Mal in meinem Leben höre, und doch halte ich was darauf, daß ich den ganzen ſpaniſchen Parnaß zu kennen vermeine."

„— Ihr ſcheint ihn doch nicht ganz zu kennen," erwiederte Nuño lebhaft, „da Euch der Name eines berühmten Dichters unbekannt iſt, der während ſeines Lebens 2,600 Komödien, 600 Saynetas, 450 Ballete, 210 Tragödien, zuſammen 3,860 Stücke geſchrieben hat, welche ihm, zu 10 Ducaten ein jedes — denn dies war ſein Verkaufspreis — die hübſche runde Summe von 38,600 Dukaten in klingender, baarer Münze eingebracht haben, die ſeinem Sohn, Don Joſe Papel, als ein angenehmes Erbtheil anheimgefallen ſind. Verſteht Ihr das, Herr Poet, der Ihr nie von „Don Galaor's wunderbaren Heldenthaten" habt ſprechen hören und Eure ſämmtlichen Poeſien für einen Ducaten im Stiche laſſen müßt."

„— Bei meinem Seelenheil," rief der Spanier: „3,860 Stücke! das heiße ich mir einen Dichter, der ſein Gewerbe verſtand; ach! wer weiß, am Ende hatte er vielleicht den rechten Weg eingeſchlagen."

„— Wohlan," unterbrach ihn Jaquez, „genug geſchwatzt. Werdet Ihr oder Euer Kamerad die Rolle des Don Galaor ſpielen? Ja oder nein?"

„— Nun ja, man hat es Euch ja ſchon geſagt, unſer liebenswürdiger Herr Wirth," antwortete wiederum der junge Mann, „wer

ſollte ſich nicht ſtolz fühlen, eine Rolle in einer Komödie zu haben, welche der berühmte Don Ramon Papel für 10 Ducaten verkauft hat!"

„— Die Sache iſt alſo abgemacht," ſagte Nuño; „hier iſt das Manuſcript der Rolle. Ihr ſeid aus dem Kerker entlaſſen. Haltet Euch fertig für heute Abend 6 Uhr. Nach der Vorſtellung wird man Euch Euere Felleiſen zurückſtellen und Euch noch obendrein ein Abendbrod geben."

„— Wie," ſagte der Greis, als Nuño ſie im großen Saal allein gelaſſen hatte, „Ihr wollt, daß ich mich heute Abend dem Gelächter all dieſer Bauerlümmel ausſetze in dem dummen Machwerk dieſes gänzlich unbekannten Don Ramon Papel, der 3860 Theaterſtücke zu verkaufen Gelegenheit gefunden, während ich ſeit 15 Jahren vergebens um das Mitleid eines Buchhändlers bettle?"

„— Was wollen wir anders thun?" ſagte der junge Mann; „Noth bricht Eiſen. Ich würde Euch gern anbieten, an Eurer Stelle den Galaor zu ſpielen, aber ich habe das abſcheulichſte Gedächtniß von der Welt und habe nie etwas Anderes im Kopfe behalten können, als meine eigenen Verſe. Alles, was ich daher für Euch thue, beſteht darin, Euch heute den Tag über zum Repetiren und heut Abend als Souffleur zu dienen. Wir wollen uns nun einmal dieſe Rolle des Galaor anſehen."

„— Nun," ſagte der Greis traurig, „ſei es auch noch um dieſe Demüthigung. O, wenn ich je berühmt werde, wird mein Ruhm das werth ſein, was er mich koſtet?"

„—Ihr beklagt Euch," entgegnete eben ſo traurig der junge Mann, „und doch ſeid Ihr ein Dichter und habt ein Werk geſchrieben, mit dem Euer Name auf die Nachwelt kommen wird. Denn nur ein wahrer Dichter vermag die Leiden zu erdulden, die Ihr ertragen, und ſo davon zu ſprechen, wie Ihr es ſo eben gethan, mit den Thränen des Genies im Auge. Aber ich, werde ich jemals mehr als ein armſeliger Reimſchmied ſein?"

Ich will Euch, liebe Leſer, nicht mit der Erzählung beläſtigen, was der Greis that, um die Rolle Galaor's zu erlernen, oder ob er ſich wirklich die Mühe nahm, ſie auswendig zu lernen. Statt deſſen will ich Euch die Vorgänge der Abendvorſtellung erzählen, die durch pomphaft geſchriebene Anſchläge und bei Trompetenſchall und Trommelklang von Morgen an in allen Dörfern der Umgegend verkündet worden war.

Als der Vorhang in die Höhe ging, ſah man die Prinzeſſin Blonduſine im höchſten Thurm der Skorpioneninſel eingeſchloſſen. Sie ſagte einen Monolog voll unſinnig hochtrabender Phraſen her, der eine halbe Stunde dauerte und von der ganzen Verſammlung mit lebhaftem Beifall aufgenommen ward, einmal, weil die Verſe von dem berühmten Dichter Eſtremaduras, Don Ramon Papel, waren und ſodann, weil ſie noch bewunderungswürdiger ſchienen, da ſie von den holden Lippen der reizenden Maravilla tönten. Der Monolog ward im Stücke durch die Ankunft Don Galaor's geſchloſſen; bei der diesmaligen Vorſtellung aber endete zugleich mit ihm auch das ganze Stück. In der That, kaum war der alte Portugieſe, bleich und abgemagert, in ſeinem Panzer von gemaltem Pappendeckel und ſeiner Sturmhaube von gelbem Kupferblech aufgetreten, als ihm alle Zuſchauer ein lautes Gelächter in's Geſicht ſchallen ließen. Ein Spaßvogel rief von einem Ende des Saales her: „O! welch herrlicher Ritter von der traurigen Geſtalt!“ und der ganze Saal hallte von ironiſchen Beifallsbezeugungen wieder. Er ſelbſt, theilnahmlos und reſignirt, zog ſich nicht zurück; es ſchien vielmehr, als fände er ein geheimes Vergnügen darin, den Kelch der Demüthigung bis auf die Hefe zu leeren. Er ſprach mitten unter fortwährend wachſendem Geräuſch, warf ſich der ſchönen Blonduſine zu Füßen, wie es der Dichter vorgeſchrieben, und recitirte alle die chevalereskeu Dummheiten, welche in Reime zu bringen, nur der unerſchrockene Muth eines Don Ramon Papel im Stande war; ja er führte ſogar einige Luftthiebe gegen den Rieſen, welcher der Wächter des Thurmes war. Bei jeder Anſtrengung, die er machte, um mit ſeiner Stimme durchzudringen, gab es neues Getrampel mit den Füßen und erſchallte immer donnernder ein rauſchendes Gelächter. In der That auch war er ſo linkiſch, und hatte — der arme, große Dichter — ein ſo wenig zu ſeiner Rolle paſſendes Weſen, daß ſelbſt

Philipp II., deſſen Gravität noch über die der ſpaniſchen Grandezza hinausging, wenn er ihn in ſeinen ſchwerfälligen Kleidern von Pappendeckel geſehen hätte, wenigſtens Ein Mal in ſeinem Leben gelacht hätte. Der Pfarrer rollte ſich in ſeinem Seſſel und der Alcalde hielt ſich die Seiten, wie ein Mann, der vor Lachen zu zerſpringen fürchtet. Einige Verwandte des berühmten Dichters Don Ramon Papel waren freilich anfangs etwas ungehalten, daß man ein Product von Eſtremaduras großem Manne ſo zu traveſtiren wagte. Aber die allgemeine Heiterkeit hatte etwas ſo Anſteckendes, daß der arme Schauſpieler, deſſen jammervolle Haltung eine unwiderſtehliche Wirkung auf die Lachorgane ſämmtlicher Zuſchauer ausübte, auch ſie zwang, Spaß zu verſtehen. Von allen Seiten rief man, es ſei ſeit den Zeiten von Garaon-Balourdes, der ſich in der Luft zwei Mal überſchlug, kein ſo ergötzlicher Hanswurſt geſehen worden.

Es gab nur zwei Perſonen, die an dieſem Abend ihre Stimmen nicht unter das rauſchende Gelächter des Saales miſchten: der Eine war der Portugieſe, der ſeine „Leichenbittermiene" fortwährend beibehielt; denn, wenn er ſelbſt gelacht hätte, ſo wäre die ganze Wirkung ſeines grotesk-komiſchen Ausſehens verloren gegangen. Der junge Spanier aber lachte eben ſo wenig. Als er ſah, wie dieſer Mann, deſſen Unglück und deſſen Größe er kannte, der beleidigenden Heiterkeit eines rohen Publikums mit derſelben Ruhe und Würde die offene Stirn bot, mit der er ſchon ſo viele große Widerwärtigkeiten ertragen hatte; als er ihn unter dieſem burlesken Aeußeren, das überaus komiſch zu finden, er ſelbſt ſich nicht enthalten konnte, ſo ernſt und traurig ſah: — da durchzuckte raſch und leuchtend wie ein Blitz ſein Gehirn eine jener tiefen Ideen, die man nur von Jahrhundert zu Jahrhundert findet und welche das Glück eines Genies machen.

Kaum hatte ſich über dieſe traurig-lächerliche Parodie, die dem Wunſche der mitleidsloſen Verſammlung nur zu kurze Zeit gewährt hatte, der Vorhang geſenkt, als er ſich eiligſt in die Arme des Greiſes ſtürzte, deſſen Geſicht zugleich einen ſchmerzhafteren und verachtungsvolleren Ausdruck hatte, als je zuvor. Und in einer jener trunkenen Entzückungen, welche nur die Dichter zu begreifen vermögen, ſchloß er ihn in ſeine Arme, drückte ihn herzlich an ſeine Bruſt und rief dabei aus:

„— O, mein theurer Meiſter, mein unbekannter Freund, dem mein Glücksſtern auf meinen Wegen mich begegnen ließ, Euch werde ich meines Namens Unſterblichkeit verdanken.“

Und als die erſtaunten Blicke des Greiſes eine Erklärung dieſer geheimnißvollen Worte zu heiſchen ſchienen, ſagte er:

„— Kommt, kommt, ich will Euch meine Schwäche geſtehen und Euch zu gleicher Zeit mein Glück verkünden. Heut Morgen, als ich Euch den Verluſt dieſes Gedichts beweinen ſah, um deſſen willen Ihr ſo viel Mißgeſchick erduldet, fühlte ich mich zwar von tiefem Mitleid bewegt; aber — ich will es nicht leugnen — auch der Neid erhob ſich gewaltig in meinem Herzen, und ich ſchätzte Euch unendlich glücklich, daß Ihr ein Werk zu erzeugen vermochtet, das Euch ſo viel Thränen und Opfer werth war. Und ich ſprach zu mir ſelbſt: Was haſt Du gethan, um auch einen ſchönen Ruhm Dir zu erwerben, oder was gedenkſt Du zu thun? Und leider konnte ich nur antworten: Nichts. Jetzt aber, Meiſter, verzeiht mir und wünſcht mir Glück. Ich habe es, ich habe es gefunden, mein Meiſterſtück, meine Loſung für die Unſterblichkeit. Euch Portugal, mir Spanien, uns beiden das Jahrhundert. Jetzt könnt Ihr mir Euer Gedicht vorleſen. Wenn ich Thränen vergieße, ſo werden es, ich bin deſſen nun ſicher, keine Thränen des Neides ſein.“

Als der Portugieſe dieſe edle Begeiſterung aufflammen ſah, hob er ſeine Augen gen Himmel und konnte ſich nicht enthalten, laut auszurufen:

„— O Muſe, noch ein Dichter, noch ein Opfer!“

Die Entwicklung dieſer Erzählung wird einfach ſein, wie ſie ſelbſt. Die beiden Dichter erhielten ihre Felleiſen wieder; denn Jaquez Nuño, wie er ſelbſt zu ihnen ſagte, hätte ſich Gewiſſensbiſſe gemacht, ſein Wort nicht zu halten. Auch vergaß er nicht, ihnen ſeinem Verſprechen gemäß ein Abendmahl zu geben, und bot ihnen, ſo weit ging ſeine Freigebigkeit, ſogar in ſeiner Scheuer ein minder unbe-

quemes Nachtlager an, als ſie in der vorigen Nacht gehabt. Freilich müſſen wir aber auch berichten, daß er die Hälfte der Einnahme, die nach dem Ausſpruch des Alcalden ihnen zukam, für ſich behielt und ſich deſſen gegen Niemand berühmte. Die armſeligen Reiſenden würden wahrſcheinlich wieder ſo abgereiſt ſein, wie ſie angekommen waren, d. h. ohne einen Heller Geld, wenn nicht Maravilla, welche im Geheimen ſtets der Sühnengel der ſchlechten Handlungen ihres Vaters war, Gelegenheit gefunden hätte, unbemerkt in ihre Felleiſen eine Handvoll Silbermünzen gleiten zu laſſen. Kaum wohl brauchen wir noch zu ſagen, daß die beiden neuen Freunde dieſe Nacht kein Auge ſchloſſen. Der Portugieſe las dem Spanier ſein Gedicht vor und dieſer hatte ein zu tiefes Gefühl für Poeſie überhaupt und beſonders für ein ſolches Dichterwerk, als daß er den Vorleſer durch die abgedroſchenen, gemeinen Formeln einer alltäglichen Bewunderung unterbrochen hätte. Seine ganze Aeußerung beſtand, als jener mit dem Vorleſen geendigt hatte, in folgenden Worten:

„— Das iſt ein Werk, das in den kommenden Jahrhunderten Portugals Stolz ſein wird.“

Der Portugieſe fügte mit erhabener Einfachheit hinzu:

„— Ja, wenn ich das Glück habe, einen Buchhändler zu finden, der die Druckkoſten wird daran wagen wollen.“

Am andern Morgen befanden ſie ſich wieder, wie 36 Stunden zuvor, an der Thüre der Poſada und an der Grenzſcheide beider Länder, die keiner noch überſchritten. Im Augenblicke ihrer Trennung ſahen ſie, daß ſie alle beide wieder den Weg nach ihrer Heimath einſchlugen. Der Spanier machte gegen den Portugieſen die Bemerkung:

„— Nun, Ihr kehrt, trotz Eurer Eide, nach Liſſabon zurück?“

„— Ja,“ entgegnete der Andere; „Alles wohl überlegt, will ich doch lieber in einem portugieſiſchen Hoſpital ſterben; ich werde ſo als Dichter und Bürger doppelt in meinem Vaterlande ſein.“

„— Ihr verlaßt mich,“ ſagte hierauf der Spanier, „ohne mir Euren Namen geſagt zu haben?“

„— Luis Camoëns. Und der Eurige?“

„— Miguel Saavedra Cervantes.“

„— Ich werde ihn nicht vergeſſen.“

„— Noch ich den Eurigen."

Und ſie trennten ſich, um ſich in dieſer Welt nie mehr wiederzuſehen. Cervantes las ſpäter Las Luſiades; Camoëns aber erlebte das Erſcheinen des Don Quirote nicht mehr.

E. Robin.

Katharina.

Eine Novelle.

I.

Die Hochzeit.

In einer mittleren Stadt des südlichen Deutschlands hielt vor etwa zwanzig Jahren an dem Morgen eines der letzten schönen Herbsttage eine Reihe von Wagen vor dem Hause des Fabrikherrn Kleemann. Eine ziemlich zahlreiche Volksmenge hatte sich neugierig rings um die Kutschen versammelt, um die Einsteigenden zu sehen, und aus den Reden der Umstehenden konnte man die Veranlassung dieser Wagenreihe leicht erfahren.

„Es ist für die Hochzeit der einzigen Tochter des reichen Kaufherrn Kleemann," sagte der Eine; „sie ist kaum sechzehn Jahre alt, aber sie ist eben so schön und liebenswürdig, als ihr Vater reich ist."

„Sie ist nicht blos schön," entgegnete ein junges Mädchen; „sie ist auch wohlthätig gegen die Armen und freundlich und gefällig gegen Jedermann."

„Und ihr Bräutigam?" frugen Andere.

„Ei das ist ein schöner junger Mann."

„Und der Geld hat," fügte ein Zweiter hinzu.

„Einer der geschicktesten, jungen Kaufleute unserer Stadt."

„Er ist ebenfalls gutherzig, mitleidig und freundlich in seinem Benehmen.

So vereinigten sich die Stimmen all dieser strengen Richter, um vorauszusagen, daß diese beiden jungen Leute ein schönes und glückliches Paar abgeben würden; da auf beiden Seiten Jugend, Schönheit, Reichthum und guter Charakter, also alle Elemente häuslichen Glückes vorhanden waren. Eine traurige, der Schattenseite unserer schwachen Menschennatur angehörige Begleitung dieser Betrachtungen war ein Gefühl von Neid, dessen sich die meisten, den niedern Volksklassen angehörenden Umstehenden nicht erwehren konnten. So herzlich gemeint auch ihre Wünsche für eine glückliche Zukunft des persönlich beliebten jungen Ehepaares waren, so hatten sie doch einen bittern Beisatz, der daraus entsprang, daß die Mehrzahl der Zuschauer sich einer Vergleichung der jungen Eheleute mit ihrem eigenen Zustande nicht enthalten konnten, daß also ein Groll in ihnen rege wurde über die ungerechte Gütervertheilung von Seiten des Schicksals, das mit freigebigen Händen auf Einzelne seiner Gaben Füllhorn verschwenderisch ergösse, während es gegen die große Menge der Sterblichen sich karg und geizig bezeuge. Der einzige Ersatz für diese Ungerechtigkeit, die manches Herz in diesem Augenblicke lebhafter fühlte, bestand darin, daß ihnen wenigstens durch die Augen eine Theilnahme an dem Glücke der zukünftigen Gatten freistand. Denn das Volk ist im Ganzen sehr leicht zufrieden zu stellen und gönnt den Günstlingen des Glücks ihre reichen Vergnügungen, wenn ihm nur erlaubt ist an dem goldigen Abglanz dieser strahlenden Freuden sich zu erfreuen und die Brosamen zu sammeln, die von ihren mit üppigen Speisen besetzten Tafeln herabfallen.

Schon begann jedoch die vor dem Kleemann'schen Hause versammelte Menge ungeduldig zu werden, als eine neue Erscheinung plötzlich ihre Aufmerksamkeit ablenkte und für sich in Anspruch nahm.

Es war dies eine ganz in Schwarz gekleidete Frau, welche zwei Kinder von sieben und von neun Jahren an den Händen hielt. Man konnte nichts Reizenderes sehen, als diese beiden Knaben mit ihren

großen blauen Augen und mit ihren runden Köpfchen voll blonder Ringellocken: sie glichen wahrhaften Engeln. Erstaunen mochte man beim ersten Anblick, auf diesen unschuldigen Gesichtchen einen Ausdruck tiefer Traurigkeit zu lesen; man begriff aber beim ersten Blick, den man auf ihre Mutter warf, aus welchem Gefühl diese Trauer entsprang.

Daß die sie begleitende Frau ihre Mutter sei, daran konnte man nicht zweifeln; denn der feste, forschende, leidenschaftliche Blick, der unaufhörlich auf das eine oder das andere der Kinder geheftet war, konnte nur einer Mutter angehören. Die Frau war noch jung und Alles an ihr fiel den Blicken auf; ihr ausgezeichnet schlanker Wuchs, die blendende Weiße ihrer Hautfarbe, ihr glänzend schwarzes Haar, ihre gewölbten Augenbrauen, endlich ihre Augen von einer bewunderungswürdigen Schönheit, welche ihrer Physiognomie allein einen Ausdruck verliehen, der vielleicht ihren übrigen Zügen fehlte; denn, wenn sie die Augen senkte, schien ihr Gesicht kalt, wie das einer Marmorbildsäule; schlug sie aber ihre Augen auf, so spiegelte ihr bald ausdrucksvoller, bald schmachtender Blick die verschiedenartigsten und leidenschaftlichsten Seeleneindrücke deutlich in sich ab.

Diese Frau nun drängte sich durch die Menge hindurch und machte sich hartnäckig Bahn bis zum Kleemann'schen Hause, vor welchem sie stehen blieb.

Alle folgten ihr mit den Augen und jeder Einzelne suchte sich selbst Rechenschaft über das außerordentliche Aufsehen zu geben, das ihre Erscheinung hervorbrachte. Gründe genug für dieses Aufsehen waren ihr feierlicher Schritt, ihr leidendes Aussehen, der malerische Gegensatz zwischen den blonden, frischen Kindergesichtern und der durch die Schwärze ihres Haares und ihrer Augen noch mehr hervortretenden Bleiche ihrer Gesichtszüge, so wie das Abstechende zwischen ihrem schwarzen Anzuge und dem fröhlichen Feste, dessen Vorbereitungen dem Hause und der harrenden Menge einen so heitern Anstrich verliehen. Der Hauptgrund für Aller Erstaunen aber blieb, daß im ersten Augenblicke Niemand im Stande war, dieses bleiche Frauenbild zu erkennen; und doch kannten einander alle Bewohner der mittelgroßen Stadt recht gut. Die Neugier der Umstehenden,

Alimente für die Kinder geben; das iſt Alles, worauf ſie Anſpruch machen kann"

„Deshalb mag ſie ihn auch wohl aufſuchen," meinte die Alte.

„Dazu wäre aber Ort und Zeit gleich ſchlecht gewählt," verſetzte der Polizeiſergeant.

Während Katharina ſo der Gegenſtand des Geſprächs der Neugierigen war, hatte ſie ſelbſt einige Worte mit einem Bedienten des Kleemann'ſchen Hauſes gewechſelt und war ſodann in daſſelbe eingetreten. Das erregte nun unter den Umſtehenden noch mehr Aufſehen und Alle blieben mit offenem Munde und gaffenden Augen da, in Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten und feſt entſchloſſen, den Platz nicht eher zu verlaſſen, als bis der Hochzeitszug oder Katharina aus dem Hauſe gekommen wären.

Wir wollen nun unſere geehrten Leſer hiermit erſucht haben, ſich mit uns in die Prunkzimmer des Kleemannſchen Hauſes zu verſetzen.

Eine zahlreiche Geſellſchaft fand ſich daſelbſt vereint. Außer den näheren und ferneren Verwandten des Bräutigams und der Braut, hatten ſich noch einige ältere Damen, Freundinnen der verſtorbenen Gattin Kleemann's, eingefunden, um bei deſſen Tochter an dieſem feierlichen Tage, wo ſie dieſen unerſetzlichen Verluſt ſchmerzlicher als je fühlte, Mutterſtelle zu vertreten. Dazu kamen dann die als amtliche Zeugen anweſenden Gerichtsbeamten und die jungen Geſpielinnen und Freundinnen der Braut. In der Mitte des reizenden Kranzes dieſer letzteren befand ſich Amalie Kleemann, in weißem, feſtlichem Gewande, mit langem Schleier, der von ihren mit dem Brautkranz gezierten Locken herabwallte. Der Glanz dieſes jungfräulichen Schmuckes verſchönerte ihr reizendes Geſicht noch mehr, und durch die Rührung hindurch, welche dieſen wichtigſten Augenblick eines Frauenlebens ſtets begleitet, ſchimmerte aus ihren Zügen der Ausdruck eines wahren Glücks hervor. Ihr Vater, der ihr zärtlich die Hände drückte und ſie mit ſanften Worten ermuthigte, ſchien alle Anweſenden zum Zeugniß, wie gerecht ſein väterlicher Stolz, und zur Theilnahme an der Freude aufzufordern, die er empfand, daß er an dieſem Tage das Glück ſeines geliebten Kindes nun ſicher ſtellen werde. Der junge Lorſtätt betrachtete ſeine Braut mit Ent-

zücken; ſein Blick war voll feuriger Leidenſchaft; man ſah, daß er in dieſem Augenblicke die ganze übrige Welt vergeſſen hatte.

Es fehlte noch etwa eine Viertelſtunde zu der Zeit, da man den Gang nach der Kirche antreten ſollte. Lorſtätt, der an dieſem Tage noch keinen Augenblick gefunden hatte zu einer ſtillen Unterhaltung mit ſeiner Braut, nahm dieſe nun, da alle Vorbereitungen, die ihre Gegenwart erforderten, beendet waren, ſanft bei der Hand und führte ſie in eine Fenſtervertiefung, ſo daß der andere Theil der Geſellſchaft ihre Worte nicht hören konnte.

Anfangs freilich ſchien dieſe Vorſicht ganz unnütz; denn ſie führten kein Geſpräch, ſondern Beider Blicke, die erſt zerſtreut auf der Landſchaft geruht hatten, fielen jetzt ſchüchtern auf ſie ſelbſt und ſie laſen gegenſeitig einen ſolchen Ausdruck des Glücks auf den geliebten Zügen, daß alle ihre Sinne davon ergriffen wurden, und ihr Mund keine Worte fand, um ihre Gefühle auszudrücken. Und doch erkannte Jeder von ihnen vollſtändig die Gedanken des Andern, ſo waren ihre Seelen in einander verſchmolzen; und ihr Stillſchweigen ward höchſtens von Seufzern, Ausrufungen und halben Worten unterbrochen, die jedem Andern als dem Liebespaar unverſtändlich waren. Endlich aber ſagte Lorſtätt:

„Amalie, meine Amalie, wie unendlich iſt mein Glück!"

„O, Karl, wie liebe ich Dich!"

„O, wie ſchön biſt Du! Wie kleidet Dich dieſer Schleier! Wie reizend iſt Dein Myrtenkranz! Und, mehr als Alles, wie ſüß iſt Dein Blick!"

„Und Du auch, Karl, biſt ſchön; Deine Seele iſt noch ſchöner als Dein Geſicht. O, wie ſtolz werde ich darauf ſein, mich Deine Gemahlin zu nennen!"

„Amalie, ich werde Dich glücklich machen, ich will ſtets Dein beſter Freund, Dein Geliebter, Dein Beſchützer ſein."

„Karl, außer meinem Vater habe ich Niemanden als Dich; mein Leben gehört Dir, aber Du wirſt mich auch immer lieben, nicht wahr?"

„Kannſt Du daran zweifeln? Aber ſage mir, Amalie, mehrere Male ſchon in unſeren früheren Unterhaltungen haſt Du dieſe Worte wiederholt und immer trübte dabei eine düſtre Wolke den Glanz

Deiner Stirn. Was berechtigt Dich zu einem Zweifel an meiner Zärtlichkeit, da Du ſiehſt, wie ich Dich anbete?"

„Nicht an Dir hege ich Zweifel, nein an mir; denn ach! ich habe viel Fehler, mein Geliebter, und Du wirſt ſehr nachſichtig mit mir ſein müſſen."

„Du haſt Fehler? Nein, Du biſt ein reiner Engel!"

„Höre, Karl, Du mußt ſtets mein ganzes Vertrauen beſitzen. Nichts von Allem, was ich denke, darf Dir verborgen ſein, wenn ich Dich nicht unglücklich machen ſoll. Ja, ich habe viele Fehler; ich bin furchtſam, mißtrauiſch, leicht gekränkt und eiferſüchtig. Ach! mein Geliebter, laß mich nie einen Zweifel an Deiner Zärtlichkeit hegen; es wäre der Tod für mich; ſo jung ich auch bin, wäre ich faſt ſchon vor Kummer geſtorben."

„Wie? Du, Amalie, haſt auch ſchon den bittern Kelch wirklichen Kummers koſten müſſen?"

„Kaum zur Welt gekommen, verlor ich ſchon in Folge meiner Geburt meine Mutter. Mein Vater, den damals in den unruhigen Kriegszeiten die Sorgen für ſeine Geſchäfte mehr als je in Anſpruch nahmen, vertraute mich fremden Händen an. Während er aber glaubte, ich ſei, wie er es ſo dringend anempfohlen, der Gegenſtand der Liebkoſungen und der Sorgfalt meiner Pflegeeltern, entfernter Verwandten von uns, ward ich mißhandelt: ja, man fügte Drohungen einer noch ſchrecklicheren Zukunft hinzu, wenn ich mir einfallen ließe, mich bei meinem Vater zu beklagen. Nun würden mich dieſe Drohungen zwar nicht erſchreckt haben, aber da ich mich ſo unglücklich ſah, ſo glaubte ich, mein Vater liebe mich nicht, und ich ſei ein armes, verlaſſenes Kind hienieden. Während mir nichts ſo Noth that, als Liebesbezeugungen und freundliche Zuneigung, blieben mir alle Herzen, die mich umgaben, feſt verſchloſſen. In dieſer traurigen Schule, mein Geliebter, habe ich Furcht, Beſorgniß und Mißtrauen gelernt; hier habe ich mich gewöhnt, alle meine Schmerzen in der verſchwiegenen Tiefe meines Buſens zu vergraben. Zwar errieth mein Vater endlich aus dem immer ſchlechter werdenden Zuſtande meiner Geſundheit mein geheimes, inneres Leiden und nahm mich wieder zu ſich, und da ich ſeit dieſer Zeit von den Beweiſen ſeiner Zärtlichkeit täglich überhäuft worden bin und überall Freunde gefunden habe, ſo ſollte man glauben — und ich ſelbſt that dies

einige Zeit — ich wäre von meinen Gebrechen gänzlich geheilt. Aber soll ich es Dir gestehen, Karl? Seitdem ich Dich kenne, fühle ich Anlagen zur Eifersucht in mir und schon jetzt quäle ich mich, ohne irgend einen Beweggrund dazu zu haben. Ich bitte Dich im Voraus um Deine liebende Nachsicht, wenn je diese unglückselige, krankhafte Empfindlichkeit sich wider meinen Willen Luft macht."

„Theure Amalie, wie kannst Du von Fehlern sprechen, da das, was Deine Anklage sein sollte, nur ein Geständniß war, welch gefühlvolles Herz Du besitzest und wie Deine Seele mit der ausgesuchtesten Zartheit geschmückt ist. Aber beruhige Dich jedenfalls; ich bin ganz der Mann, dessen Du bedurftest, damit Dein Geist von aller Unruhe frei bleiben könne. Ich bin dreißig Jahre alt, habe also gerade das Alter, wo der Charakter sich zum Bestande abgeschlossen hat. Nun, Niemand kann standhafter in seinen Zuneigungen und Gewohnheiten sein, als ich; was ich alle Tage sehe, das gewinne ich eben deshalb jeden Tag lieber. Ich habe Geschmack an einer ruhigen, häuslichen Lebensweise; die Gesellschaft meiner Gattin und ein ungetrübtes Familienglück ist das höchste Ziel aller meiner Wünsche. Ich werde nur Dich und Dich über alle andern Dinge lieben, mein ganzes Leben soll Dir geweiht sein; sage nun, kann Dir irgend etwas noch Stoff zur Unruhe geben?"

„Antworte mir aufrichtig, Karl, hast Du nie eine andere Frau geliebt, als mich?"

Amalie hatte lange angestanden, ehe sie diese Frage an ihren Bräutigam gerichtet; jetzt, indem sie dieselbe plötzlich that, erröthete sie und suchte ihre innere Bewegung unter raschem Sprechen zu verbergen: ihr Blick ruhte dabei forschend auf Karl. Man konnte leicht errathen, daß dieser Gedanke sie unzählige Male im Geiste gequält haben mußte, ehe sie den Muth gefunden, ihn so unumwunden auszusprechen.

Karl schien einen Augenblick tief bekümmert; bald aber erhielt er seine volle Fassung wieder und Amalien mit dem süßesten Lächeln betrachtend, antwortete er ihr, wie folgt:

„Aha! Weil Du also Nichts in der Gegenwart findest, was Dir Unruhe verursachen könnte, suchst Du mit der Vergangenheit Dich zu quälen. Nun, geliebte Amalie, auch meine Vergangenheit zu durchforschen, erlaube ich Dir. Wenig Männer können ihrer

Auserwählten ein ſo reines Leben bieten, als ich, mein Herz iſt jungfräulich und hat nie in Liebe zu einer Anderen erglüht, wie Du ſie mir einflößeſt. Nie habe ich dem guten Rufe irgend eines weiblichen Weſens geſchadet, nie habe ich eine Frau betrogen."

In dieſem Augenblicke näherte ſich Lorſtätten ſein künftiger Schwiegervater, um ihm anzuzeigen, daß es Zeit ſei, ſich auf den Weg zu machen; zugleich aber flüſterte ein Bedienter dem Bräutigam einige Worte in's Ohr. Dieſer ward bleich wie der Tod, bat ſeine Braut um Entſchuldigung und deren Vater um die Erlaubniß, ſich eines unvermutheten Ereigniſſes halber auf einen Augenblick entfernen zu dürfen, und verließ in größter Eile den Geſellſchaftsſaal.

Der Bediente hatte ihm geſagt, es erwarte ihn in einem Seitenzimmer eine Frau mit zwei Kindern, die unabweisbar darauf beſtehe, mit ihm zu ſprechen, ehe er zur Kirche ginge.

In dieſes Seitenzimmer begab ſich nun Lorſtätt: kaum eingetreten, ſchließt er ſorgfältig die Thüre hinter ſich ab und indem er ſeine Unruhe unter einem Schein von Zorn zu verbergen ſucht, richtet er, in ziemlich unwirſchem Tone, mit folgender Frage ſich an die Frau:

„Was willſt Du hier, Katharina, in dieſem Hauſe?"

„Was ich will? Als ich hieher kam, hatte ich die Abſicht, mich Deiner Braut zu Füßen zu werfen und von ihr den Vater meiner Kinder zu verlangen; aber ich habe gezaudert, ich habe nicht Muth genug gehabt, Dich in den Augen aller Welt mit Schmach zu bedecken. Ich habe es vorgezogen, Dich ſelbſt zu warnen: Karl, Deine Heirath darf nicht vor ſich gehen."

„Katharina, Du biſt thöricht; Du haſt durchaus keinen rechtlichen Grund, meine Heirath zu verhindern. Ich habe Dir nie ein Verſprechen gegeben, das mich an Dich bände. Ich habe Dein Loos und das Deiner Kinder ſicher geſtellt; Du haſt nichts mehr von mir zu fordern; laß' ab von mir."

„Gott, mein Gott! Höre Du es! Höre ihn, wenn er ſagt, daß ich nichts von ihm zu fordern habe! O Karl, Karl! Sage mir, wie kannſt Du es über's Herz bringen, mich ſo hart zu behandeln, mich, die Du zehn Jahre lang mehr geliebt haſt, als irgend etwas auf dieſer Welt! Ach! Noch vor drei Monaten

haſt Du mich geliebt und jetzt plötzlich verſtößſt Du mich und zerbrichſt mich und trittſt mich mit Füßen, weil Du eine Andere liebſt. O, Karl, ein ſo abſcheuliches Benehmen hätte ich nimmer von Dir erwartet."

„Warum verfolgſt Du mich mit ſolcher Hartnäckigkeit? Ich habe Dich erſt ſanft und mit rückſichtsvoller Schonung behandelt; aber Du läßt mit bitterem Trotze nicht von mir ab, und doch, was kann ich mehr für Dich thun, als ich ſchon gethan habe? Dich ferner noch beſuchen? Das hieße meine Frau betrügen, das hieße, wie ein ſchlechter Menſch handeln und das kannſt Du nicht von mir verlangen wollen."

„Nein, Karl, obzwar ich nur Deine Geliebte bin, ſo mag ich doch eben ſo wenig mit einer andern theilen, als Deine vornehme Braut darein einwilligen würde. Aber eben deshalb, weil Du Dich nicht zwiſchen mir und ihr zertheilen kannſt, eben deshalb iſt Deine Heirath unmöglich; denn es iſt unmöglich, daß Du mich verlaſſen kannſt und daß ich Dir entſage."

„Du lebſt in einer ſonderbaren Täuſchung, Katharina, wenn Dir ein Verlaſſen meinerſeits etwas Unerhörtes ſcheint; geht doch unter Deinen Augen täglich dergleichen vor. Faſt alle Mädchen Deines Standes, wenn ſie nicht jung heirathen, haben ſie nicht einen und mehrere Liebhaber, und werden ſie nicht von denſelben verlaſſen, ohne daß es ihnen je einfällt, ſich darüber zu beklagen? Ach! Ich ſehe es wohl, die Romane, die ich Dir geliehen und die Du ſchlecht verdaut haſt, haben Dir dieſe übertriebenen Anſichten eingeflößt. Was ich Dir hier ſage, halte es nicht etwa für einen Ausdruck von Verachtung meinerſeits, nein, es ſoll nur dazu dienen, daß Du Vernunft annimmſt."

„Ach ja, es iſt leider nur allzuwahr, daß die Mädchen meines Standes meiſtentheils für Euch Reiche nur ein Gegenſtand verächtlichen Vergnügens ſind; es iſt wahr, daß, wenn wir feigerweiſe verführt oder unwürdig betrogen worden ſind, der Tadel und die Strafe auf uns allein zurückfällt; es iſt wahr, daß in den ſchrecklichſten aller Lagen wir weder zur Hülfe des Geſetzes, noch zum Urtheilsſpruch der öffentlichen Meinung unſre Zuflucht nehmen können. Uns laßt Ihr die Thränen, das Elend, die Schmach und Unehre; für Euch Reiche, wenn Ihr uns genoſſen und dann mit

Füßen getreten habt, hat Eure Gesellschaft neue Vergnügen, ja eine junge und reiche Braut bietet Euch sogar eine neue Quelle, Euer Vermögen noch zu vergrößern. O, ich weiß es wohl, Karl, in Deinen und in der Welt Augen bin ich nur eine gemeine Magd. Aber zwischen mir und den andern Unglücklichen meines Standes ist für mich selbst ein großer Unterschied vorhanden: ich habe Dich geliebt und liebe Dich noch glühend heiß: Du hast mich weder verführt, noch von mir oder einem Andern mich mit Geld erkauft: ich habe mich Dir freiwillig ergeben, weil ich Dich liebte und weil ich Dich vor Liebe zu meinen Füßen sterben sah; ich habe Dir mein ganzes Leben gewidmet, Du bist mein einziger Gedanke gewesen, der einzige Zweck meines Daseins zehn Jahre hindurch; ich habe von meiner Hände Arbeit gelebt und bin in meinem niedrigen, einfachen Stande verblieben; ich verdanke Dir Nichts, schulde Dir Nichts, Karl; ich nur habe Dir Alles gegeben. Ich stehe Dir gleich durch die Höhe meines Liebegefühles; es ist wahr, ich habe nie ein Versprechen von Dir gefordert, ich war nie ehrgeizig genug, mich um den Titel, Deine Gemahlin zu heißen, bewerben zu wollen. Ach! ich rechnete auf Deine Standhaftigkeit als auf die einzige Vergeltung für das Glück, das Du durch mich genossest. Denn hast Du selbst es mir nicht unzählige Male gesagt, ich machte Dich zum Glücklichsten aller Sterblichen?"

„Katharina, Du zerfleischst mir das Herz!"

„O Karl, Karl, hast Du so viele wonnevolle Momente, so viele trunkene Liebkosungen, so viele süße Herzensergießungen so ganz vergessen können? O erinnere Dich, wie oft Du mich unter Schluchzen in Deine Arme gedrückt, als bräche Dein Herz vor Ueberfülle von Zärtlichkeit! Erinnere Dich, wie nichts Dich abhalten konnte, mich jeden Tag zu besuchen; damals vertrat ich Dir die Stelle aller Güter, ich war Deine Freude, Deine Erholung, Deine Geliebte, Deine Freundin; und kannst Du sagen, daß Dir jemals, auch nur ein einziges Mal, der geringste Kummer durch mich verursacht worden ist? O Karl, Karl, erinnere Dich, wie übermäßig glücklich Du warst, als ich Dir Deine Kinder gegeben! Diese armen Kinder! Ach, mein Gott! Ja einst liebtest Du sie: da waren sie Deine einzige, Deine größte Wonne; jetzt verstößt Du sie und zugleich auch stoßest Du ihre Mutter zurück. So hast Du in einigen Monaten Alles

vergeſſen, Alles zerbrechen können! Aber nein, nein, das iſt nicht möglich; ich glaube, mein Kopf iſt irre: ich werde thöricht. Karl, Karl! . . .

Bei dieſen mit der größten Heftigkeit geſprochenen Worten hatte ſich Katharina ihrem Geliebten zu Füßen geworfen und weinte auf herzbrechende, zerreißende Weiſe. Die beiden armen Kinder waren dem Beiſpiel ihrer Mutter gefolgt; ſie weinten ebenfalls zu Füßen ihres Vaters.

Karl Lorſtätt befand ſich hier in einer ſchrecklichen Lage. Im Grunde ſeiner Seele empfand er für Katharina und ſeine Kinder eine zärtliche Zuneigung; denn er war ein guter, biederer Menſch und von weichem Herzen, aber auch von ſchwachem Charakter. Seine Heirath war zunächſt nur durch ſeine Nachgiebigkeit gegen die Wünſche ſeiner Freunde und Verwandten herbeigeführt worden, welche ihm mehrfach zugeredet hatten, es ſei Zeit, daß er an eine Verbindung mit einer angeſehenen Familie denke; ſpäter freilich, als er Amalie Kleemann kennen gelernt, war in ſeinem Herzen eine heftige, unwiderſtehliche Leidenſchaft für ſie erwacht. Dieſe hatte nun die tadelnde Stimme ſeines Gewiſſens über ſein Benehmen gegen Katharina übertäubt. Das Beiſpiel mehrerer ſeiner Freunde, welche aus dieſen Gründen einer vornehmen, vortheilhaften Heirath ähnliche Verhältniſſe mit Arbeiterinnen der Stadt auf gleiche Weiſe abgebrochen hatten, ohne daß ihnen irgend nachtheilige Folgen daraus erwachſen waren, übte auf den charakterſchwachen Lorſtätt natürlich einen nicht unbedeutenden Einfluß aus. In dem jetzigen Augenblick, wo, wie leicht begreiflich, ſeine Gedanken faſt ganz bei Amalien waren, obgleich die unglückliche Katharina ſchluchzend zu ſeinen Füßen lag, behandelte er dieſe letztere mit einer ihm ſelbſt wehthuenden Härte, weil ihm Alles daran lag, ſie um jeglichen Preis zu entfernen. Trotz dieſer angenommenen Rauheit ward es ihm dennoch ſchwer, ſeine außerordentliche Unruhe länger zu verbergen.

„Katharina," begann er mit bebender Stimme, „um Gotteswillen ſtehe auf und mache dieſer fürchterlichen Scene ein Ende: Du thuſt mir ein entſetzliches Weh an. Wenn Du mich wahrhaft liebſt, warum zeigſt Du Dich alsdann als meine Feindin, warum bedrohſt Du mich, warum kömmſt Du in einem ſolchen Augenblick in dieſes Haus? Die Sachen ſind zu weit gegangen, als daß ich

abbrechen könnte; Katharina, sei großmüthig, tritt zurück und füge mir nicht Böses zu, von dem Du durchaus keinen Nutzen haben kannst."

„Karl, merk wohl auf das, was ich Dir jetzt sagen werde: Du kannst Dir keinen Begriff davon machen, was ich gelitten habe seit jenem Augenblick, wo Du zum ersten Mal von Deiner Verheirathung gesprochen; dieser Gedanke war bei Tag wie bei Nacht eine Qual für meine Seele, ein Feuer in meinem Kopfe, die mir keinen Augenblick Ruhe gelassen haben. Alles, was man nur denken und fühlen kann, ich habe es gedacht und gefühlt seit diesen drei Monaten: Haß und Zorn, Unwillen und Verachtung und Rache; ich habe Dich tödten wollen, ich habe Deine Braut tödten wollen, aber die Liebe hat endlich alle andren Gefühle in mir überwunden. Da habe ich denn Dein Glück dem meinigen vorziehen wollen; da beschloß ich nur in Deiner Erinnerung zu leben; da suchte ich mich mit dem Gedanken Deiner Heirath vertraut zu machen: aber Karl, ich erkläre es Dir, ich betheure es Dir vor Gott, es ist mir unmöglich gewesen; ich muß sterben, wenn ich nicht durch Dein Leben leben kann. Du kannst es mir wahrlich glauben, ich würde mich getödtet haben, um Dich meiner Verfolgungen zu überheben; aber sag es selbst, Karl, durfte ich meine armen Kinder verlassen? Ach, ich wiederhole es Dir, Karl, Deine Heirath ist unmöglich."

In diesem Augenblick trat unerwartet Jemand ein; es war Kleemann, der erstaunt über das lange Ausbleiben seines zukünftigen Schwiegersohnes, ihn selbst aufsuchte. Beim ersten Blick, den er auf Karl und Katharina warf, errieth er, worum es sich hier handle: überdieß hatte ihm Lorstätt, ein durchaus braver und offener Charakter, ehe er sich um die Hand seiner Tochter bei ihm bewarb, über seine vorgängigen Verhältnisse mit Katharina die vollkommne Wahrheit anvertraut. Dieses Ereigniß war nun dem Schwiegervater natürlich überaus unangenehm; sein erster Gedanke, derselbe, der eigentlich Karl's Benehmen bisher geleitet hatte, und den beide einander jetzt leise mittheilten, bezog sich nur auf die Nothwendigkeit, Katharina um keinen Preis unter Amalien's Augen kommen zu lassen und dieß schien ihnen beiden die einzige Schwierigkeit, deren Lösung unmittelbar gefunden werden müsse. Kleemann glaubte sie beseitigt, indem er zwei Bedienten herbeirief und ihnen anbefahl, Katharinen

nicht aus dem Zimmer zu laſſen, bis der Hochzeitszug ſich nach der Kirche begeben hätte.

Als Katharina dieſen Befehl vernahm, ſchleuderte ſie Lorſtätt einen Blick ſo tiefen Unwillens zu, daß er ſein Blut in den Adern zu Eis erſtarren fühlte; und ſelbſt, als er ſich wieder in Gegenwart ſeiner Braut befand, war ſeine Unruhe noch ſo groß, daß er ihre holde Stimme nicht hörte, ihren ſanften Blick nicht ſah und ſeine Hand marmorkalt unter dem zärtlichen Druck der ihrigen blieb, die ſie ihm zum Gange nach dem harrenden Wagen reichte.

Die Perſonen, welche den Hochzeitszug ausmachten, hatten ſich indeß beeilt, in den Wagen zu ſteigen, und dieſe ſchlugen ihre Richtung nach der Kirche ein. Karl glaubte aus dem Gemurmel der Menge den Namen Katharine herauszuhören; in der That frug man einander, warum ſie wohl im Kleemann'ſchen Hauſe geblieben ſein möge. Dieſe unvernehmlichen Geſpräche wurden jedoch durch den allgemeinen Ausruf der Bewundrung übertönt, den die Schönheit und der geſchmackvolle Putz der Braut den Zuſchauern entlockte. Die Menge entfernte ſich, ohne weiter an Katharina zu denken oder vielmehr, ſie folgte dem Wagenzuge bis zu den Kirchenthüren.

Erſt eine kleine halbe Stunde ſpäter, als die Straße menſchenleer war, bemerkten einige Nachbarn, wie Katharina und ihre beiden Kinder aus dem Kleemann'ſchen Hauſe durch die Dienerſchaft herausgejagt wurden, welche die unglückliche Frau mit den beſchimpfendſten Beiwörtern beleidigte. Katharina, die dagegen ganz theilnahmlos zu bleiben ſchien, that, als ſchlüge ſie den Weg ein, den man ſie gehen hieß; in Wahrheit aber lenkte ſie auf einem Umwege ihre Schritte nach der Kirche.

In dieſer halben Stunde mußte Katharina unendlich viel gelitten haben; denn ihre Geſichtszüge waren wie aufgelöſt, ihr Geſicht hatte eine erſchreckende Bleiche angenommen und dabei zitterte ſie an allen Gliedern; es waren die verfloſſnen Minuten für ſie von der Anzahl derer geweſen, welche auf die Seele tiefer wirken, als ganze Jahre eines gewöhnlichen Lebens.

Durch die Verzögerung, welche Loſtätt's Geſpräch mit Katharinen herbeigeführt hatte, war nun eine zweite veranlaßt worden. Da nämlich in der Kirche noch ein andres Paar aus demſelben Kirchenſprengel heute getraut werden ſollte, ſo war der Geiſtliche, nach-

dem er eine Viertelſtunde vergebens auf das erſte Brautpaar gewartet hatte, indeß zur Einſegnung des zweiten harrenden Paares geſchritten, ſo daß, als der Kleemann'ſche Zug endlich eintraf, man nicht ſofort zur heiligen Ceremonie ſchreiten konnte, ſondern, obgleich Lorſtätt vor Ungeduld faſt verging, doch erſt die Beendigung der erſten Trauhandlung und die nöthigen Vorbereitungen zur zweiten abgewartet werden mußten. Endlich begann auch für ihn der Einſegnungsact; Karl hatte die Hand ſeiner geliebten Braut ergriffen, dieſe Hand, die bald ſein theures Eigenthum ſein ſollte, und war neben Amalien, die ſchüchtern und verwirrt war, hingekniet: Amalie, deren Wangen in dieſem Augenblick eine jungfräuliche Schamröthe färbte, war reizender als je, und die zarten Thränenperlen, die in ihren Augen ſchimmerten, waren nur der reinſte Ausdruck der Ueberfülle ihres unüberſchwänglichen Glückes. Ihr Vater, ihre Verwandten und die befreundeten Zeugen umringten ſie; Aller Blicke waren theilnehmend auf Karl und Amalie geheftet.

Nach den einleitenden, gottesdienſtlichen Handlungen, richtet der fungirende Prieſter an Karl die feierliche Frage: Nimmſt Du zur Frau u. ſ. w. Lorſtätt wirft Amalien einen Blick zu, in welchem tauſend Eide liegen; aber noch ehe ſein Mund das unwiderrufliche Wörtchen Ja ausgeſprochen, überläuft ihn plötzlich ein ſichtbarer Schauer, er zittert und erblaßt: er verliert gänzlich ſeine Faſſung und mit ſchreckerſtarrtem Auge betrachtet er eine Frau, die zwei Knaben an ihrer Hand führend, athemlos, eiligen Schrittes durch die Seitenthür einer dem Altar gegenüberliegenden Kapelle in die Kirche ſtürzt.

In weit kürzerer Zeit, als wir zur Erzählung brauchen, in der Dauer kaum einer Secunde, war Katharina auf Amalie und Lorſtätt hinzugerannt und hatte mit ſchallender Stimme ausgerufen:

„Dieſe Heirath iſt unmöglich, denn dieſer Mann iſt der Vater meiner Kinder!"

Amalie ſtößt einen durchdringenden Schrei aus und wäre ohnmächtig zuſammengeſunken, hätte nicht ihr Vater ſie aufrecht gehalten; dieſer ſtampft vor Wuth mit dem Fuße auf den ſteinernen Fußboden der Kirche. Aller Augen haften auf Lorſtätt, der unbeweglich blieb, als hätte ihn ein Blitzſtrahl getroffen. Bald aber faßte er ſich und ſagte:

„Dieſes Weib iſt toll, ich weiß nicht, was ſie von mir will.“

Der Prieſter ergriff nun das Wort und wandte ſich an Katharinen:

„Meine liebe Frau, habt Ihr einen geſetzlichen Einwand zu machen? Warum habt Ihr ihn alsdann nicht auf regelmäßigem Wege nach den öffentlichen Aufgeboten geltend gemacht? Seid Ihr an Herrn Lorſtätt verheirathet, oder habt Ihr ein ſchriftliches Eheverſprechen von ihm?

„Nein, aber er hat zehn Jahre mit mir gelebt; er iſt der Vater meiner beiden Kinder.“

„Hat er ſie als ſeine Kinder anerkannt?“ frug der Bürgermeiſter des Städtchens, der als naher Verwandter des Kleemann'ſchen Hauſes der Trauung beiwohnte. Alsdann muß er Euch Alimente zum Unterhalt der Kinder auswerfen.“

„Anerkannt? Nein, nicht nach dem Buchſtaben des Geſetzes; aber er wird nicht ein Rabenvater ſein und ſeine Kinder, ſein Blut und Fleiſch verläugnen wollen. Eine Geldſumme zum Unterhalt! Er will ſie ihnen wohl geben; aber ich mag ſie nicht! Die Sorgfalt und Liebe eines Vaters, das iſt es, was ſie nöthig haben; ernähren will ich ſie ſelbſt, wie ich es bisher gethan habe!“

„Meine gute Frau,“ ſagte der Prieſter, deſſen Geſichtszüge das peinliche Gefühl verriethen, das dieſer Auftritt in ſeiner tugendhaften Seele erweckte, der aber ſeines Herzens Stimme unter ſeinen Amtsverrichtungen erſticken mußte, meine gute Frau, da Ihr keinen geſetzlich begründeten Einwand machen könnt, ſo vermögt Ihr auch die Heirath des Herrn Lorſtätt nicht zu verhindern. Ich bitte Euch daher die heilige Ceremonie nicht länger unterbrechen zu wollen. Verlaßt lieber die Kirche.“

„Nein,“ rief Katharina mit dem Ausdruck der höchſten Verzweiflung; „ich weiß wohl, daß ich von den Geſetzen nichts zu erwarten habe, noch auch von der Geſellſchaft, aber wird eine Frau nicht mit einer andern Mitleid haben? O, mein Fräulein!“ — und hier warf ſie ſich Amalien zu Füßen — „Sie, die Sie reich und geehrt ſind in der Welt, wollen Sie mir das einzige Gut rauben, das ich beſitze? Können Sie den hartherzigen Muth haben, meinen Kindern ihren Vater zu nehmen?“

Arme Amalie! Denke ſich die zarte Leſerin in die Seele dieſes

jungen, reinen, unſchuldkeuſchen Mädchens, die nichts von der Welt und ihren Verirrungen wußte, bis ſie an dieſem Tage, den ſie für den ſchönſten ihres Lebens gehalten hatte, ſo traurige Kunde davon bekam. Man ſtelle ſich ihren Seelenzuſtand vor, als ſie, die ſchüchterne, furchtſame Jungfrau, plötzlich zur zweiten Heldin dieſes ſcandalöſen Auftritts wurde: man denke ſich ihre Pein, als ſie, voll heißer, freudiger, ſtolzer Liebe für ihren Lorſtätt, dieſen ſo plötzlich öffentlich einer ſchmachvollen Handlung angeklagt, ja ſich ſelbſt, ſeine Richterin zu ſein, aufgefordert ſah. Arme Amalie! Ein einziger Augenblick hat alle Illuſionen ihres Herzens zerſtört; ihre Träume von Glück ſind erblaßt, verſchwunden; ſie ſieht nur noch einen gähnenden Abgrund von Uebeln vor ſich; mit ſechzehn Jahren iſt des Lebens Blüthe für ſie vom verpeſtenden Samumhauche welk geworden! Arme Amalie!

Als ſie Katharinen zu ihren Füßen erblickte, erfaßte ſie ein tiefes Mitleid; ſie fühlte, ein Herz müſſe hier als Opfer bluten, und gern will ſie das ihrige als Brandopfer darbringen.

„Lorſtätt," ſagte ſie mit ſchwacher, erſterbender Stimme, „heirathe dieſe; ſie hat ältere Rechte auf Dich."

Aber Lorſtätt, als wäre nicht blos das Geſetz, ſondern auch das Recht auf ſeiner Seite, rief Katharinen mit einem ſtrengen Ausdruck in der Stimme an und ſagte zu ihr:

„Weib, ich fordere Euch hiemit laut auf, öffentlich zu erklären, ob ich Euch je irgend ein Verſprechen gegeben habe, ob ich Euch jemals auch nur zu der leiſeſten Hoffnung berechtigt habe, daß ich Euch heirathen würde?"

„Nein," ſagte Katharina, mit einem ſchneidend bitteren Ausdruck des Spottes, „ich habe nie irgend ein Verſprechen von Euch verlangt."

„Meine liebe Frau," nahm der Prieſter wiederum mit bittendem Tone das Wort, „verlaßt die Kirche; dieſer Auftritt hat ſchon allzulang die Heiligkeit des Ortes entweiht."

„Nein, ich werde nicht von hinnen weichen; denn dieſe Heirath darf nicht vor ſich gehen."

„Da dieſes Weib darauf beharrt, den öffentlichen Gottesdienſt zu unterbrechen und die heilige Trauhandlung eigenwillig und ohne Grund zu ſtören, ſo verfällt ſie der weltlichen Sicherheitsbehörde,"

nahm jetzt der Bürgermeister wieder das Wort. „Geht also in Güte, oder ich werde mich genöthigt sehen, Euch gewaltsam aus der Kirche entfernen zu lassen und zur Bestrafung der Obrigkeit zu übergeben."

Da Katharina auch dieser Aufforderung keine Folge leistete, so bemächtigten sich ihrer auf einen Wink des Bürgermeisters zwei zur Aufrechthaltung der allgemeinen Ordnung anwesende Polizeidiener und brachten sie in die Wachtstube des nahegelegenen Rathhauses, wo sie einige Stunden eingesperrt blieb, bis der vom Hochzeitsfeste zurückkehrende Bürgermeister sie, ohne weitere Bestrafung, entließ.

Die in der Kirche zurückgebliebenen Hochzeitsgäste verharrten einige Augenblicke in tiefem Stillschweigen: es war über alle ein Geist der Bestürzung gekommen und jeder Einzelne ergab sich schweigend dem Lauf der zahlreich sich aufdrängenden Gedanken. Endlich ersuchten Kleemann und Lorstätt den Priester, die heilige Handlung wieder beginnen zu wollen.

„Niemals, niemals!" rief Amalie, mit verzweiflungsvoller Stimme und Bewegung; „mein Vater, mein Vater, laß uns von hinnen gehen!"

„Amalie! Was höre ich?" rief Lorstätt. „Wie, wäre es möglich? Sollte ich durch diesen gehässigen Auftritt Deine Achtung, Deine Liebe verloren haben? O ich fühle es tief, wie viel Schreckliches dieses Aergerniß für Dich haben muß; aber sei deshalb nicht ungerecht gegen mich; ich schwöre Dir, daß ich in Wahrheit nicht schuldig bin. Du bist zu jung, Amalie, um Alles dies in seinem rechten Zusammenhange zu begreifen; aber ich kann Dir heilig betheuern, daß ich Deiner stets noch würdig bin. Deine Hand — Du hast sie mir versprochen und hast keinen hinreichenden Beweggrund sie mir jetzt zu verweigern: es geht um Deine Ehre, nicht minder als um die meine."

Kleemann und die andern Anwesenden, mit Ausnahme des Priesters, der immer noch in scheinbar theilnahmlosem, im Grunde wohl mißbilligendem Schweigen verharrte, gesellten jetzt Lorstätt sich bei, um sein Benehmen zu rechtfertigen und vereinten ihre Bitten mit den seinigen, um Amalie dazu zu bewegen, daß die heilige Handlung, die sie so lange unterbrochen, endlich fortgesetzt werden könne.

Das arme Mädchen bedurfte eigentlich all der Gründe nicht, mit denen man auf ſie einſtürmte: die innige Liebe, die ſie für Lorſtätt hegte, und das tiefe Mitleid, das ſie für den unglücklichen Bräutigam fühlte, waren die beredteſten Fürſprecher in ihrer Bruſt; trotz deſſen verlangte ſie einen Aufſchub von wenigſtens einem Tage: es ſchien ihrer zarten Seele allzu entſetzlich, ſich mit Lorſtätt zu verbinden, während die herzzerreißenden Schreie Katharinens noch in der Kirche zu widerhallen ſchienen und jedenfalls in ihrem Ohre noch mächtig nachtönten.

„Nein, nein," rief Lorſtätt; „es geht um meine Ehre; bedenke es wohl, Amalie, ehe ich mich entſchließen könnte, mich ohne den Titel Deines Gemahls wieder in der Geſellſchaft zu zeigen, würde ich lieber augenblicklich die Stadt verlaſſen, und ich wäre im Stande, das Aeußerſte zu begehen."

Amalie, welcher der Gedanke der Verzweiflung ihres Geliebten unerträglich war, ergab ſich endlich den dringenden Bitten Lorſtätt's, ihres Vaters und ihrer Verwandten.

So ward denn der Hochzeitsact vom Prieſter vollendet, ohne weitere Vorfälle, als daß der Prieſter ſeine Traurede ſichtlich auf's Möglichſte abkürzte, da Amalie ſo offenbar leidend war, daß man ihr von fünf zu fünf Minuten einen Flacon mit kräftigen ätheriſchen Salzen reichen mußte, damit ſie nicht in Ohnmacht falle. Etwa eine halbe Stunde nach dem durch Katharina herbeigeführten Auftritt war Amalie in das Haus ihres Vaters zurückgekehrt und empfing als Madame Lorſtätt die Glückwünſche der Freunde und Verwandten, welche nebſt einigen andern ſpäter eingetroffenen Gäſten zahlreich um eine prachtvolle Tafel, die mit einem glänzenden Frühſtück bedeckt war, umherſaßen.

Aber ſo reichlich auch die Weine floſſen und ſo ſehr auch alle Geſichter eine feſtliche, freudige Miene anzunehmen verſuchten, ſo war der Eindruck, den die Scene in der Kirche in allen Gemüthern der dabei Anweſenden hinterlaſſen hatte, doch zu peinlich, als daß man ihrer Freude das Erzwungene nicht angeſehen hätte, wodurch denn auch die ungetrübte Fröhlichkeit derjenigen, die erſt nach der Trauung ſich eingefunden, in ihrem natürlichen Strome bald gehemmt wurde. Amalie ſelbſt machte unerhörte Anſtrengungen, um wenigſtens den äußerlichen Anſchein der Ruhe zu bewahren. Die Geſellſchaft entfernte ſich daher möglichſt raſch und ſobald ſich Amalie mit

ihrem Vater und ihrem Gatten allein befand, brach sie in unaufhaltsames, lautes, schluchzendes Weinen aus und zeigte einen Kummer, den gänzlich zu stillen für den Augenblick alle Liebesbezeugungen Lorstätt's nicht hinreichten.

Noch in derselben Woche reisten die jungen Ehegatten nach Wien ab, wo sich Lorstätt den ganzen Winter zu verbringen vornahm, damit in der fremden Umgebung, wo Amalie durch Nichts an die fatalen Vorfälle dieses Tages erinnert würde, die Zeit dieselben gänzlich aus ihres Herzens Gedächtniß verwischen und der wohlthätige Balsam dieser untrüglichen Göttin die Wunden vernarben möge. In der That auch schien Lorstätt's Gattin in den Zerstreuungen, die ihr die Reise und der Aufenthalt in der schönen, bunten, fröhlichen Residenz durch die liebende Sorgfalt ihres Gemahls in reichlichem Maße bot, die traurigen Gedanken zu vergessen, welche ihr Gemüth in den ersten Tagen ihrer Ehe umdüstert hatten. Sie schien sich mit aller Lust eines jungen, glücklichen Wesens den Ergötzlichkeiten und Vergnügungen hinzugeben, welche sie überall, und unter stets abwechselnden Formen, auf Bällen, im Theater u. s. w. antraf. Aber ein geheimer Gedanke vergiftete alle Freuden ihres neuen Daseins, es war dies die Erinnerung an Katharina; ein heimlicher Gewissensbiß, dessen ihr zartes Gemüth sich nicht erwehren konnte, daß sie, wenn auch unwillentlich und unwissentlich die Ursache dieses Unglücks gewesen; eine unbestimmte, ahnende Furcht dessen, was die Zukunft ihr noch vorbehalte und endlich eine heiße Neugier, zu erfahren, wie sich dieses Verhältniß zwischen ihrem Gatten und jener Frau angeknüpft habe. In den ersten Tagen ihrer Ehe befragte sie Lorstätt häufig über diesen Gegenstand; sie und sprach fast von nichts, als von Katharinen und machte ihrem Herzen der Pein, die sie empfand, dadurch Luft. Karl aber antwortete, — und hierin schlug er einen falschen Weg ein — seiner Frau höchst einsylbig auf solche Fragen und bezeugte deutlich, wie peinlich unangenehm ihm dieser Gesprächsgegenstand sei; ja er bat sie zuletzt geradezu, ihn nicht mehr zu berühren. Amalie hatte sich dem Wunsche ihres Gatten bequemt; aber gerade, indem sie von Katharinen zu sprechen aufhörte, ward ihre geistige Erinnerung an dieselbe um so inniger und stärker, so daß sich dieses Bild fortan allen Eindrücken,

die ſie erhielt, beimiſchte. Fand ſie in den Büchern, die ſie las, oder in den Theaterſtücken, deren Aufführung ſie beiwohnte, irgend Etwas, das eine Aehnlichkeit mit ihrer eigenen Geſchichte darbot, ſo faßte ſie es gierig auf und zog daraus Schlüſſe in Bezug auf die Art und Weiſe, wie ſie ſelbſt gehandelt hatte, oder wie ſie wenigſtens hätte handeln ſollen und beſchäftigte ſich beſonders mit den möglichen Unglücksfällen, welche ihr aus ihrer Handlungsweiſe für die Zukunft noch erwachſen könnten. In der Geſellſchaft glaubte ihr unruhiger Geiſt jeden Augenblick Anſpielungen in dem Gang der Unterhaltung auf ihre eigene Geſchichte wahrzunehmen. Wenn die Stirne ihres Gatten ihr irgend von Wolken umdüſtert ſchien, ſo ſagte ſie zu ſich ſelbſt:

„Ach, ja! Er denkt an Katharina. Wahrſcheinlich bereut er es, ſich ſo gegen ſie benommen zu haben; vielleicht bedauert er es, mich geheirathet zu haben; vielleicht liebt er ſie gar noch!“

So quälte ſie ſich über das Geringſte, oft ohne alle Veranlaſſung. So ſuchte ſie in allen Briefen, die ſie und Lorſtätt erhielten, mochten ſie nun von ihrem Vater oder von ihres Gatten Geſchäftsführer kommen, in jeder Phraſe eine verſteckte Beziehung auf Katharina. Kurz gerade das, was die arme Amalie ſo ſehr gefürchtet hatte, war es, was ihr Leben trübte: ein Gedanke, ein Gefühl der Eiferſucht, der Beſorgniß, des Mißtrauens, das um ſo mehr Herrſchaft über alle ihre geiſtigen Kräfte gewann, je mehr ſie ſich bemühte, es ſorgfältig in ihres Herzens geheimnißvolle Tiefe zu verbergen und je weniger ſie ihm je erlaubte, an's Tageslicht frei hervorzutreten.

Daß dieſer einzige Gegenſtand zwiſchen Amalien und Lorſtätt unerörtert geblieben, daß ſie nicht hierüber, wie über alles Andere ihre Gedanken und Gefühle durch gegenſeitige Mittheilung ausgetauſcht, war ein hinreichender Grund geworden, um allen Reiz ihres vertraulichem Beiſammenlebens zu verdunkeln; oft ſaßen ſie in langem, peinlichem Stillſchweigen neben einander, oder wenn ſie ſprachen, ſo waren es nur einzelne, abgebrochene Worte, die ſich mühſam ihrer Bruſt zu entwinden ſchienen. In ihre ſüßeſten Herzensergüſſe miſchte ſich eine geheime Befangenheit und zwar deßhalb, weil ein Jedes von ihnen ſich mit einem Gedanken trug, den es dem andern nicht mittheilte und weil dieſer Gedanke ſo mächtig in ihnen war,

daß er in ihrem Geiſte immer wieder durchdrang, wenn ſie ſich auch bemühten, von etwas Anderem zu ſprechen.

Eine vollkommene Vertrautheit iſt das größte Glück, deſſen zwei Menſchen hienieden genießen können, es iſt ein Glück der himmliſchen Weſen, aber eigentlich auch nur für dieſe möglich. Denn die Grundbedingung einer ſo engen Vertrautheit iſt, daß keine Zurückhaltung in den Gedanken der beiden Freunde herrſche und daß ein Jeder in das Herz des Andern ſo tief eindringen, ſo klar darin leſen könne, wie in ſeinem eigenen. Aber ach! das Menſchenherz iſt ſchwach und welches iſt wohl ſo engelrein, ſo fleckenlos, daß nicht, wenn auch nur im verſteckteſten Winkelchen, ein kleiner Gedankenkeim ſteckte, den man kaum ſich ſelbſt einzugeſtehen wagt und den man um keinen Preis das Seelenauge eines Andern möchte erblicken laſſen!

Vielleicht auch war Amalie nur deshalb ſo geneigt, ſich ſelbſtpeinigend eingebildete Qualen zu ſchaffen oder das Böſe der wirklichen Uebel durch Uebertreibung ſich fühlbarer zu machen, weil ſie zu jener Frauenklaſſe gehörte, welche von allen Glücksgütern ſo überhäuft ſind, daß ihnen nichts zu wünſchen übrig bleibt; weil ſie funfzehn Stunden täglich ohne alle Beſchäftigung war, alſo übergenug Zeit hatte, ſich in ſich ſelbſt zu verſenken und zu unterſuchen, warum ſie ihr Glück nicht ſo lebhaft empfinde, als ſie es eigentlich geſollt hätte. Amalie hatte, wie die meiſten Frauen ihres Standes, eine ſehr ſtark entwickelte Intelligenz, fand aber für ihren Geiſt keine hinlängliche Beſchäftigung; ſolche Geiſter müſſen denn durch eine Menge kleinlicher Beſchäftigungen ſelbſtmörderiſch ſich verengen und zerſtören oder ſie müſſen ſich für eine Idee leidenſchaftlich begeiſtern. Amalie hatte nicht das Herz, um ihren Geiſt zu verkleinlichen, ſie konnte weder ein lebhaftes Intereſſe an dem Wechſel der Moden, noch an den verläumderiſchen Geſprächen nehmen, die in ſo vielen Frauengeſellſchaften der einzige Unterhaltungsſtoff ſind; durch ihre Schönheit Triumphe für ihre Eigenliebe zu erringen und ein wenig zu kokettiren, fiel ihr nicht im Entfernteſten ein. Ihre Beſchäftigung, ihre fixe Idee, ihr ganzes Leben war die ausſchließliche Liebe, die ſie ihrem Gatten widmete; und Alles, was Bezug auf dieſe Liebe hatte, war daher für ſie ein Gegenſtand der heftigſten Aufregung. Das ganze Weltall war für Amalie auf den engen Kreis einer einzigen Zuneigung beſchränkt.

Indeß war der Winter verfloſſen; Kleemann verlangte immer dringender die Rückkehr ſeiner Kinder, da er ſelbſt ſich zur Ruhe ſetzen und ſein Geſchäft mit dem ähnlichen des Eidams vereinigen wollte. Lorſtätt's eigene Geſchäfte heiſchten auch dringend die Anweſenheit des Herrn. Amalie ſelbſt übrigens war von dem geräuſchvollen Wirbel des Wiener Lebens ermüdet und ſehnte ſich, ihren Vater, ihre Jugendfreundinnen wieder zu ſehen, ihre eigene häusliche Einrichtung zu machen, und ſich jenes trauliche, ſtillſchöne, innre Familienleben zu bereiten, wie ſie und ihr Gatte vor und ſeit ihrer Heirath es einander ſo oft ausgemalt hatten. Ihr neuer Zuſtand erforderte übrigens die Ruhe der kleineren Stadt; denn ihr und ihres Gatten heißeſtes Sehnen war erfüllt, Amalie hatte die Hoffnung, in einigen Monaten Mutter zu werden. So verließen ſie denn trotz der freundlichen Aufnahme, die ſie daſelbſt gefunden, die glänzende Kaiſerſtadt ohne Bedauern und kehrten in ihre Heimath zurück in einer fröhlichern Gemüthsſtimmung und unter heiterern Gedanken, als ſie bei ihrer Abreiſe von dort gehabt.

II.

Die Heimkehr.

Die Reiſe der beiden jungen Ehegatten war überaus angenehm; während ſie ihr Weg durch herrliche, unter dem Zauberſtab des Frühlings mit neuen Reizen ſich ſchmückende Fluren führte und ſie von außen die lachendſten Eindrücke erhielten, rollten ihre Geſpräche über nicht minder erfreuliche Dinge. Sie machten ſüße Pläne für die Zukunft; beide trugen daſſelbe Verlangen nach Ruhe und Zurückgezogenheit; ſie ſtrebten nach nichts Anderem, als nach den friedlichen Freuden eines häuslichen Lebens, das ſie ganz dem Familienglück und der Erziehung ihres Kindes widmen wollten. Ihr Kind! das war der unerſchöpfliche Stoff ihrer Unterhaltungen, das war eine Glückſeligkeit, die, obſchon noch der Zukunft angehörig, doch ſchon jetzt ihre Seelen ganz ausfüllte. So flohen die Stunden eben ſo raſch an ihnen vorüber, als die Gegend, welche ſie durchreiſten und beide boten ein ſtets wechſelndes, aber ſtets ſchönes Gemälde mit noch herrlicheren Ausſichten im Hintergrunde. Amalie,

ihr ſüßes Lockenhaupt an die geliebte Bruſt ihres Gatten gelehnt, fühlte ſich in einem jener nur zu ſeltenen, entzückenden Augenblicke, in denen die Seele vollkommen befriedigt iſt, und ſchon bemerkten ſie freudig, in der Ferne, die erſten Häuſer und den Kirchthurm ihrer Geburtsſtadt, als Lorſtätt plötzlich Amalien erzittern und zuſammenſchaudern fühlte; ſein Blick folgte der Richtung des ihrigen und auch er erzitterte und ſchauderte; er ward bleich und ſchloß die Augen und die traurigſten Ahnungen verſcheuchten plötzlich die freudigen Bilder, von denen ſie vorher umgaukelt waren.

Sie hatten beide am Rande der Heerſtraße eine ſchwarz gekleidete Frau bemerkt, die zwei blauäugige, blondlockige Knaben an den Händen hielt. Als der Wagen an dieſer Frau vorbeifuhr, konnten die darin Sitzenden deutlich hören, wie die Frau, auf Lorſtätt weiſend, zu den Kindern ſagte:

„Seht Ihr, ich hatte es Euch wohl geſagt, daß er zurückkommen würde!"

Weder Amalie noch Lorſtätt ſprachen ein Wort; ſie hoben nicht einmal die Augen gegen einander auf, bis ſie vor dem Kleemannſchen Hauſe ankamen.

Verſchwunden war die Freude über ihre Rückkehr; alle Gegenſtände erſchienen ihnen jetzt in düſteren Farben und ſelbſt als ſie in den Armen ihres Vaters lagen, hatten ihre Umarmungen etwas Erzwungenes, ihre Liebesworte etwas Beklommenes.

Amalie hatte nur einen Gedanken, und der hieß: Katharina; aber ſie wagte es weder gegen ihren Vater, noch gegen ihren Gatten, ſich hierüber auszuſprechen.

Sobald Lorſtätt mit ſeinem Schwiegervater allein war, lenkte er das Geſpräch ſofort auf dieſen Gegenſtand und erzählte ihm, wie ſie Katharina angetroffen hätten.

„Das nimmt mich durchaus nicht Wunder," ſagte ihm Kleemann hierauf; „denn ſeit ſechs Monaten iſt ſie trotz Schnee und Regen, trotz Sturm und Kälte, jeden Abend auf die Heerſtraße gegangen, auf der Sie zurückkommen mußten, um Sie zu erwarten. Seit Ihrer Abreiſe, mein lieber Schwiegerſohn, iſt ſie halb vom Verſtande gekommen: man kann ihr zwar gerade keine wahnſinnige Handlung vorwerfen, aber ihre Reden ſind ſonderbar und unzuſammenhängend und Ihr Name, Karl, iſt ſtets das dritte Wort, das aus ihrem

Munde kommt. Sie hat zu Jedermann, der ſie anhören mag, es geſagt, daß, wenn ſie nicht feſt überzeugt wäre, daß Sie von Wien zurückkommen würden, ſie gewiß dorthin gehen würde, um Sie aufzuſuchen; denn ſie ſei nicht im Stande zu leben, ohne Sie zu ſehen."

Dieſe Worte zerſtörten einen Vorſatz, den Lorſtätt ſchon halb und halb gefaßt, nämlich ſeine Vaterſtadt zu verlaſſen, ſo mächtige Bande ihn auch in jeder Beziehung, ſowohl in Betracht ſeines Vermögens und Geſchäftes, als ſeiner Freunde und Verwandten, an ſeinen Geburtsort feſſelten; denn kein Opfer wäre ihm zu groß vorgekommen, wenn er damit Katharinens Entfernung und ſeiner Gemahlin Beruhigung, alſo ſein eigenes Glück hätte erkaufen können. Aber da er erkannte, daß Katharina ihrem Charakter nach im Stande ſei, ihm überall hin zu folgen, ſo ſah er ein, daß dieſer Schritt nur ein unnützes Opfer ſein würde und beſchloß nun, der Alles verändernden Zeit die doppelte Aufgabe anheimzuſtellen, die er allein nicht, wie er nun wohl einſah, zu löſen die Kräfte beſaß; er überließ es der Zeit, in Katharinens Herzen alle Erinnerungen ihrer früheren Liebe zu verwiſchen und in ſteigendem Verhältniſſe Amaliens Herz von den Qualen raſtloſer Eiferſucht zu befreien.

Letztere, die ſich jetzt häuslichen Sorgen ergeben, verbrachte mehrere Tage damit, ihre Haushaltung auf den gehörigen Fuß zu bringen, alle ihre Zimmer geſchmackvoll und elegant zu verzieren, und ihre Beſchäftigungen ſo einzurichten, daß ihre Mußeſtunden mit denjenigen zuſammenfielen, wo ihr Gatte und ihr Vater von ihren zahlreichen Geſchäften frei waren und ſie ſich ihrer Geſellſchaft erfreuen konnte. Sodann war es für beide Gatten eine wichtige, einflußreiche Beſchäftigung, ihren vertrauteren, täglichen Geſellſchaftskreis zu beſtimmen und deſſen Glieder ſorgfältig unter beiderſeitigen vorehelichen Bekanntſchaften auszuſuchen; ferner die Prunk- und Ceremonien-Tage anzuſetzen, wo ſie größere Zirkel empfangen würden; denn zu letzterem nöthigte ſie die Stufe, die ihnen ihr Vermögen unter den Vornehmſten des Ortes anwies, ſo wie mannigfache geſchäftliche Beziehungen. Mit Freuden dachten beide Gatten an die bald herannahenden heißeſten Sommermonate, in denen theils aus Mangel an Arbeitern, der Ernte halber, theils, weil dies überall die Monate der Geſchäftsſtockung ſind, ſowohl Kleemann's als Lorſtätt's Fabriken weniger im Gange waren und den Beſitzern Zeit ließen, einige

Monate der Erholung auf dem freien Lande, fern von dem Getreibe der Maſchinen, ſo wie der Geſellſchaft zuzubringen und ſich ſelbſt zu leben. Beſonders dachten ſie nun an die Geburt ihres Kindes, welche in dieſe Zeit des ländlichen Aufenthalts fallen ſollte; und dieſer Gedanke reichte hin, um in Amaliens Seele ein ganzes Freudenparadies aufblühen zu laſſen, ſo daß ſie auch wieder vertrauenden Blickes in die Zukunft hinausſchaute, weil noch ſo viele Keime des herrlichſten Glückes in ihr aufgehen ſollten.

Als ſie zum erſten Male mit ihrem Gemahle ausging, — es geſchah, um einige der unumgänglichſten Ankunftsbeſuche zu machen, — ſprachen ſie davon, wie ſie zur Entſchädigung für die viele Langweile, die ſie heute würden zu ertragen haben, ſich morgen das Vergnügen eines einſamen Spazierganges zu zweien in der ſchönen Umgegend der Stadt bereiten wollten; plötzlich aber verſtummten beide und wurden kalt und nachdenklich; denn beide hatten bemerkt, wie ihnen Katharina nebſt ihren zwei Knaben in einiger Entfernung auf dem Fuße folgte.

Sie beſchleunigten ihren Gang; aber, nach Vollendung ihres erſten Beſuches, finden ſie beim Heraustreten aus dem fremden Hauſe Katharina wartend. Amalie, mit ſchwacher Stimme, bittet ihren Gatten, nach Hauſe zu gehen; Lorſtätt willigte gern darein, denn auch er fühlte, daß er in einer ſolchen Gemüthsſtimmung, wie dieſe Begegnung und ihr Einfluß auf ſeine Gattin ſie in ihm hervorgerufen, nicht im Stande ſei, von Hauſe zu Hauſe eine Reihe inhaltsloſer Geſpräche durchzuführen. Kaum ſind ſie zu Hauſe angelangt, ſo zerſchmilzt Amalie in Thränen; Karl begreift ihr Leiden, aber er glaubt, ſie nicht beſſer beruhigen zu können, als indem er ihr vorſtellt, wie ihre Thränen ein Vorwurf für ihn ſeien, und daß es heiße, ihn durch Kummer tödten wollen, wenn ſie ihn zugleich für ihr und Katharinens Unglück verantwortlich machen wolle. Indem Karl gegen Amalie eine ſolche Sprache führte, bezweckte er damit, ihr Muth zu verleihen und ihre Großmuth zu ihrem Beſten in's Spiel zu ziehen, damit ſie nicht ſich ſelbſt unglücklich mache; aber Alles, was Amalie über ſich vermochte, war, daß ſie ihren Schmerz ſorgfältig in ihrem Inneren verbarg.

Man denke ſich nun aber erſt ihre Beſtürzung, als ſie eines Tages gewahr ward, daß ihre Nachbarin, gerade ihrem Hauſe

gegenüber, Niemand Anderes als Katharina war! Katharina, die vom Morgen bis zum Abend am offnen Fenſter ſaß! Sie betrachtete unaufhörlich das Lorſtätt'ſche Haus und alle Perſonen, die hinein- und herausgingen und bezeugte, ſo oft ſie Karl ſah, die lebhafteſte Freude. Dieſe fortwährende, ſpionenartige Beobachtung verurſachte Amalien eine unerträgliche Marter. Da ſie nicht alle Fenſter, die nach der Straße gingen, konnte vermauern laſſen, ſo verhing ſie dieſelben wenigſtens mit dichten, doppelten Vorhängen und hielt ſie ſtets ſorgfältig verſchloſſen, ſo daß es ihren Zimmern faſt an Luft und Licht fehlte. Trotz dieſer ihr Daſein verkümmernden Maßregel konnte ſie ſich dennoch den Gedanken nicht aus dem Kopfe bringen, das Katharina nur einige Schritte von ihr entfernt ſei und, wenn ſie ſich allein befand, konnte ſie ſich nicht einmal enthalten, ſelbſt ihrerſeits verſtohlen einen ſpionirenden Blick auf ihr Treiben zu werfen.

Dieſe moraliſche Wunde ward bei Amalien immer tiefer und giftiger. Denn ſo oft ſie mit ihrem Gatten ausging, folgte ihnen Katharina bald mit ihren Kindern, bald ohne dieſelben. Noch mehr quälte ſie, was man ihr zu wiſſen gethan, daß, wenn ihr Gemahl allein ausging, Katharina ihm gleichermaßen folgte, und ihn ſchon mehrere Male angeredet habe.

In der That hatte ſie einmal, als Lorſtätt ſein Weg durch eine abgelegene Gaſſe der Vorſtadt geführt, ſich ihm in den Weg geſtellt und ihn angehalten.

„Weib," hatte dieſer mit zornigem Tone zu ihr geſagt, „gebt Raum."

„Karl," antwortete ihm Katharina, „laß mich einen Augenblick Dich betrachten, laß mich Deiner Stimme Ton hören, es hat mir Beides ſo lange Zeit gefehlt! Jetzt wenigſtens ſehe ich Dich doch hin und wieder vorübergehen; aber ſechs bitterlange Monate hindurch bin ich des Glücks beraubt geweſen, Dich zu ſehen. Ach, ich könnte eine ſolche Leidenszeit nicht noch ein Mal durchmachen; daher ich Dir auch fortan überallhin folgen werde. O, höre mich, Karl, höre mich eines Augenblickes kurze Dauer an! Deine Frau iſt ja nicht hier, ſie wird es ja nicht wiſſen, daß ich mit Dir ſpreche. Höre, ich habe Dir an Deinem Hochzeitstage Verdruß gemacht, aber das ſoll mir nicht mehr zukommen; ich wußte es ſelbſt nicht,

wie sehr ich Dich liebte, Du hast mich verlassen und verstoßen, Du bist verheirathet, Du verachtest mich, aber ich — — ich habe weder Zorn noch Haß gegen Dich; ich habe nur einen Wunsch, und der ist, Dich zu sehen. Ich muß Dich stets sehen, muß Dich zuweilen sprechen, muß Deinem Leben bis in seine kleinsten Einzelnheiten folgen können, denn Du bist für mich die Luft, die ich einathme, die Sonne, die mich erleuchtet; ein freundliches Wort von Dir würde mich glücklich machen, Karl! o, gieb mir ein solches, ich verlange ja sonst nichts auf Gottes Welt von Dir. Mein Gott, mein Gott, wie kannst Du nur so ohne Erbarmen gegen mich sein, da mich doch der Gram und Kummer fast wahnsinnig gemacht haben, denn ganze Nächte wälze ich mich auf dem Fußboden meiner Kammer und schreie laut nach Dir, ohne daß ich am andern Morgen ein Sterbenswörtchen davon wüßte, wenn es mir die armen Kleinen nicht sagten."

Katharina weinte, als sie so sprach; Karl selbst traten die Thränen in's Auge, da er sie hörte und ihr Gesicht betrachtete, dessen abgemagerte, eingefallen bleiche Züge die deutlichsten Spuren ihres Leidens trugen. Fast gerührt antwortete er ihr mit sanftem Tone:

„Katharina, ich habe schweres Unrecht gegen Dich begangen; aber Du vergiltst mir reichlich, denn Du machst mich sehr unglücklich. Du rächst Dich an meiner Frau; Du vergiftest ihr Leben, indem Du Dich, wie ein rächender, strafender Geist, an ihre Schritte heftest; Du verlangst mein Mitleiden, aber hast Du selbst Mitleid mit mir?"

„Ei ja! Du großmüthiger Mann," entgegnete Katharina mit bitterem, höhnischen Lachen: „es wäre freilich so bequem für Dich, wenn ich meine Klagen in meine Brust oder in die Stille des Grabes versenken wollte. Ach! mein Gott, ich habe wohl mein Leid in mich verschließen wollen; aber die Anstrengung war zu groß und das hat mich wahnsinnig gemacht. Jetzt habe ich vor Nichts weder Scham, noch Furcht; ich sehe auf der ganzen weiten Welt Nichts als Dich allein, alle anderen Geschöpfe sind für mich gleich diesen Bäumen, diesen Steinen, diesem Rasen; es giebt keine menschliche Scheu mehr, die mich abhält. Du siehst, ich bin zu Allem fähig geworden. Und doch liebe ich Dich so sehr, daß ich mich damit be-

gnüge, Dein Mitleid anzuflehen. Aber nicht mit mir haſt Du Mitleiden, nein mit Deiner Frau. Deine Frau! Es giebt alſo ein Geſchöpf auf Erden, das glücklich genug iſt, Deine Frau zu ſein. O, mein Gott, mein Gott, und ich bin Nichts in ſeinen Augen, als ein niedriges Gewürm, das man unbeachtet zertritt."

„Katharina, ich habe unſägliches Mitleid mit Dir und ich wollte gern all mein Blut dafür hingeben, könnte ich dadurch das Weh erkaufen, das ich Dir zugefügt. Aber Geſchehenes iſt nun nimmer zu ändern, um Gottes Barmherzigkeit willen, laß' ab von Deiner Verfolgung."

„Höre, Karl! Da Du Dich gut bezeugſt, ſo will ich auch gut gegen Dich ſein; ich werde Dir nicht mehr folgen, wenn Deine Frau bei Dir iſt, nur dann, wenn Du allein ſein wirſt; aber dann wirſt Du mich auch zuweilen betrachten und wirſt noch ein Mal zu mir ſagen: Katharina, ich habe unſägliches Mitleid mit Dir."

Nach dieſen Worten war Katharina verſchwunden, ohne Karl's Antwort abzuwarten.

Seit dieſem Tage war ſie in der That Lorſtätt nicht mehr gefolgt, wenn er mit ſeiner Frau ausging. Da aber dieſe ihre Unterhaltung mit Karl von neugierigen Nachbarn belauſcht und mit böswilligen Zuſätzen vermehrt zu Amaliens Ohren gekommen war, ſo quälte ſich dieſe noch mehr durch den Gedanken, daß Katharina ihren Mann, wenn er allein ausginge, anſprechen und ihn um Worte des Mitleids anflehen könne. Es war bei Amalien eine unaufhörlich ſtachelnde Eiferſucht, eine unabläſſig ruhlos quälende Pein. Wenn ihr Gemahl ausgegangen war, verbrachte ſie ihre Stunden in tiefen Gedanken und das ſorgenſchwere Haupt auf ihre beiden Hände geſtützt, indem ſie die Zeit ſeiner Abweſenheit ihm ſorgfältig nachrechnete und ſich ihn ſtets vorſtellte, wie er Katharina anhörte und von der Erzählung ihrer Leiden ſich rühren ließ. Wenn er dann heimkehrte, ſo forſchte ſie auf ſeinem Geſichte nach den Spuren ſeiner Rührung, nach den Kummerfalten ſeines Geiſtes; all ſeine Worte, all ſeine Bewegungen legte ſie nach dem einzigen Gedanken aus, der ſie ſelbſt beherrſchte. Sie begriff recht gut, daß er mit Katharinen Mitleid haben müſſe; ſie auch ſeufzte im Herzen über das traurige Loos der Unglücklichen; aber je mehr ſie von dem Jammer derſelben gerührt war, deſto zehrender nagte die Eiferſucht

an ihrem Herzen, indem sie sich berechtigt glaubte, aus ihrer eigenen Sympathie für Katharinens Leiden auf eine noch größere in Karl's Seele schließen zu dürfen.

In der That war Lorstätt untröstlich über die Lage Katharinens und ihrer Kinder. Denn wie hätte er einem so großen Unglück und einer so tiefen Leidenschaft gegenüber theilnahmlos bleiben können? Konnte er ganz die Erinnerung an ein Band verlieren, das ihn zehn Jahre lang so glücklich gemacht hatte? Und dann blieb sie nicht immer noch die Mutter seiner Kinder? Und diese Kinder, diese armen Kinder, in deren Spiele er sich so oft gemischt, die er so oft zärtlich in seine Arme geschlossen und denen er jetzt, trotz Katharinens Bitten, die unbedeutendsten Liebkosungen verweigerte, waren ja im Grunde die seinigen und im Innersten seiner Seele liebte er sie herzlich. Wie groß mußte daher sein Kummer sein, als er sah, wie ihre Erziehung, zu der er so sorgfältige Grundlagen gelegt, fortan ganz vernachlässigt wurde; als er diese armen, unschuldigen Kleinen, fast nur noch in Lumpen gehüllt, mager und bleichfarbig vor Elend, im Geleite ihrer fast wahnsinnigen Mutter sah, die sie überallhin mitschleppte; als er erfuhr, daß, wenn sie unter die Spiele der andern Kinder sich mischen wollten, sie mit den verletzenden Worten: Fort, ihr Bankerte! zurückgestoßen wurden! Vergebens hatte er Katharinen zur Annahme einiger Unterstützung bewegen wollen: sie wies jede Geldsumme aus fremden Händen zurück, und da ihr zerrütteter, geistiger Zustand sie zu einer anhaltenden, sorgsamen Arbeit unfähig gemacht, so gewann sie kaum genug, um ihren Kindern das trockene Brot zu verschaffen. Lorstätt hatte versucht, ihr das Herzlose eines solchen Benehmens darzuthun; sie aber hatte ihm geantwortet:

„—Wer denn hat diese Kinder zu Elend, Schmach und Unwissenheit verurtheilt? Doch wohl derjenige, der sie verlassen und ihre arme Mutter wahnsinnig vor Schmerz gemacht hat. Oder ist es etwa die Schuld dieser unglücklichen Mutter, die durch ihren Kummer unfähig geworden, sie zu erziehen, sie zu pflegen, ihr Brod ihnen zu gewinnen? Almosen soll ich von Dir annehmen? Niemals, niemals! Komm und besuche Deine Kinder, Karl, komm, selbst sie erziehen, gieb ihnen die Liebesbezeugungen eines Vaters, und alsdann werde ich darein willigen, daß sie auch Dein Brod essen."

Karl konnte hierauf keine Antwort geben; denn er war feſt entſchloſſen, niemals zu Katharinen zurückzukehren. Eines Abends aber, als er aus der Vorſtadt, wo ſeine Fabrik lag, nach Hauſe kam, traf ihn Katharina mit lautem Schluchzen an und in der heftigſten Verzweiflung ſagte ſie zu ihm:

„Dein Kind ſtirbt, komm und beſuche es! O komm, komm, laß mich nicht allein zwiſchen dem einen meiner Knaben, der ſtirbt, und dem andern, der vor Jammer heult.“

Lorſtätt ließ ſich fortreißen: er hatte nie noch ſo tiefe Zuneigung zu Katharinen und ihren Kindern gefühlt, als in dieſem Augenblick. Als er in ihre Dachkammer trat, packte ihn mit Entſetzen das Gemälde des Elends und der Unordnung, die er von allen Seiten ſieht, und mit denen er im Geiſte die geſchmackvolle und ſaubere Einfachheit von Katharinens früherer Wohnung vergleicht. Das Elend iſt entſetzlich; denn es fehlt der Kammer an den allernothwendigſten Dingen; die Unordnung iſt abſtoßend, empörend. Auf einem erbärmlichen Strohlager windet ſich eins ſeiner unglücklichen Kinder unter furchtbaren Krämpfen; der andere voll Schrecken und Mitleid über den Zuſtand ſeines Bruders, wälzt ſich verzweiflungsvoll auf dem Fußboden und ſtößt Entſetzensſchreie aus, ſo daß zu befürchten war, er würde bald in denſelben gefährlichen Zuſtand verfallen; Katharina ſelbſt wirft ſich weinend auf das armſelige Bett und ruft aus:

„Sieh! da ſind ſie beide dem Tode nah und ich weiß nicht, was ich thun ſoll, um ihnen zu Hülfe zu kommen; denn ich fühle mich ganz irre im Kopfe; o, zuweilen wandeln mich ſchauervolle Verſuchungen an: da habe ich Luſt, mich aus dem Fenſter hinabzuſtürzen oder mich nebſt dieſen armen Kindern in's Waſſer zu werfen. O, Karl, Karl, ſieh, wie viel Uebles Du mir zugefügt!“

Lorſtätt weint heiße, bittere Thränen; er ergreift Katharinen bei den Händen, ſagt ihr einige ſanfte Worte, welche auf ihre kranke Seele die Wirkung eines wohlthätigen Balſams haben, der den Schmerz ſtillt und die klaffenden Wunden ſchließt. Sodann, raſch wie der Blitz, ſucht er einen Arzt auf, bringt ihn ſofort mit, verſchafft ſich möglichſt ſchnell die von ihm verordneten Heilmittel und wacht ſorgfältig darüber, daß ſie gehörig angewandt werden. Er verläßt Katharinen nicht eher, als bis ihr Kind außer Gefahr iſt

und noch bei ſeinem Fortgehen richtet er einige tröſtende Worte an ſie. Die arme Frau, durchdrungen von einem Wonnegefühl, das ſie ſeit langer Zeit nicht mehr kannte, faßt ihn bei ſeinen beiden Händen, folgt ihm, als er ſich ſanft loswindet, und ſtürzt ſich ihm faſt zu Füßen, indem ſie unzählige Male wiederholt: „O, Karl, Du wirſt wiederkommen, ſage es mir, daß Du wiederkommen wirſt, Dein krankes Kind zu beſuchen!“ Karl konnte nicht umhin, ihr dies ſo heiß begehrte Verſprechen zu geben.

Als er nach Hauſe kam, quälte ſeinen Geiſt zugleich die traurige Erinnerung an die herzzerreißende Scene, deren Augenzeuge er ſo eben geweſen, neben der Unruhe, welche ſein ungewöhnlich verlängertes Ausbleiben Amalien verurſacht haben würde. Er fand ſie in Gedanken verſunken, ſchweigſam, den blaſſen Tod auf der Stirn; aber ohne eine Klage vorzubringen, ohne einen Vorwurf ihm zu machen, reichte ſie ihm die Hand und indem ſie ein Lächeln auf ihre Lippen zwang, verſuchte ſie ein Geſpräch über gleichgiltige Dinge anzuknüpfen. Lorſtätt, unentſchieden, was beſſer ſei, ſprechen oder ſchweigen, begiebt ſich zu Bette, indem er eine Auseinanderſetzung auf morgen früh verſchiebt. Aber des Nachts, während Beide ſich anſtellen, als lägen ſie in tiefem Schlummer, hört er Amaliens ängſtliches Athemholen, da ſie ſich bemüht, ihre Seufzer in ihre Bruſt zurückzupreſſen: bei dem bleichen Schimmer der Nachtlampe ſieht er, wie die Thränen langſam über ihre Wangen hinabfließen. Er fragt ſie, ob ſie leidend ſei; da vermag Amalie nicht länger an ſich zu halten, und geſteht ihrem Gemahl, daß ſie vor Eiferſucht ſtirbt, daß Katharinens Verfolgungen und ihr unaufhörlicher Anblick eine unerträgliche Qual für ſie ſind, daß ſie die Vorgänge des heutigen Abends ſchon erfahren, ehe Lorſtätt nach Hauſe gekommen und daß, obzwar ſie ſein Benehmen nicht mißbilligen könne, ſie doch ſicherlich vor Gram ſterben werde, wenn er, aus welchem Grunde es auch immer ſein möge, fortfahre, Katharinen zu beſuchen. Lorſtätt gerieth über das, was er hier erfuhr, in Verzweiflung, denn da er wußte, wie verderblich dieſe Erregung für Amalie und ihren jetzigen Zuſtand werden konnte, ſo ſtiegen die unheilvollſten Befürchtungen in ſeinem Geiſte auf. Er ſucht ſie durch zärtliche Worte zu beruhigen und verſpricht ihr, daß er alles Mög-

liche anwenden wolle, um Katharinens Verfolgungen ein Ende zu machen und jeglichen Umgang mit ihr abzubrechen.

Am Morgen nach dieſer nächtlichen Scene theilte er ihr ſeinen Entſchluß mit, ſchon jetzt ſich auf ein nur in geringer Entfernung von der Stadt gelegenes Landhaus zu begeben. Dort werde er allein mit ihr ſein und könne ihr ſeine ganze Zeit widmen. Amalien gefiel, wie man ſich leicht denken kann, dieſer Vorſchlag vollkommen; ſie dankte ihrem Gemahl in den liebevollſten Ausdrücken für ſeine Güte und verſprach ihm, ihrerſeits alle möglichen Anſtrengungen zu machen, und ihrer unruhigen Einbildungskraft Meiſterin zu werden.

Ein letztes Mal jedoch begab ſich Karl noch zu Katharinen, um ihr anzukündigen, daß er eine lange Reiſe unternehmen müſſe, und wollte ſie hierauf verlaſſen, indem er eine Börſe voll Goldſtücke auf ihrem Tiſche zurückließ. Aber Katharina verſuchte ihn zurückzuhalten; ſie klammert ſich an ihn; bald bricht ſie in bittre Verwünſchungen aus, bald vergießt ſie reiche Thränenſtröme, bald richtet ſie die rührendſten Bitten an ihn und das Ende all ihrer Reden iſt immer der Schwur, ihm überall hin zu folgen. Lorſtätt kehrte untröſtlich nach Hauſe zurück; er ſah ein, wie es eine Unmöglichkeit ſei, ſich den Verfolgungen Katharinens zu entziehen. Das Entſetzlichſte für ihn aber war, daß er im Grund ſie und noch mehr ſeine Kinder liebte, während er andrerſeits Amalien anbetete und daß er erkannte, wie ihrer aller Schickſal durch ſeine Schuld verdorben ſei.

Lorſtätt und Amalie hatten ſich nun wirklich auf ihr Landhaus begeben. Seine Lage und Umgebungen waren wunderſchön; es iſt ein gebirgiges Land, in dem ein kleiner Bach fließt, der in ſeinem gewundenen Laufe eine Zierde der maleriſchſten Landſchaften wird. Man ſieht ihn ſich durch reiche, in üppiger Vegetation erglänzende Thäler ſchlängeln, welche von Gebirgen umgeben ſind, die bald enger ſie einſchließend, bald ſich weiter von einander dehnend, die Abwechſelungen einer bald lachenden und fruchtbaren, bald wilden, und unfruchtbaren Natur darbieten, je nachdem der Boden ſeine Weinranken und ſeine ſorgfältig bebauten Felder den Blicken entrollt,

oder nur die nackten Gipfel eines Felsens in phantastischer Formbildung zeigt. Der Reisende, oder vielmehr Spaziergänger — denn dieses Bergthal lag seitab der großen Heerstraße und lockte nur selten einige Reisende an — muß auf seinem Wege sich vom Laufe des Baches abwenden, um einen kleinen Hügel zu erklimmen; da zeigt sich alsdann nach und nach seinen Blicken eine weite Aussicht und ein unabsehbarer Gesichtskreis; in der Ferne, aber nur als undeutliche Massen, einige Städte, näher die umliegenden Dörfer, deren spitze Kirchthürme man zu unterscheiden vermag, und endlich gerade seinem Standpunkte gegenüber Gruppen von Häusern, die auf den Seiten des Gebirges zerstreut sind, oder auf den Gipfeln von Hügeln nisten oder in eine Höhlung der Felsen hineingebaut sind, und die fast mit künstlerischer Hand hie und da angelegt zu sein scheinen, um der Landschaft Mangelhaftigkeit und Lebendigkeit zu verleihen; überall aber, wohin der Blick fiel, fand man den schlangenartig sich windenden Lauf des Baches, der in seinem herumirrenden, ziellosen Gange tausend Abwechselungen, tausend sonderbare Gestaltungen des Bodens bildet und auf seinem Wege die Schätze befruchtet, welche die Natur in ihrem Busen trägt.

Wie glücklich war Karl und Amalie in den ersten Tagen, als sie zusammen diese schöne Gegend durchstreiften, indem sie langsam längs der Ufer des Baches hin ihren Spazierweg nahmen oder die Höhen bestiegen und dort in entzückter Betrachtung der reichen landschaftlichen Fernsichten und in Bewunderung der majestätischen Einfachheit der Natur, ihrer erstaunenswerthen Fruchtbarkeit, ihrer erhabenen Harmonien Stunden, ja Tage verbrachten! Wie glücklich waren sie, wenn sie, auf dem Abhange eines Hügels, unter dem Schatten eines überhängenden Felsstückes sitzend, dem beredten Stillschweigen der Natur lauschten und sich durchdrungen fühlten von jener Ruhe, welche aus der atmosphärischen Luft in die Seele übergeht! Wie glücklich waren sie durch das gegenseitige Bewußtsein ihrer Liebe, die in dieser Einsamkeit um so viel zärtlicher und leidenschaftlicher wurde, da dies stets die Wirkung des Naturlebens ist, daß es die Gefühle erhöht, reinigt und erhebt und innigkräftiger macht, als sie im dunstigen Gifthauch der Städte sind, wo unsre Aufmerksamkeit so vielfach zerstreut, unser Herz eingezwängt und unsre Seele durch die täglich sich gleich bleibenden Eindrücke abgestumpft wird.

Dabei nun blieben Lorſtätt und ſeine Gemahlin nicht etwa alle Tage in die bloße Betrachtung der Natur verſunken, ſondern ſie ſuchten durch die Hülfsmittel der Kunſt und Wiſſenſchaft ſie beſſer zu verſtehen, über ſie nachzudenken, ſie ſich ganz anzueignen. Bald beſchäftigten ſie ſich mit Botaniſiren; denn Beide liebten leidenſchaftlich dieſes Studium, das dem es Betreibenden jeden Tag den Lohn ſeiner Bemühungen giebt, ohne ſich je zu erſchöpfen, ein Studium, das eigentlich keines iſt, da es nur aus einem ſanft hinſchlendernden Spaziergang, einem dolce far niente, einer leichten, zugleich körperlichen und geiſtigen Uebung beſteht: bald übten ſie ſich in Zeichnungen nach der Natur. Oft auch laſen ſie einander Stellen eines Dichters oder Romanſchriftſtellers vor, der ihnen die ewig neuen und doch ewig gleichen Harmonien der Gottheit, der Natur und der Liebe unter andern Geſtaltungen und Formen vorführte.

Dieſes Glück Karl's und Amaliens dauerte ſo lange, bis ſie eines Tages, nachdem ſie auf ihrem Lieblingsplatze, unter einem Felsdache mehrere ſüße Stunden verbracht hatten, plötzlich Katharinen bemerkten, die nebſt ihren beiden Knaben in einer Ritze deſſelben Felſens niedergekauert ſaß, an deſſen Fuß ſie ſich befanden. Amalie erbleichte, ihre Füße wankten.

„Komm, geliebter Theurer," ſagte ſie zu Lorſtätt, „komm, laß uns fliehen; ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, ſie wolle ein Felsſtück auf unſre Häupter werfen, um uns zu zerſchmettern."

Bei dieſen Worten war ſie von einem krampfhaften Zittern ergriffen worden und ſie ſchien wirklich die Befürchtung zu hegen, Katharina wolle ſie und ihren Gemahl ermorden. Mit unſäglicher Mühe führte ſie Karl nach Hauſe, indem er ſie mehr in ſeinen Armen trug, als ſie ſelbſt zu gehen vermochte.

In Verzweiflung über den Zuſtand ſeiner Frau und neue Erſchütterungen für ſie befürchtend, gab Lorſtätt ſeiner Dienerſchaft den Befehl, ſorgfältige Wache rings um das Landhaus zu halten, damit Katharina nicht hineindringen könne, und wenn er mit Amalien ausginge, ihnen ſtets in einiger Entfernung zu folgen, um jede Annäherung Katharinens an ihn und ſeine Gattin unmöglich zu machen. Jedoch empfahl er ihnen dabei an, ſie gelinde zu behandeln und ſich nie ein rauhes Benehmen gegen die Unglückliche zu erlauben.

Es war aber überaus ſchwer, daß dieſer letzte Theil von Lorſtätt's Anordnungen pünktlich befolgt werden konnte. Die Bedienten überhäuften Katharinen, um ſie von der Wohnung fern zu halten und aus dem Geſichtskreiſe ihrer Herrſchaft zu entfernen, mit Beſchimpfungen, ja ſie legten ſogar mehrere Male Hand an ſie. Zugleich wurden durch die geſchwätzige Dienerſchaft Gerüchte über den Zuſammenhang dieſer Geſchichte unter die Bewohner des benachbarten Dorfes verbreitet, in welchem Katharina eine erbärmliche Hütte bewohnte. Lorſtätt und ſeine Gemahlin waren bei den Bauern ſehr beliebt: obendrein waren ſie die vornehmſten Leute aus dem Bezirk, reiche und mächtige Perſonen in Vergleich mit den Dorfbewohnern, während Katharina nur eine Unglückliche aus dem Volke, alſo aus ihrer eigenen, niederen Klaſſe war, die nicht allein das Unrecht begangen hatte, ſich von Lorſtätt verführen zu laſſen, ſondern nun noch die Frechheit hatte, ſich zu beklagen und mit ihrer Schande öffentliches Aufſehen zu erregen. Man beklagte Lorſtätt allgemein über eine ſolche Verfolgung, man bedauerte ſeine junge, ſo ſchöne, ſo liebenswürdige Gemahlin; auf Katharinen dagegen ergoß man mit vollen Händen Tadel und Verachtung. Niemand ſprach mit ihr, Niemand näherte ſich ihr; man beleidigte ſie mit den Blicken, man ſchmähte ſie mit Worten, wenn ſie ihre Mundvorräthe einkaufte oder um irgend einen geringen Dienſt bat; die kleinen Kinder des Dorfes ſelbſt beſchimpften ſie und warfen nach ihr und ihren armen Kindern mit Steinen. Dieſe üble Behandlung, dieſer allgemeine Tadel und Abſcheu, — Katharina empfand ohne Zweifel tief das Bittre deſſelben; aber äußerlich that dies nichts kund, ſie ertrug Alles ſchweigend. Die einzige Urſache ihrer Verzweiflung war, daß ſie von der Dienerſchaft des Landhauſes ſtets zurückgewieſen wurde und daß ſie oft ganze Tage unter den glühenden Strahlen der Sommerſonne umherirrte, ohne Lorſtätt gewahr zu werden, oder auch nur ſeine Wohnung betrachten zu können.

Sie ſtieß alsdann entſetzliche, ſchneidende Seufzer aus und wälzte ſich in einer Art von Wahnſinn auf der Erde herum; erſt, wenn es völlig dunkle Nacht geworden, entſchloß ſie ſich, in ihre Hütte zurückzukehren, wo ſie ſich dann ganz angekleidet auf ihr Lager warf und fortfuhr, zu weinen und zu ſeufzen, bis ſie am andern Tage mit den erſten Strahlen des Morgens von Neuem begann, um das

Landhaus herumzuirren. So ſah man ſie ganze Tage auf den Bergen klettern und die Felſen erklimmen, um nur Lorſtätt's Wohnung von fern zu erblicken. Sie zerfleiſchte dabei oft ihren Körper und mißhandelte dabei ihre armen Kinder, die gezwungen waren, ihr überall hin zu folgen. Die Kleider aller drei waren zerfetzt und zerriſſen, ohne daß ſie daran dachte, dieſelben auszubeſſern und ohne daß ſie die Mittel hatte, ihnen neue zu verſchaffen. Denn ſie war faſt ohne Geld im Dorfe angelangt, da ſie die Börſe, welche ihr Lorſtätt zurückgelaſſen, in ihrem uneigennützigen Liebeswahnſinn unberührt auf dem Tiſche ihrer ſtädtiſchen Wohnung hatte liegen laſſen. Die immer ſteigende Zerrüttung ihrer geiſtigen Kräfte machte es ihr unmöglich zu arbeiten und ſich mit den Nothwendigkeiten des Lebens zu beſchäftigen. So kam es, daß ihr zuletzt ſogar die Nahrungsmittel ausgingen und ſie ſich genöthigt ſah, um Almoſen zu flehen; oder vielmehr es waren ihre Kinder, die, da ſie allzuſchmerzlich vom Hunger litten, bettelten, um ſich Brod zu kaufen. Die armen Kleinen wurden faſt ſtumpfſinnig; es war ein Jammer, ſie anzuſehen, ſo elend und abgemagert, ſo bleich und eingefallen waren ihre Züge.

Lorſtätt kannte den grauſenvollen Zuſtand Katharinens und ihrer Kinder nicht: ſeine Gattin war niedergekommen und die Sorgfalt und Abwartung, welche ihr Zuſtand erheiſchte, nahmen ſeine Thätigkeit gänzlich in Anſpruch. Amalie hatte ihm einen Sohn gegeben; die Wonne, die er über die Geburt dieſes Kindes empfand, wurde jedoch durch die peinliche Rückerinnerung an die Freude getrübt, die er ſchon bei der Geburt der zwei armen, unglücklichen Kinder empfunden, die fortan von ihrem Vater verlaſſen waren. Dieſes bittern Gedankens konnte er ſich fortan nicht entſchlagen, ſondern er quälte ihn immer wieder, ſo oft er ſein Kind liebkoſte: was ihm aber noch weher that, war, daß er denſelben Gedanken in Amaliens Augen las oder wenigſtens zu leſen glaubte.

Sei Amaliens Niederkunft mochten nun etwa drei Wochen verfloſſen ſein; Lorſtätt hatte, ſo zu ſagen, ihr Zimmer nicht verlaſſen: Amalie begab ſich zum erſten Mal in den Garten hinab, wo ſie, geſtützt auf die Arme ihres Gemahls, dem Vergnügen eines erſten Spazierganges einer Geneſenden ſich hingab. Nach Tiſche beſchloß Karl, da Amalie ſich vollkommen wohl befand, ſie auf kurze

Zeit zu verlaſſen, um ſich in die Stadt zu begeben, wo ſeine Geſchäfte dringend ſeine Anweſenheit auf einige Stunden erheiſchten. Es war ſein erſter Ausgang ſeit langer Zeit und er gedachte, wenn er auf dem Wege Katharinen begegnen ſollte, ihr einige freundliche Worte zu ſagen und ihr beſonders dringend anzuempfehlen, ihre Kinder ſorgſam zu pflegen; denn das Vaterherz ſchlug liebender als je früher in ſeiner Bruſt. Vergebens ſuchten ſie ſeine Blicke auf dem Heimwege; als er jedoch auf dem Rückwege von einem kürzern Fußſteige aus ſich wiederum der großen Heerſtraße näherte, hörte er tiefe Seufzer und erblickte ein Schauſpiel, das auf der kleinen Erhöhung, die er eben erſtiegen, ihn feſtbannte. Am Fuße derſelben Erhöhung, am Rande der Chauſſee, befand ſich eine zuſammengekauerte, mit Lumpen bedeckte Frau, die Hände waren blutig von Dornen zerfleiſcht, das Geſicht zerkratzt und bleifarben, die Wangen hohl und eingefallen, die Augen ſchweiften irre umher, die Haare flatterten aufgelöſt um den Kopf und ſchleppten ſich im Staube und Kothe der Landſtraße hin. „Mein Gott, ſollte dies Katharina ſein?“ dachte Karl und entſetzte ſich, bald aber konnte er keinen Zweifel hieran hegen, da er ihre beiden Kinder faſt nackt neben ihr ſitzend bemerkte und ſah, wie ſie weinend ihre kleinen, gefalteten Händchen gegen den Himmel hoben und da er aus dem Munde des einen die herzzerreißenden Worte hörte:

„Mutter, ich habe Hunger.“

„Ach, Mutter, wird denn heute Niemand mehr über die Landſtraße gehen?“ ſagte der Aeltere.

„Mein Gott, ſollen wir bis morgen warten, ehe wir uns Etwas zu eſſen verſchaffen können?“

„Niemand hat uns heute Etwas geben wollen.“

„Ich bin heute einem Wagen beinahe eine Viertelſtunde gefolgt, immerfort laufend und weinend, bis mir der Kutſcher einen Schlag mit der Peitſche gegeben hat, daß ich zu Boden geſunken bin.“

„Im Dorfe wagen wir es gar nicht, Jemanden um Etwas zu bitten, denn da ſtoßen und ſchlagen ſie uns und treiben uns weg, indem ſie ſagen: Fort mit Euch, ihr kleinen Bankerte.“

„Und alle Kinder werfen uns mit Steinen, wenn ſie uns ſehen.“

„Mein Gott, ſollen wir denn Nichts zu eſſen bekommen?“

Katharina antwortete auf alle Klagen ihrer Kinder nur folgende Worte, von deren Wirkung auf Lorſtätt's Gemüth man ſich leicht einen Begriff machen kann:

„Ihr ſeid Unglückliche, die weder eſſen, noch trinken, noch leben dürfen, weil Euer Vater es nicht will. Er hat ein anderes Kind jetzt, Euer Vater, das muß leben: uns aber möchte er gern alle todt ſehen."

Schon wollte nach dieſen Worten Lorſtätt zu ſeinen Kindern hinabſtürzen, da kamen in demſelben Augenblick mehrere Perſonen vorbei; die Kinder reichten ihre Händchen hin und erhoben flehend ihre traurigen Stimmchen, man warf ihnen einige Kupfermünzen zu und ſie eilten ins Dorf, um Brod dafür zu holen. Bald kamen ſie auch mit einem Stück zurück, das ſie ihrer Mutter reichten. Sie wirft ſich gierig darauf und alle drei aßen mit einer heißhungrigen Gefräßigkeit, die von langem, ſchmerzlichem Entbehren zeigte und einen traurigen Anblick bot. Da nun die Nacht bald einzubrechen drohte, ſo baten die Kinder ihre Mutter, ſie möchte doch mit ihnen in's Dorf zurückkehren. Dieſe aber erwiederte:

„Nein, nein, ich muß erſt noch in's Schloß gehen, ich muß ihn ſehen."

„Mutter," antworteten die Kinder, „Du weißt ja doch, daß uns die Bedienten wegjagen werden und daß ſie uns gedroht haben, die Hunde auf uns zu hetzen, wenn wir uns Abends dem Wohnhaus nähern."

Lorſtätten ſchlug das Blut in allen Adern mit fieberiſcher Gewalt und drohte ihm faſt das Herz zu brechen.

Die beiden Kinder fuhren fort, Katharinen anzuflehen, ſie möchte nach Haus gehen und faßten ſie bei den Händen, um ſie ſanft fortzuziehen, als das unglückliche Weib, von einem plötzlichen Anfall wilden Wahnſinns ergriffen, ſich auf ihre Kinder ſtürzt, ſie mit Fäuſten ſchlägt, ſie blutig mit ihren Nägeln kratzt, ſie zu Boden wirft und ſich ſelbſt neben ihnen auf der Erde wälzt, indem ſie laut aufſchreit und keinen andern articulirten Ton von ſich giebt, als den zu unzähligen Malen wiederholten Namen Karl.

Lorſtätt eilt auf ſie zu und entreißt ihr ihre Kinder, die über und über bluteten und halb todt vor Schreck und Erſchöpfung waren. Er will die Knaben in ſeine Arme drücken, ſie tröſten, aber ſie

treten wie mit Abſcheu vor ihm zurück und ſcheinen ſeine Liebkoſungen noch mehr zu fürchten, als die wahnſinnigen Anfälle ihrer Mutter. Der ſchrecklichſte Name für ſie iſt der ihres Vaters, den ſeit faſt einem Jahre ihre Mutter ihnen fortwährend als den Urheber all ihrer Leiden vorgeſtellt hat. Lorſtätt weint und ſchluchzt; er ruft Katharinen mit den zärtlichſten Namen: beim Tone dieſer geliebten Stimme kömmt dieſe, die bisher wie beſinnungslos dagelegen, wieder zu ſich, ſie beruhigt ſich und wie aus einem tiefen Schlafe erwachend, findet ſie, da ſie Lorſtätt ſieht, Thränen in ihren von der wilden Gluth des Wahnſinns faſt verkohlten Augen und hebt die Hände nach ihm auf, wie man ſie flehend zu Gott erhebt.

In dieſem Augenblick beſitzt Katharina alle Kräfte ihres Verſtandes; ſie hört Lorſtätt aufmerkſam zu, begreift ſeine Reden und antwortet ihm ganz vernünftig. Aber ach! was können ſie einander ſagen, als was ſie einander ſchon zu tauſend Malen geſagt haben, daß Katharina nicht ohne Lorſtätt leben kann, daß ſie nicht Herrin ihrer ſelbſt iſt, daß er aber ganz Amalien angehört. Aber Karl weint, bedauert die Vergangenheit, bittet Katharinen um Verzeihung und beſchwört ſie auf ſeinen Knieen, ihm ihre Kinder zu überliefern, damit er ſie in einer Penſionsanſtalt könne erziehen laſſen, und ſie aus dieſem grauenvollen Zuſtande des Elendes und der thieriſchen Herabwürdigung befreie. Katharina ſchreit in ihrer Verzweiflung laut auf, ihr Herz wird nie in dieſes Opfer willigen, aber ihr Mund hat nicht die Kraft, eine Weigerung auszuſprechen, wenn ſie Lorſtätt es zu ihren Füßen als eine Gnade anflehen hört und er ihr verſpricht, daß er ſie nicht mehr verſtoßen und verlaſſen, ſondern ſie zuweilen beſuchen werde, wenn ſie ſeiner Forderung nachgiebt. Katharina, die unter dem Gewicht ſo heftiger Aufregungen erlag, widerſteht nicht länger und läßt ſich von Karl blindlings führen.

Sie gehen in's Dorf nach Katharinens Hütte; daſelbſt angekommen, verläßt ſie Lorſtätt, aber nur, um in einigen Augenblicken mit einer Frau zurückzukommen, die auf ſeinen Befehl in größter Eile Alles zuſammengebracht hat, was ſie an Leibwäſche, Mundvorräthen und Wirthſchaftsgeräthſchaften im Dorfe hat auftreiben können; er läßt durch dieſe Katharinens Hütte einigermaßen in Ordnung bringen, läßt für ſie und ihre Kinder ein Abendbrod bereiten, und ſagt ihr, daß er dieſe Frau beauftragt hat, dafür Sorge

zu tragen, daß es ihr fortan an Nichts fehle. Darauf beſchwört er ſie von Neuem, ihn ihre Kinder mit ſich fortführen zu laſſen; er zeigt ſie ihr, wie ſie bleich, abgemagert, muthlos ſind, den Tod auf dem Geſichte tragen; er thut ihr dar, wie es ihre Pflicht ſei, ſich auf einige Zeit von ihnen zu trennen, damit ſie Leben und Geſundheit wieder erhalten könnten; er verſpricht ihr, ſie würde dieſelben an dem Orte, wo er ſie hinbringen werde, oft beſuchen können. Katharina ſchlägt es weder ab, noch willigt ſie ein: ſie weint und umarmt ihre Kinder und drückt Lorſtätt's Hand unter Thränen und Schluchzen: ihr Körper iſt dermaßen erſchöpft, daß ihre Seele nicht mehr zu kämpfen vermag. Endlich ſinkt ſie in einen tiefen, ohnmachtähnlichen Schlaf; Lorſtätt empfiehlt ſie nochmals der Sorgfalt der Frau, die er bei ihr gelaſſen und reichlich mit Geld verſehen hat, und verläßt ſie, indem er die Kinder mit ſich fortführt, die ihm aber nur mit Widerwillen und Bedauern folgen.

Lorſtätt begreift wohl, wie hart es für Katharinen ſein wird, beim Erwachen ihre Kinder nicht mehr zu finden. Aber es handelt ſich um das Leben der beiden unglücklichen Kleinen: es hieße, ſie geiſtigem und körperlichem Untergang ſicher ausſetzen, wenn man ſie länger unter der Obhut ihrer faſt wahnſinnigen Mutter ließe. Er glaubt in ſeiner Seele und vor ſeinem Gewiſſen, daß er ſo hat handeln müſſen, wie er es in dieſem Falle gethan. Er beeilt ſich nun, die Knaben in das Haus eines benachbarten Arztes zu führen, den er bittet, ſie ſo lange in Penſion zu halten, bis ſie hinlängliche Kräfte und Geſundheit wiedergefunden, um ſie in eine Erziehungsanſtalt eintreten zu laſſen.

Als er ſpät Abends nach Hauſe kam und der überaus beſorgten und unruhigen Amalie die Vorgänge dieſes Tages erzählte, weinte dieſe vor tiefem Mitleid und inniger Rührung; die Eiferſucht war aus ihrer Seele verſchwunden und ſie billigte Alles, was Lorſtätt gethan und verſprochen.

III.

Der Tod.

Es war am Morgen nach dieſem ereignißvollen Tage: Karl und ſeine Gemahlin ſaßen im Garten ihres Landhauſes und erfreuten

ſich der friſchen, ſtärkenden Morgenluft: Amalie ſäugte auf einem Lehnſtuhl ihr Kind und Lorſtätt betrachtete ſie mit liebevollen Blicken. Die Vorfälle des geſtrigen Tages machten noch den Gegenſtand ihres Geſpräches aus und zum erſten Male, ſeit ſie verheirathet waren, hatten ſie den vollkommnen Einklang ihrer Seelen gefunden, indem ſie einander gegenſeitig die Unruhen und Qualen mitgetheilt, welche ſie wegen Katharinen ausgeſtanden. Da erſchien plötzlich keuchend und athemlos ein Weib im Hintergrunde des Gartens: Lorſtätt erkannte in ihr die Perſon, der er die Bewachung Katharinens übertragen. Beunruhigt über ihre Erſcheinung in dieſer frühen Stunde, ging er auf ſie zu, noch ehe ſie den Ort ihres Wohnſitzes erreicht hatte: und da erzählte ihm dann die Frau, wie Katharina, als ſie früh mit Tagesanbruch aufgewacht ſei und ihre Kinder nicht bei ſich geſehen habe, in einen entſetzlichen Anfall von Wahnſinn verfallen und in ihrer Wuth aus dem Dorfe entflohen ſei, indem ſie dabei die Richtung nach Lorſtätt's Landhauſe eingeſchlagen habe. Während dieſer noch den Bericht des Weibes mit anhörte und wie von inſtinktartiger Furcht bewogen, von der Ferne her einen beſorgten Blick auf Amalien und ihr Kind warf, ſah er plötzlich auf der ſeinem jetzigen Standpunkte entgegengeſetzten Seite des Gartens Katharinen eine Hecke erklettern, im Garten erſcheinen, mit der Schnelligkeit eines Blitzes und mit der Wuth einer Wahnſinnigen auf Amalien losſtürzen, ſie mit einem Fauſtſchlage zu Boden ſchmettern, ihr ihren Knaben entreißen und mit dem Kinde auf demſelben Wege entfliehen, auf dem ſie in den Garten gedrungen war. Dies Alles hatte kaum eine Secunde gedauert: in noch kürzerer Zeit aber ſtürzte ihr ſchon Lorſtätt über die Hecke nach, dermaßen außer ſich und ſo von dem Gedanken durchdrungen, daß er keinen Augenblick Zeit zu verlieren habe, daß er auch nicht ein Wort ſpricht und an der zu Boden hingeſtreckten Amalie vorbeirennt, ohne auch nur einen Blick auf ſie zu werfen. Dieſe aber erhebt ſich von ſelbſt und eilt gleichfalls Katharinen auf dem Fuß nach und zwar mit einer übernatürlichen Schnelligkeit; während ihres Laufes jedoch ſtößt ſie ſo ſchmerzhafte, durchbohrende, herzzerreißende Schreie aus, wie noch Niemand dergleichen gehört: es war mehr das Brüllen einer Löwin, der man ihre Jungen geraubt, als ein menſchenähnlicher Ton. Aber leider! übertraf Katharine in ihrer

Tollheit ſie beide an Schnelligkeit und Gewandtheit; mit Pfeilesſchnelle durchfliegt ſie die Wieſen, ſie erklettert das Gebirge und erklimmt die Felſen mit jener Geſchicklichkeit, welche eine ſorgloſe Unbewußtheit der Gefahr Kindern, Wahnſinnigen und Mondſüchtigen verleiht. Lorſtätt, trotz der Wuth, die ihn beſeelt, vermag ihr nur in einer Entfernung zu folgen, die unglücklicherweiſe immer größer wird: die jammervolle Amalie ſinkt ohnmächtig und erſchöpft am Fuße eines Berges nieder, den zu erklimmen ihr die Kräfte gänzlich abgingen. Mit brechendem, verzweiflungsvollem Auge folgt ſie Katharinen und ihrem Kinde; ſie ſieht, wie dieſelbe auf dem Gipfel des Berges ſtehen bleibt; dann vorwärts auf eine Felſenſpitze tritt, die unter ihren Füßen nachzugeben ſcheint; ſie ſieht, wie ſie zu gleicher Zeit ihr Kind in den Lüften ſchaukelt und dabei ein wildes Geſchrei, mit einem triumphirenden Ausdruck, ausſtößt. Jeden Augenblick befürchtet Amalie, ihr Kind entgleite Katharinens Händen und ſtürze zerſchmettert zu ihren Füßen nieder. Alle entſetzliche Angſt, die ein Mutterherz zerfleiſchen kann, empfindet ſie im kurzen Zeitraum weniger Minuten: bleich, kalt, faſt leblos, ohne Athem, die Augen und die Hände nach Katharinen hingerichtet, ruft ſie nur das eine Wort unaufhörlich:

„Mein Kind! Mein Kind!“

Unaufhaltſam, ohne Athem zu ſchöpfen, verfolgt Lorſtätt Katharinen: ſeine Dienerſchaft, mehrere Fabrikarbeiter, die er den Tag vorher einer kleinen Gartenanlage halber zu ſich hinaus beſtellt hatte und die indeß angekommen waren, ſo wie Bauern aus dem benachbarten Dorfe, welche Amaliens weitdringendes Geſchrei herbeigelockt, halfen ihm in ſeiner Jagd; und Lorſtätt rief ihnen, ſo oft er ihrer anſichtig wurde, ermunternd zu:

„Meine lieben, guten Leute, mein halbes Vermögen demjenigen, der mir mein Kind zurückbringt!“

So oft ſie ſich aber Katharinen zu nähern glaubten, lachte dieſe helllaut auf, rannte wüthend den Berg hinab, ſprang über Schluchten, vertiefte ſich in's Dickicht, erſchien wieder auf entfernteren Gebirgshöhen und verſchwand dann wieder, indem ſie ihrem Verfolger Hohn zu bieten ſchien.

Als Lorſtätt ſah, es ſei faſt unmöglich, Katharinen zu erreichen, ward er wie wahnſinnig vor Verzweiflung. So oft ſeine Blicke

nach dem Punkte hin ſich richteten, wo Amalie ſaß, ſah er ſie in einem ſchrecklichen Zuſtande: dabei hört er aus ihrem Munde fortwährend den Schmerzensſchrei: Mein Kind! Mein Kind! Kaum wagt er es ſich ihr zu nähern und einige Worte des Troſtes an ſie zu richten: immer wieder verlangt ſie ihr Kind. Endlich bewegt er ſie durch vieles, inſtändiges Bitten, ſich nach Haus zu begeben, er ſchwört ihr, daß ſie ihn nur mit ihrem Kinde wieder erblicken werde, und verläßt ſie mit dem feſten Entſchluſſe, dieſes Verſprechen zu halten und ſollte es ihn auch ſein Leben koſten.

Ein ganzer ſchmerzensreicher Tag war dmit dieſer entſetzensvollen Jagd und Nachforſchung hingebracht. Die ſämmtlichen Bewohner des Dorfes verfolgten Katharinen: Lorſtätt eilte ihnen ſtets voran, indem er das unſinnige Weib bald flehentlich beſchwor, bald mit Verwünſchungen überhäufte. Am Nachmittage hatte man ihre Spuren gänzlich verloren: unter den Einwohnern der zahlreichen, überall zerſtreuten Hütten der Umgegend hatte Niemand weder Katharinen, noch das Kind bemerkt. Man ſetzte die Nachſuchungen aufs Gerathewohl hin fort; Lorſtätt hatte alle Hoffnung verloren: er unterlag faſt der Müdigkeit und den Strapazen dieſes in wilder Bewegung und entſetzlicher Erregung faſt nahrungslos verbrachten Tages; dabei peinigte ihn tödtliche Unruhe und Beſorgniß über Amaliens Zuſtand und doch wagte er es nicht, allein ſich ihren Augen zu zeigen. Erſt ſpät, gegen Abend, entſchloß er ſich, in ſeine traurige Wohnung heimzukehren.

Welch entſetzlicher Augenblick war der, in welchem beide Gatten einander wieder erblickten! Welchen Blick warf ihm Amalie zu, welch ſchmerzhafte Betonung hatte ihre Frage: Und mein Kind? Da ſie glauben mußte, es ſei nicht mehr am Leben, ward ſie von heftigen Krämpfen ergriffen. Das war zu viel für ihren unglückſeligen Gatten: es war ihm unmöglich, dieſen Anblick länger zu ertragen und einem Unſinnigen gleich floh er aus ſeinem Hauſe und ſuchte ſich gleichſam in einer hohlen Bergſchlucht zu verbergen, wo er ſich zu Boden warf, indem er einen Strom von Thränen vergoß und Gott bat, dieſen Schmerzenskelch von ihm zu nehmen, da er ſeine Kräfte überſteige. Seinen Seufzern antworteten fremde Seufzer und plötzlich hörte er ſeinen Namen, Karl, Karl! ausrufen und erkannte ſofort den leidenſchaftlichen, wahnſinnigen Ton, mit welchem

Katharina ſtets ſeinen Namen auszuſprechen pflegte. „Katharina! Katharina!“ antwortete er und die entgegengeſetzteſten Gefühle, Haß, Entſetzen, Mitleid, Hoffnung wurden in ſeinem Herzen nach einander wach und verſchmolzen mit einander, als er Katharinen ruhig mit dem Kinde in ihren Armen, ihm nahe treten ſah. Lorſtätt's erſte Bewegung war, nach dem Kinde zu greifen; aber Katharina hielt es ſo feſt, daß er befürchten mußte, es könnte, wenn es der Gegenſtand eines Ringens würde, im Streit von ihr erſtickt oder erdrückt werden. Ach! wußte er denn überhaupt, ob es noch am Leben ſei!

Katharina ſagte mit ſanfter, weicher Stimme zu ihm:

„O Karl, wie ſehr freue ich mich, Dich anzutreffen! Denn Du weißt gewiß nicht, daß ich Dein Kind habe, Du weißt nicht, daß man mich den ganzen Tag hindurch verfolgt hat, um es mir zu entreißen; aber ich habe es nur Dir allein zurückſtellen wollen. Ich habe gedacht, es würde Dir zu viel Kummer verurſachen, wenn Du es verlieren ſollteſt; ich weiß, wie viel ich leide, daß ich meine Kinder verloren; gieb ſie mir wieder, Karl, hier haſt Du das Deinige, gieb mir meine Kinder wieder! Wenn Du wüßteſt, was ich heute am Morgen gelitten habe, als ich ſie nicht mehr neben mir fand: da ergriff mich eine Wuth, die mich den ganzen Tag über wie toll gemacht hat; es haftet mir nur noch eine verworrene Erinnerung im Kopfe, als hätte ich Dein Kind geſtohlen, daß es mir die meinen erſetze, und als ſei ich dann davon gelaufen, weil man mich verfolgte, bis ich endlich hier in die Nähe Deines Landhauſes zurückgekommen bin, weil mir plötzlich der Gedanke kam, Du würdeſt unruhig ſein, und auch Du würdeſt leiden, wie ich gelitten habe.“

Während Katharina ſo ſprach, hatte ſie Karl ſein Kind überreicht, dieſer betrachtete es mit ängſtlicher Sorgfalt, belebte es mit ſeines Mundes Hauch und horchte auf die ſchwachen Schläge ſeines Herzens, welche bezeugten, es ſei noch ein Reſt von Leben in ihm. Nun beeilt er ſich, das unglückliche Weib zu verlaſſen, der er trotz des jammervollen Tages, den ſie ihm bereitet, noch Dankesworte ſchuldet und auch giebt, und fliegt zu Amalie zurück. Ach! er denkt nicht daran, ihr den Uebergang zur Freude abzuſtufen und nicht plötzlich dieſelbe auf ſie einſtürmen zu laſſen: nein, er glaubt vielmehr, ſie habe ſo viel gelitten, daß man nicht ſchnell genug ihr

Herz von dieſer Schmerzenslaſt befreien könne. Es war in dieſem Augenblick, wo Lorſtätt Amalien ihr Kind übergab, Beiden ſo zu Muthe, als wäre ihnen ein himmliſches Paradies geöffnet.

Bald jedoch ward dieſe Freude durch neue Befürchtungen getrübt; der arme Kleine hatte in dieſem Augenblick viel gelitten und Amalie hatte ſo durchgreifende Erſchütterungen erhalten, daß, als ſie ihr Kind nun an ihre Bruſt legte, um es zu ſäugen, die Milch in dieſer vertrocknet war. Der Arzt, den man hatte herbeirufen laſſen, ſchüttelte mit einem ſchmerzlichen Blick auf Lorſtätt traurig den Kopf: eine tödtliche Angſt bemächtigte ſich des unglücklichen Gatten und Vaters: man ließ in aller Eile eine ſäugende Bäuerin holen, um dem Kleinen als Amme zu dienen, und er ſchien ſich auch, nachdem er die Bruſt genommen, wieder zu kräftigerem Leben zu erholen. Der Arzt aber nahm, ehe er wegging, Lorſtätt bei Seite und ſagte ihm:

„Ihr Kind, mein Herr, wird Mühe haben, ſich zu erholen; aber ich kann Ihnen nicht verbergen, daß die Mutter ſich noch in viel drohenderer Gefahr befindet.“

Trotz der übermäßigen Strapazen dieſes Tages ſchloß Lorſtätt die ganze Nacht kein Auge, ſo ſehr quälten ihn die ſchmerzlichſten Gedanken.

Am andern Morgen verlangte der Schulze des Dorfes, ihn zu ſprechen: er kam, um ihm die Anzeige zu machen, Katharina ſei wieder in denſelben Anfall von Wahnſinn verſunken, wie geſtern, und ſie habe von Neuem verſucht, die Hecke, welche den Garten des Landhauſes umgebe, zu erklettern: der Schulze fügte die Bemerkung hinzu, es ſei für Lorſtätt's perſönliche Ruhe, ſo wie für die allgemeine Sicherheit, ja ſogar zum Wohl der Unglücklichen ſelbſt das Beſte, wenn man ſie in das Irrenhaus der nahe liegenden Stadt einſchlöſſe. Lorſtätt ſchauderte bei dieſem Worte: aber er konnte gegen die Nothwendigkeit und den Nutzen der Maßregel nichts einwenden und erkannte, daß ſie in der That die einzige ſei, wodurch er Amaliens Ruhe ſicher ſtellen könne. Da er jedoch vermeiden wollte, daß man, um ſich der Unglücklichen zu bemächtigen, gewaltſame Mittel anwende, ſo bat er den Schulzen ſich nur damit zu beſchäftigen, daß er einen Boten in die Stadt ſchicke, um den Director des Irrenhauſes von der Ankunft ſeiner neuen Pflegebefohlenen zu unterrich-

ten: Katharinen daſelbſt hinzuführen, wolle er ſelbſt dieſe Nacht übernehmen.

Lorſtätt verbrachte den ganzen Tag bei Amalien und ihrem Kinde; des Abends dagegen verläßt er ſie zu früher Stunde, indem er vorſchützt, daß er, erſchöpft von den Strapazen des geſtrigen Tages, der Ruhe bedürfe. Er verläßt darauf unbemerkt und geräuſchlos ſein Landhaus, nachdem er Befehl gegeben, ſeinen Wagen anzuſpannen, und geht geradezu in das Thal, wo er geſtern Abends Katharina angetroffen. Sie befand ſich wirklich daſelbſt, zwar in einem lichten Augenblick und im Beſitz ihrer Vernunft, aber in der heftigſten Aufregung. Kaum ward ſie Lorſtätt anſichtig, ſo ſchrie ſie ihm zu:

„O Karl, Karl! Gieb mir meine Kinder zurück, ich habe ſo viel gelitten, ich kann nicht ohne ſie leben; ich habe nur dieſen einzigen Troſt auf der Welt, o Karl, Karl, gieb mir meine Kinder zurück!"

So fleht ſie ihn lange Zeit an und richtet die herzzerreißendſten Bitten an ihn. Lorſtätt hört ſie ſchweigend an. Endlich ſagte er zu ihr:

„Folge mir, Katharina, laß Dich von mir führen, es iſt zu Deinem eigenen Beſten."

„Wohin willſt Du mich führen?"

„Folge mir, habe Vertrauen zu Deinem Freunde."

„Nein, ich habe kein Vertrauen mehr zu Dir, denn Du haſt mir meine Kinder genommen: ich werde dieſe Stelle hier nicht mehr verlaſſen, ich werde hier den Hungertod ſterben, wenn Du mir meine Kinder nicht zurückgeben willſt."

„Nun, ſo komm, Katharina, ich will Dich zu Deinen Kindern führen, folge mir."

Nur die Unmöglichkeit, Katharinen durch ein anderes Mittel zu bewegen und die unumgängliche Nothwendigkeit, ſie von ſeinem Wohnorte zu entfernen, hatte Karl zu einer ſo grauſamen Lüge zwingen können; man ſtellt ſich daher leicht vor, welch ein entſetzliches Schauſpiel für ſein gefühlvolles Herz Katharinens Freude war, wie weh ihm ihre Dankſagungen, ihre Thränen, ihr Schluchzen, ja ſelbſt die Gelehrigkeit that, mit der ſie ſich von ihm leiten ließ und ihm, im Vertrauen auf dieſes Verſprechen, folgte. Sie ſtiegen in den harrenden Wagen und während des ſechs Stunden langen

Weges, den sie bis nach der benachbarten Stadt, welche das Irrenhaus enthielt, zurückzulegen hatten, schien Katharina, die noch vor wenigen Tagen vor Wonne außer sich gerathen wäre, so lange mit Karl vereinigt zu sein, keine andere Freude zu kennen, als daß sie bald den Anblick ihrer Kinder genießen solle. Lorstätt war gezwungen, sie in diesem Wahne zu lassen. Um so schrecklicher war für Beide der Augenblick, da sie aus dem Wagen stiegen, in's Haus traten, von dem Direktor der Irrenanstalt empfangen wurden und da Katharina, als sie ihre Kinder vergeblich mit den Augen suchte, plötzlich einen Argwohn, ja die Gewißheit der entsetzlichen Wahrheit erhielt! Der Blick, den sie alsdann Karl zuschleuderte, diese zu Boden schlagenden Worte: Du bist mein Henker bis an's Ende! der Anfall wilder, wahnsinniger Wuth, von dem sie nun ergriffen ward, die Ketten, die man ihr anlegen mußte — das Alles waren mehr Schmerzen, als Karl's Seele ertragen konnte. Er fühlte, daß er in dieser einen Minute um zehn Jahre gealtert sei, daß es für sein Herz fortan keine reine Freude mehr geben könne; noch zwar wollte er sich gegen das Unglück stemmen, aber es war übergroß und so erdrückte es ihn und schlug ihn gänzlich nieder: er kam muth- und kraftlos, an Körper und Geist erschöpft, nach Hause.

Armer Karl! Das Schicksal hatte bestimmt, ihm die härtesten Proben aufzuerlegen, die ein Mensch ertragen kann. Sechs Monate lang pflegte er seine Gattin und sein Kind; aber er sah sie Beide langsam unter seinen Augen hinwelken, ohne daß weder seine Zärtlichkeit, noch seine liebende Sorgfalt ihre Lebensflamme, die stets dem Erlöschen nahe schien, anfachen konnte. Das Kind starb zuerst; seitdem war alle Hoffnung verschwunden, die Mutter zu retten; dieser letzte Schlag zerbrach ihren schwachen Körper völlig. Diese schöne Amalie, überhäuft mit allen Gaben des Glückes, starb so in ihrem achtzehnten Jahre, weil sie die Uebel dieses Lebens allzu lebhaft empfunden. Sie war ein zu gebrechliches Geschöpf, ihre Organisation war zu zart für diese traurige Welt; sie ließ sich vom geringsten Sturmhauch hin und herschleudern, ließ sich von allen Zufälligkeiten dieses Lebens zu leicht verletzen, so daß sie endlich gebeugt und niedergedrückt, einem letzten Schlage unterlag. Amalie starb in den Armen ihres Gatten mit vollem Bewußtsein, indem sie die zärtlichsten Worte an ihn richtete und nur seinethalben noch

länger zu leben wünschte. Sie rief alle Segnungen des Himmels auf sein Haupt herab und empfahl ihm Katharinen und ihre Kinder. „Liebe sie und wache über sie, zur Erinnerung und aus Liebe für mich;" das waren ihre letzten Worte.

Kurze Zeit darauf verließ Karl, den Rathschlägen seiner Freunde nachgebend, diese Orte, den Schauplatz der traurigsten Ereignisse seines Lebens und trat eine Reise durch die Schweiz und Italien an. Vor seiner Abreise versah er einen seiner Freunde mit dem nöthigen Geld für Katharina und ihre Knaben und bat ihn, für dieselben alle mögliche Sorgfalt zu tragen; er selbst aber hatte nicht den Muth, sie zu besuchen. Er blieb ein ganzes Jahr abwesend, während dessen er in den schönsten Landschaften der Schweiz und in den vorzüglichsten Städten Italiens sich aufhielt, ohne daß er jemals sein Herz von der Last des Kummers, die es niederdrückte, erleichtert oder diesen zerstreut fühlte. Weder die Natur in ihren größten Schönheiten, noch die Kunst mit ihren Wunderwerken, weder die großen geschichtlichen Erinnerungen, noch das sanfte Klima, kurz keine von den Glanzseiten des sonnig fröhlichen Italiens war im Stande, seine Aufmerksamkeit zu fesseln: es war eine ermüdende Pein für ihn, Alles sehen und hören zu müssen: seine Gedanken waren stets anderswo, und die Bilder, denen er durch seine Reisen zu entfliehen strebte, trug er in seinem Innern stets mit sich herum. Wäre sein Leiden nur die Sehnsucht nach einem verlorenen Glücke gewesen, so hätte er wohl in seinen traurigen Erinnerungen selbst noch etwas Sanftes finden mögen. Aber ein Gedanke peinigte ihn unabläßig, daß nämlich er selbst der Urheber und das Werkzeug seines Unglücks gewesen. Die zerstreuende Neuheit der Gegenstände, die seinem Auge vorgeführt wurden, quälte seinen Geist nur noch mehr, anstatt seinen Schmerz zu lindern. Wonach sein Herz ein dringendes Bedürfniß empfand, das war Mitleid, Liebe und Zuneigung und es war etwas Entsetzliches für ihn, allein mitten unter Menschen und Ländern herumzuirren, die ihm fremd waren. Es schien ihm, als wäre er die Beute eines peinlichen Alpdruckes, aus dem er vergebens zu erwachen suchte; was lag ihm an Meisterwerken der Kunst? Seine Augen fanden keinen Reiz darin, denn ihnen schwebten überall die Bilder seiner Verstorbenen und seiner lebendig Begrabenen vor. Was lag ihm an geschichtlichen Erinnerungen? Sein Geist nahm kein Interesse daran; denn die düstern Erinnerungen seiner eigenen traurigen Geschichte füllten ihn ganz aus. Was lag ihm an einer milden, berauschenden Natur? Die Empfindungen, die sie weckte, fanden in seinem erstorbenen, erkälteten Herzen keinen Anklang. So wurden seine Seelenleiden durch den Mangel an Einklang oder vielmehr durch den völligen Zwiespalt, der zwischen ihm und den ihn umge-

benden Gegenſtänden beſtand, noch größer und ſeine Schmerzen noch peinlich ſtechender. Nur an einigen Stellen der Schweiz, mitten in einer düſtern, furchtbar ſchönen Natur, gegenüber großen Gefahren, empfand ſein Herz eine kurze Erleichterung von wenigen Augenblikken; aber auch hier erſchienen bald wieder Amaliens, Katharinens und ſeiner Kinder Bilder ſeinem Geiſte in ſo kräftigen Farben, daß er die Einſamkeit floh, wie er das Geräuſch und den Lärm der Städte gemieden hatte.

So kehrte er nach einem unnüz durchreiſten Jahre eben ſo unglücklich in ſeine Heimath zurück, als er ſie verlaſſen hatte. Er beſchloß nun, daſelbſt in einſamer Zurückgezogenheit zu leben und die Erziehung ſeiner Kinder von Katharinen zu ſeiner Lebensaufgabe zu machen. Auch verſprach er ſich, zuweilen dieſe unglückliche Frau zu beſuchen und alles Mögliche zur Linderung ihres Weh zu thun. Wenige Tage nach ſeiner Rückkehr, noch bevor er irgend einen ſeiner Verwandten oder Freunde beſucht, wollte er dieſen ſchmerzlichen Entſchluß zur That machen und begab ſich in die Irrenanſtalt. Er nannte ſich und erhielt ſofort die Erlaubniß, Katharinen zu ſehen. Aus Schonung hatte ihm keiner ſeiner Freunde von dem Zuſtande berichtet, in den die Unglückliche gerathen war: um ſo mehr erſtarrte er, und er blieb wie verſteinert ſtehen bei dem entſetzlichen Schauſpiel, das ſich jetzt ſeinen Blicken darbot: das bedauernswerthe Geſchöpf war nackt, angekettet, wüthend, mit ganz entſtellten Zügen, mit ſchäumendem Munde ſcheußlich anzuſehen, ähnlicher einem wilden Thiere, das man in ſeinem Käfig ankettet und dem man ſeine Nahrung nur von fern zuwirft, als einer menſchlichen Geſtalt; kurz ſie war zur letzten Stufe menſchlicher Erniedrigung herabgeſunken. O, mein Gott! und dieſe Frau hatte Karl angebetet, vergöttert, ja in ſeiner Erinnerung liebte er ſie noch. Er blieb wie angenagelt auf ſeinem Platze und ſein Auge, mit dem er nach Katharina hinſtarrte, war faſt eben ſo irrblickend, als das ihrige. Und welche Gedanken durchzogen wohl während dieſer entſetzlichen Anſchauung ſeinen Geiſt? Etwa Gedanken von Tod und Vernichtung? Nein, Gedanken der Liebe und irdiſchen Freude. Unwillkürlich, in Folge eines ſeltſamen Spieles der ſeeliſchen Wahrnehmungen und einer ſonderbaren Gedankenverknüpfung, verſetzte ſich Lorſtätt im Geiſte, wie durch eine unbegreifliche höhere Zauberkraft, in die Zeiten, wo er Katharinens Bekanntſchaft zuerſt gemacht hatte. Er ſieht ſie plözlich wieder vor ſich in aller Blüthe der Jugend und Schönheit; er berauſcht ſich in Liebe am Glanze ihres Blickes, an der Süßigkeit ihres Lächelns, an dem Würdevollen ihrer Haltung. Er ehrfürchtet und bewundert ihre Herzenseinfalt, ihre Beſcheidenheit, ihr geregeltes Benehmen, ihren Muth im Unglück. Die Tage der Waiſe ziehen ſich in einförmig ſtillem, ruhig ſanftem Laufe

dahin: ſie hat Niemanden in dieſer Welt, an dem ſie eine Stütze ſuchen kann; aber ſie hat ihr Vertrauen auf Gott geſetzt. Lange Zeit flieht ſie vor Lorſtätt, ſie entzieht ſich ſeinen Verfolgungen, aber ihre Unſchuld ſelbſt bringt ſie zu Falle; er verlangt nur ſie zu ſehen, ſich mit ihr zu unterhalten; ſie iſt allein auf dieſer Welt und es bietet ſich ihr ein Freund dar, ſie nimmt ihn alſo an, das arme, junge Mädchen und bald liebt ſie ihn mit allen Kräften ihrer Seele, noch ohne zu wiſſen, was Liebe iſt. Und Er, er verbringt entzückende Tage bei ihr, er betet dieſe einfache, engelartige Natur an und verſenkt ſich ganz in die Wonnen der ſo wahren Liebe, die man für ihn hier fühlt. Dann kommen die Tage der Thränen, der Befürchtungen, der Beſchwörungen, des Widerſtandes und des heißen Flehens, der dringenden Bitten von der einen und von der andern Seite; dann kommen die Tage völliger Vertrautheit, wo Karl unter der Laſt ſeines Glückes faſt erliegt, eines Glückes, das ihm ganz durch Katharinen kömmt, ohne daß er ihr dafür etwas Anderes wiedergeben könnte, als daſſelbe Glück: jene Tage, in denen ihm Katharina ihr ganzes Leben ſchenkte, indem ſie Nichts von ihm verlangte, als: er ſolle ſich lieben laſſen. Jeder Augenblick dieſer zehn Jahre tritt in dieſer Stunde in Karl's Gedächtniß als Bild mit friſchen Farben und lebenswarmen Zügen hervor: zehn Jahre, in denen Katharina nur für ihn gelebt, ihn jeden Tag erwartend, keine andre Freude, kein andres Glück ſuchend, als ihn zu ſehen; zehn Jahre, in denen ſie nie aufgehört, ihm als die treueſte Freundin, die leidenſchaftlichſte, glühendſte Geliebte, als die zärtlichſte Mutter, als ein in ihrer Schwäche noch ſtarkes, weibliches Weſen zu erſcheinen, das ihm, Karl, ihr Leben hingegeben, weil ſie ihn mehr liebte, als ihr Leben. Er ſieht ſie mit den Augen des Geiſtes wieder in voller Friſche und Fülle, ein kräftiges Leben; er ſieht ſie wieder zugleich als junges Mädchen, Geliebte und Mutter; er ſieht ſie ſchön erſt in ihrer Beſcheidenheit, ſodann ſchön vor hingebender Leidenſchaft, ſchön vor aufopfernder Treue; er ſchließt ſie in ſeine Arme, er hört ihre ſanfte, melodiſche Stimme, er betrachtet mit Liebe die Kinder, die ſie an ihren Buſen drückt; die gewaltigſten Bewegungen durchdringen und entzücken ihn: Katharina, ſüßes, rührendes Geſchöpf! . . . Aber plötzlich erwacht Lorſtätt aus dieſem ſeltſamen Rücktraume ſeines Glückes . . . Katharina iſt da, aber ſcheußlich, nackt, angekettet, heulend und unter ihrem Heulen den Namen Karl's mit Verwünſchungen begleitend und nach ihren Kindern ſchreiend. Entſetzliches Erwachen!

Der unglückliche Lorſtätt entflieht, wie von rächenden Furien gejagt; ſeine Bruſt erliegt unter einer übergroßen Laſt; er fleht zu Gott und Menſchen um Hülfe, aber vergebens; er möchte all ſein Hab und Gut um eine ſanfte, wohlthuende, erquickende Rührung

geben. Wo ſoll er ſie aber ſuchen? Ja, bei ſeinen Kindern, bei ſeinen und Katharinens Kindern. Keinen Zweifel mehr, wenn er ſie an ſein Herz drücken, die Liebkoſungen ihrer zarten Händchen fühlen wird, kann ſeine Seele wieder Ruhe gewinnen. Er begiebt ſich in die Erziehungsanſtalt, in welcher er ſie untergebracht hat. Der Vorſteher derſelben kann ihm nicht genug Lobenswerthes von den beiden Knaben ſagen: er rühmt ihren Charakter, ihren emſigen, arbeitſamen Fleiß und die herrliche Entwicklung ihrer geiſtigen Fähigkeiten; das Einzige, was ihm an ihnen mißfällt, iſt eine gewiſſe düſter mürriſche Seite ihres Charakters, eine zur Gewohnheit gewordene Schweigſamkeit, ein Zurückziehen auf ſich ſelbſt, ein Mangel an gemeinſchaftlichem Leben und Umgang mit ihren Kameraden. Lorſtätt läßt ſie herbeirufen: beim erſten Blick, den er auf ſie wirft, fühlt er ſich gerührt, er öffnet ihnen ſeine Arme und ruft ſie mit dem ſüßen Namen ſeiner lieben Kinder an ſein Herz. Sie aber treten, wie mit Abſcheu, vor ihm zurück; ſie bleiben eiſig kalt, trüb ſtumm, ihr Blick iſt faſt wild und ihre Hände verweigern den Druck der ſeinigen. Endlich nach einigen Minuten dieſes traurigen Stillſchweigens fangen ſie an in Thränen auszubrechen und in faſt drohendem Tone fragen ſie Lorſtätt:

„Unſre Mutter? Wo iſt unſre unglückliche Mutter, die Sie zur tollen Bettlerin gemacht haben, unſre Mutter, von der uns ſeit Jahr und Tag Niemand eine Nachricht gegeben hat? Wo iſt ſie? wo weilt ſie?“

Das war Alles, was ihr Mund mit dem Ausdruck des bitterſten Vorwurfs hervorbringen konnte, ſo ſehr ſchien dieſer, in erneuter Kraft über ſie kommende Schmerz ihnen das Herz zuſammenzuſchnüren.

Lorſtätt verläßt ſie, noch unglücklicher als zuvor und irrt auf Feldern und Wieſen umher, ſich ganz dem Zufall überlaſſend. Er leidet Unſägliches und doch muß er ſich, wenn er ſein Gewiſſen ſtreng prüfen will, wenn er allein mit Gott iſt, und in die Tiefe ſeiner Gedanken dringt, noch den Vorwurf machen, daß ſein Schickſal ein verdientes ſei, weil er nicht Bedenken getragen, einem andern Weſen ein entſetzliches Schickſal zu bereiten; daß Alles, was ihn treffe, eine nothwendige Folge ſeiner ſelbſtiſchen Handlungsweiſe ſei. Und doch kann er ſich im Grunde ſeiner Seele und ſeines Gewiſſens nicht ſchuldig erkennen; denn, ſagt er, — ſo ſtark iſt die Macht geſellſchaftlicher Vorurtheile und der falſchen Ideen, die unſre Erziehung uns einimpft — *denn im Grunde habe ich Katharinen doch nicht heirathen können*.

* * *

Mehrere Jahre ſind ſeitdem verfloſſen. Katharinens Zuſtand iſt allmälig beſſer geworden und auch die Kinder haben ſich nach und nach mit mehr Liebe ihrem Vater zugewandt, der in ihrer Erziehung ſeine ganze Freude und ſeinen einzigen Troſt findet.

Die Perlen.

Eine Novelle.

Das Meer hat ſeine Perlen,
Der Himmel ſeine Sterne,
Aber mein Herz, mein Herz,
Mein Herz hat ſeine Liebe.
H. Heine.

In einer Winternacht, ich weiß nicht genau, welchen Jahres im achtzehnten Jahrhundert ereignete ſich in Norwegen ein ſeltſames, entſetzliches Abenteuer.

Ein junger Mann, von etwa fünf und zwanzig Jahren, ein reichgekleideter Reiſender, der ſich wahrſcheinlich verirrt hatte, klopfte ſtark an die Thüre einer Hütte, die in Mitten der Gebirge ſtand, welche in der Nähe von Chriſtiania gelegen ſind. Bald auch öffnete ſich ihm die Thüre der Wohnung zum gaſtlichen Empfange und man beeilte ſich, ihn in das gemeinſame Zimmer dieſes armſeligen Hauſes zu führen. Dort bat man ihn, ſich auf den Gemſenfellen niederzulaſſen, welche um einen Herd herum lagen, der nur noch eine kaum warme Aſche enthielt. Der Fremde, der vor Kälte zitterte, that, als ob er ſich an dem Herde wärme.

Die erbärmliche Wohnung, in die wir unſre Leſer eingeführt haben, gehörte einem Bauer, Namens Cedric; der unglückliche Norweger beſaß auf dieſer Welt nur zwei Schätze: ſeine gute Jagdflinte, mit der er ſeinen Lebensunterhalt ſich gewann, und eine ehrſame

freilich nicht zum Beſten bei uns befinden, . . . bis morgen früh . . . eine ganze Nacht . . . das iſt ſo lange Zeit noch!"

„Seid darüber nur ganz ruhig, mein Freund," entgegnete der Reiſende; „ich habe nicht immer, wie ich es jetzt thue, die äußeren Anzeichen des Glückes und Reichthums an meiner Perſon getragen; ich habe manch' liebes Mal Sturmnächte an einem Herde verwacht, der es mit dem Eurigen in keiner Weiſe aufnehmen konnte."

„Wenn dem ſo iſt, ſo wollen wir um ſo tüchtiger einheizen und uns wärmen, mein Herr! . . . Margarethe, noch ein Scheit!"

Raſch erhob ſich das junge Mädchen, und die kniſternde Flamme ſprühte in unzähligen Funken auf von dem neuen Holz, das ihr zur Nahrung ward.

Der Fremde verlangte einen Trunk.

„Wir haben nichts, als klares Waſſer," antwortete Cedric.

„Ich verſichre Euch, mein Freund, daß ich oft ſchon Waſſer getrunken, das nichts weniger, als klar war. . . . Gebt mir nur Waſſer!"

„Wünſcht Ihr vielleicht nach dem Trunk auch etwas zu eſſen, mein Herr?"

„Recht gern."

„Nur muß ich Euch vorher ſagen, lieber Herr, daß wir Euch nichts, als einige geſottene Kartoffeln anbieten können."

„Großen Dank für Euer Anerbieten, mein Freund; ich habe mehr als eine Mahlzeit angenommen, die weniger werth war, als die Ihr mir jetzt anbietet. Gebt mir nur Eure Kartoffeln, ich will ſie Euch theuer bezahlen, ich ſchwöre es Euch . . . das heißt zu einem Preiſe, wie ſie ihn nur für einen Mann haben, der nahe daran iſt, vor Hunger zu ſterben."

Man ſetzte ihm auf einem Schemel eine Schüſſel geſottener Kartoffeln vor. Aber wer vermag wohl das Erſtaunen, ja die erſtarrende Verwunderung Cedric's und Margarethens zu malen, als der Reiſende, der mit einem eines beſſeren Abendbrotes würdigen Hunger ſich über die Kartoffeln hermachte, für eine jede Kartoffel, die er aus der Schüſſel nahm, eine nach der andern, auf eine wahrhaft königliche Weiſe eine ganze Anzahl kleiner, weißer Perlen in die Schüſſel fallen ließ, die, meiner Treu, ächte, feine Meerperlen waren.

Cedric ſprang plötzlich auf, zitternd und bleich vor Gier und Vergnügen, indem ſeine Blicke und Gedanken auf den Schatz ſich hefteten, der ihm für einige erbärmliche Kartoffeln zu Theil geworden. In demſelben Augenblick verſuchte Margarethe ſich auf den verſchwenderiſchen Reiſenden zu ſtürzen; aber wahrſcheinlich fehlte ihr der Muth; denn ſie ſank auf ihren Stuhl zurück und zwei große Thränen — auch zwei Perlen — entrannen den ſchönen Augen des jungen Mädchens.

Warum ſie wohl weinte? Mein Gott, ganz einfach deshalb, weil es ihr ſchien, als ob ſie durch die Illuſionen und Erinnerungen ihrer erſten Jugend hindurch den geheimnißvollen Gaſt, den ſchönen Zauberer zu erkennen vermöchte, der ein elendes Mahl unter einem elenden Obdach mit Perlen zahlte.

„Mein Gaſt . . .“ ſtammelte der alte Norweger, „wer ſeid Ihr? Ein millionenreicher Kaufmann, ein hoher adeliger Herr, ein verkleideter Prinz, ein König, ein Räuber oder ein Zauberer?“

„Nichts von dieſem Allen; ich bin nur ein norwegiſcher Bauer, der es zu etwas gebracht hat in der Welt, ich heiße ganz einfach Chriſtian und damit aus.“

Als dieſer Name Chriſtian genannt ward, machte Margaretha einen zweiten Verſuch, ſich in die Arme ihres Gaſtes zu ſtürzen; aber eine befehlende Handbewegung des Reiſenden gab ihr die Weiſung, noch an ſich zu halten und zu ſchweigen; das junge Mädchen begnügte ſich damit, ihn von fern, in ihren Gedanken, in ihren Wünſchen, mit Küſſen zu überhäufen, während ihre Blicke ihn ganz verſchlangen, indem ihre Augen bald Liebkoſungen, bald Vorwurf ausdrückten.

Der Gaſt fuhr in ſeiner Rede fort, indem er ſich dabei ſcheinbar nur an Cedric wandte.

„Es ſind jetzt beinahe acht Jahre her, da lebte ich, oder vielmehr fühlte ich mich täglich ſterben, in dem Dorfe Aggesdorf, auf der andern Seite des Gebirges; in jener ach! ſo glücklichen und doch ſo traurigen Zeit war ich nichts, als wie ich Euch ſo eben geſagt, ein ungeſchliffner Bauerburſche, ein elender Schäferjunge; ich war der Hirt Chriſtian, der die Heerden des ganzen Dorfes hütete und der ſie obendrein ſchlecht, ſo ſchlecht hütete, daß die armen Thiere nur allzu oft die Beute der benachbarten Wölfe wurden.“

„Zu achtzehn Jahren konnte ich weder leſen noch ſchreiben; natürlich, denn Niemand hatte es mich gelehrt; aber ich konnte fühlen, ſprechen, denken; meine Unwiſſenheit in allen Dingen war ſehr groß, ich geſtehe es gern; aber ich beobachtete Alles, was rings um mich vorging, mit ſeltener Aufmerkſamkeit; ich verglich die Reſultate meiner Beobachtungen und zog Schlüſſe daraus, getrieben von einer angebornen Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes; kurz, ich war kein gewöhnlicher Bauer."

„Das Erwachen der geiſtigen Kräfte erzeugt Leidenſchaften: ich fing an, mich leidenſchaftlich nach der Pracht und den Herrlichkeiten einer Welt zu ſehnen, die ich zwar noch nicht kannte, die ich mir aber ſchon errathen zu haben ſchmeichelte. Indem ich die magern Heerden, die meiner Bewachung anvertraut waren, vor meinem Stabe hertrieb, kaum einen Blick auf dieſelben werfend, ſchweiften meine Gedanken weit über mein Dorf hinaus und ich, der ich nichts weder von Freiheit, noch von Kenntniſſen, noch von Reichthum wußte, ich verlangte von einer, hinter den meinen Geſichtskreis begrenzenden Wolkenhöhen verborgenen, geheimnißvollen Zukunft Unabhängigkeit, Wiſſenſchaft, Vergnügen."

„Trotz meines niedrigen Urſprungs und meiner vernachläſſigten Erziehung trug ich im Grunde meiner Seele die Neigung und die Luſt, große Dinge kennen zu lernen und zu thun. Alles, was ſchön, was glänzend, was unermeßlich war, ließ mein Herz ſtärker ſchlagen und flößte mir ſehnende Wünſche und tiefes Bedauern ein. Jeden Abend brachte ich von meinen Streifereien, meinen planloſen Irrzügen durch Feld und Buſch, mir ſelbſt unbekannte, geheime Bewunderungen, lange Träumereien mit nach Haus, die mich oft in einen fieberartigen Wahnſinn verſetzten. In dem Schauſpiel der Naturwunder, unter den Herrlichkeiten, die mich von allen Seiten umgaben, ließ ich mich in Anſchauungen, in Betrachtungen gehen, die zugleich ans Entzücken, an die Trunkenheit, an die Thorheit grenzten."

„Soll ich es Euch geſtehen, meine neuen Freunde? Oft mitten unter den Träumen meiner krankhaften Einbildung, kam mir ein tollkühn verwegener Gedanke. Wenn ich ſo nach meiner Herzensluſt auf den Feldern herumſtreifte und die geheimnißvolle Arbeit der Wärme und des Lichts in den geringſten Kleinigkeiten ihrer himm-

liſchen Aufgabe betrachtete; wenn ich, ohne etwas an einem ſolchen Wunder zu begreifen, Alles bewunderte, was entſteht, was glänzt, was duftet, was grünt, was ſproßt, was reift, kurz was lebt und zwar vermöge des befruchtenden Tageslichtes lebt: dann ließ ich es mir einfallen, kennen lernen, ergründen oder errathen zu wollen das undurchdringliche Geheimniß dieſes mächtigen Künſtlers, dieſes unfehlbaren Zauberers, den man die Sonne nennt. Ja, ich irrte auf Bergen und in Thälern umher und ſuchte es den Adlern gleich zu thun und meine Augen unabläſſig auf dieſen ewigen Lichtkörper, auf dieſe blendende Scheibe zu richten, welche in großen Strömen goldigen Lichtes die Welt erwärmt und belebt. Die Sonne züchtigte mich für meine dummſtolze, übermüthige Neugier; ich hatte ihr ſo lange und ſo ſehr zu trotzen und ins Geſicht zu ſehen gewagt, daß plötzlich ein unſichtbarer Schleier auf meine Augen niederſank: eine feurige Hand ruhte ſchwer auf meinen Augenlidern; ich hörte auf zu ſehen. Wie durch einen entſetzlichen Zauber waren ganze acht Tage lang hindurch des Himmels und der Erde Lichter nur die Erinnerungen eines Blindgewordenen für mich."

„Als ich dem äußeren Leben, das heißt, als mir das Licht dieſer Sonne, des großen Erleuchters der bunten Zauberlaterne, welche man Welt heißt, wiedergegeben war, da dachte ich nicht mehr daran, das Geheimniß der himmliſchen Glanzkörper erforſchen zu wollen. Ich begnügte mich, fortan nur die reizenden, entzückenden Schönheiten zu ſehen und zu bewundern, welche auf der Erde glänzen. So widmete ich meine Bewunderung zunächſt den ſchönſten Kindern der Sonne, den Blumen, und ward ein wahrer Botaniker und legte, ohne an die Wichtigkeit deſſen zu denken, was ich that, oder ohne es irgendwie zu beabſichtigen, eine Pflanzenſammlung an, welche faſt eine Art norwegiſcher Flora bilden konnte. So auch betete ich andre, noch ſchönere Blumen an, die hübſchen Bauermädchen aller Dörfer auf dem Gebirge, bis ich mich zuletzt ganz ernſtlich in ein ſchönes Kind verliebte, die mich, ich bin deſſen ſicher, wieder liebte und die ich ſtets treu geliebt habe . . . Sie hieß, ich glaube . . ." hier machte er eine kleine Pauſe. . . . „Ich habe nichts von ihr vergeſſen, aber ihren Namen . . . Sie hieß, wie Eure Tochter, mein Wirth. . . . Ja, ich erinnere mich, ſie hieß Margaretha!"

„Der ſüßeſte Vorzug, den die Liebe vor der Ehe hat, iſt, daß ſie weder der Arbeit, noch des Reichthums bedarf, um wahrhaft glücklich zu ſein; die Liebe verlangt für ihr Leben nur Jugend und Hoffnungen. Margaretha und ich, wir waren beide kaum achtzehn Jahre alt, und ich laſſe Euch errathen, wie reich wir an ſchönen Zukunftsgemälden, an Schwüren und Liebkoſungen waren."

„Hätte ich Margarethen damals geheirathet, ſo würde ich nichts, als ein gar ſehr zu beklagender, armer Teufel geweſen ſein, und durch unſre beiderſeitige Armuth würden ich und meine Frau nur doppelt gelitten haben. Im Intereſſe unſrer Liebe und unſrer Zukunft nun beſchloß ich zu reiſen, mich zu unterrichten, die Welt zu ſehen. Jedes Mal, wenn ich nach unſern heimlichen Zuſammenkünften von Margarethen Abſchied nahm, war ich nahe daran, einer innern Stimme, dem Gewiſſensrufe meiner Liebe zu folgen, die mir zurief: Vorwärts! Vorwärts! Laß dies den letzten Abſchied ſein!... Fortwährend lebte in mir der ſeltſame Wunſch, meinen Hirtenſtab weit hinab in die Haiden des Dorfes zu ſchleudern und von hinnen zu gehen, von Stadt zu Stadt, und aufzuſuchen die Arbeit, die Kenntniſſe, den Reichthum."

„Aber ach! ich frage Jedermann: wie ſollte ich mein Glück finden, wenn ich in der großen Lotterie dieſer Welt nicht einmal meinen Einſatz machen konnte? Wie ſollte ich reich werden vermittelſt des Elends? Wie ſollte ich mit Nichts etwas erwerben?... Endlich kam Margaretha ſelbſt meiner Unwiſſenheit und meinem Unglück zu Hülfe, und zwar auf folgende Weiſe."

„Geliebter Freund! ſagte ſie eines Abends zu mir, als wir zu der gewöhnlichen Stunde an einem abgelegenen Orte zuſammengetroffen waren, Du willſt das Dorf verlaſſen, Du willſt Deine Margaretha verlaſſen, und, obgleich ich bei dem bloßen Gedanken an Deine Entfernung mich der Thränen nicht zu enthalten vermag, ſo ſcheint es mir doch, als hätteſt Du Recht, wenn Du von hinnen ziehen willſt. Ich denke hierin, wie Du ſelbſt, Chriſtian. Du haſt nichts gelernt und weißt doch viele Dinge, weil Du ſie errathen haſt: in den Augen aller Welt biſt Du nur ein ſchlechter Schäfer, der ſeine Heerde übel hütet: allein in meinen Augen biſt Du, weil ich Dich liebe, ein Gelehrter, ein Mann von Geiſt, ein Orakel, ein Gott! . . . Theurer Freund, wir ſind arm, ſehr arm, nicht wahr?

Nun, Deine Geisteskraft muß unsrer gemeinsamen Armuth zu Hülfe kommen: um glücklich zu sein, Christian, ist es nicht genug für uns, daß wir jung sind und einander lieben; wir können nicht länger so, der Gnade Gottes uns überlassend, in den Tag hinein leben.... Christian, Du wirst nächste Nacht von hier abreisen; Du wirst arbeiten, wirst ein brauchbarer Mensch werden, wirst reich sein, und vor allen Dingen wirst Du mich lieben, und ich, ich werde auf Dich warten!"

„Ich umarmte und küßte Margarethen."

„Nimm, sagte das junge Mädchen und reichte mir ein rothes Kästchen, hier sind Deine Mittel zur Reise."

„Was ist das? fragte ich mit zitternder, bebender Stimme."

„Das? antwortete sie lächelnd, das ist ein Schatz.... Schau' her."

„Margaretha hatte indeß das rothe Kästchen geöffnet, und ich sah, zu meiner größten Unruhe und Bestürzung, ein Halsband von kleinen, weißen Perlen in den Händen des jungen Mädchens liegen."

„Ohne ein Wort zu sprechen, so sehr war ich erstaunt und überrascht, frug ich doch mit meinen, vielleicht fast anklagenden Blicken Margarethen nach dem Ursprunge dieses Schatzes."

„Die Perlen gehören mir, antwortete mir meine Geliebte und putzte sich dabei mit dem schönen Halsbande, sie sind vollkommen mein eigen, und ich schenke sie Dir, Christian."

„Aber wer hat sie denn Dir gegeben, Margaretha?"

„Meine Milchschwester, ein reiches, adliges Fräulein, die jetzt in Christiania im Schlosse wohnt: sie war, als sie sich verheirathete, gut genug, an die Mitgift ihrer armen, noch unverheiratheten Baugrnschwester zu denken: sie hat mir aber, ich weiß nicht warum, auf die Seele gebunden, Niemanden etwas von diesem Geschenke zu sagen. Nun Du, mein Geliebter, mein künftiger Ehegatte, bist natürlich eine Ausnahme. . . . Ich habe mein Wort übrigens sonst gehalten: Du bist die erste Person, mit der ich von der Sache spreche, und das nur, weil ich hoffe, daß wir einst ein Paar werden. . . . Also, mein Herr und Gemahl, nimm, ohne zu erröthen, den kleinen Schatz an, den ich Dir biete. Zwischen uns beiden ist dies ja nur ein neuer Vorschuß. . . . Ich habe Dir ja mein kostbarstes Gut, meine Liebe, geschenkt und wage um Deinetwillen auch noch meinen guten Ruf. . . . Nimm also, es handelt sich ja nur um die Mitgift Deiner zukünftigen Frau."

Das junge Mädchen nahm bei dieſen Worten das Halsband, das ſie ſich probirend angelegt hatte und das ihr reizend ſtand, wieder ab und reichte es mir hin: ich nahm Margarethens Perlen an, indem ich vor Dankbarkeit und Freude reiche Thränen vergoß.

„Theures Kind!“ ſagte ich, „ich will, was Du mir ſo liebevoll giebſt oder vielmehr leihſt, hier und da ausſäen, um eines Tags daraus Wohlſtand, Reichthum und Ruhe für unſer ganzes Leben zu ernten. Lebe wohl, Margaretha! . . . Deine Aufopferung und Ergebenheit wird ein befruchtender Keim für meine Geiſteskraft ſein; Deine Liebe wird mir Glück bringen. . . . Ich werde reich werden, ich werde zurückkehren, um Dich zu ſchmücken mit den ſchönſten Perlen dieſer Welt; ich werde Dich ſtets lieben . . . und Du erwarte mich!“

„Noch einmal öffnete Margaretha das rothe Käſtchen: ſie nahm das Halsband heraus und küßte jede einzelne Perle, als wollte ſie mit dem Hauche ihres liebenden Mundes ſie weihen und ſegenbringend machen.“

„In der Nacht darauf verließ ich zu Fuße, raſchen Schrittes davon eilend, das einfache, reizend gelegene Dorf Aggesdorf; ein Juwelenhändler in der nächſten Stadt zahlte mir eine ziemlich bedeutende Summe für Margarethens Halsband, von dem ich nur das rothe Käſtchen zurückbehielt, um über kurz oder lang andere weiße Perlen hineinzulegen.“

„Vierzehn Tage nach einer Entfernung von Aggesdorf war ich in der Hauptſtadt Schwedens, in Stockholm, in einem Gaſthauſe. Der Kleidung nach, die ich angelegt, konnte man mich für einen jungen, deutſchen Studenten halten. Ich kaufte mir Bücher, die mir Belehrung und Geiſt geben ſollten: mit großen Koſten verſchaffte ich mir den Unterricht gelehrter Lehrer; und ſtellt Euch meinen Stolz vor, nach einigen Monaten Studiums konnte ich leſen, konnte ich ſchreiben. . . . Fortan war ich in den Stand geſetzt, aus den Meiſterwerken des menſchlichen Geiſtes den meinigen zu nähren und zu kräftigen; ich konnte mit ſo ſchwachen Werkzeugen, als eine Feder und ein Stück Papier ſind, die Gedanken und Gefühle, die ſich in meinem Kopfe und meinem Herzen drängten, ausdrücken und hatte ſie dadurch doppelt. Kurz, ich wiederhole Euch, Ihr vermögt Euch kaum einen Begriff von meinem Glück und meinem Stolze zu

machen, als ich ſchreiben und leſen konnte! . . . Mein Gott! ich glaubte, damit wäre ich im Stande, die Welt zu erobern und zu beherrſchen."

„Die ſchönſten Träume werden ſtets durch das Erwachen verdorben: ſo auch träumte ich ſo lange von meinem zukünftigen Ruhme, von meinen kommenden Reichthümern, bis das Elend mich gewaltſam aufrüttelte."

„Da erkannte ich denn aus dem Wenigen, was ich erlernt hatte, daß ich eigentlich Nichts wußte und noch Alles zu lernen hatte. Meine geringen Kenntniſſe aber hatten nur die traurige Folge, daß ich nun die Wunden und die Schmach fühlte, tiefer, lebhafter fühlte, als früher. Denn ich war bald wieder arm, ſo arm, wie ich es in meinem Dorfe geweſen, nur mit neuen geiſtigen Kräften ausgeſtattet, die mir aber nur dazu dienten, beſſer mein Elend zu begreifen, mit einem neu angenommenen Stolz, der mich nur über mein Elend noch mehr erröthen machte."

„Aber der Gedanke an Margarethen flößte mir Kraft zur Arbeit, die Erinnerung an ihre Liebe Muth zum Leiden ein. Das Perlenhalsband, das ſie als Samenkörner in meine Lebensfurche geſtreut hatte, ließ mich nicht einſchlafen, oder in ein thatloſes Elend verſinken. Ich verſprach mir, es durch Arbeit, Ausdauer und Liebe wieder zuſammenzureihen. Der Aggesderfer Schäfer nahm wieder ſeinen alten Stand an, er hatte früher den Heerden gedient; jetzt fing er an, den Menſchen zu dienen. . . ."

Hier unterbrach der immer heftiger draußen wehende Wind, der ſich heulend in den Bergklüften verfing und faſt das Feuer auf dem Herde auszulöſchen drohte, einen Augenblick die Erzählung unſres jungen Reiſenden. Dieſe gezwungene Unterbrechung benutzte Chriſtian, um ſein vorhin abgebrochenes Mahl fortzuſetzen: er machte ſich wieder daran, Waſſer zu trinken und Kartoffeln zu eſſen, und wiederum ließ er für jede Kartoffel, die er aß, indem er dabei ſeine Blicke fortwährend auf Margarethen geheftet hielt, koſtbare Perlen von einer ganzen Schnur feiner Perlen herab in die Schüſſel gleiten.

In den Augen Cedric's blitzte eine wilde, gierige Freude. Er

erhob ſich plötzlich und ſtürzte eilig an die Thür der Hütte; dort ſchien er, mit dem Ohre an das Schlüſſelloch geſenkt, jenen wilden, wirren, geheimnißvollen Stimmen zu lauſchen, die in einem Sturm ſo traurig weinen. Dann kam der alte Norweger wieder zurück und ſetzte ſich auf ſeinen alten Platz, in die Nähe des Reiſenden und ſeiner Tochter, aber er war bleich, zitternd, wie außer ſich; er fiel mehr, wie eine todte Laſt, auf ſeinen Schemel, als daß er ſich ſetzte; vielleicht keuchte er unter der erdrückenden Laſt irgend eines ſchrecklichen Gedankens.

„Herr," frug er ſeinen Gaſt mit einer befremdenden Kühnheit, „habt Ihr noch viel von dieſen hübſchen kleinen Perlen?"

„Ich habe auch nicht eine mehr, die ich Euch geben kann," entgegnete dieſer, der indeſſen rüſtig weiter gegeſſen hatte und mit den Kartoffeln, wie mit der Perlenſchnur zu Ende gekommen war; „ich habe nur noch das Halsband, das für meine Geliebte beſtimmt iſt, das ſchöne Halsband meiner Margaretha."

Bei dieſen Worten zog Chriſtian ein rothes Käſtchen aus der Taſche, öffnete es mit außerordentlicher, behutſamer Sorgfalt, und in dieſem, offenbar von langem Gebrauch etwas abgenutzten Käſtchen lag ein bewundernswerth ſchönes Halsband von Perlen, wie man ihresgleichen kaum in den glänzendſten Perlenfiſchereien des Oceans findet.

Ob beim Anblick dieſes prächtigen Halsbandes Margaretha verſuchen wollte, dem alten Schäfer von Aggesdorf ihren Dank abzuſtatten, ich weiß es nicht: nur das weiß ich, daß ſie vor ihm niederkniete, mit gefalteten Händen und gen Himmel gerichteten Augen. Und als nun Cedric ſie aufhob und zu ihr ſagte:

„Aber was iſt Dir denn, Kind? Was machſt Du da, Margaretha?"

Da antwortete ihm das junge Mädchen mit leiſer Stimme:

„Das Wetter iſt entſetzlich, mein Vater, und ich flehe zu Gott für den Reiſenden . . ."

Sie wollte nicht ſagen: für den verliebten Reiſenden.

In der Hütte war ein Augenblick des Stillſchweigens eingetreten, der Sturm draußen heulte entſetzlich fort und ſchüttelte die Tannen der alten Forſte, daß die Rieſenbäume laut vor gewaltigem Schmerze aufzuſeufzen ſchienen, ſo ſehr knarrten ihre Aeſte.

Endlich wies der alte Norweger auf das Halsband hin und murmelte halb für ſich, halb zu ſeinem Gaſte gewandt:

„Mit einem ſolchen Schatze des Nachts ohne Vorſicht und ohne Führer zu reiſen, iſt nicht weiſe: ich hoffe, junger Mann, Ihr ſeid wenigſtens bewaffnet?"

„Nein," entgegnete Chriſtian; „ich reiſe unter Gottes ſchützender Obhut und im Vertrauen auf Norwegens altberühmte gaſtliche Treue! . . . Nein, Cedric, ich habe durchaus keine Furcht. . . . Und doch habe ich hier in meiner Brieftaſche etwas noch weit Beſſeres, weit Koſtbareres, als ein armſeliges Perlenhalsband."

„Etwas noch Koſtbareres? . . . Was iſt denn das?" rief der Bauer.

„Ein Geheimniß, ein Wunder, eine Welt! Wartet. . . ."

Mit einer wahrſcheinlich unwillkürlichen Bewegung legte Cedric ſeine Hand auf ſein großes Jagdmeſſer, während Margaretha mit ihren Fingerſpitzen den Griff einer am Herde lehnenden Holzart berührte. Es ward wohl bei Beiden Nichts dabei gedacht . . . aber man hätte wahrlich meinen mögen, der Eine gedenke den Reiſenden zu erſchlagen, während die Andere ſich anſchicke, ihn zu vertheidigen.

Chriſtian bemerkte weder des Vaters, noch der Tochter Handbewegung; er ſteckte ſorgſam das rothe Käſtchen wieder in die Taſche, aus der er es genommen, und fuhr in ſeiner Geſchichte, dieſer Odyſſee ſeiner geiſtigen Entwickelung und ſeiner Arbeit folgendermaßen fort.

„Hunger und Durſt, dieſe ſchlimmen, aber unabweislichen Rathgeber, hatten mich gezwungen, mich bei den Glücklichen dieſer Erde für Lohn und Sold zum Diener zu bequemen; wenigſtens aber wollte ich, daß diesmal dem Sklaven ſeine Knechtſchaft noch etwas mehr einbringe, als blos Geld, dieſe ſchnöde Dankbarkeit der Reichen. Bei aller Entfernung, welche den gehorchenden Diener von dem befehlenden Herrn trennt, ſah ich doch gerade hierin ein Mittel mfür ich, Vermögen und Freiheit mir zu erobern, indem ich meinen Vorgeſetzten ſelbſt die große Kunſt, in dieſer Welt ſein Glück zu machen, abzulernen mir vornahm."

„Von dem Augenblicke an ſtrengte ich alle meine Geiſteskräfte an, um in dem Stande, der Geſchicklichkeit, dem Talent der Reichen, denen ich zu dienen verdammt war, ein geheimes Anzeichen deſſen zu entdecken, was ich verſuchen, was ich thun mußte, um mich aufzuklären und zu Kenntniß und Reichthum zu gelangen. Mein wahrer Beruf war mir noch ein unentſchleiertes Geheimniß, ein ungelöſtes Räthſel; ich hatte mir daher die Aufgabe geſtellt, den Geiſt und das Gewerbe meiner Herren zu durchforſchen, um meiner eigenen Beſtimmung auf die Spur zu kommen und das in möglich kurzer Zeit. In den Augen meiner Herren war ich nur ein Diener und zwar einer, der ſie vollkommen befriedigte; in meinen eigenen Augen ein fleißiger Zögling in der Schule der geiſtigen Ausbildung und des Glücks."

„In Stockholm wurde ich der Reihe nach der Diener eines Großhändlers, eines Dichters, eines Staatsmannes und eines Arztes. Indem ich mein Benehmen, meine Pläne, meine Studien, meine ganze Lebensrichtung nach dem heilſamen Beiſpiele meiner Herren zu regeln ſuchte, richtete ich oft genug, auf jeder der verſchiedenen Stationen meiner traurigen Reiſe durch die Vorzimmer und Dienerkammern, die Fragen an mich: Bin ich zum Handel oder für die Poeſie geboren? Iſt Politik oder Arzneikunde meine Beſtimmung?..."

„Der Kaufmann, mein erſter Herr, ſtand früh auf und ging ſpät zu Bette; ſeine Frau war ſein erſter Ladendiener, ſeine Kinder dienten ihm als Laufburſchen und Magazinwächter. Unter dem Vorwande, Ordnung und weiſe Sparſamkeit zu üben, war er ein Geizhals; er haßte die Armen, weil er ſelbſt nicht immer reich geweſen; das Vergnügen verabſcheute er als eine unnütze Geldausgabe; gern überwarf er ſich mit ſeinen Freunden, um, ſagte er, keine Schuldner zu haben. Nur in Einem war er verſchwenderiſch, nämlich in Moralpredigten und Rathſchlägen; einem Jeden, dem erſten Beſten gab er tauſend gute Rathſchläge und Lehren, wie er leben ſolle, ſchlug ihm aber einen Gulden ab, und konnte er ihn damit vom Hungertode erretten. Zudem verkaufte er ſeine Waaren nur mit wucheriſchem Gewinn und ſtahl innerhalb des Schranken der Geſetzes, ſo viel ihm möglich war. Mir verleidete dieſer Handelsherr den Handelsſtand vollkommen."

„Der Dichter ſchrieb herrliche Verſe und beſang die Götter be-

wunderungswürdig schön: . . . aber von den Menschen sprach er entsetzlich viel Böses. Er war glühend heiß von Liebe für die Göttinnen und die Engel: . . . aber er war eisig kalt gegen seine Frau und Kinder. In seinen Versen lebte er nur von Nectar und Ambrosia: im täglichen, prosaischen Leben nährte er sich nur mit den ausgesuchtesten Weinen und den nachhaltigsten Speisen. Da oben, auf dem Parnaß, reiste er nur in einer azurblauen, goldgeränderten Lichtwolke: hier mitten auf unserer armen Erde ließ er sich von trefflichen Rossen in herrlichem Wagen fahren. In seinen Gedichten glich er einem Bache, der sanft und ruhig dahinfließt über klarem Sandbette: im wirklichen Leben des großen Mannes ward der durchsichtig helle, glatte Bach oft von den Winden der Leidenschaft gefurcht und von dem Schlamm des Eigennutzes getrübt. In seinen Worten wollte er nur den Ruhm, in seinen wahren Gedanken erstrebte er nur das Geld. Im Himmel der Poesie liebte er alle Welt, hienieden liebte er Niemand. Kurz, nur seine Gedichte waren dichterisch: der Dichter selbst aber hätte mir fast die Poesie verleidet."

„Der Staatsmann, in dessen Dienste ich hernach trat, hatte allen Anschein einer tiefsinnigen Person: er war ernsthaft, bedächtig, schweigsam und oft sehr traurig. In ihm vereinte sich übrigens ein sehr seltsamer Widerspruch. Er war ein liebender Gatte und Vater, ein herzlicher Freund, ein milder Herr für seine Diener und selbst für die Thiere im Hause: in Stockholm und ganz Schweden hatte er sich einen entsetzlichen, nicht ungerechten Ruf grausamer Härte erworben! Die ganz einfache Ursache hiervon war, daß in seiner öffentlichen Thätigkeit der Beamte den Menschen vergaß, so daß dieser letztere sich nur im Privatleben zeigte. Leicht ward sein Mitleid von jedem persönlichen Unglück zu warmer, reger Theilnahme angefacht, sobald es sich nur mit leiser Stimme beklagte . . . aber er zeigte sich mitleidslos und hart gegen das Elend des Volks, das mit lauter Stimme seine Klagen hören ließ. Jedem Bettler, jedem Vagabunden, der ihn auf der Straße ansprach, verweigerte er niemals ein Almosen und meist sogar gab er ihnen reichlich; . . . aber als Beamter unterzeichnete er Verordnungen von fast grausamer Strenge gegen Bettler und Herumstreifer. In seinem Familienzimmer war er ohne Bitterkeit und Galle: in seinem Arbeitscabinet war sein Haß unversöhnlich, sein Zorn leicht erregt. Der bloße Anblick einer Lancette

flößte ihm Furcht ein, denn über einen Aderlaß fiel er in Ohnmacht: aber unerſchüttert blieb er beim Anblick eines Schaffots und das Blut ſeiner politiſchen Feinde, das er in Strömen vergoß, flößte ihm keinen Schrecken ein. Im Privatleben war er einfach, beſcheiden, leicht Jedermann zugänglich; in ſeinem amtlichen Daſein war er anmaßend, hochmüthig, unzugänglich. Es war in ihm ein ſteter entſetzlicher Kampf zwiſchen einem Manne, der ſich ſeiner natürlichen Güte überläßt, und einem Andern, der ſich ein Bedürfniß gemacht hat, bös zu ſein. Das Beiſpiel dieſes Miniſters flößte mir allen Abſcheu gegen die Politik ein."

„Der Arzt, mein vorletzter Herr, war ein grauſam-ſpaßhaftes Original. In allen Krankheiten ſeiner zahlreichen Clientel ſah er nur eine glückliche Gelegenheit, nicht etwa ſeinen eigenen Geldintereſſen, oder denen der leidenden Menſchheit, ſondern nur denen der Wiſſenſchaft, wie er ſagte, zu dienen, als ob dieſe in der That einen in ihr ſelbſt liegenden Zweck hätte, nicht vielmehr ihre einzige Beſtimmung in Milderung der menſchlichen Leiden läge. Er befand ſich am wohlſten, wenn er an einem Sterbebette beobachten konnte, und er bedauerte, daß nicht die ganze Stadt ein großes Hoſpital ſei. Die Leiden der Kranken waren Nichts in ſeinen Augen: in einem Patienten ſuchte er Nichts, als das Studium einer neuen Krankheitserſcheinung, oder eine neue Erfahrung über die Wirkſamkeit eines Heilmittels. Da er reich war, verlangte er nie einen Lohn für ſeine Bemühungen, die freilich nur für ihn einen Nutzen hatten: er machte ſich aber nur allzureichlich durch die vielen Leichname bezahlt, die er in's Grab hinein experimentirte. In ſeinem Hauſe zog ich alle Tage den Schluß, daß, da die Mediciner alle Tage die Leute tödten müſſen, um Etwas zu lernen, auch die ſo gewonnene Erfahrung meiſt negativer Art iſt, dieſe Wiſſenſchaft noch nicht ſehr viel wiſſen könne. Ich ſelbſt verſpürte durchaus keine Luſt in mir, ein ſolcher ſyſtematiſcher Henker zu werden."

„Endlich hatte der Zufall oder vielmehr die Vorſehung Mitleid mit dem armen, in ſeinem Suchen nach einem Lebenszwecke ſo unglücklichen Chriſtian. Ich hatte, als ich den Dienſt des Arztes verließ, das Glück, in den Dienſt eines ehrlichen Mannes zu treten, eines berühmten, den untern Volksklaſſen entſproſſenen Gelehrten, der ſeinem Geiſte ſein reichliches Auskommen und ſeine hohe Stellung

verdankte. Der König beehrte ihn mit freundschaftlichem Vertrauen: die Akademie der Wissenschaften hatte ihn zu ihrem Präsidenten erwählt; fast alle gelehrten Gesellschaften zählten ihn unter ihre Mitglieder: an der Universität bekleidete er die Professur der Botanik. Sein Name ist unsterblich: Karl Linné! . . ."

„Damals beschäftigte sich Linné mit unermüdlichem Eifer mit einer Ordnung und Klassificirung aller theilweisen Sammlungen der nordischen Flora nach dem neuen Systeme der Pflanzeneintheilung, dem er seinen Namen gegeben. Als ich in sein Haus kam, war er in dieser Klassificirung bis zur Flora des norwegischen Lapplands gekommen. Eines Tages wagte ich mich in das Arbeitszimmer meines Herrn zu kommen und überreichte ihm mit zitternder Hand die Pflanzensammlungen, die ich selbst in dem uncultivirten Garten unserer Gebirge zusammengebracht."

„Von wem und wo sind diese Blumen und Pflanzen gesammelt worden?" frug Linné.

„Von mir in Norwegen," antwortete ich mit kaum hörbarer Stimme.

„Wer und woher bist Du? Was thatst Du in Norwegen?"

„Ich bin aus Aggesdorf, wo ich die Heerden hütete; jetzt bin Diener in Eurem Hause."

„Wie Teufel bist Du darauf gekommen, Dich mit Pflanzenkunde zu beschäftigen?"

„Als ich ihm auf diese Frage ganz offenherzig mit Erzählung meiner Sonnenforschungen und der dadurch verursachten Blindheit und der Folgen dieses Vorfalls geantwortet, frug er weiter:"

„Aus welchem Grunde hast Du Dein Dorf verlassen? Was willst Du hier thun oder werden?"

„Weil ich in mir fühlte, ich sei nicht geboren, um bloßer Bauersmann zu bleiben; weil ich ferner mein Glück machen, zu Vermögen kommen wollte, um selbst reich zu sein und Margarethen reich zu machen."

„Wer ist diese Margarethe? frug er lächelnd."

„Ein junges Mädchen, die beim Abschiede mit einem Kusse zu mir sagte: Geh hin und werde ein reicher Mann: ich werde auf Dich warten! . . . Ich möchte sie nun, da ich überzeugt bin, daß sie Wort halten wird, nicht gar zu lange warten lassen."

„Linné verſank einige Augenblicke in ein tiefes Nachdenken; dann ſagte er mit gerührter Stimme zu mir:

„Du flößeſt mir Intereſſe ein, weil Deine Jugend der meinigen ähnlich iſt; gleich Dir waren meine Anfänge in Armuth; gleich Dir habe ich von meiner Hände Arbeit leben müſſen; Du haſt vor nicht gar zu langer Zeit den Hirtenſtab getragen, ich trug früher das Werkzeug eines Arbeiters; Du biſt Botaniker geworden, ohne es zu wiſſen, ſo wie auch ich, ohne daran zu denken, in der Botanik zuerſt auftrat. Gleich Dir endlich wollte ich ein junges Mädchen, die in einem verſteckten Dorfe meiner wartete, reich machen; aber ach! ich habe ſie nie mehr wieder geſehen! Mögeſt Du, Chriſtian, glücklicher ſein als Dein Herr und Deine Margarethe wiederſehen."

„Ich werde ſie wiederſehen."

„Nun fortan, Chriſtian, biſt Du nicht mehr mein Diener, ſondern ſollſt mein Schüler werden: beobachte wohl, was ich thue; merk' wohl auf meine Worte und vor Allem — arbeite!"

„Ich verſprach zu gehorchen. Ich beobachtete und belauſchte ſo gut als möglich meinen Beſchützer und Lehrer; es ſchien mir, als hätte ich nun plötzlich das Geheimniß meines Berufs enträthſelt; der wahre Gelehrte lehrte mich die Wiſſenſchaft anbeten."

„Mein Leben in Linné's Hauſe war exemplariſch: ich arbeitete am Morgen und am Nachmittag und am Abend, und nur mit Mühe entſchloß ich mich zu einigen Stunden unumgänglich nöthiger Nachtruhe. Vor allen Vergnügungen, vor aller Zerſtreuung, allen Thorheiten der Welt hatte ich einen tiefen Abſcheu: im Umgange mit Männern war ich linkiſch und verlegen, mit Frauen ſchüchtern und zitternd: der ſüßeſte Blick, die ſanfteſte Stimme verurſachten mir eine Art Fieber: das Kniſtern eines Frauengewandes in meiner Nähe flößte mir Furcht ein und ich wäre, glaube ich, vor Scham geſtorben, hätte ich zu den Füßen eines Mädchens, das nicht Margaretha war, hinknieen ſollen."

„Meine Kammer, einfach und beſcheiden, war ſtets tief ſchweigſam: mein treuer Hund, den ich aus den Gebirgen mitgebracht, und ich, das waren die lebendigen Bewohner des Zimmers: alte Möbel, Muſcheln-, Käfer-, Mineralien- und Pflanzenſammlungen machten ſeinen Schmuck aus; Bücher, Handſchriften, zahlreiche Meiſterwerke, Wunderwerke des menſchlichen Geiſtes, das Eigenthum Linné's,

waren meine Gäste, meine Kameraden, meine Freunde; ein glänzender Sonnenstrahl, der mein Zimmer beschien und den poetischen Morgennebel durchdrang, war mir ein getreuer, täglicher Besuch."

„So lebte ich zwei Jahre, nach deren Verlauf ich von dem Ertrag meiner Arbeiten schon einige Ersparnisse machen konnte, die ich darauf verwandte, fünf oder sechs Perlen zu kaufen, die ich sorgfältig in dem rothen Kästchen aufhob, worin Margarethens Halsband gelegen hatte."

„Seltsam überhaupt: es schien dort oben geschrieben zu stehen, daß die Perlen in allen meinen Lebensrichtungen eine große Rolle spielen sollten. Linné hatte nämlich auf sein Ansuchen von den Ständen Schwedens die Mittel erhalten, durch mehrere seiner Zöglinge aus den verschiedenen Fächern der Naturwissenschaft große wissenschaftliche Reisen unternehmen zu lassen und durch die Freundschaft des Meisters war auch ich unter diese Zahl aufgenommen Am Bord eines königlichen Schiffes trat ich meine Reise an und landete sechs Monate nachher auf der Insel Ceylon, gerade an dem Tage, wo in den Tiefen des indischen Oceans der Fang der Perlmuscheln beginnen sollte."

„An diesem Morgen eines herrlichen Februartages bot die Bai von Kondatchy auf der Insel Ceylon den Blicken der europäischen Reisenden ein Schauspiel von bewundernswerthem, mannigfach wechselndem Reichthum. Die morgenländische Sonne goß Ströme hellen, klaren Lichts über die unermeßliche Fläche des Oceans, der in blendenden, funkelnden Farben erglänzte, so daß er gleichsam mit kostbaren Edelsteinen zu Ehren des Perlenfestes sich geschmückt zu haben schien. Das Ufer war bedeckt mit Hütten, größeren und kleineren Zelten und Kaufläden: man begegnete da Menschen aus allen Ländern, von allen Kasten, allen Religionen und allen Farben. Die Kaufleute, die Goldarbeiter, Juwelenhändler, die Wechsler, trieben um die Wette ihren reichen Handel bis an das Ufer des Meeres, dessen Wellen ihnen fast die Füße badeten, ja oft in Nachen auf dem Meere selbst schwimmend. Die Frauen und Töchter der Perlenfischer verkündeten unter lautem, freudigem Gesang die Ankunft der mit bunten, glänzenden Flaggen verzierten Barken, welche von den zunächst der Küste gelegenen Bänken zurückkehrten. Bei der Landung eines jeden Kahns, der seinem Herrn die Erzeugnisse der

koſtbaren Fiſcherei brachte, drängte man ſich dicht an die Taucherſclaven, um ſchneller zu ſehen, zu zählen, mit den Blicken zu wiegen, zu bewundern, zu kaufen oder zu verkaufen die glücklich machenden Perlen, den Thau des Himmels, wie ſie die Dichter der Inſel Ceylon in ihren Feſthymnen nannten."

„Die unnachahmlichen Scenen, die auf dieſem weiten, dem Vergnügen, der Neugier, dem Luxus, der Sclaverei und dem Handel gewidmeten Schauplatz vorgingen, gewannen für mich ein ganz beſonderes Intereſſe in Folge eines ſonderbaren Vorfalls, der den entſchiedenſten Einfluß auf meine Zukunft und mein Glück haben ſollte. Eine alte, erbärmlich gekleidete, jammervoll ausſehende Indianerin ſtand, abſeits der lärmenden, fröhlichen Menge, am Ufer hinter einer Hütte; ſie ſprach ſchluchzend fortwährend mit ſich ſelbſt; meine Neugier und zugleich mein Mitleid waren dadurch rege geworden und ich ließ mich durch die gefällige Vermittlung des Dolmetſchers, der unſerer Expedition beigegeben war, in ein Geſpräch mit ihr ein. Die Urſache ihrer Thränen ſei, ſo ſagte ſie, der Verluſt ihres Gatten und ihrer Söhne, welche der Tod ihr geraubt. Als ich fragte, was dieſe geweſen ſeien, antwortete ſie: „Sie waren die bravſten und geſchickteſten Taucher und Perlenfiſcher an der ganzen Küſte! Eines Morgens ſah ich ſie alle zur Fiſcherei ausziehen; des Abends aber ſah ich keinen wieder am Ufer erſcheinen! . . . Sie hatten ſo lange und ſo gut getaucht, daß das Meer ſich an ihnen hat rächen und ſie behalten wollen! . . . Alle ſind ſie von den Fluthen begraben worden . . . Und doch, wenn ſie nur das Glück gehabt hätten, noch einen einzigen Tag zu leben, ſo hätten ſie aufgehört, Sclaven zu ſein, hätten der gefahrvollen Perlenfiſcherei entſagen können!"

„Waren ſie denn ſo reich?"

„Nein, aber ſie bereiteten ſich vor, es zu werden; denn — hier beugte ſie ſich zu dem Dolmetſcher und flüſterte ihm die folgenden Worte als ein Geheimniß, das er Niemand weiter anvertrauen ſolle, in's Ohr — denn, ſtellt Euch vor, mein Gemahl hatte ein Mittel entdeckt, in allen, ſelbſt den gemeinen Meeraufſtern nach Belieben Perlen zu erzeugen."

„Als ich, im höchſten Grade neugierig gemacht, nach dieſem Mittel ſie fragen ließ, antwortete ſie mit jenem ſchlauen Lächeln, das manchen Wahnſinnigen eigen iſt, wenn es ſich um ihre fixe

Idee handelt, legte bedeutsam den Finger auf den Mund, zum Zeichen ihres Stillschweigens, und entfernte sich eilig. Rasches Nachgehen meinerseits half mir nichts; sie war unter der Menge verschwunden. Der Dolmetscher versicherte, das Weib sei wahnsinnig."

„Lange Zeit erinnerte ich mich an diese seltsame, freilich wahnsinnig scheinende Aeußerung der unglücklichen Indianerin; ich träumte fortan die ganze Reise über schlafend und wachend nur von Perlen und Perlaustern. Oft schien mir die Erfüllung dessen, was diese arme Thörin in Kondatchy gesagt hatte, zwar eine Wundersache, aber keine Unmöglichkeit; ich versprach mir, über dieses unglaubliche Wunder, das ich zu thun mir vornahm, die Erfahrung und den hohen Geist meines Meisters zu Rathe zu ziehen. Fast war dieser Keim, den die Aeußerung der Wahnsinnigen in mein Gehirn gestreut hatte, zu einer fixen Idee bei mir geworden."

„Endlich kam ich nach Schweden, in das bescheidne Haus meines gelehrten Beschützers in Stockholm zurück. An einem der ersten Abende, wo ich meine Reiseerfahrungen erzählte, theilte ich ihm auch das Geheimniß der alten Frau auf Ceylon mit und frug sodann, was er davon halte. Man denke sich mein Erstaunen, als mein hoher Meister erklärte, die Sache habe zwar allen äußeren Anschein eines Unsinnes, sei aber trotzdem nicht unvernünftig; es sei zwar nichts Leichtes, aber es liege doch im Bereiche der Möglichkeit, nach Belieben Perlen in den Meeraustern, ja sogar in gewissen Muschelgattungen der Süßwasserströme, so zu sagen, keimen zu lassen. Das Mittel hiezu aufzufinden, sei freilich ein Problem, das noch zu lösen sei."

„Nun, so will ich es lösen, hatte Christian geantwortet."

„Möge Dir der Himmel in Deinem Vorhaben beistehen."

„Und der Himmel ist mir beigestanden, meines Meisters Wunsch hat mir Segen gebracht, das Problem ist gelöst, ich habe es gelöst."

Bei diesen Worten, die Christian mit einem frommen, feierlichen Enthusiasmus ausgesprochen hatte, stieß Margaretha einen lauten Schrei des Stolzes und der Freude aus; Cedric aber barg sein Haupt in seine beiden Hände.

Der Reisende öffnete nun seine Brieftasche und indem er ein briefartig zusammengefaltetes, mit rothem Siegellack verschlossenes Papier herausnahm, rief Christian:

„Hier iſt das ganze Geheimniß meines Ruhmes und meines Reichthums! Schon bin ich wohlhabend, aber ich werde reich ſein, ſehr reich; noch bin ich ein Bauerſohn; bald werde ich in den Adelſtand erhoben ſein. Vorher aber habe ich mein Dorf Aggesdorf wiederſehen, ich habe meinen an Margarethen gethanen Liebeseid halten wollen, morgen werde ich wiſſen, ob ſie mich noch liebt und ohne Zweifel werde ich das Perlenhalsband, das ich einſt vom Hals meiner Geliebten herab empfing, morgen um den Hals meiner Gattin flechten können!"

Hätte ihm Margaretha zu antworten gewagt, ſo wäre jedes ihrer Worte ein Ausdruck abgöttiſcher Verehrung geweſen.

Cedric's Jagdmeſſer war von dem Tiſche verſchwunden. . . .

Die Nacht draußen war entſetzlich. Der Wind zerbrach die höchſten Bäume und deckte die Hütten auf den höheren Bergſpitzen ab, oder riß ſie um. Von Zeit zu Zeit hörte man durch das Sturmgeheul hindurch aus Chriſtiania einen Klang wie Glockengeläute: aber es waren wirre Töne, ſchreiende Klänge, die dem Ohr wehthaten. Chriſtian aber dachte nicht im Entfernteſten an die Gefahr, eine ſolche Nacht an dieſem einſamen, abgelegenen Orte zubringen zu müſſen: ſeine Gedanken alle überſprangen die Nacht und waren beim Erwachen des andern Morgens und bei Margarethens Schönheit.

Indeß war es ſpät geworden, man mußte an's Zubettegehen denken. Cedric führte ſeinen Gaſt in ein ihm bereitetes Ehrenzimmer; der alte Norweger ſelbſt zog ſich in eine Art Loch zurück, das einen Söller der Hütte bildete; das junge Mädchen aber blieb allein in dem gemeinſamen Zimmer, entſchloſſen den Morgen zu erwachen. Bald aber unterlag ſie der Aufregung ihrer Gefühle und der Ermüdung: ſie entſchlummerte . . . ihre Hand aber ruhte noch auf dem Griffe der Holzart.

Die Nacht war weit über die Mitte verfloſſen, als Margaretha plötzlich aus ihrem Schlafe geweckt wurde: kalter Schauer überlief ſie, als ſie die Augen aufſchlug: in einem Winkel des Zimmers ward ſie beim traurigen Schein einer Harzlampe ihren Vater ge-

wahr, der ein viereckiges Stück Papier in ſeinen zitternden, krampfhaft feſtgeſchloſſnen Händen zerknitterte. . . . Es ſchien dem jungen Mädchen, als ſei das Geſicht Cedric's bleich und verzerrt; ja ſie glaubte ſogar an den Fingern ihres Vaters etwas Blut herabträufeln zu ſehen; entſetzt erhob ſie ſich und ging auf ihn zu.

„Still, ſprich kein Wort!" . . . ſagte der Norweger zu ihr; „wir ſind reich . . . wir werden in den Adelſtand erhoben. . . . Jetzt kann ich ausrufen, wie vorhin dieſer übermüthige Gelehrte: Hier iſt das ganze Geheimniß meines Ruhmes und meines Reichthums."

„Um Gott, mein Vater!" — ſagte mit einer von Schreck erſtickten Stimme das Mädchen: „Ihr habt doch nicht unſern Gaſt, unſern Freund, unſern Wohlthäter während ſeines Schlafes beſtohlen."

„Nein," entgegnete der Bauer. . . . „Ich habe ihn getödtet!"

„Elender Mörder!" ſchrie Margaretha; „der Reiſende, den Du erſchlagen, . . . er war mein Geliebter, mein Bräutigam, mein Gatte! . . . Dieſe Margaretha, die er noch liebt, ich bin es, ich, Eure Tochter."

„Ich weiß es wohl," murmelte der Mörder.

Margaretha ſank auf einen Schemel zurück; ihre Kraft hatte ſie verlaſſen, ſie blieb ſtarr, ohne Bewegung, ohne Thräne im Auge, ohne ein klagendes Wort! . . .

Cedric brach das rothe Siegel. . . . Er entfaltete dieſes Sendſchreiben, das ein Gelehrter an den Ruhm, an den Adel, an den Reichthum gerichtet. . . . Es drängte ihn, den Unglücklichen, zu leſen, oder ſo gut er es vermochte, zuſammenzubuchſtabiren dieſe koſtbare Schrift, die nichts Geringeres enthielt, als die Entſtehungsweiſe eines Wunders, das die Wiſſenſchaft eines Menſchen zu Wege gebracht! . . . Er warf gierige, verſchlingende Blicke auf das geheimnißvolle Papier. . . . Aber, o Wunder! Es gab für den Mörder keine Perlen, keinen Adel, keinen Reichthum! . . . Das Papier enthielt auch nicht eine geſchriebene Zeile, . . . es waren nichts als Chiffern und Zahlen darauf von Chriſtian gezeichnet worden. . . . Chiffern, unverſtändlich für jeden Uneingeweihten . . . Die zauberartige Erfindung war zugleich mit dem Erfinder, deſſen Zauberſtab ſie hervorgerufen, verſchwunden!

Zu gleicher Zeit ward in der Hütte ein ſeltſames Geräuſch

vernehmbar; im anſtoßenden Zimmer ging etwas, ſchleppte ſich etwas, beklagte ſich etwas. . . . War es ein Sterbender, in deſſen ſterblicher Hülle die Seele noch rang, oder war es ein Todter, der aus der andern Welt zurückkam, um einen Mörder anzuklagen? Eine ſchwache Hand ſtieß die Thüre auf, und Chriſtian, Chriſtian ſelbſt erſchien auf der Schwelle des Zimmers. Er ſank zu Margarethens Füßen, in ihre Arme nieder, als hätte er ein Zeugniß ablegen wollen, daß er die Unſchuld des jungen Mädchens anerkenne.

Cedric aber rannte entſetzt aus der Hütte ins Gebirge hinaus, gepeinigt von den Geißeln des Schreckens und der Verfolgung eines Geſpenſtes zu entrinnen ſuchend, deſſen Wunden noch bluteten.

Auf alle Bitten, alle Fragen, alle Klagen Margarethens gab Chriſtian keine Antwort; er lebte nur noch mit dem Herzen und erwiederte daher nur ihre Liebkoſungen durch andere Liebkoſungen. Nur zu einem Wort, einem Namen noch gab ihm ſeine treue Ergebenheit für ſeinen Meiſter die Kraft: indem er auf das verhängnißvolle Papier hinwies, in welchem das Geheimniß der Perlen enthalten war, ſprach er den Namen Linné! Linné! aus.

Endlich öffnete Chriſtian jenes rothe Käſtchen, an das meine Leſer gewiß nicht vergeſſen haben, nahm das glänzende Halsband heraus, welches er ſeiner Geliebten, ſeiner Gattin beſtimmt hatte, und mit den letzten Kräften ſeiner Hand ſchlang er es um den Hals der ſchönen Margaretha. So bezahlte ſterbend der arme Liebhaber aus Aggesdorf ſeine alte Liebesſchuld.

Am andern Morgen fand man fern, fern von der Hütte in einem tiefen Abgrund des Gebirges den Leichnam Cedric's, des Norwegers. Margaretha, die man ins Gefängniß geworfen hatte, ward nach einer langen gerichtlichen Unterſuchung, welche ihre Unſchuld vollkommen erwies, wiederum in Freiheit geſetzt. Dieſe benutzte ſie ſogleich, um ſich in Erinnerung der letzten Worte Chriſtian's nach Stockholm zu begeben, wo ſie an die Thür des durch ſeine Herzensgüte, wie durch ſeinen Geiſt gleich ausgezeichneten Linné, klopfen wollte. Dieſer hörte das junge Mädchen an und nahm ſie gütig in ſeine eigene Familie auf: die geheimnißvollen Chiffern ſeines geliebten Zöglinges, deſſen wunderbare Entdeckung er ſchon vorher kannte, entchifferte er leicht.

Einige Monate ſpäter legte er Chriſtian's Geheimniß, das

er durch eigene Forschungen und Experimente ganz unfehlbar gemacht hatte, der Prüfung, das heißt der Bewunderung der schwedischen Stände vor. Er erhielt zur Belohnung für das von Christian erfundene und durch seine Arbeiten vervollkommnete Mittel, in Süßwassermuscheln nach Belieben Perlen zu erzeugen, den schwedischen Adelstitel und eine bedeutende Summe an baarem Gelde*). Den ersteren behielt er für sich und seine Familie, die letztere gab er Margarethen.

Dem armen Mädchen aber flößte ihr Wohlstand und Reichthum weder den Wunsch, noch den Muth ein, ihren unglücklichen Geliebten Christian zu überleben. Ihre schmerzlichen Erinnerungen und ihre ungestillte Sehnsucht rafften sie bald hin. Als sie aber nah daran war, von dieser Erde zu scheiden und in den Himmel einzugehen, wo ihrer die Freuden einer ewigen Liebe harrten, da schmückte sie sich, um es nie wieder abzulegen, und als könnte sie es auch ins Jenseits mit hinüber nehmen, mit dem Perlenhalsbande ihres Geliebten.

---

*) Die Sache ist historisch begründet; nur ist man heutzutage von dieser Methode, Perlen zu erzeugen, abgekommen und das Geheimniß derselben fast gänzlich verloren. Einige Gelehrte glauben, es beruhe hauptsächlich auf einer Einbohrung von Löchern in die Muschel gewisser Muschelarten.

Anm. d. Verf.

Der beſte Freund.

Novelle

von

H. Stephani.

I.

Am funfzehnten October des Jahres 183.. trat ein kleiner Greis, bedeckt mit Schweiß und Staub, mit eiligen Schritten in den Gaſthof „zum goldnen Adler," ein Gaſthaus zweiten Ranges in der Joſephſtadt in Wien.

„Herr Graf von Hornfels zu Hauſe"? frug er den Hausmeiſter des Gaſthofes. Bei dieſer Frage warf der Hausmeiſter einen forſchenden Blick auf den Greis, den ihm dieſer aber mit Wucher wieder zurückgab.

„Herr Graf von Hornfels?" frug er ſtatt der Antwort zurück; ſodann wandte er ſich zu ſeiner Frau um, die eben im Begriffe war, ſich zum Ausgehen anzuziehen und frug dieſe:

„Iſt das nicht der junge Mann, der eben aus Karlsbad gekommen iſt?"

„Ei nun, freilich," entgegnete die Hausmeiſterin.

„Alsdann, gnädiger Herr, ſteigen's die Treppe A. hinauf, Zimmer 8."

Kaum hatte der Greis dieſe Worte vernommen, ſo eilte er möglichſt raſch nach dem Hofe hin, ſuchte und fand die Treppe A.,

Hoffnung auf die Erbschaft eines von der Welt entfernt lebenden Oheims in Siebenbürgen; aber einmal war dieser Onkel doch noch nicht todt und sodann konnte er immer noch über seine Güter anders verfügen, als zu Gunsten seines Neffen, der also hier sehr leicht seine Rechnung ohne den Wirth gemacht haben konnte.

Graf von Hornfels selbst ward von diesen und ähnlichen peinlichen Betrachtungen bald so belästigt, daß er, um ihnen zu entgehen und sich zu zerstreuen, den Entschluß faßte, all sein Mobiliar und entbehrliches Hab und Gut zu verkaufen und eine große Reise zu unternehmen. Glücklich genug beendete er auch, ohne daß einer seiner zahlreichen Gläubiger Lunte roch, seine Reisevorbereitungen im Stillen und verließ sodann, ohne Jemanden von der Richtung seiner Reise in Kenntniß zu setzen, Wien. Er durchstreifte zwei Jahre lang Italien, Frankreich, England, Holland und Belgien, unerreichbar dem Arme seiner Verfolger. Endlich aber, theils des unnützen, zwecklosen Reisens müde, theils entschlossen, in Oesterreich irgend eine Anstellung zu suchen, kehrte er nach Deutschland zurück und ging über Dresden durch Böhmen nach Wien. Ein Zufall bewog ihn einige Tage in Carlsbad zu verweilen. Durch den Aufenthalt des Fürsten Metternich in diesem Badeorte waren aber so viele ausgezeichnete Freunde zum Besuche desselben bewogen worden, daß der Graf bei seiner Ankunft alle Gasthäuser und Privatwohnungen im höchsten Grade überfüllt gefunden und sich genöthigt gesehen hatte, mit einer elenden Dachstube vorlieb zu nehmen, die in einem kleinen, am äußersten Ende des Ortes gelegenen Häuschen unbesetzt geblieben war, und die kaum für ihn und seinen Bedienten Raum genug zum Schlafen bot. Er verbrachte daher die Tage, da er keine Gesellschaft aufsuchen wollte, meist mit Spaziergängen und Besteigungen der umherliegenden Berge.

So hatte er eines Tages einen Ausflug nach dem wilden Dreikreuzerberge gemacht und stieg eben den Berg hinab, als er zweien Spaziergängern begegnete, die wahrscheinlich ebenfalls die schöne, wenn auch rauhe Aussicht hieher gelockt hatte. Der Eine war ein Mann von etwa funfzig Jahren: sein harter, tief eindringender Blick zeigte von einer probehaltigen Festigkeit und Strenge seiner Grundsätze: seine feinen, gekniffenen Lippen verriethen jenen kalten, zurückhaltenden Charakter, der den in Geldgeschäften oder Handelsspecula-

tionen besonders bewanderten Leuten eigen ist: seine dicken, ferngesunden, glänzend rothen Wangen und sein runder Bauch endlich kündigten unstreitbar einen gediegenen Wohlstand an, besonders da er diese Zeichen desselben, gleichsam stolz auf die Mittel, wodurch er zu so ansehnlicher Fülle gelangt war, zur Schau trug: kurz man konnte keinen Augenblick in Zweifel sein, daß man einen Mann aus der Handelswelt und zwar einen reichen Mann vor sich habe. Ihm leistete eine junge Dame Gesellschaft; nach ihrem schlanken, geschmeidigen Wuchs und der ausgezeichneten Feinheit ihrer Züge zu urtheilen, mußte es eine kaum aus der Kindheit getretene Jungfrau sein; selbst ohne diese offenbaren Kennzeichen hätte man übrigens ihr Alter leicht an dem schüchternen und keuschen Ausdruck ihres gesenkten Auges errathen können.

An dem Orte, wo Wilibald den beiden Spaziergängern begegnete, war zufällig der Weg außerordentlich schmal: es war ein enger Fußsteig, den die Füße der Ziegenhirten in den Fels getreten hatten und der zu beiden Seiten von Abgründen oder schlüpfrigen Felsen umgeben war, über die hinweg sich einen Weg zu bahnen, eine todesgefährliche Unbesonnenheit gewesen wäre. Es blieben daher die beiden Männer, als sie einander ansichtig wurden, stehen, unentschieden, was sie in dieser Verlegenheit thun sollten.

„Mein Herr," sagte mit ernstem Tone der Aeltere, „ich glaube, wir müssen beide nach dem Orte zurückkehren, von woher ein jeder von uns gekommen ist."

„Warum das?" frug Wilibald.

„Sie müßten über mich hinweg gehen wollen."

„Ich allein kann umkehren," erwiederte der junge Mann mit Artigkeit; „auf diese Art werde ich Ihren Spaziergang nicht unterbrechen und werde das Vergnügen haben, den meinigen in Ihrer werthen Gesellschaft zu vollenden."

Bei diesem höflichen, gefälligen Vorschlag erröthete das junge Mädchen und ihr Vater — denn das mußte dem Alter nach der Fremde wohl sein — nahm ihn mit einer leichten, dankenden Verbeugung an.

Das schöne Kind hatte auf den Grafen von Hornfels einen sehr lebendigen Eindruck gemacht und ohne daß er sich von den Gefühlen, die er für dasselbe empfand, noch gehörig klare Rechen-

ſchaft zu geben vermochte, wünſchte er doch gar ſehr, mit ſeinen neuen Weggenoſſen eine Unterhaltung anſpinnen zu können. Mehrere Male ſchon hatte Wilibald zu dieſem Endzwecke das Wort an ſie gerichtet; aber, hatte nun die Gefahr der Lage alle ſeine Geiſteskräfte in Anſpruch genommen, oder hatte er die verdächtige Abſicht des jungen Mannes errathen, oder hielt er es endlich für angemeſſen, der allzu vertraulichen Geſprächigkeit eines Unbekannten gegenüber ſeiner Würde nichts zu vergeben — kurz, der Kaufmann hatte bisher immer nur höchſt einſylbig und auf eine faſt abſtoßende Weiſe geantwortet. Die Wahrheit zu geſtehen, Alles traf hier zuſammen, daß auch nicht einer der Wünſche unſres jungen Reiſenden in Erfüllung ging. In Folge ihrer gegenſeitigen Richtung, als ſie einander trafen, war Wilibald, der ſich umgewandt hatte, an die Spitze des Zuges gekommen und ſchritt den beiden andern voran: nun wagte er nicht, ſich ſo oft umzudrehen, als er gewollt hätte, um die Schönheit ſeiner Gefährtin zu bewundern. Zudem hatte er es zwar mehrere Male verſucht, hatte aber jedes Mal hinter ſich das abſchreckende Geſicht des alten Vaters gefunden, der ihn mit unerſchütterlich ruhigem Blicke betrachtete, während er doch dem armen Grafen den ſchönſten Theil ſeines Geſichtskreiſes verdeckte. Und doch war es die höchſte Zeit für Wilibald, wenn er zu irgend einem Reſultat kommen wollte; denn der enge Fußſteig konnte nicht in die Ewigkeit hineinführen und das ſah der Graf wohl ein, daß wenn ſie einmal aus dieſer ſchwierigen Stelle heraus wären, er keinen Vorwand mehr habe, länger ſeine Gefährten mit ſeiner Geſellſchaft zu beläſtigen: auch glaubte er annehmen zu dürfen, daß der Greis ſelbſt höchſt wahrſcheinlich ſich beeilen würde, einer Nachbarſchaft ledig zu werden, die ſo wenig Angenehmes für ihn zu haben ſchien.

Und dazu kam es auch in der That bald. Kaum hatte der ſtrengdenkende Kaufmann wahrgenommen, daß der Boden unter ihren Füßen breiter werde und ein Kehrtmachen geſtatte, ſo wandte er ſich mit den Worten an den jungen Mann:

„Mein Herr, es bleibt uns jetzt nur noch übrig, Ihnen unſern herzlichſten Dank für Ihre Gefälligkeit abzuſtatten.“

„Umgekehrt, mein Herr,“ entgegnete Wilibald, „ich bin es, der Ihnen am meiſten Dank ſchuldig iſt.“

Und nach einem gegenseitigen verbindlichen Gruß entfernte sich ein Jeder von ihnen in ihrer ursprünglichen Richtung.

Kaum befand sich Graf Hornfels allein, so warf das verwirrte Gefühl, das ihn bisher bewegt hatte, plötzlich eine fast blendende Helle und Klarheit in seine Seele. Wilibald konnte nicht länger zweifeln: er war verliebt. Unglücklicher Weise aber hatte er nicht die mindeste Hoffnung, das anbetungswürdige junge Mädchen jemals wiederzusehen. Er stieg daher mit betrübter, düstrer Miene den Berg hinab, als er, von einer Hoffnung auf ein letztes Erblicken bewogen, noch einmal den Kopf umwandte. . . . Plötzlich blieb er stehen und rief erstaunt aus: „Mein Gott!"

Und indem er hierauf die Hand über's Auge hielt, um unter den vielen Gegenständen, die im Bereich seiner Sehkraft lagen, den einen, worauf er seine Blicke heftete, sicherer herauszuscheiden, blieb er einen Augenblick unbeweglich in stumme, ernsthafte Aufmerksamkeit versenkt, als läge seine ganze geistige Kraft in diesem Auge.

„Ich täuschte mich nicht," sagte er endlich; „da oben ist ein Mann in Gefahr . . . eine Frau ist bei ihm . . . sie schwingt ihr Taschentuch . . . offenbar verlangt sie Hilfe!"

Sofort dem großherzigen Antrieb seines Innern gehorchend, versetzte er sich in einen pfeilschnellen Lauf und eilte nach dem Orte hin, von wo diese schmerzreiche Nothflagge wehte. Man denke sich Wilibald's Erstaunen, als er in der gefahrbedrohten Person seinen Spaziergangs-Gefährten wiedererkannte.

„Ach, mein Herr, mein Herr," rief das junge Mädchen und stürzte auf den Grafen zu, „um des Himmels Barmherzigkeit willen, retten Sie meinen Vater."

In der That hatte sich der Kaufmann, bewogen von einer übel angebrachten Neugier, auf eine Felsspitze hinausgewagt, von wo aus man freilich einen wunderherrlichen Gesichtskreis mußte überschauen können, die aber dermaßen von Abgründen umringt war, daß der einmal oben Befindliche leicht dazu verdammt sein konnte, diese Aussicht ewig zu genießen.

„Wie alle Teufel sind Sie da hinauf gekommen?" frug Wilibald, erstaunt über diesen kühnen Streich.

„Ja, weil ich leider beim Hinaufklettern nicht an die Schwierigkeiten des Herabsteigens gedacht habe."

„Nun, laſſen Sie Sich hinabgleiten, ich werde Sie auffangen.“

„Danke ſehr für Ihren guten Rath! In meinem Alter und mit meinem Körper gleitet man nicht mehr, ſondern man kugelt hinab.“

„Ja, das iſt freilich eine ſchlimme Sache. . . . Doch warten Sie einen Augenblick.“ Hierauf ſprang er leicht über den Raum hinweg, der ihn noch von dem unvorſichtigen Neugierigen trennte, und warf ſich ſodann zu Boden, indem er ſich, ſo viel ihm nur möglich war, an den Spalten des Felſens mit den Füßen und einer Hand anklammerte; die andre reichte er dem Kaufmann.

„Nun,“ ſagte er, „laſſen Sie ſich gehen. Haben Sie keine Furcht, ich werde Sie nicht loslaſſen: eher ſoll das Gebirge mit uns zuſammenfallen.“

„Das iſt es wohl im Stande,“ murmelte der dicke Mann, indem er jedoch trotz ſeiner Aengſtlichkeit der Aufforderung ſeines Befreiers gehorchte.

Während der glücklich unten angelangte Vater ſich in den Armen ſeiner Tochter ſeiner wunderbaren Rettung erfreute, hatte ſich Wilibald auf dem Felſen niedergekauert, überließ ſich ſodann dem natürlichen Abhang des Felſens, um hinabzurutſchen, und kam auch bald, glücklich und unverletzt, aber ſtürzend wie eine Lawine, unten an.

„Mein Herr,“ ſagte der Kaufmann, „Dank Ihrer Hilfe bin ich hier einer großen Gefahr entronnen. Darf ich wiſſen, wem ich dieſen Dienſt ſchuldig bin?“

„Ich heiße Wilibald Graf von Hornfels,“ antwortete der junge Mann mit beſcheidenem Tone. Das kleine Wörtchen „Graf,“ das unſer Reiſender ſeinem Namen beigefügt, machte auf den Kaufmann einen faſt zauberartigen Eindruck.

„Herr Graf,“ entgegnete er mit höchſt verbindlicher Herzlichkeit, „ich hoffe, wir werden uns wiederſehen. Bewohnen Sie vielleicht auch für den Augenblick Karlsbad?“

„Genau genommen, nicht.“

Denn ſeine Dachkammer war eigentlich nicht *in* dem Orte, ſondern *über* ihm gelegen und keinesfalls wollte er vor irgend einem Fremden ſich zu einer ſolchen Wohnung bekennen.

„Nun dem ſei, wie es wolle, wenn Sie aber der Zufall vor dem Gaſthauſe „zum weißen Schwane“ vorbeiführt, ſo wollen Sie

nicht vergeſſen, mich mit Ihrem Beſuche zu erfreuen: ich bin der Banquier Obereiner aus Troppau."

Graf Wilibald gab auf dieſe artige Einladung eine geziemende Antwort, fügte aber derſelben noch ein liebenswürdiges Lächeln als Dank für den Antheil hinzu, den durch einen freundlichen Blick die junge Dame an den Worten ihres Vaters genommen hatte.

Zwei Stunden ſpäter ging Graf Wilibald von Hornfels zufällig vor dem Gaſthofe „zum weißen Schwane" vorüber; der Zufall ſchien ihm aber wahrſcheinlich nicht hinlänglich ächt zu ſein; denn er ließ nur raſch ſeinen Blick an den Fenſtern hingleiten, ohne hineinzugehen. In Wahrheit hätte er auch eigentlich, ohne zudringlich zu erſcheinen, nicht ſo ſchnell von einem Zufall Gebrauch machen können, den er vermuthlich ſehr abſichtlich herbeigeführt hatte. Am andern Morgen erlaubte der feine Ton eher einen Beſuch. Auf dieſen einen folgten erſt in gemeſſener Entfernung mehrere, dann wurden die Pauſen kürzer und endlich ſo kurz, daß man faſt ſagen konnte, er ſei fortwährend bei Obereiner's zum Beſuch.

Graf Wilibald aber liebte nicht allein die Tochter des alten Banquiers, ſondern er ward auch von ihr geliebt. Emilie, ſo hieß das ſchöne Kind, war noch zu unerfahren, als daß ihre jungfräuliche Scham ſie abhielt, das Gefühl, das ſie empfand, offen zu bekennen, oder daß ſie alle Regungen und Kundgebungen deſſelben in ihr Herz zurückzudrängen verſtand. So lebte der Graf Hornfels im ſeligen Genuſſe einer ſchönen erſten Liebe und vergaß dabei ganz die Heimkehr nach Wien und ſeine elende Wohnung in Karlsbad. Denn auch er hatte eigentlich bisher noch nicht recht geliebt, ſondern alle ſeine Verhältniſſe mit Frauen waren nur leichter, tändelnder Natur geweſen.

Indeß Alles in dieſem Leben hat ſein Ende, ſelbſt die Badeſaiſon: der Augenblick der Trennung für unſere Liebenden war da.

„Herr Graf," ſagte eines Tages der Banquier zu dieſem, „nehmen Sie unſer Lebewohl an, meine Tochter und ich verlaſſen morgen Karlsbad."

„Und kehren wahrſcheinlich nach Troppau zurück?" frug der junge Mann mit ſchlechtverhehlter Aengſtlichkeit.

„Nein, ich habe Emilien verſprochen, ihr die Hauptſtadt zu

zeigen; zudem habe ich ſelbſt einige wichtige Geſchäfte dort abzuſchließen: wir gehen alſo auf einige Wochen nach Wien."

„Nach Wien? . . . Nun ich reiſe ja auch nach Wien. Erlauben Sie mir, Ihr Reiſegefährte zu ſein und erſparen Sie mir ſo, Ihre Abweſenheit zu bedauern: ich bin ſo frei, Ihnen meinen Reiſewagen anzubieten."

„Mein liebſter Herr Graf, meiner Seits würde dies mit dem größten Vergnügen angenommen werden; aber auf der Poſt ſind alle Pferde für Extraposten ſchon auf acht Tage im Voraus beſtellt und ſelbſt die gewöhnlichen Poſtwagen ſind ſo überfüllt, daß ich nur mit Mühe und Noth noch einen Platz für mich und meine Tochter in einem Beiwagen erlangt habe. Nehmen Sie hiermit meine Adreſſe, damit wir wenigſtens, wenn auch um einige Tage ſpäter, in Wien das Vergnügen haben können, Sie wiederzuſehen."

In der That reiſte am andern Tage Banquier Obereiner nebſt ſeiner Tochter ab, während Wilibald noch zwei tödtlich lange Tage in Karlsbad verbringen mußte, ehe es ihm gelang, Extrapoſtpferde für ſeinen Reiſewagen zu erhalten. Nichts peinigte ihn in dieſer Zeit mehr, als der Gedanke, es könne während dieſer Zeit ſo vieles ſeiner Liebe Nachtheilige in Wien ſich ereignen. Kaum war er daher endlich in der Reſidenz angelangt, als er auch ſich beeilte, in eigener Perſon vor dem Gaſthauſe des alten Banquiers vorfuhr und durch Abgabe ſeiner Viſitenkarte ſeinen Beſuch für den andern Tag vorbereitete. Durch dieſe Pflichterfüllung beruhigt, kam er nun, wie wir oben geſehen haben, in ſeinen Gaſthof „zum goldnen Adler" zurück, den er vorzüglich gewählt hatte, weil er in dieſer Gegend Wien's weniger bekannt war, als in den andern Vierteln, dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte der faſhionablen Welt.

„Herr Graf," ſagte ſein Bedienter zu ihm, „es hat ein Herr nach Ew. Gnaden gefragt."

„Wie heißt er?"

„Mein Seel, gnädiger Herr Graf, ich weiß es nicht, aber es iſt Ihr allerbeſter Freund, wie er geſagt hat."

„Mein allerbeſter Freund . . . murmelte Wilibald erſtaunt. . . . Will er wiederkommen?"

„Ja, Ew. Gnaden."

„Nun, ſo iſt's gut; Du kannſt gehen."

Der gutgeſchulte Diener öffnete bei dieſen Worten die Thüre und entfernte ſich aus dem Gemache ſeines Herrn; dieſer, müde von den Strapazen der Reiſe, ließ ſich nachläſſig in einen ſchwellenden Lehnſtuhl gleiten; ſofort aber ging die Thüre des Zimmers wieder auf und der hereintretende Bediente meldete den Beſuch von heute Morgen, der beſte Freund des Herrn Grafen ſei wieder da und verlange vorgelaſſen zu werden.

„Nun, ſo laß eintreten," ſagte der Graf.

Der Bediente trat bei Seite, und der kleine Greis, den unſre Leſer ſchon kennen, trat ein, noch bedeckt mit Staub und Schweiß. Als Wilibald ihn anſichtig ward, überlief ihn ein Schauder; er erhob ſich und rief aus:

„Herr Benn!"

Dann ſank er, wie vernichtet und kraftlos, auf ſeinen Lehnſtuhl zurück.

Herr Benn, deſſen plötzliches Erſcheinen und Verſchwinden uns bisher noch nicht erlaubt hat, ihn in Bezug auf Charakter und Phyſiognomie unſern Leſern genauer zu beſchreiben, war ein Mann, der ſchon in den letzten Stufen des menſchlichen Lebensalters ſtand. Nur ſeiner außerordentlichen Magerkeit und Dürre verdankte er es, daß er in ſeinem hohen Alter noch eines ziemlich befriedigenden Geſundheitszuſtandes ſich erfreute, weil eben ſeine ausgetrockneten Gliedmaßen den Krankheiten und Schwächen, die ſonſt das Greiſenalter zu begleiten pflegen, keinen Nahrungsſtoff bot.

Seine Stirne, die urſprünglich eng und beſchränkt geweſen war, wie die aller geiſtig niedrigſtehenden Köpfe, hatte im Laufe der Zeit durch emſige Bemühungen und angeſtrengte Arbeit ihr Gebiet ſo weit ausgedehnt, daß ſie jetzt einen großen Theil des Vorderhaupts und der Kopfwände umfaßte. Zwei weiße, buſchigte Augenbrauen, die an ſeinem kahlen, ausgetrockneten Hirnſchädel hafteten, wie ſchneebedecktes Geſträuch in den Spalten eines unfruchtbaren, rauhen Felſens, legten Zeugniß ab von der bleichenden Kraft der beinahe achtzig Jahre, die an dieſem Haupte vorübergegangen. Tiefe, aber ausdrucks- und charakterloſe Runzeln, das letzte, traurige Symptom eines Daſeins, mit dem es zur Neige geht, machten die Hinfälligkeit des kleinen Greiſes vollends unleugbar. Unter dieſer abgenutzten äußeren Hülle aber hatte Herr Benn noch eine jugend-

liche Frische des geistigen Lebens bewahrt, die sich durch das Unruhige seiner Bewegungen und durch das Glühende seiner Blicke auch nach außen hin kund gab.

Diese innere Gluth und Geisteskraft, welche die Menschen sonst gewöhnlich auf die Gegenstände der verschiedenen Leidenschaften zu verwenden pflegen, von denen ein Menschenleben in seinen auf einander folgenden Stufen bewegt wird, hatte Herr Benn immer nur auf einen Gegenstand verwandt: das Geld war seine Leidenschaft, sein Abgott gewesen. Mit solchen Anlagen kann man es in der Welt ziemlich weit bringen: erst giebt man sein Geld in die Sparkasse, dann leiht man es im Kleinen, wochenweise, aus; später, wenn man das Begehrungsvermögen stärker ausgebildet hat, stiehlt man zwar gerade nicht, denn man will nicht gern in's Zuchthaus kommen; aber man macht es wie Herr Benn, d. h. man weiß seine Capitalien so geschickt umzusetzen, daß sie ungeheure Zinsen tragen und von Jahr zu Jahr anwachsen.

Unser Graf von Hornfels nun war nicht der letzte junge Mann in Wien gewesen, der zu den kostspieligen Gefälligkeiten unseres Wucherers seine Zuflucht genommen hatte. Diesem hatte der vornehme Name Wilibalds und die Erkundigungen, die er über den zu beerbenden Siebenbürgischen Oheim eingezogen, hinlängliches Vertrauen eingeflößt, so daß er eine Geschäftsverbindung mit dem Grafen um so weniger von sich wies, als ihm dieser in Bezug auf Interessen u. s. w. vollkommen freies Spiel ließ. So hatte Herr Benn dem Grafen bis an die dreißigtausend Gulden Conventionsmünze geliehen. Da aber der junge, unbesonnene Fant ohne alle Gewissensbisse und ohne sich irgendwie über das Ende eine Sorge zu machen, aus der kostspieligen Quelle schöpfte, so ward dies endlich doch Herrn Benn zu viel und sobald er erst einmal angefangen hatte, Besorgniß zu schöpfen, verweigerte er ihm auch fortan unbarmherzig alle Hilfe. Von dem Augenblick der ersten abschlägigen Antwort an ließ sich auch Wilibald nicht mehr bei ihm sehen, und nun lief der Wucherer dem Schuldner nach; Wilibald verlangte Verlängerung seiner Wechsel und diese wurde ihm bewilligt; trotz dessen konnte er, als die Verfallzeit endlich doch herannahte, keinen seiner Wechsel bezahlen, sondern diese kamen sämmtlich mit Protest in Herrn Benn's Hände zurück. Da aber unser Wucherer auf dem

Platze seiner Börsengeschäfte halber einen gewissen kaufmännischen Ruf zu schonen hatte, so war ihm dies auf einander folgende Protestiren mehrerer von ihm ausgegebener Wechsel der nachtheiligen Folgen halber, die es für seinen eigenen Credit haben konnte, unangenehm; er ward daher gegen den Grafen Hornfels drohend. Sofort sah Wilibald ein, der Kampf werde mit ungleichen Waffen geführt: er machte daher einen Rückzug in geschlossenen Reihen; er trat nämlich jene große Reise an, von der wir oben gesprochen und von der er eben jetzt über Carlsbad zurückgekehrt war.

Man kann sich daher leicht einen Begriff machen, warum der Eintritt des Herrn Benn einen so lähmenden Eindruck auf unsern jungen Helden machte: Erstaunen und Schrecken hatten hier wohl zu gleichen Theilen gewirkt. Nach einer Abwesenheit von zwei Jahren war er kaum vom Reisewagen gestiegen und hatte sich absichtlich in ein Hotel einlogirt, das allen seinen früheren Lebensgewohnheiten fern lag. Wie war es nun dem verhaßten Gläubiger gelungen, so rasch nicht allein seine Rückkehr zu erfahren, sondern auch seine Wohnung auszukundschaften? Das blieb Wilibald ein unbegreifliches Räthsel. Zudem war die Ausflucht, deren sich Herr Benn bedient hatte, um Zutritt zu ihm zu erhalten, indem er sich als seinen besten Freund ankündigte, gerade nicht sehr beruhigender Natur. Andrerseits befand sich Graf Hornfels noch unter dem Einfluß der wunderschönen Träume, die in Carlsbad seine Seele umsponnen hatten, und noch voll der süßen Hoffnungen, zu welchen ihn die Liebe des Fräulein Obereiner berechtigte. Denn obgleich es ihm unschicklich geschienen hatte, so schnell schon einen Heirathsantrag zu machen, so glaubte er doch in dem vertrauten Verhältniß, das zwischen ihm und Emilien obwaltete, und in dem großen Dienst, den er ihrem Vater geleistet, hinlängliche Grundlagen zum Abschluß einer Ehe zu besitzen, die ihm für sein Herz und seine Geldangelegenheiten gleich großes Bedürfniß schienen. Die plötzliche Erscheinung des Wucherers führte ihm nicht nur alle jene quälenden, beunruhigenden Sorgen wieder zu, denen er schon einmal nur durch die Flucht sich hatte entziehen können, sondern bedrohte ihn auch noch obendrein, da ihm die strengen Grundsätze seines Schwiegervaters in spe bekannt waren, mit einem unvermeidlichen Bruch zwischen dem Banquier und ihm.

Trotz dieſer niederſchlagenden Betrachtungen bedurfte Wilibald doch nur eines kurzen Augenblicks, um ſeine erſte Unruhe zu überwinden und ſich neuen Muth zu ſammeln, ſo daß er bald wieder hinlängliche Energie beſaß, um dem Angriff des Gläubigers unerſchrockenen und tapfern Widerſtand entgegenzuſtellen.

„Was wollen Sie, Herr Benn?“ frug er ihn keck.

Herr Benn, der bisher, während Graf Wilibald ſich von dem durch ſeinen Eintritt verurſachten Schreck erholt hatte, unbeweglich und wie in eine Art ſtillen Entzückens über den Anblick des jungen Mannes verſenkt geblieben war, erhielt bei dieſer in trotzigem Tone an ihn gerichteten Frage neues Leben. Er ſtreckte ſeine beiden Arme plötzlich nach dem Grafen hin, ſo daß ſie halb aus den viel zu kurzen Aermeln ſeines Rockes hervortraten, und rief aus:

„Ach! Mein liebſter Graf Wilibald! Wie froh bin ich, Sie wiederzuſehen!“

„Sehr gütig, Herr Benn . . . Nehmen Sie doch Platz.“

„Danke, danke, bin nicht müde . . . Erlauben Sie mir vielmehr, Sie recht mit Muße zu betrachten . . . Sie ſind es wahrhaftig mit Leib und Seele! . . . Wie friſch und munter Sie ausſehen! . . . Ihr Geſundheitszuſtand iſt doch vollkommen erfreulich? Nicht wahr, Herr Graf?“

„Ich befinde mich wohl, wie ein Fiſch im Waſſer.“

„Nun, um ſo beſſer iſt's . . . Ach! Was für Sorgen haben Sie mir gemacht! So abzureiſen, ohne einer menſchlichen Seele ein Wort zu ſagen! Zwei Jahre auszubleiben, ohne irgend etwas von ſich hören zu laſſen, ohne irgend eine Nachricht von ſich zu geben! Wiſſen Sie, daß ich Sie für todt gehalten habe?“

„Sie armer Herr Benn!“

„Nun machen Sie ſich auch einen Begriff von meiner Freude, als ich heute Morgen ſo in meiner Troſtloſigkeit — denn die Geſchäfte ſind jetzt ganz ſtill — über den Stephansplatz ſchlenderte und Sie nun ſo ganz unvermuthet in Ihrem Reiſewagen, den ich ſogleich erkannte, vorbeifahren ſah! Erſt war ich von der plötzlichen Freude ſo ergriffen, daß ich weder Arm noch Bein regen konnte; bald aber habe ich meine Kräfte wiedergefunden und da bin ich, wie ein Blitz, Ihrem Wagen nachgerannt . . . O, ich habe tüchtig laufen müſſen, das kann ich Sie verſichern; aber thut nichts, jetzt bin ich ganz zu-

frieden, ganz glücklich; jetzt habe ich Sie wiedergefunden, ſehe Sie leibhaftig vor mir ſtehen: nun habe ich all meinen Kummer, all meinen Verdruß reinweg vergeſſen."

Bei dieſen Worten wiſchte ſich der ſonderbare Greis eine Thräne aus dem Auge und heftete auf den jungen Mann einen Blick voll zärtlicher Bewunderung. Graf Wilibald war nun zwar das Räthſel, wie ſo jener ſeine Anweſenheit und Wohnung erfahren, gelöſt, das Benehmen des Alten aber blieb ihm um ſo unbegreiflicher.

„Wie?" ſagte er, „Sie ſind meinem Reiſewagen nachgelaufen, Herr Benn?"

„Ja wohl, Herr Graf . . . Und doch fuhren Sie mit drei Pferden! . . . Aber ſehen Sie, ich fühle es, daß ich Sie liebe, als wären Sie mein eigenes Kind."

„In Wahrheit, Herr Benn, ich weiß nicht, wie ich Ihnen meine Erkenntlichkeit hiefür ausdrücken ſoll."

„O, das ſoll Ihnen nicht ſchwer fallen. Seien Sie hübſch klug, ſchonen Sie ſorgfältig Ihre Geſundheit, leben Sie lange, lange Jahre, leben Sie ewig, wenn das möglich iſt; das iſt Alles, was ich von Ihnen verlange."

„Meiner Treu', Herr Benn, Sie ſind nicht übertrieben in Ihren Forderungen."

„Ach, mein Gott, durchaus nicht! Hören Sie, Graf Wilibald," fuhr der Gläubiger mit ſchmeichelnder Miene fort, „wir haben früher einige kleine Unannehmlichkeiten mit einander gehabt: nun ich bitte Sie darum, bannen Sie die Erinnerung daran aus Ihrem Gedächtniß."

„Sehr gern."

„Ihr Onkel lebt noch, nicht wahr?" frug der Wucherer, indem er verſtohlen einen duckmäuſeriſchen Blick auf den jungen Mann heftete.

„Ach! Ja."

„Und Sie haben wahrſcheinlich kein Geld, um mich zu bezahlen?" ſetzte Herr Benn ſein peinliches Verhör fort:

„Ach! Nein"

„Nun gut! Beſſer ſo!" rief der kleine Greis, indem er ſeine frühere freundliche Miene wieder annahm. „Ich will gar nicht von Ihnen bezahlt ſein: ich kann dies wohl halten, wie ich will. Uebri-

gens haben wir ja immer noch Zeit, dieſe Kleinigkeit ſpäter in Ordnung zu bringen."

„Freilich wohl."

„Nun, auf Wiederſehen, ohne Abſchied, Graf Wilibald. Sie erlauben mir hoffentlich, daß ich Sie von Zeit zu Zeit beſuchen darf?"

„Mit größtem Vergnügen, Herr Benn."

„Wenn Sie je irgend Etwas bedürfen, irgend einen Dienſt nöthig haben, ſo rechnen Sie auf mich; bin ich denn nicht Ihr beſter Freund?"

Bei dieſen Worten reichte Herr Benn dem Grafen die Hand hin und verabſchiedete ſich, nachdem er ihm in einem unbeſchreiblichen Blick und Lächeln alle Schätze zärtlicher Zuneigung hingeworfen hatte, die in ſeinem ausgetrockneten Herzen Raum haben konnten.

„Hol' der Guckuk Dich und Deine Freundſchaft!" murmelte Wilibald, als er die Thür hinter ihm ſchloß. „Uebrigens will ich mich hängen laſſen, wenn ich ſein Benehmen auch nur im Mindeſten begreife."

II.

Wenn man in der That das Benehmen des Herrn Benn mit den Gründen zuſammenſtellt, die eine Feindſeligkeit von ſeiner Seite gegen den Grafen von Hornfels vollkommen gerechtfertigt hätten und deren ſich dieſer um ſo mehr bewußt war, als ſie ganz in ſeinem Benehmen gegen Benn lagen, ſo muß man allerdings über dieſe Freundlichkeit des Wucherers erſtaunen und wird ſie mit dem Grafen unbegreiflich finden. Aber die Pläne der Vorſehung ſind undurchdringlich, und nie gelingen dieſer ihre Wunderthaten beſſer, als wenn ſie auf die verhärteſten Charaktere wirken will: die wunderbare Umgeſtaltung nun in der Geſinnung des Wucherers war auf folgende Weiſe vorgegangen. Das plötzliche Verſchwinden des Grafen hatte zuerſt den Herrn Benn in ein tiefes Erſtaunen verſetzt; dieſe Flucht ſchien ihm ein unerhörter Act der entſetzlichſten Treuloſigkeit, ein Hochverrath an ſeiner Gläubiger-Majeſtät, eine überaus

sträfliche Pflichtverletzung von Seiten des Schuldners. Was ihn am meisten verdroß und was er sich durchaus nicht verzeihen konnte, war, daß er, der sonst alle Welt zu betrügen pflegte, diesmal der Angeführte war.

Ein solches Verfahren verdiente Rache und da er diese nicht an dem Schuldigen selbst ausüben konnte, so beging er, ein neuer Herodes, einen zweiten Bethlemitischen Kindermord: er schickte nämlich ohne alle Auswahl und alle zu gleicher Zeit eine ganze Menge Schuldner, von denen er fällige Wechsel in Händen hatte, in den Schuldthurm. Diese grausame Laune, das Kind einer blinden Wuth, dauerte jedoch nicht lange; denn das Alimentiren der Eingesperrten war ihm zu kostspielig. Auch hatte Herr Benn indessen Zeit gehabt, einige Reflexionen zu machen, die seinen Zorn einigermaßen abkühlten.

Er hatte nämlich überlegt, daß Graf Hornfels zu derjenigen Menschenklasse gehörte, denen das elegante Leben, das sie in der Hauptstadt führen, dermaßen zum Bedürfniß geworden ist, daß sie, gleich den ums Licht flatternden Libellen, nie lange außerhalb dieses blendenden Zauberkreises bleiben können, sondern selbst auf die Gefahr hin, sich die Flügel zu versengen, immer wieder um das magnetisch anziehende Centrum sich bewegen. Es reducirte sich also die ganze Angelegenheit auf die Frage: „Wie lange? Nämlich wie lange würde es Graf Wilibald ertragen, fern von Wien, also außer dem Bereiche seines „besten Freundes" zu leben? Sobald Herr Benn die Sache einmal von diesem Gesichtspunkte aufgefaßt hatte, ergab er sich in Geduld.

Indessen aber verlängerte sich Graf Hornfels' Abwesenheit denn doch über alle psychologischen Vermuthungen hinaus, so daß dem armen Benn kein Zweifel mehr an dem traurigen Umstande erlaubt schien, sein Schuldner sei gestorben und mit ihm seien seine dreißigtausend Gulden zum Nimmerwieder-Auferstehen in's Grab gesunken.

In solche traurige Betrachtungen nun war Herr Benn gerade in dem Augenblicke versenkt, als er, wie er selbst oben erzählt, den Grafen Hornfels in seinem Reisewagen auf dem Stephansplatze an sich vorbeirollen sah. Die Umwälzung, die durch diesen Anblick in seinen Gefühlen herbeigeführt ward, schildern zu wollen, ist unmög-

lich. Das Resultat derselben aber war, daß er alle jene quälerische Unerbittlichkeit, jene felsenharte Gefühllosigkeit, die ihn bisher zum barbarischsten aller Gläubiger gemacht hatte, plötzlich und für immer abzulegen beschloß und statt dessen unwiderruflich gegen den Grafen jene herzlichen, angenehmen Umgangsformen annahm, die wir ihn oben haben entfalten sehen.

Denn war nicht Graf Wilibald in der That die wahrhafteste Vergegenwärtigung seiner Schuldforderung? Fanden sich nicht die dreißigtausend Gulden an das Dasein des jungen Mannes gebunden, so daß sie mit allen Umwandlungen, die sein Geschick erhalten konnte, innigst zusammenhingen, daß Alles, was auf ihn einen Einfluß ausübte, auch auf sie zurückwirkte? Wenn der gräfliche Schuldner krank ward, so verloren nothwendigerweise, je nach Maßstab der Gefahr der Krankheit, auch die dreißigtausend Gulden mehr oder minder an reellem Werth: starb unglücklicherweise gar der Graf früher als sein siebenbürgischer Onkel, so war auch die Schuldforderung todt und begraben. Im Augenblick, als Herr Benn den Grafen Hornfels über den Stephansplatz fahren sah, waren die dreißigtausend Gulden frisch und munter, vollkommen gesund, rosenwangig und blühend. Mußte man nun nicht mit möglichster Sorgfalt eine so kostbare Gesundheit schonen und Alles zu vermeiden suchen, wodurch sie irgendwie leiden konnte? Die Angelegenheit lief immer nur noch darauf hinaus, Geduld zu haben; und es blieb stets Zeit, von diesem so sorgfältig gepflegten Boden mit Wucher das seinem Schooße anvertraute Gut zurückzufordern.

Zum Unglück für den Grafen Wilibald kannte dieser nicht, gleich uns, die Beweggründe, auf denen die Umwandlung seines Gläubigers beruhte. Er beschloß daher, die wenigen Ruhetage, welche die Zärtlichkeit des Herrn Benn — mochte sie nun aus irgend einem ihm unbekannten Grunde eine wahre sein, oder, wie er aller Wahrscheinlichkeit zufolge annahm, eine erheuchelte, die ihn sicher machen sollte, — ihm zu lassen versprach, zur möglichst schleunigen Ausführung seines schon seit mehreren Wochen gehegten Vorhabens zu benutzen. Es war dies, wie man leicht denken kann, nichts weiter, als um die Hand von Emilie Obereiner anzusuchen.

Graf Hornfels begab sich daher gleich am andern Morgen nach seiner Ankunft zu dem Troppauer Banquier. Als er in dessen Gast-

hof ankam, fand ſich derſelbe gerade durch einen Geſchäftsbeſuch abgehalten, ſo daß der junge Mann nur ſeine Tochter im Geſellſchaftszimmer antraf. Den zärtlichen Empfang, der ihm ward, ſo wie das rührende Wiederſehen des Liebespaares zu ſchildern, erlaſſen mir die geneigten Leſer hoffentlich. Bald kam nun auch Herr Obereiner aus ſeinem Cabinet und reichte dem jungen Manne mit herzlichen Bewillkommnungsworten die Hand:

Das Geſpräch ſpann ſich anfangs, da Wilibald innerlich ſehr aufgeregt war, etwas mühſam über die gewöhnlichen Stoffe des Wetters, der beiderſeitigen Reiſen u. dergl. mehr fort. Bald aber faßte der Graf Muth und mit einer möglichſt ſchicklichen Wendung auf den Gegenſtand ſeines eigentlichen Beſuchs übergehend, ſagte er:

„Herr Obereiner, Sie haben jetzt das Geſchick meiner Zukunft in Händen; all mein Lebensglück hängt nun von Ihnen ab.“

„Und was kann ich hiefür thun?“ frug der Banquier erſtaunt.

„Geben Sie mir die Hand Ihrer lieben Tochter.“

Als Emilie dieſes unerwartete Geſuch hörte, ward ſie von einer ſo lebhaften, ſo tiefen Bewegung ergriffen, daß es ihr in ihrer jungfräulich zarten Verſchämtheit unmöglich ward, einer Unterhaltung ferner beizuwohnen, die doch ihr zukünftiges Glück ſo nahe anging: ſie entfernte ſich daher raſch, aber ihre mit holder Röthe übergoſſenen Wangen und ihr leuchtendes Auge zeigten deutlich, daß ihr Graf Wilibald's Antrag nichts weniger als zuwider war. Ihren Vater hatte dieſes ſo unvermuthete Geſuch dergeſtalt überraſcht, daß er gänzlich außer Faſſung gerieth. Bald aber, nach einem Augenblick beiderſeitigen Schweigens und Nachdenkens, erholte er ſich, faßte freundlich die Hand des jungen Mannes zwiſchen ſeine beiden, ſchüttelte ſie herzlich und ſagte:

„Graf Wilibald, nach dem Dienſte, den Sie mir geleiſtet haben, glauben Sie, daß ich tief gerührt bin von dem Schritte, den Sie ſo eben gethan . . .“

Die Augen des Grafen glänzten nach dieſen Worten wunderſam hell.

„Aber,“ fuhr der Banquier fort, „ich bedauere eben ſo tief, ihn nicht ſo aufnehmen zu können, wie Sie und ich es gern gewollt hätten; mein Wort iſt mir heilig und das habe ich längſt einem Andern gegeben: meine Tochter iſt ſchon längſt verſprochen.“

Das war eben ſo kurz, als klar; hiegegen ließ ſich durchaus nicht die mindeſte Einwendung machen. Wilibald entfernte ſich mit zerriſſenem Herzen: im Vorzimmer erwartete ihn Emilie.

„Nun?“ frug dieſe.

„Ich bin ein verlorener Menſch; Ihre Hand iſt einem Anderen verſprochen.“

„Großer Gott! Iſt es alſo wirklich geſchehen! Haben mich alſo meine Ahnungen doch nicht getäuſcht!“

„Wie meinen Sie dies?“

„Ja, es kam mir immer vor,“ entgegnete das junge Mädchen, „als hätte ich hinter meinem Rücken von dieſer Heirath ſprechen hören; aber bisher wagte ich, nicht an mein Unglück zu glauben, ſo fern lag mir der Gedanke, mein Vater werde je darein willigen, mir einen andern Gatten, als den meiner eigenen Wahl zu geben.“

„Sie kennen alſo meinen Nebenbuhler?“

„Nur ſehr wenig; ich habe ihn zwei oder drei Mal in Troppau geſehen, wo in er in den Univerſitätsferien gewöhnlich kam, um ſeinen Oheim zu beſuchen, einen alten Geſchäftsfreund meines Vaters: dieſer Oheim hat ihn bei uns eingeführt.“

„Wie heißt er? Was iſt er? Wo wohnt er?“

„Er heißt Eduard Derblinger und iſt Arzt, hier in Wien.“

„Hier in Wien? . . . Ja nun begreife ich erſt recht den Zweck der Reiſe, die Ihr Vater mit Ihnen hieher gemacht hat; aber beruhigen Sie ſich, Emilie; dieſe Heirath ſoll nicht ſtattfinden. . . .

„O, mein Gott, was wollen Sie beginnen?“

„Fürchten Sie Nichts: ich weiß wohl, was ich thun werde.“

Nach dieſen Worten entſtürzte Wilibald eiligſt, um dem jetzt ſo ſchmerzlichen Anblick Emiliens zu entgehen. Als er aber auf die Straße gekommen war, hielt er in ſeinem Laufe inne; denn in Wahrheit wußte er durchaus nicht, was er thun wollte.

Nach und nach aber wurden ſeine Gefühle beſänftigt, ſeine ſinnliche Aufregung ließ nach und er konnte nun mit einiger kaltblütigen Beſinnung ſeine Lage von allen Seiten betrachten: ſie war aber von keiner Seite angenehm. Vergebens zermarterte er ſich das Gehirn, vergebens ſtrengte er ſeinen Geiſt an, vergebens rief er ſeine Einbildungskraft zu Hilfe; er wußte nicht, wie er ſich ſeinen Nebenbuhler vom Halſe ſchaffen ſollte. Es gab wohl ein Mittel

und das war, ihn zu tödten: in unſrem geſitteten Europa aber tödtet man ſeine Feinde nicht, ohne daß man ſich der Gefahr ausſetzt, mit demſelben Recht von ihnen getödtet zu werden. Wir haben in unſrer Civiliſation den Mord zum Duell erhoben. Unſer Graf Wilibald nun wählte, da ſich ihm kein beſſerer Ausweg bot, dieſen.

Raſch erfragte er die Wohnung des Herrn Eduard Derblinger und raſch begab er ſich zu ihm.

Eduard Derblinger war ein hochgewachſener, junger Mann, bleich von Geſicht und mager von Körper; an einem gewiſſen Ausdruck ſeiner Geſichtszüge aber konnte man leicht erkennen, daß dieſe Erſchöpfung nicht von übermäßiger Anſtrengung durch geiſtige Arbeit herrühre. Er hatte zwar Medicin ſtudirt und war gleich vielen Andern glücklich zum Arzte promovirt worden; aber hierin hatte er ſich nur den Wünſchen ſeiner Familie gefügt, nicht ſeinem eigenen Triebe. Als Graf Wilibald bei ihm eintrat, lag der junge Doctor, in einen weiten, behaglichen Schlafrock gehüllt, in aller Bequemlichkeit auf ein Sopha hingeſtreckt und ließ ſich einen trefflichen, türkiſchen Tabak aus ſeiner in langen Kreiſen über den Boden des Zimmers ſich hinwindenden Pfeife ſchmecken.

„Mein Herr," ſagte Wilibald, indem er ohne alle Einleitung ſich gleich zu ſeinem eigentlichen Geſprächs- und Beſuchsſtoff überging; „ich komme in einer ſehr wichtigen Angelegenheit zu Ihnen; erlauben Sie mir daher, alle Vorreden zu erſparen . . . Sie ſollen, wie ich glaube, Fräulein Obereiner aus Troppau heirathen?"

„Das iſt wahr, mein Herr."

„Und wann ſoll dieſe Heirath vor ſich gehen?"

Bei dieſer gegen alles geſellſchaftliche Herkommen verſtoßenden Frage warf der Doctor einen forſchenden Blick auf ſeinen Beſuch, als wollte er erkennen, ob er es mit einem Wahnſinnigen oder mit einem Vernünftigen zu thun habe: nach einer kurzen Ueberlegung aber entſchloß er ſich dennoch, ihm zu antworten:

„Die Heirath wird wahrſcheinlich in den nächſten Wochen vor ſich gehen."

„Nein, mein Herr," ſagte Wilibald, indem er heftig den Kopf ſchüttelte, „dieſe Heirath wird nie vor ſich gehen."

Als er dieſe ſonderbaren, unbegreiflichen Worte hörte, ſprang

Doctor Derblinger von ſeinem Sopha auf, warf ſeine Pfeife fort und fragte mit kräftigem Tone:

„Was ſoll das heißen, mein Herr?“

„Was das heißen ſoll?“ ſagte Wilibald, indem er nach ſeinem Hute griff und ſich zum Weggehen anſchickte: „das ſoll nichts weiter heißen, als daß ich auch Anſpruch auf Fräulein Emiliens Hand mache und durchaus nicht geſonnen bin, ſie gutwillig einem Andern abzutreten.“

„Sie ſchlagen mir alſo ein Duell vor?“

„Ein Duell auf Tod und Leben zwiſchen uns Beiden.“

Der junge Arzt ſetzte ſich gelaſſen nieder, nahm ſeine Pfeife wieder zur Hand und mit ruhiger Stimme, indem ein Lächeln um ſeine Lippen ſchwebte, ſagte er:

„Wollte ich die Sache ſtreng nehmen, ſo wäre ich vollkommen in meinem Rechte, wenn ich Ihre Forderung ausſchlüge; denn die Sachen ſtehen zwiſchen uns Beiden nicht gleich; ich, als der erkorene Schwiegerſohn, habe weit mehr zu verlieren. Trotz deſſen will ich das Duell annehmen . . . Wann und wo treffen wir einander?“

„Wenn es Ihnen ſo recht iſt, in zwei Stunden im Schönbrunner Wäldchen, das ja bei jetziger Jahreszeit, da der Kaiſer ſchon in die Hofburg zurückgekehrt iſt, nicht mehr beſucht wird.“

„Welche Waffenart wählen Sie?“

„Mir ganz gleichgültig; ich glaube aber, daß für das Reſultat, das wir erhalten wollen, Piſtolen am Geeignetſten ſind.“

„Gut, ſo ſei es auf Piſtolen.“

„Ich würde Ihnen,“ nahm Graf Wilibald das Wort, „ſehr verbunden ſein, wenn Sie für mich einen Secundanten mitbringen wollten: ich bin erſt ſeit einigen Tagen hier und mag keinen meiner Freunde zu dieſem Zwecke aufſuchen.“

Der Doctor nickte mit dem Kopfe, als Zeichen ſeiner Einwilligung in dieſe Bitte und klingelte ſeinem Bedienten um Feuer, da über dem Geſpräch denn doch ſeine Pfeife ausgegangen war. Graf Hornfels empfahl ſich mit Zurücklaſſung ſeiner Karte.

Als er ſich aber nun auf der Straße befand und auf dem Wege nach ſeinem Hôtel ſein Benehmen überdachte, fand er, daß er eigentlich eine Dummheit begangen habe. Denn was konnte er bei dem Duell gewinnen, ſelbſt den glücklichſten Fall angenommen, daß er

ſeinen Gegner erſchoß? Durchaus Nichts, da von einem Manne mit ſo ſtrengen Grundſätzen, wie Obereiner war, ſich keineswegs erwarten ließ, er werde ſeine Tochter einem Raufbold, einem Duellanten geben. Doch nun war es zu ſpät, ein Zurücktreten mit ſeiner Ehre unverträglich. Er eilte alſo nach Hauſe, um die nöthigen Vorbereitungen zum Zweikampfe zu treffen.

„Johann," ſagte er, kaum in's Zimmer getreten, „meine Piſtolen."

Bald brachte ihm nun der Diener eine prächtige incruſtirte Büchſe aus Paliſſanderholz, worin zwei treffliche Piſtolen lagen. Der Anblick dieſer Waffen erheiterte Wilibald und rief einen unbeſchreiblichen Ausdruck ſelbſtbewußten Stolzes auf ſeinem Geſichte hervor. Gleich ſo vielen Andern ſeines Schlages hatte er zwar nicht immer Mittel, um zu leben; nie aber fehlte es ihm an Mitteln, ſich oder Andere zu tödten. Der junge Mann nahm nun die Piſtolen eine nach der andern in die Hand, prüfte und unterſuchte ſorgfältig Schloß und Hahn und ſetzte neue Zündhütchen auf. Dieſe Unterſuchung aber, die ſich, da er mehrere Male blinde Probeſchüſſe that, etwas in die Länge zog, brachte den Grafen nach und nach auf etwas traurigere Gedanken. Ja ſeine Aufregung ward ſogar ſo lebhaft, daß er ſich bewogen fand, die Fenſter zu öffnen, um durch die friſche äußere Luft das innere Feuer, von dem ihm Kopf und Bruſt glühten, etwas abzukühlen.

In dieſem Augenblicke ging die Thüre auf und Herr Benn erſchien auf der Schwelle.

„O, Sie Unvorſichtiger," ſchrie der Greis und ließ es ſein erſtes Geſchäft ſein, nach dem Fenſter hinzulaufen und es zu ſchließen; „wie können Sie nur in dieſer Jahreszeit bei offenen Fenſtern bleiben?" (Unſere Leſer wollen ſich erinnern, daß man den ſechzehnten Oktober ſchrieb.) Sodann ſetzte er ſich mit ſeinem heiterblickenden Angeſicht dem jungen Mann gegenüber und frug ihn nach ſeinem Befinden.

Der ganz unerwartete Beſuch des Herrn Benn war dem Grafen Wilibald durchaus nicht angenehm: ſeine Antwort ward daher in ziemlich unwirſchem Tone gegeben; der Wucherer aber bemerkte über ſeiner eigenen fröhlichen Stimmung die verdrießliche Laune des Andern nicht, ſondern zog ein ganz neues Cigarrenetui, das er offen-

bar erſt zu dieſem Zwecke gekauft hatte, aus ſeiner Taſche und bot dem Grafen mit aller Freundſchaft eine ächte Havannah an. Dieſer dankte trocken. Der kleine Greis aber ließ ſich nicht abſchrecken, ſondern mit ſich ſtets gleich bleibendem, wohlwollendem Ausdruck ſagte er:

'A propos, Herr Graf, ich habe heute Morgen einen Korb vortrefflichen Ungar erhalten, ächten Eilfer; Sie wiſſen aber, daß ich nie Wein trinke: Sie werden mir hoffentlich die Ehre erweiſen, ein Dutzend Flaſchen als kleines, freundſchaftliches Bewillkommnungsgeſchenk anzunehmen."

„Ich werde noch ſehen," entgegnete Graf Hornfels und konnte ſich dabei eines deutlichen Zeichens ſeiner Ungeduld nicht erwehren. Jetzt gingen dem Wucherer auch die Augen auf und er rief nunaus:

„Aber, mein Gott, Herr Graf, was haben Sie denn? Sie ſind ja ganz verändert."

„Ich habe Nichts."

„Doch, doch, Sie haben irgend einen Kummer, oder Sie ſind doch nicht etwa gar krank? . . . Ich beſchwöre Sie, ſagen Sie mir, was Ihnen iſt. Wenn Sie krank ſind, ſo ſchicke ich Ihnen meinen Arzt her, einen alten, tüchtigen Praktikus. Oder bedürfen Sie irgendwie Troſt? Nun, bin ich denn nicht da, Ihr beſter Freund?"

Bei dieſen letzten Worten dieſer ihm ſo läſtigen, wiederholten Verſicherung einer unbegreiflichen oder erheuchelten Freundſchaft, konnte Wilibald nicht länger an ſich halten:

„Nun ja, Herr Benn," ſagte er; „ja wohl, ich habe etwas vor . . . ich habe Luſt, allein zu ſein: mit einem Freund braucht man ſich ja nicht zu geniren."

Indem er ſo ſprach, zog ſich der junge Mann in die Fenſternische zurück, um von ſeinem Wunſche nach Einſamkeit einen praktiſchen Beweis zu geben. Nur hatte er dabei auf den Umſtand nicht Acht gegeben, daß er durch dieſe Bewegung das Piſtolenkäſtchen den Blicken des Greiſes Preis gab, das er ihm bisher durch ſeine Stellung — er hatte an dem Tiſchchen, worauf ſie lagen, ſich gelehnt gehalten — verborgen hatte. Als Herr Benn dieſer Mordwerkzeuge anſichtig ward, verlor ſein Geſicht alle Farbe, und er fing an allen Gliedern zu zittern an: nun plötzlich ward ihm Alles klar: ſeine dreißigtauſend Gulden ſollten ſich duelliren! Er wollte laut

aufſchreien, aber die Stimme verſagte ihm: er wollte ſich dem Grafen von Hornfels zu Füßen werfen, aber er vermochte nicht, ſeine Beine in Bewegung zu ſetzen: kurz er blieb ſo ſtill und unbeweglich, daß Graf Wilibald, der durch die Scheiben zum Fenſter hinausgeſchaut hatte, ſich nun allein glaubte und ſich umwandte. Da ward er den Wucherer gewahr, bemerkte ſeine ſeltſame Stellung, wie er, ſtumm und kraftlos, die Augen feſt auf das verhängnißvolle Käſtchen dumm ſtarrend geheftet hielt: der Graf ſelbſt nun ſah ein, wie grenzenlos unvorſichtig er geweſen, und zitterte.

Indem Graf Wilibald ohne Genehmigung des Herrn Benn über ſein Leben verfügte, ließ er ſich offenbar einen Mißbrauch des in ihn geſetzten Vertrauens zu Schulden kommen, wofür Jener Rechenſchaft von ihm zu fordern berechtigt war. Die Scene alſo, welche er ſofort beim ungelegenen Eintritt des Greiſes befürchtet und bisher zu vermeiden geſucht hatte, ſtand nun unabweislich bevor: es gab kein Mittel mehr, den Sturm zu beſchwören. Jedoch blieb dem jungen Mann noch ein freilich ſehr unzartes Mittel, nämlich höher zu ſchreien als der Wucherer, wenn es dieſem einfallen ſollte zu ſchreien und wenn dieſer gar ihm thatſächlichen Widerſtand gegen ſein Duell entgegenſetzen wollte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. In der Ueberzeugung nun, daß, wenn er dieſes Verfahren einmal annehmen wolle, er am Beſten thue, ſich den Vortheil des erſten Schlages zu ſichern, beſchloß Graf Wilibald, den Angriff zu beginnen und, indem er nun mit drohender Miene auf den Greis zuging, ſchrie er mehr als er ſprach: „Herr Benn! . . .“

Bei dieſem Rufe aber erwachte der Wucherer, wie ein bei Ausrufung ſeines Namens erwachender Somnambuler, aus ſeinem Starrkrampfe; er heftete einen langen, lebhaften Blick auf den Grafen Hornfels, trat einen Schritt nach rückwärts, um eine würdigere Haltung anzunehmen, und indem er ſtolz die Arme über die Bruſt kreuzweiſe übereinander legte, antwortete er auf den angreifenden Ruf Wilibald's:

„Herr Graf, glauben Sie, daß das ſchön von Ihnen gehandelt iſt, was Sie da vorhaben?“

Der junge Mann, der auf dieſe Art doch den erſten Hieb bekommen hatte, verlor nun ſeinen Vortheil und im Bewußtſein ſeines Unrechts ſenkte er ſein Haupt nieder.

„Wie?“ nahm der Greis die Rede weiter auf, „Sie wollen ſich ſchlagen, wollen ſich in Lebensgefahr begeben? Ruft Ihnen denn keine innere Stimme, Nichts in Ihrem Herzen zu, daß Sie im Begriff ſind, ein Verbrechen zu begehen? Aber unglückſeliger Menſch, denken Sie doch wenigſtens an Ihre Mutter, die aus Verzweiflung über Ihren Tod in's Grab ſinken würde!“

In der Hitze ſeiner improviſirten Strafpredigt hatte Herr Benn ganz vergeſſen, daß Graf von Hornfels in ſeiner früheſten Jugend beide Eltern verloren hatte.

„Meine Mutter iſt lange todt,“ antwortete dieſer.

Herr Benn aber, der in dieſem Augenblick viel zu ſehr von ſeiner eigenen Wärme fortgeriſſen war, beachtete dieſen ſchlagenden Einwurf ſeines Gegners gar nicht, ſondern fuhr in ſeiner eindringlichen Rede fort:

„Und Ihre Braut? Flößt Ihnen der Gedanke denn keine Gewiſſensbiſſe ein, wie viele Thränen Sie ihren ſchönen Augen entlocken werden.“

Man ſieht, es war Herrn Benn eben ſo leicht, Todte zu erwecken, als Lebendige zu verſchenken: er hatte des Grafen Mutter aus dem Grabe geholt und ihm, aus ſeiner eigenen Phantaſie, eine ſchöne Braut beſcheert. Mit Letzterem hatte er nun freilich nicht gar ſo weit von der Wahrheit getroffen. Der Graf erwiederte ihm daher, mit verbiſſener Wuth und zähneknirſchend:

„Meine Geliebte iſt das verſprochne Bräutchen eines Andern.“

„Und an mich denken Sie gar nicht? An mich, der ich Ihnen ergeben bin, wie ein Vater ſeinem theuren Kinde? Begreifen Sie denn nicht, welchen entſetzlichen Verluſt ich durch Ihren Tod erleiden würde? O, ſicherlich, ich würde Sie nicht überleben.“

Und um ſeiner Rede noch mehr Nachdruck zu verſchaffen, legte der Greis ſeine Hände auf ſeine Augen und entzwang ihnen durch ſtarkes Drücken einige Thränen, worauf er mit melancholiſch-zärtlichem Tone fortfuhr:

„Ach! Und doch glaubte ich Ihr beſter Freund zu ſein!

Graf Wilibald hob bei dieſer Freundſchaftsbetheuerung, die ihn unaufhörlich verfolgte, ſein Auge gen Himmel; dies Mal jedoch verzieh er ſie dem armen Wucherer, theils weil er ſelbſt ſeiner Verzeihung bedurfte, theils in Erwägung des tiefen Schmerzes, den er

ihm verurſachte. Er antwortete ihm daher mit einem überaus wohlwollenden Tone:

„Ich weiß, wie viel ich Ihnen ſchuldig bin, Herr Benn.“ . . .

„Nein, das können Sie gar nicht wiſſen.“

„Doch, doch, Herr Benn; ich weiß recht gut, wie viel ich Ihnen ſchuldig bin für Ihre Freundſchaft, Ihre Bemühungen und Ihr zuvorkommendes Benehmen gegen mich; aber unglücklicher Weiſe geräth man in dieſem Leben oft in Verhältniſſe und Lagen, wo es dem Menſchen unmöglich iſt, der innern Stimme ſeines Herzens zu folgen.“

„Sie beſtehen alſo darauf, ſich ſchlagen zu wollen.“

„Ich muß.“

„Nein, Sie müſſen nicht; ich will nicht, daß Sie ſich ſchlagen, durchaus nicht.“

„Und doch werde ich mich ſchlagen.“

„Nein, Sie werden ſich nicht ſchlagen!“

„Ha, ha! Ich werde mich nicht ſchlagen?!“

„Nein, mein Herr, ich ſage es Ihnen noch einmal, Sie werden ſich nicht ſchlagen.“

„Nun und ich ſage Ihnen zum letzten Male: ich werde mich dennoch ſchlagen: und ich ſage Ihnen noch mehr: ich werde mich erſchießen laſſen . . . will doch einmal ſehn, wer mir das verwehren wird.“

„Nun gut, Sie werden das ſehen.“ . . .

Und mit dieſen Worten ſtürzte Herr Benn nach der Thür und verſchwand wie ein Blitz.

III.

Die obige Scene war, wie man ſieht, durch alle nur erdenkbare Phaſen hindurchgegangen, von flehentlichen Bitten und Schmerzbezeugungen bis zu zornigen Drohungen hatten beide Redner alle Wendungen der Sprache benutzt.

„Ich ſoll mich nicht ſchlagen,“ rief Graf Hornfels noch, nachdem der Wucherer weggegangen war, indem er in einem Zuſtande

der höchſten Aufregung in ſeinem Zimmer auf- und abſchritt: „nun ich will doch ſehen, wie er mir das wehren wird.“

Darauf warf er einen Blick auf die Uhr und da von den zwei Stunden eine ſchon faſt zum größten Theil abgelaufen war, ſo traf er in größter Eile die letzten noch nöthigen Vorbereitungen, ſchellte nach deren Beendigung haſtig ſeinem Diener und hieß ihn einen Fiaker beſtellen. Johann kam bald mit der Nachricht zurück, der Wagen warte vor der Thüre des Gaſthauſes auf den Herrn Grafen. Darauf griff dieſer nach ſeinem Piſtolenkäſtchen, rannte haſtig die Treppe hinab und ſtieg in den Fiaker.

„Nach dem Schönbrunner Wäldchen: fahrt tüchtig zu, Kutſcher.“

Der Fiaker ſetzte ſich ſofort holpernd und ſtolpernd in Bewegung: zugleich aber zogen auch die Pferde eines andern, in der Nähe haltenden Fiakers an und Herr Benn, der ſeinen halben Leib zum Kutſchenſchlage hinausſteckte, rief dem Kutſcher mit aller Kraft ſeiner Lungen zu: „Folgt dieſem Fiaker, der vor Euch fährt, auf dem Fuße nach.“

Der Wagen, in dem Graf Hornfels ſeinem Rendezvous zurollte, kroch entſetzlich langſam vorwärts. Sobald nämlich der Kutſcher erfahren hatte, welche anſehnliche Strecke er zu fahren habe, — es iſt von der Joſephſtadt bis nach dem Schönbrunner Wäldchen faſt eine Stunde Weges, — hatte er ſofort die nöthigen Vorſichtsmaßregeln getroffen, um die Reiſe ſo bequem als nur immer möglich zu machen.

Er hatte ſich ſorgfältig in ſeinen Mantel gehüllt, einen tüchtigen, ſchallenden Peitſchenhieb in die leere Luft hinausgethan und war ſodann gemächlich eingeſchlafen, indem er ſeine Seele Gott und ſeinen Körper ſeinen zahm und müd gehetzten Gäulen überlaſſen hatte. Anfangs bemerkte Graf Wilibald, der ſelbſt in ein tiefes Nachdenken verſunken war, die Nachläſſigkeit ſeines Kutſchers nicht; bald aber ward er die langſame Fortbewegung des Fiakers denn doch gewahr und da er fürchtete, er würde zu ſpät auf dem Kampfplatze anlangen, was auf ihn als den Herausforderer und Urheber des ganzen Streites ein ſehr nachtheiliges Licht geworfen hätte, ſo bezähmte er ſeine Ungeduld nicht ſehr lange, ſondern rief mit jenem ſpöttiſchen Ton und Ausdruck, den ein heftiger Zorn nicht ſelten annimmt, dem Roſſelenker zu:

„He, Kutſcher, verſucht doch einmal, ob wir vielleicht ſchneller vorwärts kommen, wenn wir rücklings fahren.“

Der Kutſcher, den dieſer mit lauter Stimme an ihn gerichtete Ruf aufgeſchreckt hatte, hob plötzlich ſeinen Kopf in die Höhe und riß die ſchlaftrunknen Augen weit auf; da er aber ſah, daß rings um ihn her Alles ruhig ſei, ſo peitſchte er ſeine Pferde und ſchlief wieder ein. Graf Wilibald mußte ſich nun gezwungener Weiſe in Geduld ergeben. Das Glück war ihm aber in ſo weit günſtig, daß, als ſein Fiaker endlich bis nach dem Schönbrunner Wäldchen geſchlichen war, er noch Niemanden auf dem Kampfplatze fand.

Sehen wir uns nun, während der Graf ſeinen Gegner erwartet, einen Augenblick nach Herrn Benn um. Als dieſer den jungen Mann verließ, hatte er in Worten zwar ſehr trotzig gethan, in der That aber wußte er damals durchaus noch nicht, wie er es anfangen ſollte, um das Duell ſeines Schuldners zu verhindern. Der arme Gläubiger würde in dieſem Augenblick wahrſcheinlich ſeine Schuld herzlich gern mit fünf und ſiebzig Procent Verluſt abgetreten haben. Denn ein Duell iſt eine wichtige und feierliche Angelegenheit; und wenn zwei junge Leute einander erſt dermaßen haſſen, daß ſie in dem blutigen Waffenſpiele ihr Leben gegen einander einſetzen wollen, ſo iſt es meiſt unendlich ſchwer, faſt unmöglich, ſie davon abzubringen. Weder die Bitten und Beſchwörungen einer Mutter, noch die geſetzliche Strafe, der ſie verfallen, kann ſie abſchrecken; denn ſie ſcheuen ja den Tod nicht, der bittrer iſt als dies Alles. Und dies wollte nun Herr Benn ganz allein unternehmen. Ob es ihm vielleicht gelungen wäre, die Kämpfenden zu trennen, indem er ſich den geraubten Sabinerinnen gleich zwiſchen ſie ſtürzte, wollen wir unentſchieden laſſen, und zwar um ſo mehr, da ein ſolcher heldenmäßiger Schritt, bei dem das eigene theure Leben in Gefahr gerieth, durchaus nicht zu Herrn Benn's Gewohnheiten gehörte. Er hielt es daher nach einigem Nachdenken für das wirkſamſte Mittel, durch die thätige Dazwiſchenkunft des Geſetzes und ſeiner bewaffneten Vollſtrecker das Duell zu verhindern. Demgemäß ſuchte er ſich zwei Polizeiſergeanten auf: die beiden erſten, denen er auf der nächſten Straße begegnete, ſchienen ihm gut genug zu ſeinem Plane.

„Meine Herren,“ ſagte er zu ihnen, „ein entſetzliches Verbrechen ſoll begangen werden: ich fordere Sie im Namen des Ge-

ſetzes auf, mir mit bewaffneter Hand in deſſen Verhinderung beizuſtehen."

Die beiden Polizeiſergeanten blieben über dieſen unerwarteten Anruf erſtaunt ſtehen: ſie wußten nicht, war es Ernſt oder wollte man ſie narren: aber die Formel war eine feierliche, geſetzlich vorgeſchriebene: ſie wurden zur Erfüllung einer Pflicht aufgefordert, der ſie ſich unmöglich entziehen konnten.

„Was geht denn vor?" frugen ſie.

Herr Benn erklärte ihnen von der Sache, ſo viel ſie davon zu wiſſen bedurften und indem er beſonders auf der Nothwendigkeit beſtand, den jungen Mann auf der That zu ertappen oder vielmehr an einem Orte, wo ſein Aufenthalt ihn verdächtige, trieb er die noch ganz verdutzten Polizeidiener in einen Fiaker, der nahe am Gaſthofe hielt, wo Hornfels wohnte, ſo daß er alle ſeine Bewegungen ungeſehen beobachten konnte. Unſre Leſer haben nun geſehen, wie Herr Benn mit ſeinem bewaffneten Gefolge in dieſem Verſteck das Ausfahren des Grafen erlauſchte und ihm in geringer Entfernung nachfuhr.

Der Graf war kaum aus ſeinem Fiaker geſtiegen, als er voll Ungeduld und um durch ſein Piſtolenkäſtchen keine unnütze Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, tiefer in das Wäldchen hineinging. Herr Benn und ſeine Gefährten aber, die ihn auch nicht einen Augenblick aus dem Geſicht verloren hatten, folgten ihm ungeſehen, und der Greis ſagte nun zu den Polizeiſergeanten, da er den Augenblick für gelegen hielt und nicht die Ankunft des andern Duellanten und der Secundanten abwarten mochte:

„Steckt mir zunächſt den da ein!"

Sofort traten nun die Polizeimänner auf den jungen Mann zu und frugen ihn erſt höflich, indem ſie auf das verrätheriſche Piſtolenkäſtchen wieſen:

„Was führen Sie hier bei ſich, gnädiger Herr?"

„Was geht das Euch an?" entgegnete Hornfels, indem er ſich ungeſtüm von ihnen wegwandte.

„Was das uns angeht?„ . . . verſetzte mit etwas gröberem Tone der Eine. „Wer ſind Sie? Können Sie ſich durch gehörige Papiere ausweiſen?" Bei dieſer fatalen Forderung biß ſich Wilibald in die Lippen und erblaßte: er ſah ein, daß er verloren war.

„Ich bin Graf Hornfels; seit wann aber braucht man denn einen Paß, um von Wien nach Schönbrunn spazieren zu fahren?" frug er.

„Nein, gnädiger Herr," entgegnete der Polizeidiener ganz ruhig; „aber man braucht auch kein Pistolenkästchen zu einem Spaziergang nach Schönbrunn. Jedenfalls haben Sie irgend etwas vor, was gesetzlich verboten ist; wir müssen uns also die Erlaubniß ausbitten, Sie in Ihre Wohnung begleiten zu dürfen, damit wir uns überzeugen können, daß Sie wirklich der sind, für den Sie sich ausgeben."

Wilibald schäumte vor Wuth; er warf unstete Blicke um sich her, als hätte er irgend eine unerwartete Hilfe gehofft und sollte sie ihm auch von seinem Gegner und den Secundanten kommen; aber Niemand war weit und breit zu sehen und die beiden Polizeimänner waren von so kräftigem Aussehen, daß sie einen Kampf durchaus nicht zu fürchten schienen. Es blieb ihm also Nichts übrig, als alle Idee an einen Widerstand aufzugeben, der eben so unnütz als scandalös gewesen wäre und sich von den bewaffneten Gesetzvollstreckern in seinen Fiaker, der ihn noch erwartete, begleiten zu lassen. Eine Stunde hernach kamen sie sämmtlich im Gasthof „zum goldnen Adler" in der Josephstadt an, und nachdem sich die beiden Polizeisergeanten sorgfältig von Wohnung, Namen und gesellschaftlicher Stellung ihres Gefangenen überzeugt hatten, empfahlen sie sich, indem sie ihn um Verzeihung der verursachten Störung halber baten.

Herr Venn hatte den gefälligen Beamten eine kleine Gratification schon im Voraus bewilligt, um sich ihrer Verschwiegenheit betreffs seiner Theilnahme zu versichern. Die Entführung des Grafen Hornfels hatte er hinter einem Baum verborgen mit angesehen, empfand aber trotz des glücklichen Erfolges seiner Kriegslist, noch große Unruhe und Besorgniß. Denn bei einem Manne von so hochfahrendem Character, wie Graf Wilibald, stand gar sehr zu befürchten, daß die eben vorgegangene Scene noch hundert Mal nachtheiligere Folgen habe, als das Duell, das er dadurch hatte verhindern wollen. Der Wucherer sah ein, wie nothwendig es sei, denselben zuvorzukommen; er stieg daher eiligst in seinen Fiaker und indem er dem jungen Manne wiederum in geringer Entfernung nachfuhr, kam er bald, nachdem die Polizeibeamten sich entfernt hat-

ten, in's Gaſthaus und in's Zimmer des Grafen. Er fand dieſen kraftlos in einen Seſſel zuſammengeſunken und geiſtig überaus niedergeſchlagen: als er aber den kleinen Greis anſichtig ward, ſprang er mit Lebhaftigkeit von ſeinem Sitze auf: ſeine Augen funkelten und mit donnernder, ſchrecklicher Stimme rief er ihm zu, indem er ihm drohende Blicke und Handbewegungen zuſchleuderte:

„Aha! Seid Ihr auch da! . . . Nun begreife ich Alles: Ihr habt mir die Polizei auf den Hals geſchickt, und jetzt kommt Ihr, um Euch Eures Sieges zu erfreuen."

Bei dieſem plötzlichen, directen Angriff empfand Herr Benn einen Augenblick unwillkürlichen Schrecken: das Bewußtſein ſeiner dreißigtauſend Gulden aber gab ihm bald ſeinen Muth und ſeine Geiſtesgegenwart wieder, und indem er die Miene eines völlig Unſchuldigen, über eine grundloſe Anklage in Erſtaunen Gerathenen annahm, ſagte er:

„Ich begreife nicht, was Sie meinen, gnädigſter Herr Graf."

„Ja, ja, verſtellen Sie ſich noch; ich weiß fortan, was ich von Ihnen zu halten habe. . . . Sie haben mir einen nichtswürdigen Streich geſpielt, Herr Benn; aber ich ſchwöre Ihnen, der Streich ſoll Sie theuer zu ſtehen kommen."

„Was kann er mich koſten?" frug der Wucherer mit einem Erſtaunen, das dies Mal nicht geſpielt, ſondern durchaus aufrichtig war.

„Nicht wahr, Sie haben gemeint, auf dieſe Art Ihre Schuldforderung ſicher zu ſtellen, die Ihnen freilich durch meinen in Folge dieſes Duells ſehr leicht möglichen Tod verloren gegangen wäre? Aber," fuhr Graf Hornfels fort und griff raſch nach ſeinen noch daliegenden Piſtolen, „Sie ſollen ſich in Ihrer Rechnung getäuſcht haben, Herr Benn! Bisher hat mich nur die Verzweiflung gepeinigt; nun aber haben Sie mein Leben völlig unerträglich gemacht, indem Sie mir die doppelte Schmach zuzogen, mein Duell zu verfehlen und von Polizeimännern wie ein Verbrecher in die Stadt eſcortirt zu werden. Es bleibt mir alſo Nichts übrig, als mich zu erſchießen; die Schuld können Sie zum guten Theil auf ſich nehmen." — Bei dieſen entſetzlichen Worten, deren Schreckensinhalt durch den kaltblütigen Ton des Grafen noch entſcheidender klang, ſprang der kleine Greis wie ein Tiger auf den Arm des jungen Mannes zu, ſo daß

dieſer, um nicht unwillkürlich den Wucherer zu treffen, das Piſtol aus der Hand legen mußte, worauf mit unglaublicher Gewandtheit der Greis ſich deſſelben bemächtigte: ſodann ſank er ſofort vor dem Grafen aufs Knie und ſprach mit flehentlichem Tone:

„Um der himmliſchen Barmherzigkeit willen, thun Sie das nicht, gnädigſter Herr Graf! Ja, ich bin ſchuldig; ich bekenne mich ja dazu, ich habe dies entſetzliche Duell verhindert, aber wahrhaftig nur um Ihres Daſeins willen, nur um Ihr theures Daſein zu retten. Wollen Sie nun auf mich die entſetzliche Verantwortlichkeit ihres Todes laden?"

Graf Wilibald ſchien indeß einiger Maßen ruhiger geworden zu ſein; Herr Benn erhob ſich von den Knieen, wagte es aber nicht, das Geſpräch anzuknüpfen; es trat daher eine augenblickliche Pauſe ein, bis ſie der Graf ſelbſt mit folgenden Worten unterbrach:

„Herr Benn, Sie haben mir einen ungeheuren Schaden zugefügt, aber ich verzeihe Ihnen unter der Bedingung, daß Sie ihn gut zu machen ſuchen. Sie nennen ſich fortwährend den beſten meiner Freunde; gut, ich will Sie als ſolchen behandeln und mich mit Ihnen durchaus nicht geniren: ich verlange alſo einen zweifachen Dienſt von Ihnen."

„Befehlen Sie über mich, gnädiger Herr Graf," antwortete der Greis, der froh war, daß die Dinge eine ſolche Wendung nahmen; „Sie wiſſen, daß ich Ihnen ganz ergeben bin."

„Zunächſt brauche ich Geld, viel Geld und das ſollen Sie mir leihen: ich will alle meine Gläubiger, Sie ausgenommen, ſofort bezahlen: man kann nicht wiſſen, was vorgeht."

Als Herr Benn dieſe ſeltſame Zumuthung hörte, riß er ſeine Augen ſo weit auf, daß ſie rund wie Fiſchaugen wurden: aber er ſah wohl ein, jetzt ſei nicht der Augenblick zu Erörterungen: er hielt es daher für gerathener, ſeine Einwendungen und Clauſeln ſtill im Handeln anzubringen, ſein Verſprechen aber laut zu geben, da ja zwiſchen Verſprechen und Halten noch viel liege. Demgemäß ſagte er:

„Gut, gnädiger Herr Graf, Sie ſollen es haben."

„Da ich nun ferner, wenn ich nicht ehrlos erſcheinen will, darauf halten muß, daß dieſes Duell, das Sie heute verhindert haben, möglichſt bald vor ſich gehe, ſo werden Sie ſelbſt meinem Gegner einen Beſuch machen, und ihm die Gründe auseinanderſetzen,

in Folge deren aus unſrem erſten Zuſammentreffen Nichts geworden iſt und ihn fragen, zu welcher Stunde es ihm gefällig iſt, die Partie vorzunehmen."

„Alſo Sie wollen ſich durchaus doch wieder ſchlagen?" frug Herr Benn mit dem Ausdruck der höchſten Beſtürzung.

„Es iſt eine unabweisbare Nothwendigkeit. Dieſer Mann raubt mir das Mädchen, das ich liebe, und er ſoll ſie heirathen: alſo muß er entweder ſterben oder mich tödten: es iſt kein andrer Ausweg möglich."

Als Herr Benn dieſe Eröffnung vernahm, richtete er ſich hoch auf: ein Blitzſtrahl der Hoffnung durchleuchtete ſein Geſicht:

„Wann ſoll denn dieſe Heirath vor ſich gehn?"

„In den nächſten Wochen."

„Und giebt es eine Ausſteuer?"

„Freilich."

„O, es giebt eine Ausſteuer!" ſchrie der Wucherer, ganz außer ſich . . . „Nun die Heirath darf nicht vor ſich gehn."

Graf Wilibald zuckte mit den Achſeln.

„Wer wird es verhindern? Sie etwa?" . . .

„Ja ich."

„Aber wie?"

„Das weiß ich noch nicht; aber ich ſchwöre Ihnen, Ihr Nebenbuhler bekommt die Ausſteuer nicht; die bleibt hübſch für uns!"

Der Ausdruck von ſelbſtbewußter Sicherheit, mit dem der Greis ſprach, ſein wie begeiſtertes Weſen, und die Idee, daß er wirklich eine außerordentliche Gewandtheit in Geſchäften beſitze, machten auf Graf Wilibald's Geiſt wirklich Eindruck und brachten in ſeinen Geſinnungen gegen ihn eine gänzliche Umwandlung zu Wege.

„Hören Sie, Herr Benn," ſagte er zu ihm und ergriff dabei mit herzlichem Druck die Hände des Wucherers, „wenn Ihnen Ihr Vorhaben gelingt, können Sie auf meine ewige Dankbarkeit und Erkenntlichkeit rechnen.

„Nun darauf rechne ich ſchon. . . . Aber wir haben keinen Augenblick zu verlieren. . . . Wohlan, wie heißt der zukünftige Schwiegervater?"

„Banquier Obereiner aus Troppau."

„Aha, ein Banquier! Nun das ist ja köstlich! Ein College! Wo ist er jetzt?"

„Hier in Wien; er logirt im Matschakerhof."

„Und wie heißt Ihr Nebenbuhler?"

„Doctor Eduard Derblinger."

Als der Graf diesen Namen genannt, fiel Herr Benn plötzlich rückwärts nieder, wie wenn ihn Jemand heftig vor die Brust gestoßen hätte.

Der heftige Fall des Wucherers ohne allen sichtbaren Beweggrund und in einem Augenblicke, wo die lebhafteste und aufrichtigste Freude sich auf seinem Gesichte abspiegelte, versetzte den Grafen Hornfels dermaßen in Erstaunen, daß er keinen Augenblick zweifelte, es habe seinen Gläubiger plötzlich der Schlag getroffen. Er stürzte daher auf ihn zu, um ihm zu Hilfe zu kommen; der kleine Greis aber erhob sich sofort.

„Nun, was haben Sie denn?" frug der junge Mann, den diese plötzliche Heilung noch verdutzter machte. Aber noch war der arme Herr Benn keines Wortes mächtig.

„Kennen Sie etwa den Doctor Derblinger?" frug Graf Wilibald weiter.

„Ach ja! Herr Graf," entgegnete der Wucherer, der noch zu bestürzt war, um die ganze Wichtigkeit seiner Antwort zu ermessen. „Doctor Derblinger ist einer meiner allerbedeutendsten Schuldner."

Bei diesen Worten biß sich Graf Hornfels auf die Lippen: nun begriff er Alles.

In der That waren der Doctor und er nicht nur zu den Füßen der schönen jungen Troppauer Banquierstochter mit einander zusammengetroffen: sondern, in einem wie im andern Falle gegenseitig Nichts von einander wissend, hatten sie früher auch alle beide in sehr vertrauten Beziehungen zu Herrn Benn's Geldbeutel gestanden.

„Herr Benn," nahm der Graf nun das Wort und aus seiner Rede leuchtete offenbar eine unverhohlene Erbitterung hervor, „ich sehe nun ein, daß ich von Ihrer Seite Nichts mehr zu hoffen habe. Sie haben zwei Schuldforderungen, die wahrscheinlich gleich bedeutend, also Ihrem Herzen gleich theuer sind, während nur eine Mitgift zur Bezahlung vorhanden ist. Erinnern Sie sich also wenig-

ſtens an den niederträchtigen Streich, den Sie mir heute Morgen geſpielt haben und an Ihr Verſprechen, das Sie mir vorhin gegeben, ihn ſo viel als möglich wieder gut zu machen."

Indem der junge Mann dieſe Worte ſagte, wies er den Greis mit den Fingern auf die Thüre hin. Vielleicht hoffte er durch dieſe Worte das unentſchieden hin- und herſchwankende Gemüth des Wucherers ganz für ſich zu gewinnen; aber ſein Einſchüchterungsſyſtem blieb erfolglos. Herr Benn, der ſelbſt ungeduldig war, aus dieſer Verlegenheit ſeiner Lage herauszukommen und der frei und ungeſtört darüber nachdenken wollte, was er bei dieſem fatalen Zuſammentreffen zu thun habe, ſtand ſofort auf.

„Herr Graf," entgegnete er, „es iſt wahr, daß dieſe Verwickelung, die ſo unerwartet eingetreten iſt, mich gehindert hat, dem erſten Antrieb meines Herzens zu folgen; aber verlieren Sie darum den Muth nicht: in einer Stunde ſollen Sie Nachricht von mir haben; welcher Art ſie ſein wird, kann ich freilich noch nicht beſtimmen."

Und ſogleich verließ er das Zimmer und begab ſich ſchleunigſt aus dem Gaſthofe nach ſeiner Wohnung.

Der Doctor und Graf Wilibald machten einander wirklich, ohne es zu wiſſen und zu wollen, die Zuneigung des Herrn Benn dermaßen ſtreitig, daß er einen Augenblick ganz rathlos blieb, wie dies oft den tiefſten Denkern zu begegnen pflegt, wenn ſie beim Beginn einer Unterſuchung zwiſchen zwei einander gegenſeitig ausſchließende Anſichten gerathen. Endlich aber drang klareres Licht in ſeine Seele und er konnte ſeine Lage unter ihrem wahren Geſichtspunkte ſich anſchaulich machen.

Es gab nur Ein junges Mädchen, d. h. es gab nur Eine Ausſteuer. Nothwendiger Weiſe mußte alſo zwiſchen den beiden Bewerbern auch ſeiner Seits ein Kampf ſtattfinden, d. h. eigentlich zwiſchen den beiderſeitigen Schuldſummen. Das wirkliche Duell der beiden jungen Leute verſchmähte er ſchon deshalb als Auskunftsmittel zu gebrauchen, weil ein tückiſches Schickſal entweder beide am Leben erhalten und die Sache unentſchieden laſſen oder beide tödten und die Sache doppelt zu ſeinem Nachtheil beenden konnte. Es handelte ſich nun nur noch darum, zu entſcheiden, welche von beiden Schuldforderungen geopfert zu werden verdiene, und welcher er den Vorzug laſſen ſolle.

Unstreitig war von allen Schuldnern des Herrn Benn unser Graf Wilibald derjenige, der ihm am meisten Unruhen und Sorgen aller Art verursacht hatte und zugleich war er auch derjenige, dem er am meisten schönklingende Freundschaftsbetheurungen, am meisten Proben seiner wohlwollenden, zärtlichen Zuneigung gegeben hatte. Daher entschied sich Herr Benn anfangs zu Gunsten des Grafen Wilibald. Ein rascher Blick auf seine Rechnungsbücher that ihm aber dar, daß die Schuldsumme des Doctor Derblinger wohl um fünf bis sechstausend Gulden bedeutender sei, als die seines Nebenbuhlers. Auf Ehre und Gewissen also, mußte nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und einer gesunden Wirthschaftslehre diese Schuld den Vorzug haben; denn noch ehe er Mensch war, war Herr Benn doch Wucherer. Die Schale neigte sich also zu Gunsten des Doctors. Aber, überlegte der Greis weiter, Doctor Derblinger war ein lustiger Lebemensch, der die Genüsse und Vergnügungen dieses Daseins noch lange nicht erschöpft hatte und der obendrein seine Gläubiger und Schulden mit exemplarischer Geduld ertrug und die Aussicht auf eine sichere Erbschaft von Seiten seines reichen Vaters bot. Graf Hornfels dagegen hatte erst an diesem Morgen einen so deutlichen Beweis davon gegeben, wie überdrüssig er des Lebens und wie aufs Aeußerste getrieben seine Gemüthsstimmung sei, daß man in Wahrheit nicht sagen konnte, die Geldsumme, deren ganze Sicherheit auf seinem Leben beruhte, sei nicht arg bedroht. Dieses letzte Argument war ein schlagendes, und der Wucherer schloß seine Selbstberathung damit, daß nun Graf Wilibald entschieden der Erkorene seines Herzens war.

Herr Benn gehörte zu den Personen, für die ein einmal gefaßter Entschluß heilig, unumstößlich ist. Sobald er beschlossen hatte, Doctor Derblinger für diesen Augenblick zu opfern, dachte er nur noch über die Mittel nach, diese ungelegene Heirath zu verhindern. Das war ihm nun freilich sehr leicht. Er hatte gegen den Doctor, wie fast gegen alle seine Schuldner, Wechselarrest nach Protestirung ihrer Papiere erwirkt und hielt diesen, wie ein Damoklesschwert, stets drohend über ihren Häuptern. Er brauchte also den jungen Mann nur nach dem Schuldthurm zu befördern; denn er kannte die allgemeine Denkweise der Handels-

welt zu gut, um nicht richtig vorauszusetzen, daß ein Banquier wie Obereiner (der, obgleich in Troppau wohnend, doch auch in Wien als bedeutenderes Haus bekannt war) niemals darein willigen werde, seiner Tochter den Bräutigam aus dem Schuldthurm heraus zu holen. Jedenfalls ward dadurch dem Grafen das Feld frei gemacht. An dem Gelingen seines Planes durchaus nicht zweifelnd, setzte sich nun unser Wucherer an seinen mit Papieren aller Art überladenen Schreibtisch und schrieb an den Grafen Hornfels einen Brief folgenden Inhalts:

„Mein theurer Herr Graf! Von diesem Augenblick an können Sie sich als den einzigen Bewerber um die Hand des Fräuleins Obereiner betrachten. Entsagen Sie also allen Ideen an ein Duell oder an anderweitige Rache Innerhalb vier und zwanzig Stunden werde ich Sie von Ihrem Nebenbuhler befreit haben."

Nachdem er hierauf zu größerer Sicherheit den Brief eigenhändig auf die Stadtpost gegeben, begab er sich wieder nach Haus und suchte den protestirten Wechsel, so wie das Arresterkenntniß des Wechselgerichts gegen Doctor Derblinger heraus, um von demselben morgen mit dem Frühesten Gebrauch zu machen.

IV.

Am andern Morgen, — es war der siebzehnte October und die Glocke mochte kaum sieben Uhr sein — klopfte Herr Benn an die Thüre seines Nachbars, des Gerichtsvollziehers Federer.

„Herr Federer," sagte er, „schicken Sie mir nach einem Fiaker und zwei Gehülfen: ich habe heute Morgen ein Erkenntniß des Wechselgerichts auf Personal-Arrest vollstrecken zu lassen."

Ein Viertelstündchen später waren zwei stämmige Gerichtsdiener da und die vier unheilbringenden Personen stiegen in den Fiaker, der ihrer wartete und der sie bald nach der Kärnthnerstraße Nummer 25 brachte, wo Doctor Derblinger wohnte.

„Wartet hier auf mich," sagte Herr Benn zu dem Gerichtsvollzieher und seinen Gehülfen: „ich will allein hinaufgehen und das

Wild aus dem Lager treiben, ich werde Euch dann vom Fenster aus rufen."

Bei diesen Worten streiften der Gerichtsvollzieher und seine Begleiter ihre Aermel auf, gleich Tigern, die ihre Tatzen zeigen. Herr Benn stieg allein in die Wohnung des Doctors hinauf.

„Ei, ei!" rief dieser, als er den Wucherer gewahr ward, „Herr Benn!"

„Ja, mein Herr, ich bin es," antwortete der Greis und zog seine Brauen dicht zusammen, um den stechenden Blick darunter zu verbergen, den er auf den jungen Mann schleuderte.

„Ich habe Sie sehr lange nicht bei mir gesehen."

„Ich kann dasselbe von Ihnen sagen."

„Kann ich fragen, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft?"

„Mir scheint, Herr Doctor, Sie könnten die Ursache meines Kommens sehr leicht errathen. Ich habe bisher sehr viel Geduld mit Ihnen gehabt; Sie dürfen aber hierin keinen Grund zu der Annahme finden, meine Geduld sei. . . ."

„Ewig," fiel der Doctor lachend ein; „ganz richtig."

„Ganz richtig, wie Sie selbst zu bemerken belieben: ich bin gekommen, um mein Geld von Ihnen zu fodern."

„Und Sie haben sehr wohl daran gethan," entgegnete der Doctor mit unerschütterlicher Ruhe: „Ihr Geld liegt zu jeder Stunde für Sie bereit. . . ."

Die innre Erschütterung, die Herr Benn in diesem Augenblick empfand, war, wenn möglich, noch größer, als die ihn gestern durchschüttelte, da er erfuhr, Graf Hornfels und Doctor Derblinger seien Nebenbuhler um eine und dieselbe Braut.

„Was, Sie wollen mich bezahlen?" unterbrach der Wucherer.

„Setzt Sie das so in Erstaunen?"

„Haben Sie geerbt? Haben Sie in der Lotterie gewonnen?"

„Richtig gerathen, das Letztere; sehen Sie hier mein Loos und hier die Liste der gestrigen Ziehung nebst dem Brief des Collecteurs, den ich gestern Morgen erhalten und der mir eine Tern von funfzigtausend Gulden ankündigt. . . Ich werde Ihnen das Loos nebst einigen Zeilen an den Collecteur geben, damit er Ihnen gegen Auslieferung meiner Wechsel den Betrag bezahle."

Herr Benn war ganz niedergeſchlagen. Konnte ihm auch in der That jetzt etwas Unangenehmeres widerfahren, als die Unmöglichkeit, den Doctor in den Schuldthurm zu ſchicken? Wie ſollte er nun deſſen Heirath hindern? Mit welchem Geſichte ſollte er nach ſeinem ſo ſtolzen Billet vor Graf Hornfels erſcheinen? Und was konnte auf dieſen eine derartige Nachricht für einen entſetzlichen Eindruck üben? Wie war bei deſſen frevelhafter Luſt zu Duell und Selbſtmord möglich, der Verzweiflung des Grafen vorzubeugen? Und doch konnte er unmöglich ſich gegen ſein eigenes Glück empören, das ihm ſo unvermuthet die Bezahlung einer Schuld zuführte, der er noch ſo lange Ausſtand gegeben hatte. Mit halb widerſtrebendem Herzen näherte er ſich daher dem Tiſche, unterſuchte ſorgfältig die Angaben des Doctors und deren Beweisſtücke, und nachdem er ſich von deren vollkommner Richtigkeit überzeugt, nahm er das Briefchen des Doctors nebſt dem koſtbaren Looſe an ſich. Indem er hierauf aus unwillkürlicher Dankbarkeit gegen das großmüthige Verfahren ſeines Schuldners ein freundliches und wohlwollendes Lächeln auf ſein verdrießliches Geſicht zwang, ſagte er:

„Nun, ich danke Ihnen herzlich, Herr Doctor. . . . Auf Wiederſehen.“

„Nein, Herr Benn,“ ſagte dieſer, indem er den Wucherer mit aller Artigkeit begleitete, „nicht auf Wiederſehen. Leben Sie für immer wohl.“

Der Gerichtsvollzieher, der indeſſen nebſt ſeinen beiden Gehülfen im Wagen verborgen und mit der Hand am Kutſchenſchlage, um beim erſten Zeichen bereit zu ſein, auf ſeine Leute gelauert hatte, beugte ſich jetzt, da er den Wucherer kommen ſah, mit dem ganzen Kopfe hinaus, war aber überaus erſtaunt und unzufrieden, als ihn Herr Benn mit einer kleineren Vergütigung heimſchickte.

Herrn Benn's erſter Gedanke war, ſofort mit ſeinem Looſe zum Collecteur zu gehen, um ſeine vierzigtauſend Gulden einzucaſſiren. Durch einen merkwürdigen Zufall aber war der ſiebzehnte October gerade ein Samſtag und das Comptoir des Collecteurs, eines frommen Bekenners der moſaiſchen Religion, feſt geſchloſſen. Herr Benn hatte ſeit zwei Mal vier und zwanzig Stunden ſo viel Ergreifendes erlebt, daß er ſeinen Kalender vergeſſen und

weder den Tag der Woche, noch das Monatsdatum gewußt hatte. Er kam nun gesenkten Hauptes in seine Wohnung zurück und in größter Unentschlossenheit, was zu thun sei. Vor dem Besuch, den er nun nothwendiger Weise dem Grafen Hornfels abstatten mußte, graute ihm dermaßen, daß er übermäßig am ganzen Leibe zitterte, so daß seine ungeheuer weiten Kleidungsstücke ihm um alle Gliedmaßen schlotterten. Und doch, ein Mal mußte er sich zu diesem Besuche entschließen. Denn Graf Wilibald konnte sich, ermuthigt durch das in seinem gestrigen Schreiben enthaltene Versprechen, zum Banquier Obereiner begeben und es war jedenfalls doch besser, dem jungen Manne vorher die wahre Lage der Dinge zu entdecken, als ihn der grausamen Demüthigung und Enttäuschung auszusetzen, die bei dem Banquier unfehlbar seiner harrten und die ihn vollends zu einem ertremen Schritte treiben konnten.

„Es ist in Wahrheit sehr Schade," dachte Herr Benn, „daß es nicht möglich ist, der Heirath des Doctors in den Weg zu treten, besonders jetzt, da ich so gut wie bezahlt bin: denn könnte ich nun dem Grafen Hornfels die Aussteuer in die Hände spielen, so wäre ich auch dieser Schuld ledig."

Kaum hatte Herr Benn diesen tiefen Gedanken durchdacht, als er innerlich ein ungeheures Mißbehagen fühlte, wie wenn er mit irgend einer fruchtbaren Idee schwanger ginge, die schwer ans Tageslicht zu befördern wäre. Bald auch fing sein Genie Feuer und wie eine geharnischte Minerva entsprang seinem Haupte ein teuflischer Plan. Schnell wie eine verderbliche Kanonenkugel dem Geschütze enteilt, rannte Herr Benn aus seiner Wohnung nach dem Matschakerhof und war einige Minuten darauf bei dem Banquier Obereiner eingeführt.

„Mein Herr" sagte er, „ich bedaure überaus, Sie mit meinen Kleinigkeiten belästigen zu müssen, aber ich habe erfahren, daß Sie Herrn Doctor Eduard Derblinger kennen."

„Ich kenne ihn in der That," entgegnete der Banquier, indem er mit einem Blick des Erstaunens das sonderbare Wesen maß, das er vor sich hatte; „darf ich fragen, mit wem ich . . ."

„Ich heiße Stephan Benn und bin gleich Ihnen Banquier auf hiesigem Platze. . . ."

„O nicht doch," ſagte ablehnend und mit verachtendem Tone Herr Obereiner, „ich bin nicht hieſiger Banquier und nicht gleich Ihnen." Er mochte wohl aus innerem Gefühl die Geſchäftsweiſe ſeines Beſuches errathen.

„Nun habe ich," fuhr dieſer, ohne jenes Zwiſchenrede und ihren Ton zu beachten, „in früherer Zeit mit Herrn Doctor Derblinger Geſchäfte gemacht. . . ."

„Geſchäfte!" unterbrach ihn jener mit Erſtaunen; „ich begreife nicht. Was für Geſchäfte können Sie mit Herrn Doctor Medicinä Derblinger gehabt haben?"

„Ei nun," antwortete der Wucherer mit ironiſchem Lächeln; „junge Leute brauchen zuweilen Geld, und alsdann . . . Sie verſtehen wohl."

„Ach ja, nun verſteh' ich," ſagte der Banquier und zog die Brauen düſter zuſammen, indem er ſeinen Stuhl einige Schritte weit zurückſchob; „nun was weiter, mein Herr?"

„Nun, mein Herr, Doctor Derblinger und ich ſtanden alſo eine Zeit lang in gegenſeitiger Berechnung; plötzlich aber haben unſre Verbindungen aufgehört und der Doctor iſt mein Schuldner für einen bedeutenden Betrag geblieben."

„Ach ſo! Der Doctor iſt Ihnen Geld ſchuldig! Und wie viel etwa?"

„Ei nun. . . . Ein ſechs und dreißigtauſend Gulden . . . oder etwas darüber mit den Intereſſen und Gerichtskoſten."

„Sechs und dreißigtauſend Gulden!" ſchrie Herr Obereiner und ſprang von ſeinem Sitze heftig auf. Bald aber ſetzte er ſich wieder hin und ſagte:

„Fahren Sie fort, mein Herr, wenn's beliebt."

„Da ich nun ſah, daß ich nicht zur Bezahlung meines Guthabens gelangen konnte, ſo verſchaffte ich mir vom Wechſelgericht ein Erkenntniß. . . ."

„Wie, ein Erkenntniß?"

„Ja wohl, ein Erkenntniß auf Perſonal-Arreſt gegen Herrn Doctor Derblinger. Es würde mir alſo ſehr leicht ſein, ihn zu beſtrafen, wenn ich an ſeinen böſen Willen glauben müßte; da ich aber bisher mehr an ſeinem Können als an ſeinem Wollen gezweifelt habe. . . ."

„Mein Herr," unterbrach ihn Banquier Obereiner, „ich kenne Herrn Doctor Derblinger, da er sich seit mehreren Jahren hier in Wien aufhält, nicht so genau; er ist mir aber von so ehrenwerthen Personen empfohlen worden, daß ich nach den Versicherungen, die mir diese von seinen Verhältnissen und seinem Leben ertheilt haben, Ihren Aeußerungen nicht gut Glauben beimessen kann."

Herr Benn begriff, daß man schlagende, überzeugende Beweise von ihm verlangte. Er wünschte sich nun inniglichst Glück, daß der siebzehnte October ein Samstag war und segnete im Herzen die Frömmigkeit des jüdischen Collecteurs, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, seinen Beweis vollständig zu führen. Sofort zog er daher aus seiner Brieftasche den protestirten Wechsel des Doctor Derblinger und das Arrest-Erkenntniß des Wechselgerichts und reichte sie Herrn Obereiner hin.

„Hieraus, mein Herr, werden Sie ersehen können, daß ich vollkommen die Wahrheit sage."

Der Banquier griff hastig nach den Papieren und prüfte sie eins nach dem andern mit geschäftsmännischer Genauigkeit und Sorgfalt. Aber leider ließ die Einsicht derselben durchaus keinen Zweifel übrig.

„Ich kann hierauf Nichts entgegnen," sagte er und reichte mit zitternder Hand die Papiere zurück. Hierauf sank er mit seinem Kopfe in seine beiden Hände und blieb einige Augenblicke in tiefem Nachdenken in dieser Stellung. Sodann wandte er sich wieder zu Herrn Benn und sagte:

„Doctor Derblinger hat, wie es scheint, ein ziemlich liederliches Leben hier in Wien geführt?"

„Hem, hem!" antwortete der Wucherer, der wohl wußte, welche treulos verderbliche Beredsamkeit in solchen halben Antworten lag, . . . „wie alle jungen Leute, die Geld haben."

„Nun ja. . . . Und glauben Sie der einzige zu sein, dem er schuldig ist?"

Bei diesen Worten nahm Herr Benn einen unbeschreiblichen Ausdruck verletzter Würde an.

„Mein Herr," entgegnete er, „wissen Sie, daß das, was Sie von mir zu wissen wünschen, eine Angeberei wäre?"

Damit beſagte er nun freilich deutlich genug, daß er nicht der einzige Gläubiger des Doctors ſei.

„Ich bitte um Entſchuldigung," ſagte Herr Obereiner, der, überwältigt von der Bewegung ſeines innern Zornes und Unwillens, auf ſeinen Seſſel zurückſank.

Herr Benn jubelte und triumphirte innerlich; der Hieb hatte die Achillesferſe getroffen und in der Pauſe, die jetzt in der Unterhaltung eintrat, genoß er gierig die Süße ſeines Sieges. Indeſſen dauerte das Stillſchweigen nicht allzu lang, ſondern der Banquier ermannte ſich bald, ſchüttelte ſeine läſtigen Gedanken von ſich ab und zur Gegenwart zurückkehrend, wollte er ſich zunächſt ſeines unangenehmen Beſuches entledigen. Er ſagte ihm alſo:

„Nun, mein Herr, ich glaube, daß Ihnen Doctor Derblinger ſeine Schuld bezahlen wird, wenn Sie ſich bald zu ihm begeben; denn er iſt ſeit geſtern ein reicher Mann geworden: wenigſtens zeigte er mir geſtern Abend einen Brief ſeines Collecteurs, der ihm einen Lotteriegewinn von funfzigtauſend Gulden ankündigte."

„Ich danke Ihnen herzlich für dieſe gütige Mittheilung. So will ich mich denn ſofort zum Doctor begeben und einen letzten Verſuch wagen; entſchuldigen Sie nur meine Beläſtigung."

Herr Benn machte dieſe feine Bemerkung, damit, wenn wider Vermuthen die beiden Leute mit einander und ſpäter dann mit ihm noch ein Mal zuſammen kämen, er ſagen könne, er ſei früher bei Herrn Obereiner als beim Doctor Derblinger geweſen. Nach einer ehrfurchtsvollen Verbeugung empfahl er ſich hierauf, und ließ den Banquier allein mit ſeinen traurigen Betrachtungen, während er ſiegesſtrahlend davonging.

Nun brauchte er ſich vor ſeinem Beſuche beim Grafen Hornfels nicht mehr zu fürchten. Er ging daher eiligen Schrittes zu dem jungen Manne: und es war auch Zeit, daß er hinkam, denn dieſer hielt es vor Ungeduld kaum mehr aus.

„Nun," frug der Graf, ſobald er den Greis bemerkte, „iſt es Ihnen gelungen?"

„Still!" antwortete Herr Benn und legte geheimnißvoll den Finger auf die Lippen.

„Was iſt denn los?"

„Sie werden ſehen. . . ."

„Nun was denn?"

„Geben Sie ein Mal Acht! Nun kommt bald irgend wer oder was, wodurch Sie mehr erfahren werden, als ich Ihnen ſagen kann. Ich habe, glauben Sie mir, ein Vorgefühl, das mich nicht trügt."

So ſehr das jubelnde Weſen des alten Wucherers ſeine Hoffnungen belebte, eben ſo ängſtlich machten den jungen Mann deſſen halbe, geheimnißvolle Reden. Aber trotz alles Bittens und Beſchwörens, trotz alles Zürnens und Scheltens brachte Graf Wilibald aus dem unbarmherzigen Alten keine andre Antwort heraus. Einige Augenblicke darauf klopfte es an die äußere Thür, die des Vorzimmers. Herr Benn ſtand ſchleunigſt von ſeinem Sitze auf und verſteckte ſich in's anſtoßende Schlafzimmer. Es kam aber Niemand herein, als der Bediente des Grafen, der einen Brief auf den Tiſch legte, den ein fremder Bedienter ſo eben gebracht habe. Der junge Mann, den ausſchließlich die Gedanken an ſeine unglückliche Liebe beſchäftigten, ließ ihn verächtlich uneröffnet liegen. Herr Benn aber, der, ſobald er gemerkt hatte, die Luft ſei rein, aus ſeinem Verſteck hervorgekommen war, trat nahe an den Grafen heran und ſagte:

„Nun, habe ich es Ihnen nicht geſagt? . . . So leſen Sie doch!"

Der Graf, betroffen von dem ſonderbaren Ton des Greiſes, riß raſch den Umſchlag des Briefes ab und las folgende Zeilen:

„Mein theurer, hochgeehrter Graf Wilibald! Verhältniſſe, die wider alles Vermuthen plötzlich eingetreten ſind, haben mich des früher von mir gegebenen Wortes in Betreff der Hand meiner Tochter entbunden. Ich ſchätze mich überaus glücklich, Ihnen heut dieſelbe anbieten zu können. Kommen Sie, man erwartet Sie mit Ungeduld.

Von ganzem Herzen der Ihrige
Obereiner."

Dieſer Brief machte einen ſolchen Eindruck auf den Grafen, daß er einen Augenblick lang ſprachlos vor freudigem Entzücken daſtand und ſich die Augen mit der Flachhand bedeckte, gleichſam um nicht von dem Lichte eines ſolchen Glückes geblendet zu werden. Der kleine Greis dagegen hüpfte und ſprang in ſeiner queckſilbernen

Lebendigkeit wie toll in Zimmer umher: er hätte nach ſeinem eigenen Ausdruck aus der Haut fahren mögen vor Wonne.

„Herr Benn," ſchrie der junge Mann endlich, indem er mit Herzlichkeit die Hand des Wucherers ergriff, „ich verdanke Ihnen mehr als mein Leben."

„Das iſt freilich wahr, daß Sie mir ſehr viel Dank ſchuldig ſind," entgegnete Herr Benn, der, wie wir geſehen haben, ſeine fixe Idee hatte und ſich ſeine Rechte ſtets vorbehielt.

„Aber," fuhr der Graf fort, „ich vermuthe gar ſehr, daß Sie den Doctor Derblinger, um mir zu dienen, in den Schuldthurm geſchickt haben: nun aber vermag ich den Gedanken nicht zu ertragen, daß ein Menſch meines Glückes halber ſeiner Freiheit beraubt ſei."

„Sehr nobel gedacht, iſt aber auch durchaus nicht der Fall: Doctor Derblinger iſt frei und frank, und was noch mehr, iſt mir nichts mehr ſchuldig."

„Wie haben Sie es denn angefangen?"

„Aha! Das iſt mein Geheimniß! . . . Aber nun raſch, raſch einen Fiaker, indeß kleiden Sie ſich an, Herr Graf! . . Hier, hier iſt Ihr Rock, hier Ihr Hut; ſo, nun eilen Sie, Sie haben nicht eine Minute zu verlieren."

„Ich renne!"

„Ja ganz recht! Rennen Sie! . . . Ich erwarte Sie hier; denn ich will wiſſen, welchen Tag Ihre Hochzeit gefeiert wird; es iſt nicht mehr als billig, daß ich ihr beiwohne."

„Freilich ſollen Sie. . ."

„Schon gut, gehen Sie nur. Viel Glück auf den Weg. Nehmen Sie ſich nur vor dem Umwerfen in Acht."

Der junge Mann fuhr, ſo ſchnell nur die Pferde des Fiakers laufen konnten, nach dem Matſchakerhofe zu. Da er aber ſeinen Weg über die Kärthnerſtraße, alſo an der Wohnung des Doctors Derblinger vorbei nahm, ſo ward er dadurch an eine Pflicht erinnert, die er noch zu erfüllen hatte. Er ließ daher einen Augenblick halten und ſtieg hinauf.

„Herr Doctor," ſagte er, „ich habe Ihnen Erklärungen zu geben und Genugthuung anzubieten."

„Weder das Eine noch das Andre iſt Noth," entgegnete der Doctor lächelnd; „Niemand iſt vor der Polizei ſicher. Ich kam

mit den Secundanten gerade von der andern Seite her nach Schönbrunn gefahren und habe Ihr Unglück von Weitem mit angesehen."

„Aber ich heirathe Fräulein Obereiner."

„Ich weiß es: hier ist ein Brief vom alten Obereiner, der mich davon in Kenntniß setzt; in Wahrheit, ich bin nicht sehr böse darüber, daß ich noch einige Jahre locker und ledig bleiben kann. Nur habe ich auf Jemanden einen sehr bedeutenden Verdacht, daß er mir in dieser Angelegenheit einen argen Liebesdienst geleistet hat, und ich habe mir vorgenommen, diesem Geschöpf eine kleine Züchtigung angedeihen zu lassen: ich habe auch schon aus diesem Grunde mir einen neuen Stock angeschafft. Sehen Sie."

Bei diesen Worten zeigte Doctor Derblinger dem Grafen ein ansehnliches, dickes Bambusrohr, das an die Stelle des dünnen Stöckchens treten sollte, das er früher gewöhnlich getragen.

„Das soll meine ganze Rache sein," fügte der Doctor hinzu.

In diesem Augenblicke konnte sich Graf Hornfels nicht enthalten, mit innigem Bedauern an Rücken und Schulter seines besten Freundes zu denken: natürlich aber sprach er diesen Gedanken nicht aus, sondern, nachdem er seinem großmüthigen Nebenbuhler herzlich die Hand gedrückt, eilte er zu seinem Fiaker hinab und in den Gasthof des Herrn Obereiner.

Was nun noch zu erzählen bliebe, errathen besonders die schönen Leserinnen sehr leicht. Die Heirath wurde nach einigen Tagen und zwar mit großer Pracht, besonders aber mit aufrichtigem Frohsinn von beiden Seiten, gefeiert. Herr Benn wohnte, seinem Versprechen gemäß, der Trauung bei, aber nur von Weitem und hinter einem schützenden Pfeiler der Kirche verborgen. Da er aber mit Recht glaubte, es sei ihm fortan nicht mehr erlaubt, sich im Hause des Grafen Hornfels zu zeigen, damit er nicht etwa zufällig dem Schwiegervater desselben begegne und den Eidam dadurch compromittire, so lauerte er dem jungen Manne beim Herausgehen aus der Kirche auf, und indem er eine Bewegung der drängenden Menge geschickt benutzte, näherte er sich ihm unbemerkt.

„Herr Graf," sagte er ihm in's Ohr, „ich könnte morgen mein Guthaben bei Ihnen brauchen."

„Wie viel bin ich Ihnen schuldig?"

„Fünf und dreißigtauſend Gulden.“

„Ich werde ſie Ihnen übermachen.“

„Sie ſind doch deshalb nicht bös auf mich.“

„Wie ſollte ich?“

„Ich bleibe alſo immer noch —“

„Ja, ja,“ unterbrach ihn Graf Hornfels ungeſtüm „mein, wenn auch nicht beſter, doch theuerſter Freund.“

Digitized by Google

Drei Mal um Mitternacht.

Hiſtoriſche Novelle.

I.

Das gefährliche Fenſter.

Es war am achten Tage des Junimondes im Jahre 1556, als mit Einbrechen der Nacht ein heftiges Ungewitter über der Stadt Gent ſich aufthürmte. Bald überſchwemmten auch ſtarke Regengüſſe alle Straßen und Jedermann beeilte ſich, unter Dach und Fach zu kommen, um dem böſen Wetter zu entgehen. Während ſo ringsum alle Bürger in ihre Häuſer eilten, indem ſie bei jedem der immer häufiger werdenden Blitze ſich andächtig bekreuzten, ſchien ein junger Mann allein ſich über die tobenden Ausbrüche der erzürnten Natur zu freuen und ſeine gewöhnlich ſorgenſchwere Stirn hatte einen ihr fremden Ausdruck der Heiterkeit angenommen. Dieſer junge Mann hieß Joos Claes und war, wie es auch ſein Vater vor ihm geweſen, einer der ausgezeichnetſten Arbeiter in ſeinem Gewerke, dem eines Drechslers. Niemand im ganzen Königreich der Niederlande konnte es ihm gleich thun, wenn es galt, die Rücklehne eines Seſſels, oder den ebenholznen Griff eines Meſſers abzurunden und auszuſchnitzen und er war kaum im Stande, alle ſeine zahlreichen Kunden zu befriedigen. So hätte er denn leicht zu gar großem

Reichthum gelangen mögen, wäre er eben so emsig als geschickt gewesen; Joos aber arbeitete nur selten. Wenn er sich an seine Drehbank gesetzt hatte, so pflegte es nicht lange zu dauern und sein Fuß hatte vergessen, das Rad zu drehen, so wie seiner Hand der Grabstichel entfallen war, mit dem er das Holz so schön meißelte; sein Kopf war auf die Brust gesunken und er selbst war endlosen Träumereien anheimgefallen. Weckte ihn dann die Stimme seiner Mutter aus diesem düsteren Sinnen auf, so zitterte er am ganzen Körper, schauerte zusammen, als hätte man ihn aus tiefem Schlafe jählings aufgeschreckt, und wandte sich gewöhnlich ab, um seine Thränen zu verbergen. Seine Mutter dann, ganz trostlos darüber, das einzige Kind, das ihr geblieben, in Trauer und Betrübniß hinwelken zu sehen, beschwor ihn flehentlich, er solle ihr doch nicht länger ein Geheimniß aus dem machen, was ihn so in Verzweiflung stürze, wobei sie ihm denn die Versicherung gab, sie werde, wenn sie nur erst wüßte, was ihn quäle, auch schon ein Heilmittel dagegen aufzufinden wissen; Joos aber erwiederte, er habe durchaus kein Geheimniß, setzte sich dann von Neuem an seine Arbeit und war bald wieder in seinen früheren Zustand des starren Dahinbrütens versunken, aus dem er nur erwachte, um von Neuem durch Thränen sich die bedrängte Brust zu erleichtern.

Man kann sich von der Unruhe und Besorgniß der armen Wittwe erst dann einen wahren Begriff machen, wenn man weiß, daß von sieben angebeteten Kindern und einem eben so guten, als zärtlichen Gatten ihr nur dieser eine Sohn geblieben war. Sechs ihrer Kinder hatte in einer einzigen Woche eine verhängnißvolle, ansteckende Krankheit hingerafft und der Vater, ein weichgemutheter Mann, war einem so schweren Verluste erlegen und seinen kleinen Engeln bald in den Himmel nachgefolgt. Seiner armen Wittwe, Gertrude, war es nur durch die sorgsamste, anhaltendste Pflege gelungen, den kleinen Joos, der damals vier Jahre alt war, zu retten. Seit jener Trauerzeit hatte sie natürlich alle ihre Liebe, alle ihre Freude und alle ihre Hoffnungen auf dies eine theure Haupt übertragen und gern hätte sie ihr Leben hingeopfert, hätte sie dadurch auf die Lippen des jungen Mannes jenes heitere, offene Lächeln wieder zurückrufen können, das während seiner Knabenzeit darauf geblüht hatte; aber, wie ich meinen Lesern schon erzählt, eine dumpfe Trau-

rigkeit, ein Kummer, deſſen Urſache er hartnäckig geheim hielt, nagten fortwährend an ihrem Sohne.

Jeglichen Abend, ſobald der Schleier der Dunkelheit ſich über die Stadt ausgebreitet und das Feuerlöſchglöcklein die Bürger aufforderte, in ihre Wohnungen heimzukehren und ſich behaglich auf ihr Bett hinzuſtrecken; jeglichen Abend ſpät ging Joos aus und irrte, Gott weiß wo, herum, ohne auf die Gefahr zu achten, daß eine der zahlreichen Nachtwachen, welche die Stadt durchſtreiften, auf ihn Feuer geben und ihn tödten könnte. Ein einziges Mal hatte ihn ſeine Mutter an dieſen lebensgefährlichen Nachtſtreifereien hindern wollen, aber der ſonſt ſo pflichtgehorſame und freie Sohn hatte durchaus kein Bedenken getragen, ſeiner Mutter den Gehorſam zu verweigern, er, der bisher noch nie gewagt hatte, ihrer geringſten Willensmeinung zuwider zu handeln. Seitdem mochte ſie ſich einer ſolchen Kränkung nicht noch einmal ausſetzen und ſie ließ alſo geſchehen, was ſie nicht zu wehren vermochte, obgleich jeden Abend tödtliche Angſt ſie peinigte vom Augenblicke an, da Joos das Haus verlaſſen, bis da er unverſehrt wieder heimgekommen war.

An dem Tage nun, an dem unſre Erzählung beginnt, hüllte ſich Joos, der, wie ich ſchon geſagt habe, ſich des Sturmes zu freuen ſchien, gegen zehn Uhr Abends wie gewöhnlich in ſeinen Mantel und richtete ſeinen Weg nach dem an den Ufern der Lieve, eines kleineren in Gent in die Schelde ſich ergießenden Fluſſes hin, gebauten Stadtwinkel, wobei er aber wohlweislich anfangs Nichts als Umwege machte, damit diejenigen, welchen es etwa eingefallen wäre, ihm nachzufolgen, an ſeinem Wege irre würden. Als er endlich in eine der Uferſtraßen gekommen war, machte er von einem eiſernen Ringe einen daran befeſtigten Kahn los, ſtieg in denſelben und ruderte ſich mit Hilfe einer Stange nach einem etwa zwei hundert Schritte entfernten Hauſe hin, deſſen Hinterſeite nach dem Fluſſe zuging und deſſen Kellergeſchoß von dem Waſſer des Fluſſes beſpült wurde. Vor dem Hauſe angelangt, ließ er einen ſorgfältig prüfenden Blick über deſſen Fenſter gleiten, die faſt alle von Innen erleuchtet waren, und wartete in aller Geduld, ohne auf den heftig daniederſtrömenden Regen zu achten, ab, bis die Lichter eins nach dem andern erloſchen waren.

Als auch das letzte nun verschwunden war, blieb das Haus etwa eine Viertelstunde in voller Finsterniß und leblos; dann aber ward langsam und geräuschlos ein Fenster geöffnet. Joos hob lebhaft den Kopf in die Höhe und mit einem vor Freude und Glück strahlenden Wesen machte er eine seidene Strickleiter los, die er unter seinem Mantel um seinen Gurt geschlungen hatte, und befestigte sie an einen kleinen Strick, der vom Fenster aus, die Mauer entlang, herabgelassen ward. Der Strick ward sodann und mit ihm die Strickleiter hinaufgezogen und beim bleichen Schein eines Blitzes konnte Joos sehen, wie zwei kleine weiße Händchen die Schleifen derselben an den Eisenstäben befestigten, mit denen das Fenster verrammelt war. Joos nun kletterte rasch und behend an dem schwachen Gerüste empor und stand bald mit seinem Gesichte dem eines schönen jungen Mädchens gegenüber, die aber, als er sie auf die Stirn küssen wollte, sich sanft zurückzog, so daß Joos' Lippen nur die kalten Eisenstäbe des Gitters berührten.

„Nein Joos," sagte sie, „nein! Du hast geschworen, mir nur ein Bruder zu sein bis zu dem Tage, da Gott in seiner Barmherzigkeit mit unsrer Liebe wird Mitleid haben wollen; halte auch Dein Versprechen. Mein Gott! Ist es denn noch nicht genug von einem Mädchen, daß es so sein Leben und seine Ehre um Deinetwillen in Gefahr bringt? Denn wüßte auch nur eine lebendige Seele in der Stadt um unsre nächtigen Zusammenkünfte, so wäre es für immer um meinen guten Ruf geschehen; und würde mein Vater es je entdecken, daß ich trotz seiner mehrmaligen Verbote meiner Liebe zu Dir nicht entsagt habe, er würde mich sicher auf der Stelle tödten."

„Du brauchst mich daran gar nicht zu erinnern," sagte der junge Mann; „ich habe nicht vergessen, daß Stina Beemans die Tochter des reichen Oberältesten der Fleischhauerzunft ist und daß mich unübersteigliche Hindernisse von ihr trennen. . . . Leb wohl!"

„Das sind nun Deine gewöhnlichen Thorheiten, Joos! Es lohnt sich wahrlich der Mühe, daß wir uns beide so vielen Gefahren aussetzen, blos um uns zu zanken."

Geschah dies zufällig oder absichtlich, bei diesen Worten glitt ihr kleines weißes Händchen durch die Gitterstäbe hindurch und

kam den Lippen des Drechslers so nahe, daß er sie darauf drücken konnte, wodurch denn der Streit sehr bald beendigt war.

„Nun," sagte hierauf das junge Mädchen zu ihm, „hast Du Deinen Onkel Ullens gesehen und dürfen wir uns von dieser Seite her einige Hoffnungen machen?"

„Ach nein! Mein Onkel hat mich nicht einmal anhören wollen. O, glaube mir dies Mal, Stina, entsage Deiner unseligen Liebe zu mir Erbärmlichen, einer Liebe, die Dir bisher nur Thränen verursacht hat und Dich in einen Abgrund des Verderbens hineinziehen kann."

„Glaubst Du, Stina Beemans habe so wenig Beharrlichkeit in ihren Entschlüssen, Joos! Nein, bei meiner Schutzpatronin, der heiligen Justine, ich bin die Tochter meines Vaters, und Nichts vermag mich von meinem einmal gefaßten Entschlusse abzubringen. Als meine Mutter noch lebte, Joos, da hat sie unsre Liebe gebilligt und unsre Hände in einander gelegt, indem sie Dich meinen Bräutigam nannte und mir befahl, Dich zu lieben, Dich treulich mein ganzes Leben lang zu lieben. Mein Vater selbst gab damals den Plänen meiner Mutter seinen Beifall. Hat er auch seitdem seine Meinung verändert, so ist doch meine Zärtlichkeit unverändert dieselbe geblieben; mein Herz mag man nicht so leicht nehmen und geben, wie man ein Haus kauft und verkauft. Ich bin Dein, Joos, bis in den Tod."

„Dank Stina, Dank Dir für Deine Liebesworte; Du giebst mir Muth und Glück mit ihnen wieder."

„Leb wohl, Joos, bis morgen! Ich höre Lärm im Hause, entfliehe rasch."

Ohne Widerstand drückte Joos jetzt seine Lippen zum Abschiede auf Stina's Stirn und mit freudetrunkenem Herzen stieg er schleunigst die Strickleiter hinab, um seinen Kahn zu erreichen; aber die Füße unsres Helden trafen nur das Wasser des Flusses, der Kahn war verschwunden. Joos glaubte, die Bewegung der Wellen habe ihn auf eine kurze Strecke fortgerissen und er streckte daher seine Beine so weit als möglich von sich, indem er ihn zu finden und an sich zu ziehen suchte; aber der Versuch blieb durchaus erfolglos. Da in demselben Augenblicke Stina, welche meinte, er sei schon von der Leiter herabgestiegen, diese von dem Stricke losknüpfte, so fiel

er bis an den Gurt in's Waſſer und wäre unfehlbar untergeſunken, hätten nicht, faſt durch eine Art Wunder, ſeine Hände in mechaniſchem Umſichgreifen einen eiſernen Haken erfaßt, der aus einer Stelle der Mauer hervorragte.

Krampfhaft und mit allen ſeinen Kräften umklammerte er ihn; aber bald ward er inne, daß der alte, von Roſt abgenutzte Haken, der zwiſchen zwei Ziegelſteinen der Mauer nicht allzu feſt ſteckte, nicht ſtark genug war, ſein Gewicht zu ertragen, ſondern allmälig nachgab, ſo daß er mit einem Sturz in den Abgrund bedroht war. Der Tod war unentrinnbar; denn ſank er einmal in das Waſſer hinab, ſo war bei ſeiner ungeheuren Tiefe, die mehr als zwanzig Fuß betrug, um ſo weniger Möglichkeit zu einer Rettung, als der Grund aus einem haltloſen Schlammboden beſtand. Es blieb ihm alſo Nichts übrig, als den Verſuch zu wagen, ob er vielleicht ſchwimmend das entgegengeſetzte Ufer erreichen könne, wo die Häuſer weiter vom Fluſſe abſtanden und ein Landen möglich war; aber die Strecke war bedeutend, zudem herrſchte eine vollkommne Dunkelheit und tobte der Sturm wüthender als je. Um ſein Unglück vollkommen zu machen, hatte er, als er auf die Strickleiter geſtiegen, ſeinen Mantel anbehalten und dieſer nun, der obendrein durch das Waſſer, das vom Himmel herab unaufhörlich ſtrömte, noch ſchwerer geworden war, hinderte jetzt durch ſein Gewicht wie ſeine Falten den unglücklichen Joos, ſich frei zu bewegen, während es ihm zugleich unmöglich war, ſich davon los zu machen. So empfahl er denn in einem kurzen Gebet ſeine Seele der göttlichen Barmherzigkeit und ließ ſodann entſchloſſen den Haken los, indem er ſeine Arme zum Schwimmen ausſtreckte. In demſelben Augenblick aber erhielt er einen gewaltigen Schlag auf den Kopf mit einem Ruder und mitten aus dem toſenden Sturmes- und Windes-Geräuſch heraus ſcholl ein lautes höhniſches Lachen an ſein Ohr. Darauf entfernte man durch kräftige Ruderſchläge einen Kahn aus ſeiner Nähe, in dem ſich zwei Männer befanden und der vor dem Fenſter ſeinen Platz eingenommen hatte, ſeitdem Joos auf die ſeidene Strickleiter geſtiegen war.

Während Solches auf der Lieve, außerhalb des Hauſes, vorging, trat innerhalb deſſelben Meiſter Beemans in das Zimmer ſeiner Tochter und ließ den Schein einer Laterne, die er in ſeiner

Hand hielt, auf das Geſicht der ängſtlich und ſchreckhaft zuſammenfahrenden Stina fallen.

„Liebchen," ſagte er mit bittrem, höhniſchen Lächeln zu ihr, „junge Mädchen, die noch ſo ſpät Nachts an ihren Fenſtern friſche Luft ſchöpfen wollen, ſetzen ſich der Gefahr einer Erkältung allzuſehr aus. Du wirſt daher fortan dieſes Zimmer mit demjenigen vertauſchen, das an mein Schlafgemach ſtößt und magſt Dich ſofort in daſſelbe begeben. Es iſt zwar etwas düſter, aber um ſo geeigneter ſcheint es mir, um daſelbſt ein De profundis zu beten; überhaupt würdeſt Du, nach meiner Meinung, gar nicht übel daran thun, wenn Du bald ein wenig an dieſes Gebet dächteſt: es könnte leicht Jemand deſſen bedürfen."

„Mein Vater, mein Vater, was wollt Ihr damit ſagen?" rief Stina, deren entſetzliche Angſt und Furcht ſie über den Abſcheu hinweghob, welchen ihr Vater ihr einflößte.

„Gar Nichts," entgegnete der Fleiſcher; „müſſen wir nicht alle Chriſten in unſer Gebet einſchließen? Nun, der Sturm, der draußen heult, iſt entſetzlich und wenn irgend ein Fahrzeug tollkühn genug wäre, ſich jetzt auf den Fluß zu wagen, ſo könnte deſſen Mannſchaft wohl irgend einem unglücklichen Zufall unterliegen. Darum ſage Du immer ein De profundis her, man weiß nicht, wem es zu Gute kommt."

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, lieber Vater, rettet ihn, o rettet ihn!" rief das junge Mädchen und fiel vor Beemans auf die Kniee. „O, laſſet ihn nicht untergehen; rettet ihn, ich beſchwöre Euch beim Andenken meiner ſeligen Mutter, die im Himmel iſt und uns hört; rettet ihn! O Gott! Ihr ſtoßt mich zurück! O, rettet ihn und ich ſchwöre es Euch, bei meiner Seelen Seligkeit, ich werde ihn nie mehr ſehen, ich werde ihn nie mehr zu ſehen ſuchen, ich werde mich bemühn, ihn zu vergeſſen. . . . Aber um des Himmels willen laßt ihn nicht zu Grunde gehen, rettet ihn vom Tode!"

„Schweig ſtill, ſchamloſe Dirne! Schweig und ſprich nur nicht mehr von dieſem Elenden, um deſſentwillen Du Deine Ehre auf's Spiel ſetzteſt und Dich der öffentlichen Schmach anheim zu geben im Begriffe warſt. Glaubſt Du denn, daß Eure nächtlichen Zuſammenkünfte lange ein Geheimniß in der Stadt geblieben wären? Du mußt ihn für ewig meiden. . . . Doch horch! Man hört Nichts

mehr, weder Rudergeräuſch, noch Menſchenſtimmen. . . . Aber ich höre die Hausthüre aufgehen. . . . Nun es ſind Deine Brüder, die zurückkehren, nachdem ſie die Ehre ihrer Familie gerächt haben."

Aber Stina hörte ſchon Nichts mehr; denn ohnmächtig lag ſie zu den Füßen des Fleiſchers. Dieſer warf einen kalten, gleichgültigen Blick auf ſie, hob ſie auf ihr Bett und ging in das benachbarte Zimmer, wo ſeine beiden Söhne ſeiner warteten.

„Nun, Jungens!" ſagte er.

Der Aelteſte zeigte ihm eins von ihren Rudern, das noch blutgefärbt war.

„Zerbrich dies Ruder," ſagte Beemans; „zerbrich es und wirf die Stücke in's Feuer, damit Niemand auch nur die leiſeſte Vermuthung von unſerer Rache haben könne. Man muß den Tod unſres Feindes lediglich einem Zufall beimeſſen. Wenn man Euch morgen davon erzählen wird, ſo habt Acht zu antworten: Schade um ihn, es war ein wackrer Burſche. Nun, gute Nacht, legt Euch zu Bett; Ihr ſeid meine braven Söhne."

Er umarmte ſie und ſetzte ſich ſodann vor dem Kamine nieder, in welchem die blutigen Trümmer des zum Mordwerkzeuge gewordenen Ruders brannten, nachdem er vorher zwei bis drei große Krüge Bier geleert hatte, deren Inhalt hinreichend geweſen wäre, um einen gewöhnlichen Trinker zu berauſchen und zum Uebelbefinden zu bringen. Auf ihn aber machten ſie weiter keinen Einfluß, als daß ſie vereint mit der wohlthätigen Wärme des hellflackernden Kaminfeuers ihn ſanft einſchläferten.

Während der Zeit, da dies in und bei dem Hauſe des Fleiſchers ſich zutrug, ſchritten zwei Männer, die dicht in ihre Mäntel gehüllt waren und deren Geſichtszüge durch die niedergekrämpten breiten Ränder ihrer Hüte verborgen waren, ſchweigſam durch die menſchenöden, ſtillen Gaſſen von Gent. Der Eine von ihnen blieb von Zeit zu Zeit ſtehen, um beim bleichen Schein der Blitze ein oder das andre von Gents merkwürdigen Gebäuden zu betrachten; ſodann ſetzte er ſeinen Gang in Begleitung ſeines laut- und bewegungsloſen Geſellen fort. So kamen ſie endlich auch an die Ränder des Fluſſes. Derjenige der beiden nächtlichen Wanderer, welcher der bedeutendere ſchien, ſetzte ſich nun am Ufer nieder, ohne auf den Regen im Mindeſten zu achten, und als fände er vielmehr eine

geheime Luſt daran, auf das Rauſchen des Waſſers und das tobende Heulen der Winde zu horchen, heftete er ſtarr und unabläſſig ſeine Blicke auf die vom Sturm aufgeregten und aneinander prallenden Wellen. Während er aber ſo mitten unter dem Raſen der entfeſſelten Elemente ſich ſeinen Gedanken überließ, ſtampfte ſein Gefährte, der weniger träumeriſcher Natur war und daher weit geringere Freude daran finden mochte, zu ſo ſpäter Nachtſtunde und bei ſo unfreundlich rauhem Wetter am Ufer der Lieve Schildwache zu ſtehen, dumpf mit den Füßen, um ſich zu wärmen, wobei er den Regen von ſeinem Mantel zu ſchütteln und ſich noch enger in deſſen bergende Falten zu hüllen ſuchte. Trotz deſſen wagte er weder auf und ab zu gehen, noch ſein Mißvergnügen durch Worte kund zu geben, obgleich der Andre auf den von dem naßkalten Wetter durchſchauerten Unglücklichen durchaus nicht Acht zu haben ſchien, ſondern ſich wahrſcheinlich allein am düſteren Orte glaubte. Endlich begann der Sturm ſich zu legen; die Wolken, welche den Himmel bedeckten, begannen ſich zu lichten und durch eine Oeffnung des ſchwarzen Schleiers, der ſein Licht bis dahin gänzlich verhüllt hatte, ſandte der Mond ſeine reichen, glänzenden Strahlen. Die Lieve ſchien unter dieſer plötzlichen Beleuchtung aufzuglänzen und der Greis, der immer noch an dem Ufer des Fluſſes ſaß, brach plötzlich in folgende Worte aus:

„Graf, das iſt ein Bild meines Geſchickes! Erſt Sturm und Nacht, am Ende aber die Ruhe und der Glanz des ewigen Lebens; erſt die dunkelfarbigen, düſteren Gedanken dieſer Welt und dann die ſtrahlendreinen Himmelsgedanken!"

Der Graf entgegnete auf dieſen Ausruf Nichts, ſondern gab nur durch eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verneigung ſeine Beiſtimmung zu erkennen.

„Aber, was ſeh ich da unten auf dem Waſſer," nahm der Greis wieder das Wort; „ſehen Sie nicht da weiter unten Etwas ſchwimmen? Gott ſteh mir bei, das iſt ein Menſch, der mit dem Tode ringt! Man muß ihm zu Hilfe kommen. . . . Doch, nein! es iſt nur noch ein Leichnam. Seht! Er ſchwimmt ſteif und ohne Bewegung, ſo weit ich bei dem unſicheren Lichte des Mondes zu unterſcheiden vermag. Sein Kopf ſcheint mit Blut bedeckt; helfen Sie mir doch, lieber Graf, ihn an's Ufer zu bringen. Sehen Sie,

die Strömung treibt ihn auf uns zu und mit Hilfe Eures Schwertes werden wir im Stande sein, ihn aus dem Wasser zu ziehen."

Mit einer ungestümen Bewegung der Ungeduld entriß er den Händen seines Begleiters, der sich seines Schwertes ungeschickt bediente, dasselbe hastig, beugte sich zum Strome hinab und hakte auch endlich mit dem Griffe des Schwertes, das er am äußersten Ende der Klinge erfaßt hatte, die Kleider des Ertrunkenen an, worauf er ihn endlich ohne viele Mühe ganz an sich zog und mit ungewöhnlicher Körperstärke aus dem Wasser herausnahm.

„Es ist ein junger Mann," sagte er, „sein Herz schlägt nicht mehr und seine Lippen geben keinen Hauch mehr von sich. Doch das thut Nichts zur Sache; wir wollen daher Nichts unversucht lassen, wodurch wir ihn vielleicht in's Leben zurückrufen können, das am Ende doch noch nicht gänzlich in ihm erloschen sein mag. Helfen Sie mir ihn transportiren."

Der Greis nahm den Leichnam auf seine Schulter, sein Gefährte faßte ihn bei den Füßen und so schlugen darauf beide den Weg nach dem Platze den Poel (des Morastes) ein. Unterwegs begegnete ihnen die Schaarwache und der commandirende Offizier hielt sie natürlich an, da zwei Leute, die in so später Nachtstunde, mit einem Leichnam belastet, durch die Straßen irrten, eine mehr als verdächtige Erscheinung waren. Kaum aber hatte der Gefährte des Greises einige Worte gesprochen, als der Offizier auch schon höchst ehrerbietig sein Haupt entblößte und zweien seiner Soldaten den Befehl gab, den Leichnam auf ihre Schultern zu laden und den Befehlen, welche die beiden Unbekannten ihnen etwa ertheilen würden, in allen Stücken zu gehorchen. Diese ließen darauf den Leichnam bis an die Schwelle einer kleinen im Dunkel versteckten Thüre tragen, zu welcher der Greis den Schlüssel hatte; sobald er dieselbe öffnete, kamen drei bejahrte Diener eiligst herbei, nahmen auf ein Zeichen des Grafen den Körper aus den Händen der Soldaten und trugen ihn vorsichtig eine kleine Wendeltreppe hinauf, die gleich von der Thüre nach einer Reihe großer Gemächer führte. Dort angelangt, legten sie den Leichnam auf ein Ruhebett nieder und zwei von ihnen begannen sofort unter Leitung des Greises, gegen den ihr Benehmen alle Zeichen der höchsten Ehrfurcht an sich trug, ihm die nöthige Hilfe angedeihen zu lassen.

„Geh ſogleich nach einem Prieſter und nach einem Arzte," ſagte der Greis zu dem dritten Diener, der bis dahin ſchweigend ſeine Befehle abgewartet hatte; „vielleicht kann man, wenn auch nicht den Körper, doch wenigſtens die Seele noch retten. . . ."

Kaum waren nach dieſen Worten einige Minuten verfloſſen, ſo waren auch ſchon ein Prieſter und ein Arzt zur Stelle.

Der Greis, ermüdet von ſeinem nächtlichen Spaziergang, ſetzte ſich oder vielmehr ſank in einen großen, nahe am brennenden Kaminfeuer ſtehenden Lehnſtuhl. Man konnte ſehr leicht erkennen, daß nicht ſo ſehr die Laſt der Jahre, als die Strapazen ſeinen Wuchs gebeugt und ſeine Stirn gefurcht hatten; ſein Bart, der von röthlicher Farbe und nach ſpaniſcher Mode ſpitz zugeſchnitten war, ſeine lebhaften Augen, deren ſtechenden Blick man nicht lange zu ertragen vermochte, gaben ſeinem bleichen Geſichte, deſſen Backenknochen ſcharf hervorragten, einen mehr bittern als harten Ausdruck und doch flößten ſeine Geſichtszüge, im Ganzen genommen, eine Art Furcht ein, deren ſich keine der Perſonen, die ihn in dieſem Augenblick umgaben, ſelbſt der Prieſter und der Arzt nicht, zu erwehren vermochte. Sein Anzug beſtand in einem überaus einfachen Gewande, aus grobem, grauem flandriſchem Tuch, bei deſſen Schnitt und Anfertigung der Schneider offenbar mehr auf Bequemlichkeit als auf die Forderungen der Eleganz und der Mode Rückſicht genommen hatte. Auf einen Wink ſeiner kleinen, tadellos ſchönen Hand entledigte ihn ein Diener ſeines vom Regen triefenden Mantels, während ein anderer ſtatt ſeiner ganz von Koth durchnäßten Fußbekleidung ihm weite Pantoffeln von Sammt mit Hermelinfutter hingab. Dieſe auf ſeine perſönliche Bequemlichkeit verwandte Sorge hielt ihn aber durchaus nicht ab, die Unterſtützungen zu überwachen und zu leiten, die man dem armen Ertrunkenen angedeihen ließ, in welchem unſre Leſer unſtreitig ſchon den unglücklichen Joos erkannt haben werden.

II.

Ein Seelenkampf.

Im ſechzehnten Jahrhundert wurden viele jener heilloſen Vorurtheile über die Art und Weiſe, wie man Ertrunkene zu behandeln

habe, wie ſie noch größtentheils bei den ungebildeten Volksklaſſen ihre Geltung haben, als Glaubensartikel der Arzneiwiſſenſchaft betrachtet. Der erſte Verſuch, einen Ertrunkenen wieder in's Leben zu rufen, beſtand gewöhnlich darin, daß man ihn an den Füßen aufhing, damit er das Waſſer, das er verſchluckt habe, wieder von ſich geben könne; ein Verfahren, das einen vollkommen geſunden Menſchen binnen zehn Minuten vom Leben zum Tode zu bringen hinreicht. Zum Glück des armen Joos ward von dem Arzte, der zur Wiedererweckung des Drechslers herbeigerufen worden, kein ſolch mörderiſches Verfahren angewandt. Vielmehr begnügte ſich dieſer damit, ihm zur Ader zu laſſen, ihm warme Umſchläge auf die Bruſt zu legen und fortwährende Reibungen an allen Gliedern anzuordnen; und als er hierauf dem entſeelten Körper endlich wieder einige Wärme verliehen hatte, hüllte er ihn in einige wollene Decken und ließ dem reichlichen Schweiß, der, wie er wußte, nothwendiger Weiſe bald eintrat, die Sorge anheimgeſtellt, ihn ganz zu beleben und in's Daſein zurückzurufen. Als nun der junge Mann endlich den wiederkehrenden Athem durch lautes Aufſeufzen kund gab und auch die Augen aufſchlug und die Arme bewegte, gab der Greis allen Anweſenden ein Zeichen, ſich zu entfernen, ſo daß außer dem Greiſe ſelbſt nur noch der Arzt und der Prieſter im Zimmer blieben.

Joos richtete ſich auf ſeinem Lager auf und ließ irre Blicke auf den fremden Ort fallen, an dem er ſich wiederfand. Als er zu ſeiner Rechten den ehrwürdigen Geiſtlichen, zu ſeiner Linken aber das ſeltſame Geſicht des Greiſes erblickte, glaubte er an der Himmelspforte zwiſchen dem heiligen Petrus und dem böſen Geiſte zu ſein, die einander ſeine Seele ſtreitig machten und mit inſtinctartiger Bewegung warf er ſich in die Arme des Prieſters und rief ängſtlich:

„Beſchützt mich!"

Der Greis begriff ſofort die Gedanken des zum Leben Erwachten und dies rief ein Lächeln auf ſein Geſicht, wodurch es aber einen Ausdruck erhielt, der nur dazu beitrug, den Schrecken des armen Burſchen noch zu vergrößern.

„Von mir allein hängt Dein Loos ab," ſagte er mit tiefer, imponirender Stimme und ernſtem Tone. „Ohne mich wäreſt Du jetzt todt, folglich iſt Dein Leben mein Eigenthum; ein Wort, ein

Wink von mir genügt, um Dich wieder in das Grab zu ſchicken, dem Du eben erſt entronnen biſt."

Man begreift, daß dieſe Worte nicht ſehr geeignet waren, den armen Joos, der eben erſt aus einer langen Ohnmacht zu ſich kam und noch ganz von Kräften war, zu ermuthigen.

„Antworte ohne Hehl und aufrichtig auf die Fragen, die ich jetzt an Dich richten werde," fuhr der Greis fort, „und laß Dir nicht einfallen, mich täuſchen oder hintergehen zu wollen; denn ich gehöre nicht zu denen, die man ungeſtraft betrügen kann. Erzähle mir, in Folge welcher Ereigniſſe Du Dich, am Kopfe verwundet, im Fluß befandeſt, willenlos von der Strömung fortgetrieben. Sprich raſch, ohne Umſchweife und, ich wiederhole es Dir, unverhohlen, als ob Du vor Deinem Tode beichteteſt."

Der junge Mann fühlte ſich durch dieſe Worte beruhigt; denn er war nun zur Erkenntniß gelangt, daß er keineswegs geſtorben ſei, und daß er weder mit einem Engel, noch mit einem böſen Geiſte zu thun habe, ſondern mit lebendigen, gleich ihm menſchlichen Geſchöpfen. Er erzählte daher in naiver Sprache, in möglichſt wenig Worten und mit vollkommner Aufrichtigkeit ſein Liebesverhältniß mit Stina, ihre nächtlichen Zuſammenkünfte und den traurigen Ausgang, den die heutige genommen hatte.

„Warum verweigert Dir der Fleiſcher die Hand ſeiner Tochter?"

„Weil ich arm und niedriger Geburt bin, während er reich und Oberälteſter ſeiner Zunft iſt."

„Warum haſt Du vor Deiner Mutter ein Geheimniß aus Deiner Liebſchaft gemacht?"

„Weil ich wußte, daß dieſe Liebe unſinnig ſei, nur Verzweiflung und Unglück in ihrem Gefolge führen könne und ich meine Mutter nicht mit mir in dieſen Abgrund ziehen wollte."

„Iſt ſie nicht jetzt dennoch hineingeſtürzt?" frug mit unbarmherziger Dialektik der Greis. „Iſt ſie nicht für immer von ihrem Sohne geſchieden, ohne Troſt und ohne Stütze für ihr Greiſenalter? Iſt ſie nicht jetzt kinderlos, wie gattenlos?" Joos verbarg ſeine von Thränen überfließenden Augen in ſeine Hände.

„Was Deine Stina anbelangt, ſo ſcheint mir deren Loos auch eben nicht glücklicher zu ſein. Wenn man Deine nächtlichen Zuſammenkünfte mit ihr entdeckt hat, wenn man gerade unter ihrem

Fenſter Dich zum Tode verwundet hat, ſo kann dies durchaus nur auf Geheiß ihres Vaters geſchehen ſein. Nun aber will es mich bedünken, als ob ein Vater, der den Geliebten ſeiner Tochter meuchleriſch ermorden läßt, gegen das Kind, das ihn hintergangen hat, ſich nicht ſehr vorſichtig bezeigen werde."

„O barmherziger Himmel, ſteh mir bei!" rief Joos ganz außer ſich „Ach! Wie gerne wollte ich mein Leben darum geben, könnte ich die verhängnißvollen Folgen meiner wahnſinnigen Liebe wieder gut machen; ich wollte meiner Seelen Seligkeit daran ſetzen . . . Gott verzeih mir dieſe Läſterrede!" unterbrach er ſich und bekreuzte ſich fromm.

„Ah, bah, Nichts als leere Worte, die nimmer zu einer wirklichen That werden," entgegnete der Greis mit ſeinem bittern, verächtlichen Lächeln.

„Nein, ich ſchwöre es Euch," antwortete Joos, den indeſſen ein Schauer an allen Gliedern überlaufen hatte, als er dieſes hölliſche Lächeln wahrgenommen und dem ſeine erſten Befürchtungen, er habe es mit dem Teufel zu thun, wieder in den Kopf gekommen waren.

„Merk wohl auf das, was ich Dir jetzt ſagen will, Joos Claes, und überlege genau, was Du mir darauf für eine Antwort gibſt; denn das iſt jetzt der entſcheidende, inhaltſchwerſte, gewichtigſte Augenblick Deines ganzen Lebens! Wenn man Dir das Anerbieten machte, alle üblen Folgen Deiner Fehler auszugleichen, Deine Mutter zu tröſten, Stina ihre Ehre und Ruhe wiederzugeben und zu dem Allen für Dich noch die Ausſicht hinzufügte, einen Monat des Glückes in Geſellſchaft Deiner Mutter und Deiner Dir vermählten Geliebten zu verleben, — ſag', würdeſt Du alsdann Dankbarkeit genug im Herzen haben, um Dich mit Leib und Seele Deinem Wohlthäter zu ergeben, ſo lang er Deiner Dienſte bedürfte? Mit Leib und Seele, merk wohl hierauf!"

Joos fühlte, wie ein kalter Schweiß ihm an allen Gliedern herabrann und wie er nahe daran war, wieder in eine Ohnmacht zu fallen.

„Nun ſiehſt Du, wie Du nur ein erbärmlicher Egoiſt biſt, der nicht verdient, daß man Theil an ihm nehme! Du weigerſt Dich, auf deine eigene Unkoſten das Uebel wieder gut zu machen, das

Du zwei armen Frauen zugefügt haſt, die nun im Unglück ſich befinden, blos, weil ſie Dich allzuſehr geliebt und jene ſelbſtentſagende Aufopferung an Dich verſchwendet haben, zu der Du Dich nicht zu entſchließen vermagſt."

Joos dachte noch einen Augenblick ernſt und ſchweigend nach; dann ſagte er zu dem Greiſe:

„Ihr habt nicht richtig in meinen Gedanken geleſen. Wenn ich gezaudert zu haben ſcheine, ſo geſchah dies nur, weil ich glaube, ein ſolches Verſprechen nicht leichthin und unbeſonnener Weiſe thun zu dürfen. Höret Ihr nun Euererſeits auf meine Rede: ich ſchwöre und wäret Ihr der Fürſt der Hölle" — bei dieſen Worten ſchlug er vorſichtig und fromm eine Anzahl Kreuze und freute ſich überaus, als er ſah, daß dies dem Greiſe keine Unruhe einflößte — „ich ſchwöre Euch alſo, mich Euch und Eurem Willen mit Leib und Seele zu ergeben, ſo lang es Euch belieben wird, wenn Ihr meine Mutter und Stina von aller Beſorgniß befreit haben werdet! Ihr ſollt ſie auf immer vor Unglück ſicher ſtellen und mich einen Monat mit ihnen Beiden leben laſſen."

„Gut, ich nehme es an," ſagte der Greis. „Nun aber nimm dieſen Trank und ſchlafe ruhig ein, denn unſere Unterhaltung wird Dich etwas angeſtrengt haben; ſchlaf ohne Sorgen, beim Erwachen wirſt Du den Erfolg meiner Verſprechungen gewahr werden."

Joos nahm den Becher, den man ihm reichte und leerte ihn. So vielfache Gedanken und Beſorgniſſe auch die ſonderbar abenteuerlichen Erlebniſſe dieſer Stunde und die inhaltsſchwere Bedeutung des von ihm eingegangenen Vertrages in ihm rege machten, ſo unterlag er doch gar bald den ausgeſtandenen Strapazen und den einſchläfernden Kräften des Trankes und ſank bald in einen tiefen und ſüßen Schlaf.

Joos' arme Mutter indeß verbrachte, während ihr Sohn ſich für ſie hinopferte, die Nacht in ſchrecklicher Angſt. So lange war er noch nie ausgeblieben wie heute. Jeden Augenblick lauſchte ſie am Fenſter, ob ſie nicht bald das Geräuſch ſeiner Tritte vernehmen und ſo Troſt finden würde. Lange Zeit hindurch aber hörte ſie Nichts, als das Heulen des Sturmwindes und das Krachen des blitzbegleiteten Donners, bis endlich auf dieſen Tumult der Natur ein noch beängſtigenderes Stillſchweigen folgte, das ihr ein düſtrer Vorbote

der Grabesstille däuchte. Hätte Gertrud nicht im Gebete stets neue Kraft sich geholt, sie wäre den Aufregungen dieser Nacht erlegen. Jede Stunde derselben floß bleiern langsam dahin, jede däuchte ihr ein Jahr. So war die Nacht zu Ende gegangen und fern am Himmel begann schon der Tag zu grauen und noch war Joos nicht erschienen. Endlich hörte sie von ferne her Schritte schallen . . . Aber, ach! sie erkannte gar bald, daß es nicht ihres Sohnes Gang sei. Und doch hielt man vor ihrer Thüre an; man klopfte mit dem Hammer an die Pforte, um eingelassen zu werden und im Gehirn der armen Gertrude wurden da Tausende von traurigen Gedanken aufgeweckt.

Es wäre einer schwachen, menschlichen Feder durchaus unmöglich, alle die rasch wechselnden und schmerzlich sich zudrängenden Empfindungen zu schildern, welche sie in der kurzen Zeit empfand, da sie sich von ihrer Kammer an die Hausthüre begab, um zu öffnen. Dort fand sie in der Person, welche Einlaß begehrt hatte, einen ehrwürdig aussehenden Greis.

„Mein Sohn! Meinem Sohn ist irgend ein Unglück begegnet!" rief die alte Drechslersfrau ganz außer sich aus.

„Ich bin nur ein Bringer erfreulicher Botschaft," entgegnete der Bote mit ernster Stimme. „Wenn Ihr Euren Sohn sehen wollt, habt Ihr Nichts zu thun, als mich zu begleiten. Nur kann ich den mir zu Theil gewordenen Befehlen zufolge, Euch nur alsdann mit mir nehmen, wenn Ihr Euch mit dieser Binde hier die Augen verbinden lasset; seid aber darum ohne alle Furcht; ich schwöre es Euch, bei den Leiden Jesu Christi, unsres Heilands, Ihr braucht weder besorgt noch furchtsam zu sein."

Es handelte sich darum, ihren Sohn wiederzusehen, ihren Sohn, dessen Abwesenheit während einer ganzen Nacht ihr eine so tödtliche Unruhe verursacht hatte; Frau Gertrud zögerte daher nicht, so seltsam ihr auch diese Bedingung schien. Uebrigens gaben ihr auch das sanftmüthige Aussehen und freundliche, artige Benehmen des Greises, dessen Leitung sie sich anvertrauen sollte, eine gewisse Beruhigung. Sie ließ sich also die Augen verbinden, reichte sodann getrost ihrem Führer den Arm und nachdem dieser absichtlich einige Umwege gemacht hatte, damit sie nicht errathen könne, in welches Stadtviertel er sie führe, hielten sie vor einer kleinen Thüre an.

Während dies mit Frau Gertrud vorging, befand ſich Meiſter Dickſen Beemans, der Oberälteſte der Fleiſchhauerzunft, noch ruhig in ſeinem Lehnſeſſel am Kamine, indem er beim Feuer, das mit dem mörderiſchen Ruder genährt worden, ſanft eingeſchlummert war. Plötzlich hörte er heftig an ſeine Thüre pochen; aus ſeinem Schlafe aufgeſchreckt, ſtieg er an die Hauspforte hinab und frug in groben Ausdrücken, was man zu ſo ſpäter Stunde von ihm wolle.

„Oeffnet, im Namen Seiner Majeſtät, des Königs der Niederlande!“ entgegnete man ihm.

In der That auch erblickte er durch das kleine Gitterfenſter der Thüre hindurch, zwei Polizeibeamten, die von einer ziemlich beträchtlichen Abtheilung bewaffneter Soldaten begleitet waren.

„Und was will Seine allerkatholiſchſte Majeſtät von mir?“ frug er zurück.

„Oeffnet, und zwar unverweilt,“ antwortete der Polizeibeamte. „Ungehorſam nützte Euch Nichts; denn ich habe Befehl erhalten, im Nothfall Eure Thüre mit Gewalt einzuſchlagen. Ich benachrichtige Euch freundſchaftlich im Voraus davon, daß aller Widerſtand unnütz wäre; Eure Wohnung iſt von allen Seiten von Soldaten umgeben und Kähne bewachen die Fenſter Eures Hauſes, die nach dem Fluſſe zugehen.“

Der Fleiſcher, deſſen Gewiſſen, wie meinen Leſern bekannt iſt, nicht rein war, fing an zu vermuthen, die Polizei möchte wohl etwas vom Mord der heutigen Nacht entdeckt haben, und obgleich er im Kopfe und Herzen gleich unruhig und bewegt war, zwang er ſich dennoch zu einer ſcheinbaren Ruhe und gehorchte den Befehlen der obrigkeitlichen Beamten.

„Seit wann,“ frug er, „wendet man Soldaten an, um von den Oberälteſten der Fleiſchhauerzunft Gehorſam gegen einen Befehl ſeiner Obrigkeit zu erzwingen?“

„Seitdem,“ entgegnete mit leiſer Stimme und trocknem Ausdruck der Offizier, „ſeitdem man blutige Leichname unter den Fenſtern des Oberälteſten der Fleiſchhauerzunft findet. Meiſter, Ihr werdet mich begleiten, wohin ich Befehl habe, Euch zu führen. Eure beiden Söhne und Eure Tochter müſſen mit uns gehen. Wollt Ihr Euch nicht Lärm und Scandal in Eurem Hauſe zuziehen, ſo empfehlet ihnen Nachgiebigkeit und Gehorſam.“

Der Fleischhauer hätte von Herzen gern den Polizeibeamten wie einen Ochsen behandelt, d. h. ihn zu Boden geschlagen und er würde auch wahrscheinlich dem Gelüste seines Herzens nachgegeben haben, wäre es ihm nur möglich gewesen, in aller Eile einige Dutzend der stämmigen, handfesten Gesellen seiner Zunft zusammenzubringen. Der obrigkeitliche Beamte aber, der mit seiner Arrestation beauftragt gewesen, hatte sich seiner Sendung so geschickt entledigt, daß alle derartigen Versuche rein unmöglich geworden waren; überdem hielten die Soldaten die Lunten ihrer Pistolen brennend und waren schußfertig, so daß unsrem Meister Beemans Nichts übrig blieb, als zum bösen Spiel gute Miene zu machen und sich geduldig in sein Geschick zu ergeben. Er rief daher seinen beiden Söhnen Laurens und Karl zu, sofort aufzustehen und sich anzuziehen, holte darauf Stina aus ihrem Zimmer und machte sich, nachdem er seiner Tochter eine bergende Kapuze über's Gesicht geschlagen hatte, in Begleitung des Polizeibeamten auf den Weg, fest entschlossen, während des Ganges fleißig um sich zu schauen, ob er nicht einiger Fleischhauergesellen ansichtig würde, die er zu Hülfe ziehen könnte, um ihn aus dieser Gefahr zu befreien.

Zu seinem Unglück aber verband man nicht allein, wie man mit Frau Gertrud gethan hatte, ihm und den Seinigen die Augen, sondern man brauchte auch bei ihm und seinen Söhnen noch die Vorsicht, daß man auch ihre Stimme durch Knebel erstickte. So konnten sie weder wissen, wohin man sie führe, noch konnten sie durch Wort oder That sich zu befreien suchen. Als man ihnen den Gebrauch ihrer Augen und Stimme wieder gestattete, befanden sie sich vor dem unsern Lesern schon bekannten Greise, der sie mit seinem gewöhnlichen Lächeln empfing.

Kaum ward der Fleischer des Greises ansichtig, als er auf die Erde hinkniete.

„Nicht leere Zeichen äußerer Ehrerbietung sind es, die ich verlange," sagte der Greis mit zornigem Ausdruck. „Schon einmal habt Ihr einen Mord begangen und nur durch Begnadigung seid Ihr der Todesstrafe entronnen; und nun habt Ihr, dessen uneingedenk, von Neuem Blut vergossen. Ihr und Eure Söhne habt zusammen eine Viertelstunde, um Euch zum Tode vorzubereiten und Eure Seele Gott zu empfehlen. Drei Henker warten Eurer mit

Stricken auf dem Freitagsplatze. Die Beichtiger werden sofort erscheinen."

Meister Dicksen drehte seine großen Kalbsaugen herum und schaute mit der geheimen Wuth eines in der Schlinge gefangenen Wolfes darein, dessen dumme Feigheit er besaß.

„Welchen Mord habe ich begangen?" versuchte er zu fragen. Aber der zitternde Ton seiner Stimme strafte seine falsche Sicherheit Lügen.

„Den von Joos Claes, dem Drechsler."

„O Himmel, Joos ist todt!" schrie Stina und sank ohnmächtig zu den Füßen ihres Vaters nieder, ohne daß dieser sich auch nur zu ihr herabgebeugt hätte, um ihr beizustehen.

„Es bedarf eines öffentlichen und gesetzlich gefällten Urtheils, um mich zum Tode zu verdammen," sagte der Fleischhauer, nachdem er einige Augenblicke sich besonnen; „ich berufe mich auf meine Rechte und Freiheiten als Genter Bürger."

„Ihr seid früher zum Tode verurtheilt worden, des Antheils halber, den Ihr an dem Aufstand der Cressers (die berüchtigten Genter Unruhen unter Karl V.) genommen habt; Eure Hinrichtung ist zwar bisher unterblieben, aber Ihr habt keinen Act aufzuweisen, der Eure Begnadigung feierlich ausspräche. Binnen einer Viertelstunde werdet Ihr am Galgen hängen, gleich den andern Cressers; empfehlet Eure Seele an Gott."

„Kann ich mein Leben nicht durch eine starke Geldbuße erkaufen?" frug Meister Dicksen.

„Die Güter der zum Tode Verurtheilten fallen an den Staat anheim."

„Nun, so gebe man mir einen letzten Krug Bier und schicke mir einen Pfaffen," fügte er mit einer erheuchelten Kaltblütigkeit hinzu, der aber die leichenblasse Farbe seiner Wangen widersprach.

„Ihr könnt Euer Leben noch retten, aber nur unter einer Bedingung."

„Und die ist?" frug Meister Dicksen hastig.

„Schreibt unter dieses Papier, ohne die Bedingungen, die es enthält, zu lesen, folgende Worte: „„Ich gehe die obenstehenden Verpflichtungen freiwillig ein und mache mich verbindlich, sie als gültige und rechtskräftige, ohne alle Einschränkungen und allen Widerspruch zu halten.""

„Ich werde Nichts unterzeichnen, ohne zu wiſſen, was ich verſpreche."

„Unſere Unterhaltung hat ſchon zu lange gedauert. Rufe Jemand den Prieſter und benachrichtige den Scharfrichter . . . Auch ſchafft dieſes arme, ſchwache Mädchen hier in ein benachbartes Zimmer; ſie wird mit Gottes Hülfe bald wieder zu ihrem Bewußtſein kommen."

Der Greis verließ das Zimmer und bald trat ein Prieſter zu dem Fleiſchermeiſter ein.

„Mein Sohn," ſagte er, „bereuet Eure Sünden und denkt an die Ewigkeit, der Ihr nahe ſteht. Ihr habt Eure Hände in Blut getaucht und ſo muß Gottes Wort an Euch erfüllt werden: „„Wehe dem, deſſen Hände blutbefleckt ſind!""

„Ich möchte gern ein letztes Mal mit meinen Söhnen ſprechen," ſagte Meiſter Dickſen, deſſen Schreck immer ſichtbarer ward.

„Sie ſind mit dem Heile ihrer Seelen beſchäftigt, und ich beſchwöre Euch, mein Sohn, thut wie ſie und denkt an die Eure; beſchäftigt Euch nicht mehr mit den Dingen dieſer Welt, ſondern wendet Eure Gedanken auf den Tod und die Ewigkeit, die gar nahe an Euch herantreten."

„Wißt Ihr nicht, was die Urkunde enthält, deren Unterzeichnung man mir zumuthet?"

„Ich weiß Nichts davon; überdem iſt es auch zu ſpät daran zu denken, da Ihr Eure Unterſchrift verweigert habt. Mein Sohn, im Namen Jeſu Chriſti, geht in Euch, betet und bereuet."

In dieſem Augenblick erſchien der Henker, der ein großes Paket Stricke unter dem Arme trug.

„Meiſter Dickſen," ſagte er, „erlaubt mir, daß ich Euch vor Eurem Tode um Verzeihung bitte für den Tod, den ich Euch anthun werde; aber ich muß die Pflichten erfüllen, die mein Amt mir auferlegt."

„Meiſter Jans," antwortete der Andere mit gedämpfter Stimme, „ich gebe Dir Tauſend Goldſtücke, wenn Du den Fleiſchern die Kunde von meinem nahen Tode willſt zukommen laſſen, damit ich wenigſtens den Troſt habe, von meinen Zunftgenoſſen Abſchied nehmen zu können."

„Ja doch, damit ſie am Fuße des Galgens ihre Meſſer ſpielen

laſſen und Euch zu befreien verſuchen. Geht mir, Meiſter; das iſt kein Gedanke, wie er einem guten Chriſten in einem ſo feierlichen Augenblicke geziemt! Wenn ich thäte, was Ihr mir da zumuthet, würde es gar nicht lange dauern, bis daß mein erſter Gehülfe an mir ſelbſt die Verrichtung vollzöge, zu der ich jetzt bei Euch berufen bin."

„Nein, ich will ja Alles unterzeichnen, was man von mir verlangt, mein Vater. Ich beſchwöre Euch, geht hin und ſagt, daß ich bereit bin zu gehorchen, daß ich allen Bedingungen mich unterwerfen will, welcher Art ſie auch ſein mögen."

„Ich will Eurem Wunſche nachgeben, obgleich ich glaube, daß Ihr ihn zu ſpät ausgedrückt habt und ich kaum auf einen glücklichen Erfolg meines Ganges rechne. Gott weiß, ob es mir nur möglich ſein wird, bis zu demjenigen zu dringen, von dem Euer Loos allein abhängt"

„Sputet Euch," ſagte der Scharfrichter, „denn, hört, eben ſchlägt es zwei Uhr des Morgens und ſpäteſtens binnen einer Viertelſtunde muß Alles abgethan ſein, damit keine Unruhen von Seiten der Bürger entſtehen können."

Wir brauchen unſern Leſern wohl nicht erſt den peinlichen, qual- und angſtvollen Zuſtand des Meiſter Fleiſchhauer während der Abweſenheit ſeines Beichtigers zu beſchreiben. Endlich kehrte Letzterer in Begleitung des Greiſes zurück, deſſen Geſichtszüge unbarmherziger als je höhniſchen, ſcharfen Spott ausdrückten.

„Ha, ha, Meiſter!" ſagte er mit hämiſchem Ausdruck; „ſeid doch ſonſt ein Menſch, der mit andrer Leute Leben ſo geringſchätzig umgeht, bei Gott, und jetzt verzieht die Furcht vor dem Strange Euch gar garſtig das Geſicht und haben Eure dicken rothen Backen gar ſehr eine bleiche Farbe angenommen! Nun ſchreibt und unterzeichnet! Gut ſo. Jetzt werdet Ihr mein Gefangener bleiben, bis ich es für gut befinden werde, Euch aus Eurer Haft zu entlaſſen. Und, — ſchärft das Eurem Gedächtniß ein, — der geringſte Verſuch zu einer Entweichung oder zu einer Mittheilung nach außen hin wäre ein unfehlbares Zeichen, daß Ihr unſern Vertrag gebrochen . . . und wäre zugleich das Signal zur Rückkehr dieſes Mannes," fügte der Greis hinzu, indem er auf den fortgehenden Henker wies. „Nun ſchlaft ruhig, wenn Gewiſſensbiſſe und Furcht es Euch

erlauben. Man wird Euch sofort in das Gemach bringen, das für Euch bestimmt ist."

Ein bis an die Zähne bewaffneter Soldat holte in der That bald darauf Meister Dicksen ab und führte ihn in ein kleines Kämmerchen, in dem sich ein Bett befand. Die Fenster, die nach einem Hofe zu gingen, waren von innen und außen mit starken eisernen Stäben vergittert. Der Fleischer, der sich vergebens auf's Bett geworfen hatte und seinen frühern Schlaf herbeisehnte, hörte unablässig den dröhnenden Tritt zweier Schildwachen, die vor der Thüre seines Gefängnisses auf und ab gingen.

III.

Des Versprechens Erfüllung.

Man wird es uns gern glauben, daß der Oberälteste der Fleischerzunft sich in dem Zustande, in dem wir ihn am Schlusse des vorigen Capitels gelassen haben, weder frei von aller Besorgniß, noch irgend wie behaglich befand. Je mehr Stunden verflossen, ohne daß seine Befreiung herankam, desto größer ward seine Unruhe, so daß er eine nicht geringe Freude empfand, als er endlich die äußeren Riegel zurückziehen und den Schlüssel im Thürschlosse sich umdrehen hörte. Bald aber verwandelte sich diese Freude in einen noch größeren Schrecken, als er in der eintretenden Person niemand Andern als den Scharfrichter erkannte.

„Meister," sagte dieser, der sich boshafter Weise an dem Entsetzen des Fleischhauers nicht wenig zu weiden schien, „ich komme, um Euch die Willensmeinungen eines gewissen Jemand, den Ihr wohl kennt, zu überbringen, und Ihr könnt aus der bloßen Wahl des Boten leicht schließen, daß wenn Ihr diesen Willen übertretet, meine Hände gar bald mit Eurem Halse in genauere Bekanntschaft kommen werden und daß ich alsdann die Ehre haben werde, Euch das hänfne Ordensband des heiligen Strickius umzulegen. Der Bewußte nun, der mich zu Euch sendet, läßt Euch hiermit zu wissen thun, daß, so Ihr irgend einer lebendigen Seele offenbaret, wer er sei oder auch nur zu verstehen gebet, daß Ihr es wisset, Ihr Euch bereit halten könnt, Euer letztes Gebet zu verrichten. Jetzt

iſt es Euch nun erlaubt, geradezu nach Eurer Wohnung Euch zu begeben, wo neue Befehle Eurer warten."

Der Fleiſchermeiſter ließ ſich beſonders den letzten Theil dieſes Befehles nicht zwei Mal ſagen, ſondern gehorchte auf's Schleunigſte, indem er die Treppe trotz ſeiner Wohlbeleibtheit hinunterſprang. Als er zu dem kleinen Pförtchen hinausgelaſſen worden war, athmete er lang und athmete er tief drei bis vier Mal mit aller Kraft ſeiner gewaltigen Lungen; denn es war ſeit geſtern Abend eigentlich das erſte Mal, daß er frei Luft zu ſchöpfen vermochte. Darauf ſchlug er befohlenermaßen den Weg nach ſeinem Hauſe ein und dort ſah er, zu ſeinem großen Erſtaunen, ſeine Diener und Geſellen damit beſchäftigt, die Façade ſeiner Wohnung mit grünen Zweigen, bunten Bändern und Blumenguirlanden zu ſchmükken, während die Zunftglieder ſeiner Innung, in ihren ſchönſten Feſtkleidern, ſich in beſter Ordnung in doppelten Reihen aufſtellten.

„Ei, ei," rief man ihm von allen Seiten zu, „wie? ſeid Ihr noch im Morgenanzug und die Stunde zur Feierlichkeit wird ſofort ſchlagen! Wie geht das bei Euch zu, der Ihr ſonſt ſo pünktlich ſeid?"

„Die Feierlichkeit?" wollte der Fleiſchermeiſter fragen. Aber das Wort erſtarb ihm auf der Zunge, als er unter der neugierig zuſchauenden Menge den Henker gewahr wurde, der das Pergament, zu deſſen Unterzeichnung der Greis in der verfloſſenen Nacht den Meiſter Dickſen bewogen hatte, hoch in die Höhe hielt. Er beeilte ſich daher, nur folgende Antwort zu geben: „Ich werde in einigen Minuten bereit ſein."

Hierauf trat er in ſeine Wohnung ein, um ſein beſtes Feiertagswamms anzulegen und wo möglich herauszubringen, was man von ihm eigentlich verlange; aber er konnte Nichts erfahren. Sobald er daher ſeinen feſtlichen Anzug beendet hatte, trat er hinaus und nahm den ihm gebührenden Platz in dem Feſtzuge ein, der ſich ſofort in Bewegung ſetzte. Der ehrenwerthe Meiſter, der im Traum zu ſein glaubte, frug ganz leiſe ſeinen Altgeſellen, der dicht hinter ihm ging:

„Pitter, ſag' mir, wo wir hingehen."

Statt aller Antwort lachte Pitter hell auf und als der Meiſter unwillig ſeine Frage wiederholte, entgegnete er:

„Ihr wollt Euch wohl einen Scherz mit mir machen, Meiſter?"

„Sprich, ich befehle es Dir; wer hat Euch geheißen, mein Haus mit Zweigen und Blumen zu verzieren?"

„Ein Greis, der auf Euren Befehl kam und der es, beim heiligen Andreas, wohl verſtand, ſich Gehorſam zu verſchaffen. Hattet Ihr ihn etwa nicht abgeſandt?"

„Freilich," antwortete raſch der Fleiſcher, der einem Blick des aufmerkſamen Scharfrichters begegnet war, und ihn das fatale Pergament in der Luft ſchwenken ſah. „Aber was hat er Euch für Gründe für dieſe feſtlichen Vorbereitungen angegeben?"

„Was für Gründe? Mein Gott, aber der Ort, wohin wir uns begeben, iſt wohl Grundes genug. Meiſter, Ihr wollt ſicherlich auf meine Koſten lachen!"

„Wo gehen wir denn aber hin?" brummte Meiſter Beemans wüthend.

„Seht, die Spitze des Feſtzuges ſteigt ſchon die erſten Stufen der St. Baronskirche hinauf und die Geiſtlichkeit ſteht unter der Eingangspforte zu unſrem Empfange bereit."

Hier ward der Geſelle in ſeinen Erklärungen und der Meiſter in ſeinen Fragen durch ein lautes Geſchrei der fröhlichen, hutſchwenkenden Menge unterbrochen, die aus voller Kehle Vivat! rief, ein Geſchrei, in das der Erſtere bald kräftig mit einſtimmte, da er nicht der einzige ſein wollte, der die allgemeine Freude nicht theilte.

So trat alſo Meiſter Dickſen in die Kirche, ohne daß er im Mindeſten wußte, was er da thun ſollte, und überließ ſich demzufolge tauſend einander kreuzenden und ſchnurſtracks einander zuwiderlaufenden Vermuthungen. Die Geiſtlichkeit führte ihn feierlichſt bis in das Chor, nahe an dem Hochaltare, wo unſer ehrenwerthe Bürger auf einem Sammtſeſſel Platz nahm, um den herum ſich fünf andere ähnliche befanden. Plötzlich begann die Orgel zu ſpielen, die Trompeter der Innung bliesen einen lauten, ſchmetternden Tuſch, und man ſah von der rechten Seite her Stina im Brautkleide, von ihren beiden Brüdern geführt, eintreten, während von der entgegengeſetzten Thüre her Frau Gertrud, auf den Arm ihres Sohnes gelehnt, nach dem Altare zuſchritt. Meiſter Dickſen glaubte, er verſinke in die Erde.

„Lohnte wahrlich auch nicht der Mühe, ihn geſtern todt zu

ſchlagen, um ihn heute mit Stina zu verheirathen," ſagte der älteſte von Beemans' Söhnen leiſe zu ſeinem Vater, indem er ihm einen kleinen Koffer überreichte. „Das hat mir," fuhr er fort, „der Greis der letzten Nacht für Euch zugeſtellt, nachdem er mir, wie auch meinem Bruder, einen leiblichen Eid abgenommen hatte, daß wir ewiges, unverbrüchliches Stillſchweigen über die Ereigniſſe der letzten Nacht bewahren würden."

Der Fleiſcher öffnete den Koffer; er fand darin an die zehntauſend Goldſtücke und obenauf zwei reiche Brautringe für die beiden jungen Gatten.

Nun, dachte er bei ſich ſelbſt, das fängt an eine minder üble Wendung zu nehmen. Hätte der verwünſchte Greis ſeinem Schützling geſtern dieſe Ausſteuer gegeben, er hätte wahrlich ihm und auch mir viel Angſt erſpart. „Nun, mein lieber Joos," ſagte er darauf mit lauter Stimme, „kommt mich zu umarmen und laßt mich Euch, als meinem Sohne, meinen väterlichen Segen geben, ehe die Kirche durch ihren heiligen Segen Eure Ehe einweiht."

Joos kniete vor Meiſter Dickſen nieder, der ihn aufhob und an ſeine Bruſt drückte, wobei er dem jungen Manne leiſe ins Ohr murmelte:

„Nicht wahr, die Vergangenheit iſt vergeſſen und vergeben?"

„Ich werde Euch ſtets wie meinen wirklichen Vater ehren und lieben," entgegnete laut der Bräutigam.

Neue Vivats erſchollen aus dem Munde der Umſtehenden; Frau Gertrud wiſchte ſich die Augen aus und Stina vergoß reichliche Freudenthränen, als ſie zwiſchen ihrem Vater und Joos eine ſo herzliche Eintracht herrſchen ſah; ſo ward denn die Heirathsceremonie vollendet, ohne daß ſich irgend ein Vorfall von Bedeutung ereignet hätte.

Als der Feſtzug die Kirche verließ, begab er ſich nach dem Innungshaus der Fleiſchhauerzunft, dort fand ſich ein Banquet vorbereitet, das, obgleich eiligſt improviſirt, darum nicht minder einladend ausſah und einen dem Stande des Bräutigams angemeſſenen Prunk und Aufwand entfaltete. Die vorzüglichſten Perſonen der Geſellſchaft umringten das Haupt der Innung und wünſchten ihm Glück, wobei ſie nicht unterließen, ihm ihr Erſtaunen wegen der Ueberraſchung auszudrücken, die er ihnen bereitet hatte. Meiſter

Dickſen antwortete ihnen mit einer jetzt durchaus ungezwungenen Heiterkeit, daß man von Heirathsangelegenheiten ſelbſt ſeinen beſten Freunden nicht eher etwas ſagen dürfe, als bis Alles abgemacht ſei. Darauf trat er zu ſeinem Schwiegerſohne, der, die Hände der geliebten Stina in den ſeinigen haltend, nicht müde werden konnte, ſich an ihrem Anblick zu erfreuen und ihr wiederholte Verſicherungen ſeiner zärtlichen Liebe zu geben.

„Kaum noch wage ich es, an mein Glück zu glauben," ſagte Joos zu ſeinem Schwiegervater. „Es giebt Augenblicke, wo es mir vorkommt, als ſpielte ein neckiſcher Traum mit mir. Wer iſt aber dieſer Unbekannte, dem ich das Leben verdanke und der mein ganzes Geſchick wie durch einen mächtigen Zauberſpruch umgewandelt hat? Kennt Ihr ihn etwa, lieber Schwäher? Wie hat er Euch bewogen, mir Stina's Hand zu bewilligen? Heute Morgen, als ich erwachte, fiel mein erſter Blick auf den Greis, der nebſt meiner Mutter und Stina an meinem Bette ſtand. „Meiſter Dickſen erwartet Dich zu St. Baron am Altare," ſagte er; „lebe wohl," und ſo verſchwand er. Darauf kamen Eure beiden Söhne, um ihre Schweſter abzuholen, und ich kleidete mich mit dieſen prachtvollen Gewändern an, die ich vor meinem Bette ſorgfältig vorbereitet fand. Warum kann ich meinem Wohlthäter nicht meinen Dank abſtatten? Weshalb entzieht er ſich meiner Erkenntlichkeit?"

„Um ſo mehr, da er Dir eine Ausſteuer von zehntauſend Goldſtücken gegeben hat," antwortete der Fleiſchhauer, dem durchaus Nichts daran gelegen war, ſeinem Schwiegerſohn die Mittel zu erzählen, deren ſich der Greis bedient hatte, um ihn zur Einwilligung in dieſe Verbindung ſeiner Tochter zu bewegen.

„Aber wer iſt dieſe geheimnißvolle Perſon? Wißt Ihr es?"

„Ich? Keineswegs; aber er hat Dich reichlich ausgeſtattet, ſomit waren alle Hinderniſſe, die Deiner Heirath im Wege ſtanden, gehoben und die Heirath iſt vor ſich gegangen: das iſt Alles, was ich weiß."

„Zu Tiſche! zu Tiſche!" riefen die Brautführer dazwiſchen. Die Muſik ertönte laut und freudig, und Jedermann ſetzte ſich an den ihm beſtimmten Platz; dem bei den Hochzeiten damals herrſchenden Brauch zufolge, ſagten die beiden jungen Eheleute, die auf Ehrenſeſſeln neben einander ſaßen, laut das Benedicite her, worauf

man denn aß und trank und ſich ergötzte bis acht Uhr Abends, zu welcher Stunde man auseinander ging, indem man Lieder zu Ehren und Preis des mächtigen Fleiſchergewerkes ſang.

Für Joos aber war dieſer Tag der Ueberraſchungen noch nicht zu Ende. Als er ſeine junge Ehegattin in das Wohnhaus ſeiner Mutter Gertrud brachte, fanden ſie nicht allein auch dieſes Haus von außen feſtlich mit Blumen und Laub verziert, ſondern ſie ſahen auch auf den Tiſchen und Schränken ihres Zimmers ein reiches ſilbernes Tafelgeſchirr prunken. Koſtbare Wollen- und Seidenſtoffe, die für den Anzug der jungen Frau beſtimmt waren, bezeichneten vollends noch die großartige Freigebigkeit des Unbekannten. Meiſter Dickſen übergab ſeinem Schwiegerſohn den Koffer mit den zehntauſend Goldſtücken und zog ſich ſodann in Geſellſchaft des Prieſters, der über das Ehebett ſeinen Segen geſprochen hatte, zurück.

Dem Anſcheine nach gab es jetzt ſicherlich auf Erden keinen glücklicheren Menſchen als Joos Claes! Trotzdem ſchien er zuweilen, wie früher, von düſtern Gedanken gepeinigt und einer geheimen Traurigkeit als Beute anheimgefallen zu ſein. Dieſe Symptome traten immer deutlicher hervor, je näher das Ende des Monats kam; und in den erſten Tagen des Juli war ſeine Unruhe ſo ſichtbar, daß ſie ſelbſt den mindeſt ſcharfſinnigen Augen nicht entgehen konnte. Wenn ihn Stina, mit Thränen in ihren ſüßen Augen, fragte, was ihn ſo traurig machen könne und was ihm zu ſeinem Glücke noch fehle, ſchloß er ſie krampfhaft feſt in ſeine Arme und antwortete, er ſei der glücklichſte unter allen Menſchen. Bald aber verfiel er wieder in ſeine Melancholie. Klopfte es unvermuthet an die Thür an, ſo fuhr er erſchreckt zuſammen, als bedrohe ihn irgend eine Gefahr, die jeden Augenblick hereinbrechen könne, und es ſchien, als ob er mit jedem Tag oder jeder Nacht ein ſchweres Unglück erwarte. Gab er zuweilen dennoch ſich dem Schlummer hin, ſo geſchah es, um bald wieder vor Schrecken aus dem Schlafe aufzufahren und mit Blicken voll innerer Angſt um ſich her zu ſchauen. Er verbrachte ganze Tage damit, daß er vor dem Crucifix ſeines Schlafzimmers betete und weinte; er umarmte ſeine Frau häufig, drückte ſeiner Mutter die Hände und beſchwor beide flehentlich, ſich keinen Augenblick von ihm zu entfernen, antwortete aber auf alle ihre Fragen nur durch tiefe, ſchwere Seufzer.

So ging der erste Monat nach seiner Hochzeit hin. Als aber der letzte Tag desselben verflossen war, schien er wieder zu einiger Hoffnung aufzuleben. Am Tage darauf ward er sogar wieder ein wenig heiter und am Ende der Woche schien er seiner Last gänzlich entledigt und zeigte sich fröhlicher, als er jemals vor seiner Heirath gewesen war. Alles in seiner Wohnung bekam ein freudiges, glückliches Aussehen, das nur geeignet war, Jedermann Neid einzuflößen. Joos arbeitete den ganzen Tag an seiner Drehbank; des Abends machte er dann mit seiner Frau einen Spaziergang und sie plauderten von tausend Plänen; denn die schöne Stina sah schon, daß sie Hoffnung habe, in einer nicht ferneren Zukunft, als sich erwarten ließ, Mutter zu werden. Mutter! Ein kleiner Engel von Milch und Blut, den sie würden auf ihren Knieen wiegen, um die Wette lieben und liebkosen, gemeinschaftlich erziehen können! Welch' reichen Lohn sandte ihnen Gott für die Leiden, mit denen er sie vorher heimgesucht!

„Es giebt Augenblicke," sagte die junge Frau, „wo ich in Versuchung gerathe, zu glauben: wir verdanken unser Glück einem himmlischen Wunder und unser geheimnißvoller Unbekannter sei ein vom Himmel herniedergestiegener Heiliger, den Gott gesandt hat, um unserem Kummer ein Ende zu machen. Und doch, wenn ich wiederum an die schreckliche Scene mich erinnere, welche unter meinen Augen vorgegangen ist, und an die Drohungen, die an meinen Vater gerichtet wurden. . . ."

„Laß uns hiervon nicht wieder sprechen," unterbrach sie Joos, den es an allen Gliedern eiskalt überlief; „laß uns von etwas Anderem reden, Stina,"

Und er versank in seine düsteren Träumereien, ohne daß die süßen Liebkosungen seiner Frau und ihre fröhlichen Sticheleien seine Stirn erheitern und die darauf sich anhäufenden Wolken zu zerstreuen vermochten.

Dieser Rückfall jedoch dauerte nur kurze Zeit; denn bald schien Joos wieder vollkommen beruhigt zu sein und war selbst der erste, der zu fröhlichen Wechselreden, heitern Scherzen und tändelnden Spielen das Zeichen gab.

Es war am Abend des neunten Septembertages, also gerade drei Monate nach ihrem Hochzeitstage, als Stina, die sich an diesem Tage

ein wenig leidend befand, auf den Knieen ihres Gatten ſaß und ihr Haupt in ſüß ſchmachtender Stellung an die Schulter deſſelben gelehnt hielt. Frau Gertrude ging geſchäftig im Zimmer hin und her und traf die Vorbereitungen zum Abendmahle; denn um keinen Preis der Welt hätte ſie zugeben mögen, daß ihre Schwiegertochter, deren weiße und zarte Händchen ſie nicht genug bewundern konnte, ſich dieſelben durch Beſchäftigung mit der Küche und Berührung der roheren Hausgeräthſchaften verderbe. Von Zeit zu Zeit blieb ſie mit freudiger Bewunderung vor der reizenden Gruppe ſtehen und warf ihnen ein Lächeln voll Herzensgüte oder einen Blick der liebendſten Theilnahme zu, ſodann kehrte ſie zu ihren Beſchäftigungen zurück, die hauptſächlich darin beſtanden, das Speiſegeſchirr auf den Eßtiſchen anzuordnen und Sorge zu tragen, daß ein ſchmackhafter, duftender Gänſebraten, der an dem Feuer des Kamins langſam eine ſchöne goldbraune Farbe annahm, nicht verbrenne.

Da trat ganz plötzlich Jemand in die nach der Straße zu ſich öffnende Werkſtätte und aus dieſer ohne weitere Anfrage in das Wohnzimmer, in dem ſich die jungen Gatten befanden. Joos ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus und auch Stina fühlte ſich nicht eben ruhiger, denn beide hatten in dem Eingetretenen ſofort den geheimnißvollen Greis erkannt.

„Ein ſeltſames Willkommen, das Ihr demjenigen bietet, dem Ihr Euer Leben und Glück verdankt," ſagte er mit tieftraurigem Tone. „Ich täuſchte mich alſo nicht, als ich alle Menſchen für undankbar hielt und hatte nur Unrecht, da ich glaubte, Du ſeieſt etwas beſſer, als die anderen! Lebt wohl, Meiſter Joos! Möge Gott Euch Eure Undankbarkeit verzeihen, wie ich ſie Euch verzeihe!"

Joos eilte auf ihn zu und hielt ihn an, als er ſchon im Begriffe ſtand, auf die Straße zu treten und brachte ihn in's Wohnzimmer zurück.

„Nein, mein theurer Wohlthäter," rief er, „nein, ich werde nicht undankbar gegen Euch ſein, ich werde denjenigen, dem ich Alles verdanke, nicht wie ein treuloſer Verräther im Stiche laſſen. Lebe wohl, liebe Mutter, leb' wohl, Stina mein! Ich muß ihm folgen. Möge Euch Gott während meiner Abweſenheit ſegnen und uns eines Tages glücklich wieder vereinigen!"

Bei dieſen Worten brachen die Thränen des Meiſters und

seiner Frau in lautes Schluchzen und Weinen aus; der Greis betrachtete sie eine Zeit lang stillschweigend.

„Lebt wohl," wiederholte er; „was liegt daran, daß ich allein und verlassen auf der Welt bleibe, ohne daß ich das Glück habe, eine wahre, getreue Zuneigung um mich zu haben! Diese Tröstungen meines traurigen Greisenalters würden Euch zu theuer zu stehen kommen, als daß ich sie verlangen sollte. Lebt wohl."

Es lag in dem Ton, mit dem der Unbekannte diese Worte aussprach, eine so tiefe Niedergeschlagenheit, daß seine Stina selbst sich von Mitleid mit diesem Unglücklichen bewogen fühlte.

„Joos," sagte sie mit warmem, herzlichem Tone, „Gott bestraft die Undankbaren! Wir verdanken diesem Greise unser Glück, wir müßten daher sehr nichtswürdig sein, wenn wir jetzt Anstand nehmen wollten, es ihm zu opfern. Lebe wohl, mein Vielgeliebter!"

„Das sind Worte, wie ich sie lange nicht so edelmüthig gehört, und wie sie meinem Herzen sehr wohl thun. Ihr seid ein gutes, wackeres Weib. Drum hört, ich führe Joos jetzt mit mir fort, denn ich bedarf seiner Begleitung auf meiner langen Reise, die ich zu unternehmen im Begriffe stehe; sobald ich aber am Ziele derselben angelangt bin, werde ich Euch beide, — ich verspreche es Euch heilig — mit ihm wieder zu vereinigen streben. Tröstet Euch also, denn Eure Trennung wird höchstens einige kurze Monate dauern."

Trotz dieses Versprechens war der Abschied Joos' von seiner geliebten Gattin und seiner armen Mutter, wie man sich leicht denken kann, überaus schmerzlich. Sie waren nicht im Stande, sich einander aus den Armen zu reißen, sie weinten und schluchzten in Einem fort bitterlich, und wiederholten einander jene abgebrochenen Worte, wie sie der Verzweiflung eigen sind. Endlich raffte Joos allen seinen Muth zusammen, riß sich gewaltsam los und enteilte, flüchtig wie ein Verbrecher, seinem Hause. Erst als er an das äußerste Ende der Straße gelangt war, hielt er gezwungen inne, um seinen Gefährten zu erwarten, der nur mühsam sich bewegte und bei seinem schleunigen Laufe ihm nicht hatte folgen können. Der Greis führte den Drechsler nun zu einem mit vier Pferden bespannten Reisewagen, der in der Nachbarschaft ihrer harrte. Sie stiegen schweigend ein und das Fuhrwerk entführte sie im Galopp.

Der Greis ſchien ganz und gar vergeſſen zu haben, daß ſich Jemand in ſeiner Nähe befand. Er ſprach, bald laut und vernehmlich, bald halb abgebrochene Worte murmelnd, mit ſich ſelbſt.

„Mein Gott," ſagte er, „ich danke Dir! Du haſt mich mit Deiner Kraft geſtärkt, daß ich das Opfer bis zum Ende zu vollbringen vermochte. Ich habe nun mit den Dingen dieſer Welt völlig gebrochen, ich habe die gebrechlichen Eitelkeiten dieſes irdiſchen Daſeins von mir geſtoßen! Wie viel Undankbarkeit, wie viel erbärmliche Feigheit rings um mich her! Doch, was liegt daran! Ich gehöre ja nicht mehr dieſer Erde an! Fortan will ich mit gen Himmel gerichteten Augen nach dem Grabe zu gehen, das mir ja ſo nahe iſt! Das Grab, mein Gott, mein Gott! Wie eiſig kalt durchſchauert mich das bloße Wort. Das Grab, mein Gott! Welch' entſetzlich furchtbare Stunde wird die ſein, da Du mir von meinem Leben Rechenſchaft abfordern wirſt! Herr und Vater, Du wirſt mich mit Barmherzigkeit richten; denn Du allein weißt, wie traurige Pflichten mir die verhängnißſchwere Sendung auferlegte, zu deren Erfüllung Du mich auserkoren! Ich mußte ſie erfüllen und mehr als einmal habe ich meine Hände, die ich verzweifelt rang, im Gebete zu Dir emporgehoben."

Er bewegte ſich bei dieſen Worten unruhig hin und her; ein brennendes Fieber ſchien ihn zu verzehren und er drückte mit krampfhafter Geberde ſeine kahle und von tiefen Runzeln durchfurchte Stirn heftig in ſeine Hände.

„Joos," murmelte er endlich, „ich habe Durſt, meine Kehle brennt, gieb mir zu trinken; in dem Koffer, der zu meinen Füßen ſteht, wirſt Du eine Flaſche und einen ſilbernen Becher finden."

Der junge Mann beeilte ſich, dieſem Befehle zu gehorchen und goß in den Becher ein Getränk, das ihm, ſo weit er es bei dem unſichern Mondlichte zu unterſcheiden vermochte, goldfarbig ſchien. Dem Greis gewährte der Trank einige Erleichterung und gab ihm bald ſeine Ruhe wieder. Es dauerte nicht lange, ſo ſank er in einen tiefen Schlaf und das Geräuſch ſeines ſtarken und kräftigen Athemholens miſchte ſich binnen Kurzem mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit in das Geräuſch der Räder und der Stöße, die den Wagen von Zeit zu Zeit erſchütterten. Joos verſuchte ebenfalls zu ſchlafen, aber der Schlummer vermochte auch nicht einen Augenblick ihn über

seine Abreise zu trösten und ihn den quälenden und beunruhigenden Betrachtungen zu entrücken, die ihn peinigten.

In der That fehlte es dem Drechsler in seiner jetzigen Lage nicht an gerechten Ursachen zu Besorgnissen. Er fand sich an das Geschick eines, daran konnte kein Zweifel obwalten, reichen und mächtigen Mannes gefesselt; aber er kannte nicht einmal den Namen seines Herrn.

Sodann unternahm er eine weite Reise, deren Ziel ihm unbekannt, deren Dauer unbeschränkt war. Vergebens rief er sich, um sich zu beruhigen, die Beweise von Freigebigkeit und Theilnahme an seinem Loose in's Gedächtniß zurück, die der Unbekannte ihm so reichlich gegeben hatte; er vermochte, trotz alles Dessen, nicht, sich vollständig seiner Zweifel und Befürchtungen zu entschlagen.

Der Wagen fuhr mehrere Tage hinter einander mit einer damals unerhörten Schnelligkeit fort und unsre beiden Reisenden gelangten endlich an einen Seehafen. Der Wagen aber hielt nicht in der Stadt, sondern erst an dem Rande der Meeresküste an, wo sich eine Schaluppe befand, die ihrer zu warten schien. Der Greis stieg in Begleitung unsres Drechslers hinein und bald erreichten sie ein größeres Fahrzeug, das bereit war, unter Segel zu gehen, und das ebenfalls nur sie erharrt zu haben schien. Denn kaum hatten die beiden Reisenden den Fuß auf das Verdeck gesetzt, so gab auch der Befehlshaber das Zeichen, die Anker zu lichten und in See zu stechen. Der Greis nahm seinen Rosenkranz zur Hand, knieete nieder und verrichtete mit Inbrunst und Andacht ein Gebet, wobei es ihm schwer zu werden schien, seine Thränen zurückzuhalten.

Der arme Joos schluchzte laut, indem er seiner Mutter und seiner Gemahlin gedachte.

IV.

Was man hat, muß man auch nicht fahren lassen.

Während der ersten Stunden, da das Schiff von der Küste sich entfernte, blieben Joos und der Greis auf dem Verdeck des Fahrzeuges, ganz versunken in ihre traurigen Gedanken, und hielten

fortwährend ihre Blicke auf die Niederlande geheftet, von denen ſie immer weiter ſich entfernten, indem ſie nach und nach am Horizonte hin ihr Vaterland verſchwinden ſahen. Als ſie endlich nur noch Himmel und Waſſer erblickten, hob der Greis zuerſt den Kopf in die Höhe und ſagte:

„Nun, Joos, Muth gefaßt, mein Sohn.“

Der troſtloſe Genter hob den Kopf in die Höhe und ſah zu ſeiner nicht geringen Ueberraſchung, wie die Augenwimpern ſeines Herrn von Thränen gefeuchtet waren. Dieſer begriff das Erſtaunen des jungen Mannes und ſagte lächelnd zu ihm:

„Man kann ruhig und thränenlos die Größe der Welt aufgeben, aber man entfernt ſich nicht auf Nimmerwiederſehen von ſeinem Vaterlande, ohne daß ſich das Herz in der Bruſt uns zuſammenſchnürt und Thränen uns von der Wange herabrieſeln.“

„Auf Nimmerwiederſehen!“ wiederholte Joos mit einem Ausdruck des Entſetzens.

„Beruhige Dich,“ entgegnete der Greis; „das Wort galt nur mir allein. Was Dich betrifft, ſo wird es nicht lange dauern und Du wirſt Gent und Deine Familie wieder erblicken. Ja bald, ich fühle es, denn bald werde ich Deiner Dienſte nicht mehr bedürfen.“

„O! Und doch,“ rief Joos mit dem Tone ungekünſtelter, herzlicher Zuneigung, — denn die Traurigkeit und Herzensgüte ſeines Reiſegefährten hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, — „und doch wißt Ihr ja, daß ich Euch auf Leben und Tod ergeben bin.“

„Eben mein Tod iſt es, der Dich befreien wird, Joos! . . . Ach! Ich glaubte, in Dir, der Du jung biſt und mir Leben und Glück verdankſt, einen treuen und uneigennützigen Diener für meine Perſon zu gewinnen. . . . Und nun wirſt Du aus vollem Herzen den Tag herbeiſehnen, an dem man das De profundis auf meinem Grabe anſtimmen wird.“

„O gnädiger Herr, wie tiefes Unrecht thut Ihr mir mit dieſem Gedanken!“

„Ich kenne die Menſchen,“ unterbrach ihn der Greis mit Bitterkeit, „nicht heute erſt lerne ich ſie nach ihrem wahren Werthe ſchätzen, nicht zum erſten Male empfinde ich ihren Egoismus und ihre

Undankbarkeit. . . . Doch, laß Du Dich durch meine menſchenfeindlichen Aeußerungen nicht betrüben. Möge Dich Gott vor den Prüfungen behüten, in Folge deren ich zu dieſen Ideen der Verachtung für die Menſchen gekommen bin! Ja, Joos, ſegne Du jeden Augenblick Deine niedrige geſellſchaftliche Stellung; denn ihr verdankſt Du es, daß Du des Lebens Dich erfreuen kannſt und nicht gleich mir, den Tod als Deinen einzigen Zufluchtsort, als Deine einzige Hoffnung auf Ruhe zu betrachten brauchſt."

Während der Greis dieſe Worte geſprochen, hatte er ſorgfältig ſeinen weitfaltigen Mantel um ſeine Bruſt zuſammengeſchlagen, um ſich vor der Kälte des Herbſttages zu ſchützen, denn die Luft war ſehr friſch geworden und der Wind blies mit Heftigkeit.

Bald ward aber die Witterung ſo rauh und unfreundlich, daß Joos' Herr ſich bewogen fand, das Verdeck zu verlaſſen; er ſchritt nun in Begleitung ſeines getreuen Genters nach dem Schiffshintertheil und begab ſich von da hinab in eine daſelbſt für ihn eingerichtete Kajüte. Jedermann trat ehrfurchtsvoll bei Seite, um ihm Raum zu laſſen; Joos hatte aber Gelegenheit zu beobachten, daß dieſe Ehrfurcht mit einem Gefühl faſt zudringlicher Neugier vermiſcht ſchien.

Die Kajüte des Greiſes war mehr bequem, als prachtvoll eingerichtet, inſoweit nämlich in einem kleinen, kaum ſechs Fuß langen und ſo niedrigen Zimmer, daß man nicht aufrecht darin ſtehen konnte, von Bequemlichkeit die Rede ſein konnte. Die Meubles der Kajüte beſtanden aus zwei hölzernen Stühlen und aus einem Bette in Form eines Sarges, worüber Joos faſt eben ſo ſehr erſchrack als erſtaunte.

Das geheimnißvolle Weſen ſchien von dem Eindruck, den dieſe ſeltſam traurige Ruheſtätte auf ſeinen neuen Kammerdiener machte, befriedigt zu ſein, faſt geſchmeichelt zu fühlen. Ueber dem Bett befanden ſich, völlig zu ihm und dem Ausſehen der andern Meubles paſſend, ein Todtenkopf, einige Bücher frommen Inhalts, eine Mönchsgeißel und eine grobe wollene Kutte, auf einem Brette hingelegt.

„Du biſt fortan mein einziger Diener," ſagte der Greis zu Joos. „Die Dienſte, die ich von Dir fordere, ſind weder bedeutend, noch ſehr ermüdend. Deine ganze Beſchäftigung beſteht darin,

daß Du jeden Morgen dieſes Zimmer in Ordnung bringſt und mir meine Mahlzeiten hierher ſchaffſt. Um fünf Uhr des Morgens wird Dir der Koch des Fahrzeuges ein wenig warme Milch für mich geben; um Mittag wirſt Du mir ein Stück trockenes Roggenbrod darreichen und zum Abendmahl werde ich mich mit der täglichen Fleiſchportion eines Matroſen begnügen. Du aber, mein Sohn," fuhr er fort, — und man konnte ſehen, daß ihm Joos' Erſtaunen über eine ſo magere Koſt eine angenehme Empfindung verurſachte, — wirſt den Anordnungen zufolge, die ich getroffen, am Kapitainstiſche ſpeiſen; denn ich will Dir durchaus nicht zumuthen, Dich mit ſolcher Einſiedlerkoſt zu begnügen. Nur ſuche auf keine Art zu erfahren, wer ich bin; ich will, daß Du meinen Namen nicht eher hörſt, als bis es Zeit dazu iſt und dann ſoll ihn mein eigener Mund Dir ſagen."

Die Seereiſe dauerte eilf Tage, ohne daß ſich jedoch irgend etwas ereignet hätte, deſſen Erzählung unſre Leſer intereſſiren könnte. Der Greis, dem ſeine gezwungene Unthätigkeit höchſt läſtig und langweilig zu werden ſchien, verbrachte lange Stunden in vertraulichen Geſprächen mit Joos. Er fand an der Naivetät und Unbefangenheit des jungen Mannes ſein Wohlgefallen, ergötzte ſich an ſeinem natürlichen Geiſte und bezeigte an der ausführlichen Erzählung ſeiner Liebesgeſchichte und der Prüfungen, die er in Folge dieſes Verhältniſſes zu ertragen gehabt, eine lebhafte Theilnahme. Sie machten mit einander tauſenderlei Pläne, wie ſie in dem Aſyl, das ſie aufſuchten, ihre Zeit verbringen wollten. Joos ſollte ſeinen Herrn ſeine eigene Kunſt, das Drechſeln, lehren, während er dafür von ihm Unterricht in der Uhrmacherei und in der Gartenbaukunſt erhalten würde. Wenn der Greis von dieſen beiden Dingen ſprach, ſtrahlte ſein Geſicht von innerer Befriedigung. Wenn man ihm zuhörte, ſo verſtand kein Menſch beſſer, als er, ein Rad auszuputzen, oder einen Obſtbaum zu pfropfen. Während er am Tage vorher noch von ſeinem bevorſtehenden Tode geſprochen, erfreute er ſich heute ſchon im Voraus der Früchte, die er in funfzehn oder zwanzig Jahren von ſeiner eigenen Gartenzucht ernten würde. Unter dieſen täglichen Plaudereien, die bald heiteren, bald düſteren Inhalts bald entmuthigend traurig und menſchenfeindlich, bald voll hoffender Reſignation waren, verfloß die Zeit der Seereiſe und das Schiff

gelangte bald in die Nähe der ſpaniſchen Küſte, um bei Laredo in der Bucht von Biscaya vor Land zu gehen.

Sobald man den Hafen erblicken konnte, begab ſich der Greis auf das Verdeck.

„Ach!“ ſagte er zu Joos, „mein Name wird nun nicht lange mehr ein Geheimniß für Dich ſein. Seit vielen Wochen, ich bin davon feſt überzeugt, kommt täglich eine Menge von Leuten an dieſe Küſten, um zu erſpähen, ob man nicht fern im Meere die Flagge meines Fahrzeuges bemerken kann. Du wirſt Bezeugungen der Bewunderung und Ehrfurcht mit anſehen. O Staub vom Staube, Eitelkeit der Eitelkeiten, die Du mir nur Verachtung und Widerwillen einflößeſt, warum werde ich Euch noch ertragen müſſen!“

Als wollte das Schickſal alle ſeine Befürchtungen zu nichte machen, befand ſich kein Menſch am Hafen, als die Schaluppe, die Joos und ſeinen Herrn an's Land brachte. Er ſchritt mitten unter den Spaziergängern einher, die von und nach der Stadt gingen, ohne auch nur ihre Neugier zu erregen, ohne daß man auch nur im Mindeſten auf ihn achtete. Eben erſt hatte er über die Ehrenbezeugungen ſich verdrüßlich geäußert, die man ihm anthun würde da er aber jetzt ſein gänzliches Unbeachtetbleiben gewahr ward, empfand er erſt ſehr üble Laune und verfiel ſodann in eine tiefe Niedergeſchlagenheit. Bald konnte er ſeiner Empfindungen nicht länger Meiſter werden; ſein Unwille über eine ſolche Täuſchung brach in harten Ausdrücken los und machte ſich in Vorwürfen über die Undankbarkeit der Menſchen Luft.

„Laß uns von dieſem Orte uns eiligſt entfernen; laß uns ſchleunigſt unſre Zufluchtsſtätte aufſuchen, fern von einem ſolchen Haufen Elender.“

Sofort ließ er an ſeinem Reiſewagen, den man mit an's Land gebracht hatte, vier Pferde anſpannen und ſchickte ſich an, abzureiſen, als ihn ein Entwurf, den ihm Joos machte, davon abhielt.

„Gnädiger Herr,“ ſagte dieſer, „Ihr habt mir den Befehl ertheilt, dem Kapitain des Schiffes das Käſtchen voll Gold zuzuſtellen, das ſich unter Eurem Gepäcke befand, damit er es als Gnadengeſchenk an ſeine Mannſchaft vertheile. Woher gedenkt Ihr nun Geld zur Fortſetzung unſrer Reiſe zu nehmen? Denn wir können

nicht, wie es Euer Wille iſt, in einem Zuge nach Burgos fahren, ohne die ſich ablöſenden Poſtillone unterweges zu bezahlen."

Der Greis lächelte.

„Du haſt Recht, Joos. Geh nun ſofort zum Gouverneur von Laredo und überbringe ihm den Befehl meinerſeits, ſich ſofort zu mir zu verfügen."

„Aber in weſſen Namen ſoll ich ihm dieſen Befehl überbringen?"

„Im Namen Kaiſer Karls des fünften."

„Der Kaiſer!" rief Joos und ſank auf ſeine Kniee nieder.

„Ja, mein Sohn," entgegnete der Monarch mit Güte und richtete ſelbſt ſeinen Kammerdiener vom Boden auf. „Bedauerſt Du es nun, Deine Frau und Deine Mutter verlaſſen zu haben und der Diener Karls des fünften geworden zu ſein?"

„Ich werde es nicht mehr wagen, die Augen zu Ew. Majeſtät zu erheben."

„Das eben habe ich vermeiden wollen und werde es auch fortan nicht dulden. Behalte Du gegen Deinen Herrn, der fortan ein unbekannter Greis iſt, Deine Heiterkeit und Deinen Freimuth bei. Jetzt nun beeile Dich zum Gouverneur zu gehen."

Joos entledigte ſich auf's Schleunigſte ſeines Auftrages. Der Gouverneur begab ſich ſofort zu dem Monarchen.

„Herr Gouverneur," ſagte Karl zu ihm, „laſſet mir zehntauſend Piaſter auszahlen."

„Es würde eine unendliche Ehre für mich ſein, den Befehlen Ew. Majeſtät gehorchen zu können," entgegnete der Beamte; „aber ſo heiß auch mein Wunſch iſt, Ew. Majeſtät Willen zu vollziehen, ſo muß ich doch mit Bedauern meine Unmöglichkeit zu erkennen geben, da ich nicht im Beſitz einer ſo großen Summe bin."

„Ich verlange ſie ja auch nicht von Euch," unterbrach ihn der Fürſt mit ſtolzem Tone; „ich ertheile Euch hiermit den Befehl, mir zehntauſend Piaſter aus den Geldern der Euch anvertrauten Staatskaſſe zuſtellen zu laſſen."

„Ich kann über Summen aus den Staatsgeldern nur auf einen geſchriebenen Befehl Sr. allerkatholiſchſten Majeſtät verfügen."

„Reicht mir Papier her, damit ich dieſem Herrn einen ſchriftlichen Befehl ausſtellen kann; laßt nur indeſſen das Geld herbei-

holen. . . . Wie? Ihr habt mir noch nicht gehorcht? Ihr zaudert, seid noch immer hier, scheint Bedenken zu tragen?"

„Es bedarf eines vom König ausgefertigten Befehles, Ew. Majestät."

„Hier habt Ihr ja nun diesen Befehl," rief Karl wüthend.

„Seine allerkatholischste Majestät befindet sich zu Brüssel," murmelte der Beamte kaum vernehmlich und mit zu Boden gesenkten Augen.

Karl der Fünfte, ganz außer sich vor Wuth, griff mit der Hand nach seinem Gürtel, aus langer Gewohnheit einen Dolch daselbst zu finden vermeinend. Sein Gesicht hatte eine schreckeneinflößende Bleiche angenommen; und von seinen Lippen floß Blut herab, so heftig hatte er sich hineingebissen.

„Fort aus meiner Gegenwart, Ihr Elender! Fort mit Euch!"

Er verhüllte sich das Gesicht mit seinen krampfhaft zitternden Händen; als er endlich nach einer langen, stummen Pause den Kopf wieder in die Höhe hob, zwang er ein Lächeln auf seine Lippen und sagte mit einer vor innerem, gewaltigem Zorne noch heiseren Stimme:

„Nun wohlan, ich wollte Mönch werden und fange damit an, ein Bettler zu sein. Laß uns weiterreisen, Joos, komm, laß uns zu Fuß reisen, mit einem Stock in der Hand; vor jeder Thüre, an die wir klopfen werden, um ein Stück Brod zu erbitten, werden sie sagen:

„Lasset den Kaiser nicht Hungers sterben; thut nicht gleich seinem Sohne und seinen Höflingen!"

„Joos, entäußre Dich nie des Deinigen zum Besten Deiner Kinder; Du wirst es bereuen und darüber verzweifeln."

Während Karl der Fünfte so seiner Wuth Luft machte, schien sein Diener ihm etwas eröffnen zu wollen, vermochte aber aus Befangenheit und falscher Scham nicht über die Anrede, „Ew. Majestät" hinauszukommen.

„Ob ich Dich wohl errathe," frug der Kaiser; „nicht wahr, Du willst mir den Vorschlag machen, mir Geld zu leihen?"

„Wenn Ew. Majestät mich so hoher Gunst würdigen wollten es mir zu erlauben."

„Ja, wahrhaftig, ich erlaube es Dir; das fehlte noch zu den

Folgen meiner Abdankung; ich hätte es denn allenfalls müſſen noch ſoweit kommen laſſen, vom Alcalden eingefangen zu werden, weil ich meine Herbergskoſten nicht bezahlt, und zwiſchen zwei Gerichtsdienern in's Gefängniß zu gehen. Nun, laß ſehen, Du beſitzeſt gewiß eine anſehnliche Summe; denn ich kenne Euch Flamänder; Du wirſt trotz Deiner unvermutheten Abreiſe und Deines ſchmerzlichen Abſchiedes nicht leichthin und ohne einen tüchtigen Vorrath an Gelde in den Wagen geſtiegen ſein."

„Ich habe in meinem Gurt zweitauſend Goldſtücke, die zufällig bereit lagen."

„Nun, das iſt ja mehr noch, als wir brauchen, Joos. So wird denn die Geſchichte eines Tages zu erzählen haben, daß, hätte ihm nicht ſein Kammerdiener aus der Verlegenheit geholfen, Kaiſer Karl der Fünfte nicht im Stande geweſen wäre, ſich in's Kloſter zu begeben, wo er die grobe wollene Mönchskutte anlegen wollte!"

Auf dem Wege nun von Laredo nach Burgos verharrte Karl der Fünfte in düſterem Stillſchweigen. Eingehüllt in ſeinen Mantel, den Kopf auf die Bruſt niederſenkend, ſchien er der Laſt ſeiner inneren Empfindungen zu unterliegen.

In Burgos gab eine rührende Scene ſeinem Herzen einigen Troſt und ſeinem Muthe einen Theil der alten Spannkraft wieder.

Seine beiden Schweſtern, die verwittweten Königinnen von Frankreich und Ungarn, erwarteten ihn in dieſer Stadt. Er nahm einen überaus zärtlichen Abſchied von ihnen, wollte denſelben aber nicht erlauben, ihn in ſeine Einſamkeit zu begleiten, obgleich ſie ihn mit Thränen in den Augen auf's Flehentlichſte darum beſchworen, um, wie ſie ſagten, den Troſt zu haben, daß ſie durch ihre Sorgfalt und Pflege ſeinen Schmerzen einige Erleichterung verſchaffen konnten.

„Wenn man das Geſchick der Welt in ſeinen Händen getragen hat," antwortete er ihnen, „ſo verſteht man es allein und mit ruhiger Ergebung zu leiden. Lebet wohl und gedenket meiner in Euren Gebeten, wie eines Abgeſchiedenen; denn ich gehöre nicht mehr dieſer Welt an, geliebte Schweſtern."

Er umarmte ſie ein letztes Mal mit Augen voll Thränen und gab ſodann Joos Befehl zu ſeiner unmittelbaren Abreiſe nach Valladolid.

Als die Mauern von Burgos weit hinter ihnen lagen, sagte er:

„Ich danke Gott für diese letzte Zusammenkunft mit meinen Schwestern; sie hat mir Trost verliehen, indem sie mir zeigte, daß ich nicht lauter Undankbare hinter mir gelassen; Karl der Fünfte, obgleich des Kaisermantels entkleidet, hat noch Herzen, die für ihn warm und freundschaftlich schlagen und ihm mit aufrichtiger Zuneigung anhängen. Aber ach! nicht unter denen, die ich mit meinen Wohlthaten überhäuft habe, befinden sich diese Herzen, nein, es sind nur zwei arme Frauen, gegen die ich mich gar oft strenge gezeigt habe. Möge sie Gott segnen, wie ich sie im Grunde meines Herzens segne!"

Die Wirkung dieser Tröstungen hielt aber nicht lange gegen den üblen Eindruck an, den auf den Kaiser der Umstand machte, daß die spanischen Großen, durch deren Besitzungen er auf der Fortsetzung seiner Reise kam, seiner durchaus nicht Acht hatten, und daß nur sehr wenige derselben sich zeigten, um ihm die gebührenden Huldigungen darzubringen. Noch mehr verstimmte es ihn, daß man in Valladolid nur sehr zögernd daran ging, ihm die hunderttausend Ducaten, welche er sich als Pension vorbehalten, auszuzahlen, so daß er mehrere Wochen in dieser Stadt verweilen mußte, ehe es ihm möglich ward, seine übrige, auf andern Wegen hierhergelangte Dienerschaft aus früherer Zeit zu verabschieden.

„Mein Sohn beeilt sich gar sehr damit, den König von Spanien zu spielen," sagte er eines Abends zu Joos. „Es ist wahr, ich habe ihm die Krone Spaniens übergeben, ich habe sie von meinem Haupte genommen und sie auf das seinige gesetzt. Aber, bei St. Lorenz, noch bin ich Kaiser, und der Kaiser brauchte nur seine Hand auszustrecken, damit der König barhäuptig auf seine Kniee sinke. Die Großen sind zwar undankbar, aber das Volk hat ein besseres Gedächtniß; es vergißt nicht so schnell. Noch hat der Pabst Paul IV. die Wahl meines Bruders Ferdinand nicht bestätigt; er sagt, es könnte nicht zwei Gesalbte des Herrn zu gleicher Zeit geben; der Kaiser habe nicht die Macht, einer Gewalt zu entsagen, die er vom Himmel erhalten und das Oberhaupt der Kirche selbst, das Alles auf Erden löst und bindet, habe nicht das Recht, eine solche Entsagung gut zu heißen. Sollte er mir jemals im Namen Christi und unter Strafe der Excommunication befehlen, meine

Krone und mein Schwert wieder an mich zu nehmen, ich müßte wohl gehorchen! Und dann solltest Du einmal sehen, wie die ganze Welt bei dieser Nachricht von Neuem in Erschütterung geriethe! Aber möge mich Gott in Gnaden vor einem solchen Unglück behüten! O, welch gutes, stilles, friedliches Leben wir im Kloster von St. Just führen wollen! Als ich jung und mächtig war, haben diese schönen Orte den Entschluß in mir erzeugt, in diesem reizenden Asyl meine Tage in Frieden beschließen zu wollen! Denke Dir ein wunderschönes, nicht allzugroßes Thal, das von einem kleinen Bach durchflossen wird und in dem vielhundertjährige Bäume einen erquickenden Schatten bieten. Durch die Beschaffenheit des Bodens und die gemäßigte Temperatur ist es die gesundeste und angenehmste Stätte in ganz Spanien. Schon vor sechs Monaten habe ich einen Baumeister nach St. Just geschickt mit dem Auftrage, daselbst für mich ein Häuschen zu bauen nach Plänen, die ich selbst vor mehr als zwanzig Jahren gezeichnet habe. Nichts an diesem Aufenthaltsort wird an den Kaiser erinnern; es wird ganz einfach eine Wohnung sein, wie sich ein wohlhabender Bürger, der seine Handelsgeschäfte aufgegeben, damit begnügen würde. Mein Häuschen steht dicht neben dem Kloster und besteht aus sechs Gemächern, nicht mehr. Vier davon habe ich ganz und gar dazu ausersehen und ihnen die Gestalt von Mönchszellen gegeben: nackte Mauern, wenige, rohe Möbel aus Eichenholz. Die Fenster dagegen gehen auf eine malerische und stets frische Landschaft hinaus. Die beiden andern Zimmer, die etwa zwanzig Geviertschuh groß sind, habe ich mit gutem, dunkelbraunem Verviersstuch austapezieren lassen. Eines von diesen beiden ist mit vieler Behaglichkeit und mit einiger Eleganz eingerichtet, das wird Dein Zimmer sein, mein lieber Joos. Hinter meinem Häuschen erstreckt sich ein hübscher Garten, in den ich Blumen und Bäume habe pflanzen lassen, die uns an unser gutes Flandern erinnern werden. Aus meinem Saale endlich führt ein Zimmer in die Kapelle des Klosters, so daß wir mit aller Bequemlichkeit unsern Andachtsübungen werden obliegen können und so daß unser Leben ruhig zwischen Gebeten und dem Anbau unseres Gartens dahinfließen wird. Was sagst Du zu einem solchen Dasein? Kann man sich im Traume selbst ein süßeres und wünschenswertheres erdenken? Glaub mir auf mein Wort, wir werden Nichts von all

dem vermiſſen, was wir hinter uns gelaſſen haben werden. Doch ich ſehe, Dir treten die Thränen in die Augen; Du denkſt an Deine Frau und an Deine Mutter; nun, warte nur, wir werden ſie Dir, wie ich es Deiner Frau verſprochen, als ich Dich abholte, zu uns nach St. Juſt kommen laſſen. Es wird mich ergötzen, die Freuden Deiner Haushaltung mit anzuſehen und Deine Kinder auf meinen Knieen zu ſchaukeln. Bei Gott! Ich will eines Tages ihr Lehrer und Erzieher ſein, und ſie leſen lehren. Meine Geſchichte wird alsdann in allen Stücken der des Dionyſius gleichen, der aus dem Beherrſcher von Syrakus Schulmeiſter ward."

Der Art waren die Gedanken Karls des Fünften, als er nach St. Juſt reiſte, Gedanken, welchen die reine friſche Luft, die er einathmete, und ſeine beſſer gewordenen Geſundheitsumſtände eine heitere und lachende Färbung verliehen. Es war nämlich die Gicht, welche in Folge der Strapazen ſeines früheren Lebens gewöhnlich ſeine Glieder folterte, ſeit zwei Tagen wie gänzlich verſchwunden, ſo daß ſich zu dem wohlthätigen Einfluß des Landlebens auch noch das unausſprechliche Gefühl einer Geneſung geſellte. Dieſelbe unbefangene Freude dauerte auch noch fort, als er aus dem Wagen geſtiegen war, wo dann ſeine erſte Beſchäftigung darin beſtand, daß er ſeine Wohnung beſuchte, die verſchiedenen Theile derſelben nach und nach bis auf die kleinſten Einzelnheiten Joos zeigte, und ihn im Garten ſpazieren führte, wobei er ihm, mit jenem den Beſitzern eigenthümlichen Wichtigkeitsgefühle, Nichts erließ, nicht ein Meuble in den Zimmern, nicht eine Blume im Garten.

Während er ſich dieſen Kindereien unbefangen und gemüthlich hingab, erſchienen zwei Mönche, grüßten den Kaiſer Karl den Fünften ſtillſchweigend, knieten nieder und ſagten ein kurzes Gebet her. Darauf erhoben ſich Beide zugleich und der eine von ihnen entfaltete eine wollene Mönchskutte, die er unter ſeinem Scapulier verborgen gehalten hatte, während der Andere eine große Scheere hervorzog. Als der Kaiſer dieſe beiden Gegenſtände erblickte, fühlte er, obgleich dies Alles nur genau nach ſeinen eigenen Anordnungen geſchah, dennoch einen kalten, tödtlichen Schauer ſich über den ganzen Körper laufen, ein kalter Angſtſchweiß brach ihm am ganzen Geſichte hervor und er winkte den Mönchen, ſich zu entfernen. Dieſe

aber verſtanden den ihnen ertheilten Wink falſch und der Pater, der die Scheere in der Hand hielt, ſagte mit traurigem Tone:

„Ich bringe die ewige Himmelskrone für die vergängliche irdiſche Krone.“

„Hier iſt das Gewand des ewigen Heils zum Umtauſch gegen den vergänglichen, eitlen, kaiſerlichen Purpur,“ fügte der andere Mönch mit gleich kläglicher Stimme hinzu.

Der Kaiſer ſank, wie mechaniſch, auf die Kniee und bald fühlte er, wie unter der knirſchenden Scheere des Mönches ſein Haar ſank. Die Bläſſe ſeiner Geſichtszüge war ganz ungewöhnlich; ſeine Hände, die in krampfhafter Bewegung waren, faltete er mühſam in einander; ſeine Lippen verſuchten vergebens, Gebete herzuſtammeln. Joos fürchtete einen Augenblick, ſein Herr werde in Ohnmacht fallen, und ſprang herbei, um ihm behülflich zu ſein; kaum aber hatte Karl geſehen, ſeine Schwäche habe Zeugen, als er ihm auch ſchon einen Wink gab, nicht näher zu treten, ſo daß die Ceremonie bis ans Ende erfüllt werden konnte. Der große Monarch entledigte ſich ſodann ſeiner oberen Kleidungsſtücke; er that es aber langſam und mit bedenklichem, faſt widerſtrebendem Weſen. Einige Minuten lang blieb er halb nackt, in tiefe, mächtig ergreifende Gedanken ganz verſunken. Man hätte meinen mögen, er habe keine Acht mehr auf Alles, was um ihn her geſchehe, und ſeine Gedanken ſchienen in fernen Zeiten und bei Dingen zu weilen, zu denen eine Rückkehr unmöglich war. Endlich ſprang er plötzlich von der Erde auf und kam, wie aus einem Traume, zum Bewußtſein der Wirklichkeit zurück, worauf er das wollene Mönchsgewand ergriff, es anlegte, ſich niederbeugte, um den Boden zu küſſen und dabei die berühmten Worte ausrief:

„O du, der Menſchen gemeinſame Mutter! Nackt bin ich aus deinem Schooße gekommen und nackt werde ich in deinen Schooß zurückkehren.“

Darauf ſtattete er den Mönchen ſeinen Dank ab, bat ſie um ihren Segen und erklärte, er werde von heute Abend an beginnen, den gottesdienſtlichen Uebungen beizuwohnen und nach der Kloſterregel zu leben, ganz wie der letzte unter den Novizen. Daraus ward aber für den Augenblick noch Nichts; denn kaum hatten ſich die Mönche entfernt, ſo ward er von einem überaus heftigen

Anfalle der Gicht wiederum heimgesucht; es brach ein starkes Fieber aus und Joos, der die Nacht am Bette seines Herrn verbrachte, befürchtete einen Augenblick lang, es werde in dieser Nacht schon mit dem Kaiser zu Ende gehen. Aber in Folge einer bei Kranken vom Temperament Karls des Fünften nicht ungewöhnlichen plötzlichen Umwandlung, schlief in den frühen Morgenstunden des andern Tages der Todtkranke zu einem tiefen, ruhigen Schlummer ein, und als er aus demselben nach mehreren Stunden erwachte, schien er wieder gänzlich gesund worden zu sein. Er wollte in den Garten gehen, um daselbst zu arbeiten, und lachte anfangs zu seinem großen Ergötzen sehr viel über Joos, der nur sehr wenige Anlagen zur Handhabung des Spatens und der Harke zeigte. Bald aber ward er selbst der Gartenarbeit überdrüßig und warf die Werkzeuge, die er dazu gebraucht, von sich, um sie sobald nicht wieder zur Hand zu nehmen. Er zog sich in eine seiner Mönchszellen zurück und gab seinem Kammerdiener den Befehl, ihn allein zu lassen. Joos benutzte die Muße, die ihm dieser Wille seines Herrn gewährte, um sich eiligst nach seinem Zimmer zu begeben, in dem sich eine Drechselbank befand, deren Hinbringung Kaiser Karl sorgfältig angeordnet hatte. Glücklich, wie ein Mensch, der zu einer theuren, lang entbehrten Gewohnheit zurückkehrt, zog er sein Oberkleid aus und machte sich fröhlich an die Arbeit, wobei er denn bald bewies, daß er von seiner vielgerühmten Geschicklichkeit in Ausübung seines Handwerks durchaus Nichts verloren hatte. Während er gerade im tüchtigsten Arbeiten begriffen war, fühlte er, wie plötzlich Jemand ihm sanft mit der Hand auf die Schulter klopfte; er sah sich um und erblickte den Kaiser, der lächelnd dastand und sich an Joos' eifrigem Arbeiten ergötzte. Der Drechsler selbst gab einem Stücke Holz mit so vieler Behendigkeit die Form, die es haben sollte, daß in dem Kaiser die Lust erwachte, ein Gleiches zu thun. Ehe der Arbeiter seinem Herrn den Meißel anvertraute, wollte er ihm vorher einige unerläßliche Erklärungen und einige Rathschläge über die Art geben, wie er sich desselben bedienen solle. Der ungelehrige und ungeduldige Schüler aber hörte auch nicht auf ein einziges Wort, sondern begab sich sofort an's Werk, benahm sich aber so ungeschickt dabei, daß er sich eine tiefe Wunde am Finger beibrachte. Anfangs erbitterte ihn der augenblickliche körperliche Schmerz der-

maßen, daß er, ſeiner erſten Bewegung gehorchend, den Meißel weit von ſich warf und in einen zornigen Ruf ausbrach; bald aber lachte er über ſeine Uebereilung.

„Ich ſehe," ſagte er, „zum Drechſeln, wie zum Regieren reichen die beſten Anlagen allein noch nicht hin; es bedarf daneben immer noch der Gewohnheit und der rechten Art, es zu betreiben. Aber was ſehe ich?" unterbrach er ſich plötzlich, „die Uhr hier in Deiner Werkſtätte zeigt vier Uhr und die in meiner Zelle weiſt eine Viertelſtunde mehr. Wir müſſen ſie nach einander richten, ſonſt iſt es um alle Pünktlichkeit in unſrer Lebensweiſe gethan."

Karl machte nämlich offenbar große Anſprüche darauf, ausgezeichnete mechaniſche Kenntniſſe zu beſitzen, und wollte als ein geſchickter Schüler des berühmten Turriano erſcheinen, der damals in der Kunſt der Uhrmacherei nicht ſeines Gleichen hatte. Er verlängerte daher die Schnüre der Uhr, verringerte die Gewichte, nahm die Räder auseinander und ſetzte ſie wieder zuſammen, worauf er dann mit einem Lächeln der innerſten Befriedigung zu Joos ſagte: er würde, wenn ſie aus dem Nachmittags-Gottesdienſt kämen, den Erfolg dieſer Arbeit gewahr werden.

Als ſie aber aus der Kapelle kamen, ſiehe, da ging die eine Uhr der andern jetzt um eine halbe Stunde vor. Karl veränderte wieder daran. Als man aber nach dem Abendgebet ſich zum Nachtmahl niederſetzte, da drehten die Zeiger der einen ſich mit geräuſchvollem Knarren und in maßloſer Schnelligkeit herum; die andre dagegen ging gar nicht mehr.

Der Kaiſer bezeugte dies Mal keine Ungeduld, ſondern ergab ſich reſignirt in dieſe Probe ſeiner Ungeſchicklichkeit.

„Unſinniger, der ich war," rief er aus. „Ich wollte Menſchen zu gleichem Denken und Handeln zwingen und kann nicht zwei Uhren zu gleichem Gange bringen!"

„Es iſt wahr," fügte er nach einer kurzen, aber gedankenſchweren Pauſe hinzu, „Turriano wird ſie ſchon wieder zum regelmäßigen Gange bringen, und ich verſtand das Herrſchen eben ſo gut, wie Turriano das Uhrmachen. Joos, gehe ſofort zum Superior und bitte ihn in meinem Namen, er möge die nöthigen Befehle ertheilen, um mit der größtmöglichen Schnelligkeit den Mechaniker Turriano aus Madrid hierher kommen zu laſſen. Zugleich wirſt

ihn auch fragen, weshalb trotz der ausdrücklichen Befehle, die ich in dieſer Beziehung ertheilt, mein Beichtvater, Bartolome Caranza, noch nicht hier bei mir iſt."

Joos kam einige Minuten darauf zurück und auf ſeinem Geſichte malte ſich außerordentliche Beſtürzung.

„Der Superior wird morgen an Turriano nach Madrid ſchreiben, damit er ſich den Befehlen Ew. Majeſtät zufolge hierher begebe."

„Und der Pater Caranza, weshalb iſt er nicht hier? Und was bedeutet denn Dein unruhiges und erſchrecktes Weſen? Gieb Antwort?"

„Ew. Majeſtät, die heilige Inquiſition hat ihn in ihr Gefängniß werfen laſſen."

„Caranza, meinen Beichtvater! Das haben ſie gewagt!" rief Karl der Fünfte und ſank auf ſeinen Seſſel zurück.

V.

Das Schwert.

Karl der Fünfte blieb einige Minuten, wie niedergeſchmettert von dem neuen Schlage, der ihn betroffen, und Joos ſah, wie er ſich Thränen aus den Augen wiſchte, und hörte, wie er von Zeit zu Zeit laut aufſeufzte und alle Zeichen einer großen Verzweiflung gab. Er murmelte erſt leiſe vor ſich hin, dann aber ſchrie er laut auf:

„Ich bin alſo Nichts mehr! Nichts, als ein alter, armer Mönch, den man ungeſtraft beleidigen kann und dem man daher auch alle Schmach anzuthun ſich erlaubt."

Dann richtete er raſch hinter einander eine Reihe von Fragen an ſeinen Diener und befrug ihn um die Beweggründe, welche als Vorwand zur Einkerkerung des Pater Caranza gedient hatten. Als er erfahren hatte, die gegen den alten würdigen Prälaten angewandte Strenge habe keinen andern Beweggrund, als einen Katechismus, der vom Biſchof von Cerde der Ketzerei angeklagt worden ſei, und das trotz der Billigung des Tridentiner Concils, wurden ſein Zorn und ſein Schmerz noch heftiger. Plötzlich aber hielt er mit einer gewaltigen Anſtrengung über ſich ſelbſt in ſeinen Klagen inne,

fuhr ſich mit den Händen über die Stirn und ſchien all die eiſerne Willenskraft wiedergewonnen zu haben, die die hervorſtechendſte Eigenſchaft ſeines Charakters in früheren Zeiten geweſen.

„Joos," ſagte er, „Pater Caranza iſt verloren, wenn ich ihn nicht rette. Sie werden ihn den Qualen der Folter unterwerfen, um ihm die Geheimniſſe zu entreißen, die ich ihm anvertraut habe; oder vielmehr, ſie werden ihn tödten, denn ſie wiſſen wohl, daß mein Beichtvater eher ſterben, als ſprechen wird. Ich muß ihn retten."

„Wenn Ew. Majeſtät geruhen wollten, an Ihren Sohn, den König Philipp II. zu ſchreiben. . . ."

„Siehſt Du denn nicht ein, daß dies Alles lediglich auf ſeinen Befehl geſchieht? Uebrigens ſelbſt, wenn er jetzt Caraeze retten wollte, ſo beſäße er nicht mehr die Macht dazu. Die Inquiſition würde ihre Beute ſo bald nicht losgeben."

„Nun? Was iſt dann zu thun, wenn der König von Spanien und den Niederlanden nicht mit der Inquiſition zu kämpfen vermag?"

„Nicht wahr, Du meinſt, was kannſt Du nun thun, ein armer, unbekannter Bürger und ich, ein machtloſer Mönch? Höre aber wohl, was ich Dir ſagen will! Dieſer Mönch und dieſer Bürger werden mit der Inquiſition einen Kampf eingehen, um ihr ihren Gefangenen zu entreißen. Ich weiß, Joos, daß Du ein Diener biſt, auf deſſen Treue ich mich verlaſſen kann und dem es weder an Verſtand noch an Kühnheit fehlt. Du wirſt alſo im Geheimen nach Rom abreiſen; ich werde Dir einen Brief an Pabſt Paul den Vierten mitgeben. Du weißt, daß der heilige Vater bisher meine Abdankung noch nicht hat annehmen wollen; für ihn alſo bin ich noch Kaiſer in meiner ganzen Machtvollkommenheit; ſodann kenne ich ihn überhaupt als einen Feind aller Ungerechtigkeit; ſeine Neffen hatten in ihrem Amte weder Treue noch Pflicht gehalten und er hat ſie darum aus ſeinen Staaten gejagt, als wären ſie die geringſten ſeiner Unterthanen geweſen. Du wirſt nun ſuchen, bis zu ihm zu gelangen und wirſt ihm einen Brief von mir überreichen. Er wird alsdann ſchon Mittel finden, die Anklage Caraeza's als vor das Tribunal der Curie gehörig zu reclamiren. . . . Wenn mein Beichtvater nur erſt Spanien verlaſſen hat, ſo iſt er gerettet. Ich werde den Papſt bitten, ja dringend beſchwören, wenn es Noth thut, um

dieſe Gnade zu erhalten und die flehentlichen Bitten deſſen, der einſt Kaiſer Karl der Fünfte war, werden beim Stellvertreter Gottes auf Erden wohl Gehör finden."

„Ew. Majeſtät weiß, daß mein Leben Ihr Eigenthum iſt, und daß ich mich glücklich ſchätzen würde, es Ihrem Dienſte als Opfer darzubringen. Aber wie werde ich im Stande ſein, Rom zu erreichen, ohne daß ich die Inquiſition und deren Argwohn rege mache? Man weiß, daß ich zu Ew. Majeſtät Hausbedienten gehöre; angenommen alſo, daß ſelbſt meine Reiſe der ſpionirenden Wachſamkeit der Inquiſition entginge, würde nicht meine Abweſenheit. . . .

„Sei unbeſorgt," unterbrach ihn Karl der Fünfte, der indeſſen ſeinen Brief an den Papſt begonnen hatte.

Als er mit dieſem zu Ende gekommen war, fing er mit einer Thätigkeit und Geſchicklichkeit, welche einen deutlichen Beweis abgab, daß für ihn dergleichen Verkleidungen und die dazu nöthigen Vorbereitungen nichts Ungewöhnliches waren, an, Gummi zu bereiten, Pferdehaare aus ſeiner Matratze zu ziehen und am Feuer zu kräuſeln und aus dem Safte mehrerer Pflanzen, die er eigenhändig in dem Garten zu dieſem Zwecke pflückte, eine Art Schminke zu bereiten.

In einigen Minuten hatte er ſodann mit ſeinen eigenen Händen Joos' Haare zu einer Mönchstonſur verſchnitten, ihm ſodann einen falſchen Bart angeheftet und das Geſicht dunkel geſchminkt, ſo daß der Genter, als er eine Mönchskutte übergeworfen, ganz und gar das Ausſehen eines echten Kloſtergeiſtlichen hatte. Während er ſich mit dieſer Verkleidung ſeines Dieners beſchäftigte, ertheilte er ihm Rathſchläge voll Feinheit und Verſchmitztheit und gab ihm ſowohl die liſtigſten Mittel an, wie er während ſeiner Reiſe allen Argwohn beſeitigen als auch auf welche Art er in Rom ſelbſt den Zweck ſeiner Sendung erreichen könne. Als er alle Vorbereitungen beendet hatte, ergriff er mit ſeinen beiden vor Aufregung zitternden Händen die ſeines getreuen Joos und ſagte zu ihm:

„Gott iſt mein Zeuge, Joos, wie ſchmerzlich es mir iſt, mich von Dir trennen zu müſſen, und handelte es ſich nicht darum, einem alten, treuen Diener das Leben zu retten, der um ſeiner Treue gegen mich willen dem Tode ausgeſetzt iſt, ſo würde ich nie in dieſe Trennung gewilligt haben. Wenn Du Deine Geſchäfte in Rom

beendeſt haſt, wirſt Du Dich nach Gent begeben, um daſelbſt einige Monate bei Deiner Frau und bei Deiner Mutter zu verbringen, und alsdann magſt Du zu Deinem alten Herrn zurückkehren, wofern Du nicht indeſſen ſeinen Tod erfahren haſt. Lebe wohl, mein Sohn, möge Dich Gott führen."

Joos kniete vor dem Kaiſer nieder und ſagte:

„Möge Ew. Majeſtät geruhen, mir vor meiner Abreiſe Ihren Segen zu geben. Sollte ich in der Sendung, mit der Ihr mich beauftragt, ſterben, ſo erinnert Euch gnädigſt meiner Mutter und meiner Gattin."

„Sei hierüber unbeſorgt," entgegnete Karl der Fünfte, und ſeine Stimme war bewegt, „ſo lange mir nur noch ein Lebenshauch bleiben wird, ſollen ſie einen Beſchützer in mir finden."

Darauf legte er ſegnend ſeine Hände auf Joos' Haupt und, nachdem dieſer in ſeinem Skapulier und in ſeinem Buſen die Briefe des Kaiſers verborgen hatte, verließ er St. Juſt im Augenblick, da die Kloſterglocke Mitternacht ſchlug. Als ſich ſein Diener entfernt hatte, fing Karl an einen Strohmann zu verfertigen, den er in das Bett deſſelben legte, worauf er die ganze Nacht hindurch Licht im Zimmer brennen ließ und ſelbſt zu Häupten des Bettes wachend ſaß, damit es das Ausſehen haben ſolle, als ſei Joos plötzlich erkrankt. In dieſer Liſt ward er von dem Mechaniker Turriano, der am dritten Tage nach Joos' Abreiſe in St. Juſt ankam, trefflich unterſtützt. Dieſer verfertigte nämlich einen großen Automaten, dem ſie die Kleider des jungen Flamänders anlegten und der an den Fenſtern auf- und abging, ſo daß Niemand vermeinen konnte, der Diener des Kaiſers habe das Kloſter verlaſſen. Erſt als Turriano wieder nach Madrid zurückkehrte, hieß es, Joos reiſe mit ihm dorthin; der Automat ward auch wirklich in den Wagen transportirt und reiſte mit dem Mechaniker ab.

In Folge dieſer Vorſichtsmaßregeln und der Gewandtheit, die der junge Flamänder ſelbſt entfaltete, gelang es dieſem unbeargwöhnt und ohne alle Anfechtung Spanien zu verlaſſen und auf einem Schiff ſeine Ueberfahrt nach Italien zu machen, ſo daß er bald in das Gebiet des römiſchen Staates gelangte. Einmal innerhalb deſſelben angekommen, entledigte er ſich ſeiner Mönchskleidung, um wieder weltliches Coſtüme anzunehmen, und fand auch kein großes

Hinderniß, um die Audienz zu erhalten, um welche er beim heiligen Vater nachgesucht. Der gewaltige Name Kaiser Karl's des Fünften räumte alle Schwierigkeiten aus dem Wege. Paul der Vierte sandte sofort an die römischen Commissarien, die sich in Spanien befanden, den geheimen Befehl, sich in diesen Prozeß unter dem Vorwande einer Competenzfrage zwischen ihnen und den Beamten der Inquisition zu mischen und dadurch einstweilen wenigstens den Gang der Untersuchung zu unterbrechen. Hierauf nun, als dies geschehen und von beiden Seiten an eine unmittelbare Entscheidung des heiligen Vaters appellirt worden, rief der Papst Paul der Vierte die Sache gar vor die römische Inquisition, so daß Caranza nach Rom gebracht werden mußte und obzwar er auch nicht seine völlige Freiheit des Scheines halber erhalten konnte, sondern in der Engelsburg ein Gefangener blieb, so war diese Gefangenschaft weder peinlich noch unangenehm, sondern eben auch blos zum Scheine.

Ehe aber dieses Resultat erreicht werden konnte, waren von Seiten der spanischen Inquisition, die ihr einmal erhaschtes Opfer selbst dem Papste Paul dem Vierten nicht ausliefern wollte, der doch der größte Begünstiger des Inquisitionstribunals war, so viel Schwierigkeiten zu überwinden, daß die Unterhandlungen darüber fast zwei Jahre dauerten. Bei der unregelmäßigen Postverbindung jener Zeiten waren sowohl der Kaiser als auch seine Familie ohne alle genauere Nachricht von Joos geblieben, als solche, die er hin und wieder durch einen Pilger oder einen Kaufmann übersenden konnte. Joos selbst war froh, diese schwierige Unterhandlung glücklich zu Ende gebracht zu haben und schiffte sich nun voll Sehnsucht nach seiner Familie auf einem Fahrzeug ein, das nach den Niederlanden bestimmt war, um, der von seinem alten Herrn vor seiner Reise nach Italien ihm ertheilten Erlaubniß zufolge, einige Monate in Gent zuzubringen, ehe er nach Spanien zurückkehrte. Der Unglückliche aber ward nebst der ganzen Mannschaft seines Schiffes trotz seiner verzweifelten Gegenwehr die Beute eines tunesischen Seeräubers und als Sklave nach Tunis gebracht. Dort blieb er zwölf Jahre lang, zwar in milder Gefangenschaft, weil seine mechanische Geschicklichkeit ihm einen hohen Werth in den Augen seines Herrn und sogar einen Aufseherposten über die andern Sclaven verschafft hatte, aber doch immer ein Sklave. Endlich ward er durch die Ankunft einer spani-

ſchen Flotte im Jahre 1570 nebſt ſeinen andern Unglücksgenoſſen der Freiheit wiedergegeben, erfuhr aber zugleich die doppelte Trauerbotſchaft von dem Tode ſeines erlauchten Herrn Kaiſer Karls des Fünften und von den blutigen Religionsunruhen, die indeß in den Niederlanden ausgebrochen waren. Um ſo mehr beeilte er ſich nach Gent zu ſeiner Familie zu gelangen und trat daher ſeine Reiſe zu Lande von der ſpaniſchen Küſte, wohin die befreiten Sklaven geſchafft worden waren, durch Spanien und Frankreich an. Endlich nach langen Wochen kam er eines Abends mit hochklopfendem Herzen und thränenſchweren Augen in Gent an und ſtand bald vor dem Hauſe, worin er das Licht der Welt erblickt. Auf ſein leiſes Anklopfen, kam ſeine noch immer blühend ſchöne Frau, um ihm zu öffnen; wer beſchreibt aber das Erſtaunen des armen Reiſenden, als ſeine Frau zwar trotz der Veränderungen, die ſo lange traurige Jahre in ſeinem Ausſehen hervorgebracht, ihn ſofort erkannte, aber anſtatt freudig in ſeine Arme zu ſtürzen und ihr Glück über die unvermuthete Wiederkehr des ſo lange Verlorenen zu bezeugen, plötzlich anfing, bittere Thränen zu vergießen und alle Zeichen des Schreckens und der Verzweiflung von ſich zu geben. Bei dem Geſchrei ihrer Schwiegertochter lief auch Frau Gertrude herbei und auch ſie theilte Stina's Schmerz, als ſie Joos erblickte.

„Gott," rief ſie, „erbarme Du Dich unſrer! Ohne Deine Hilfe iſt es gethan um meinen armen Sohn! O Himmel! Ihn nach ſo langer Abweſenheit wiederzufinden, um ihn wiederum und auf eine ſo grauſame Art und für immer zu verlieren!"

„Wo verbergen wir ihn?" frug Stina. „Ich bin deſſen ſicher, ſie kommen bald wieder und wir müſſen ihn ihren Nachſuchungen entziehen."

Darauf zogen beide Frauen Joos mit ſich fort in den Keller des Hauſes und ſuchten dort ihm in einem Winkel ein Verſteck einzurichten, wo er allen unberufenen Augen unſichtbar ſein könne.

Dort erſt konnte Joos ſie bewegen, ihm einige Aufſchlüſſe über ihr unerklärliches Verfahren zu geben. Seit drei Monaten ungefähr, d. h. ſeitdem er Spanien verlaſſen hatte, waren faſt jeden Tag die Alguazils des Herzogs von Alba in das Haus gekommen, hatten es ſorgſam durchſpäht und ſich von Tage zu Tage dringender nach dem entfernten Joos erkundigt, der, wie ſie ſagten, bald zurück-

kehren müſſe! ſie hatten ein ganzes Viertel ihrer Spione aufgeſtellt und ſelbſt das Haus von Stina's Vater bis in die geheimſten Winkel durchſucht.

„Aber was haſt Du denn in weiter Ferne gethan," frug ihn ſeine Mutter, „um den Zorn dieſes Henkers der Niederlande auf Dich zu laden?"

„Gewiß Nichts," ſagte Stina mit ihrer ſüßen Stimme, „was nicht . . . ."

Hier ward Stina von einer noch ſüßeren, holderen Stimme unterbrochen, die oben im Hauſe laut und ängſtlich „Mutter, Großmutter, wo ſeid Ihr denn?" ausrief und die immer näher drang.

Joos, der, als er von Nachſuchungen des Herzogs von Alba hörte, ſofort an ſeine Einmiſchung in die Angelegenheit des Don Caranza dachte und zwiſchen dieſer und den jetzigen Verfolgungen einen geheimen Zuſammenhang zu entdecken glaubte, vergaß alle ſeine Beſorgniſſe, als er dieſen Ruf hörte und rief aus:

„O mein Kind, meine Tochter, Stina! Laß mich ſie umarmen, laß mich ſie an mein Herz drücken! Mag dann der Herzog von Alba kommen! Mein Kind, o welche Wonne! Während meiner langen Entfernung von Euch, ohne alle Nachrichten, erſt in Spanien, dann in Italien und endlich in tuneſiſcher Gefangenſchaft, wie oft habe ich darüber gegrübelt, ob Gott wohl unſere Ehe mit einem Kinde geſegnet haben möge. Mein Kind, ich muß es ſehen, ich muß es umarmen."

Trotz aller Anſtrengungen ſeiner Frau und ſeiner Mutter ließ er ſich nicht länger im Keller zurückhalten, ſondern eilte nach dem Zimmer hinauf, wo ihm ein junges, ſeiner Gattin wie aus dem Geſicht geſchnittenes, hold aufgeblühtes Mädchen von dreizehn Jahren begegnete, die er ſofort mit dem Ausruf: „Mein Kind, mein geliebtes Kind!" umarmte und unabläſſig an ſein Herz drückte.

Kaum hatte der arme Vater aber ſeine liebliche Tochter recht warm geküßt und geliebkoſt, als auch ſchon die Alguazils von allen Seiten her ins Haus drangen.

„Im Namen des Herzogs von Alba," ſagte der befehligende Offizier, „ſeid Ihr, Joos Claes, ehemaliger Leibdiener Seiner Majeſtät Kaiſer Karl des Fünften, mein Gefangener!"

„Und welches iſt das Verbrechen, deſſen man mich anklagt?“ frug Joos.

„Bindet dieſen Menſchen mit Stricken an Händen und Füßen, ſo daß er, ohne entlaufen zu können, doch zu gehen im Stande iſt. Lange genug bezeugt uns ſchon Herzog Alba ſeine Ungeduld darüber, daß wir ihm dieſen Mann nicht bringen; er darf uns alſo nun, da wir ihn erwiſcht haben, nicht entſchlüpfen. Vorwärts, junger Mann.“

„Laßt mich wenigſtens meine Mutter, mein Weib, mein Kind noch einmal umarmen.“

„Das iſt nicht mehr, als gerecht,“ entgegnete der Offizier; „Eure Abweſenheit wird allem Anſcheine nach ziemlich lange währen. Möge Euch Gott beiſtehen, daß Ihr Euch noch ſonſt wo anders, als im Himmel wiederſehet, — falls Ihr nämlich Ausſicht habt, als Chriſt zu ſterben und vor Gottes Barmherzigkeit Gnade zu finden, daß Ihr in den Himmel kommt,“ fügte er hinzu und ſchlug andächtig ein Kreuz. „Und nun auf den Weg, Freund!“

Joos umarmte und herzte ſeine Mutter und Tochter noch ein letztes Mal, führte die eiſigkalte Hand der ohnmächtig zuſammengeſunkenen Stina an ſeine Lippen und folgte den Alguazils. Einer von dieſen nahm ihn hinter ſich auf ſein Pferd und der kleine militäriſche Zug machte ſich auf den Weg nach Brüſſel. Die Reiſe dahin dauerte nicht weniger als ein und einen halben Tag, ſo daß Joos, der, an Händen und Füßen zuſammengeſchnürt, auf dem Pferde unbeweglich lag, todtmüde und an allen Gliedern geſchlagen war, als ſie in Brüſſel anlangten, wo man ihn denn ſofort in den Palaſt führte, den Herzog Alba damals bewohnte.

Noch heute gedenkt die Volkserinnerung in Belgien, obgleich drei Jahrhunderte ſeitdem verfloſſen ſind, mit Schrecken des ſchweren und blutigen Joches, das Herzog Alba damals auf dieſen Provinzen laſten ließ. Mit einer unbeſchränkten Vollmacht verſehen, und ohne alle andere Zügel, als die Launen ſeines grauſamen Willens, verwüſtete er mit Feuer und Schwert das blühende Land, vernichtete die Privilegien der Städte und Provinzen, ſchlug die Häupter der Edelſten nieder, kerkerte die Bürger ein und überlieferte ſie dem Galgen und Henkerbeil mit einer geringſchätzigen Verachtung, als wäre ihr Leben durchaus ohne allen Werth. Jener von ihm ſoge-

nannte „Rath der Unruhen," den die Brabanter bezeichnender den „Blutrath" nannten, und sein fanatischer Anhänger und Helfershelfer, Don Juan de Vargas, der Präsident dieses Gerichtes, unterstützten ihn mit einer unermüdlichen Thätigkeit. Das ganze Land befand sich in einem trostlosen Zustande. Mehr als hunderttausend Flamänder waren schon ausgewandert, um in England einen Zufluchtsort zu suchen, indem sie in ihr neues Vaterland ihre unermeßlichen Reichthümer und die nicht minder kostbaren Geheimnisse ihrer Industrie mitbrachten. Versuchte irgend eine Stadt, ihm Widerstand zu leisten, so bedrohte er sie mit einer militärischen Execution und gewöhnlich folgte die Züchtigung der Drohung auf dem Fuße nach. Als Vorwand, wenn es nämlich demjenigen, der meistentheils keine andre Regel als seinen Willen kannte, einfiel, einen Vorwand oder Grund für seine Handlungen anzugeben, diente meist der Verdacht der Ketzerei und ein Befehl der Inquisition.

Man kann sich leicht einen Begriff von dem Schrecken machen, den Joos empfand, als er in den herzoglichen Palast gebracht ward und dort die Entscheidung des Herzogs von Alba, dieses entsetzlichen Stellvertreters eines schrecklichen Herrn, über sein Loos abwarten sollte. Die Nacht fing an mit ihrer Dunkelheit die weiten Säle, die man noch nicht erleuchtet hatte, unheimlich zu machen; kein Geräusch störte das Stillschweigen, das an diesen düstern, traurigen Orten herrschte, außer etwa das leichte Klirren der Waffenstücke, wenn irgend einer der vom langen Stehen ermüdeten Alguazils eine schwache Bewegung machte. So mußte auch Joos, dessen Hände mit den Stricken, womit er noch immer gebunden war, schmerzlich aufgeschwollen waren, und der vor Hunger und Durst fast dem Tode nahe war, mehr als vier Stunden im schmerzlichen Erwarten und, gepeinigt von den traurigsten Gedanken, verbringen.

Endlich ging eine Thüre im Hintergrunde auf und Don Juan de Vargas, dem ein in Schwarz gekleideter Diener mit einer Fackel vorleuchtete, erschien auf der Schwelle. Er gab einen stummen Wink. Sofort ergriff der Offizier der Alguazils seinen Gefangenen und stieß ihn ohne Geräusch auf den Secretair des Herzogs von Alba zu.

Don Juan befahl dem Offizier, seiner hier zu warten; Joos

dagegen wies er mit dem Finger seinen Weg, so daß sich dieser, nachdem er einige Minuten in einem Corridor gegangen war, plötzlich am Eingange eines zweiten großen Saales befand. Der Herzog von Alba, umgeben von fünf bis sechs Personen, saß vor einem Schreibtisch, las in Papieren und dictirte Befehle an seine Schreiber, als Joos und Don Juan de Vargas eintraten. Kaum hielt er den Neueingetretenen der Mühe werth, einen düstern Blick seiner grünlichen Augen auf ihn fallen zu lassen.

„Joos Claes!" murmelte der Geheimschreiber, anmeldend.

„Laßt einen Priester kommen, damit dieser Mensch beichten kann," entgegnete der Herzog von Alba. „Er muß im Zustande der Gnade sein für das, was nachher mit ihm vorgehen soll."

Hierauf nahm er ganz ruhig seine Arbeit wieder vor, ohne dem erbleichenden Joos auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu schenken.

Alsbald erschien auch ein Ordensgeistlicher und führte den armen Genter in eine anstoßende Kapelle.

„Soll ich denn sterben?" frug mit beklommenem Tone der Unglückliche, der noch immer nicht glauben konnte, daß ein so verhängnißvolles Loos ihm in der Wirklichkeit bevorstehe.

„Ach, mein Sohn," entgegnete der Mönch, „diejenigen, die in diese Kapelle gebracht werden, um sich mit Gott zu versöhnen, verlassen sie nur selten, um wieder in's Leben zurückzukehren. Der Henker und ich, wir Beide verlassen den Palast des Herzogs von Alba weder am Tage, noch bei der Nacht."

„Wie! Ohne mir ein Wort von dem Verbrechen zu sagen, dessen man mich anklagt! Ohne mir die Mittel zu meiner Rechtfertigung, zu meiner Vertheidigung zu geben!"

„Mein Sohn, laß uns die Zeit benutzen," entgegnete der Mönch; „denen, die in diese Kapelle treten, sind die Augenblicke meist nur überaus sparsam zugemessen. Empfehlet Eure Seele in Gottes Hände; lasset alle irdischen Gedanken fahren und wendet Eure Hoffnungen nur gegen den Himmel."

„Meine Frau! Meine Mutter! Mein Kind!

„Gott wird sie im Himmel wieder mit Euch vereinigen! Im Namen Jesu Christi, unsres Heilandes, denkt an Euer Seelenheil, mein Sohn."

Joos kniete vor dem Mönch nieder und beichtete ihm vollständig alle Sünden, die er etwa konnte begangen haben.

„Verbergt mir Nichts," sagte der Prieſter zu ihm; „bedenkt, daß Gott Euch hört und daß es Eure letzte Beichte iſt; wollet alſo nicht mit der ſchwerſten aller Sünden, der gegen den heiligen Geiſt, einer unvollſtändigen Beichte, vor ſeinen Richterſtuhl treten."

„Mein Vater, ich habe Euch Alles geſagt."

„Nun ſo empfange denn die Abſolution, Du armer junger Mann. Biete Gott Deine Leiden und Deinen Tod, als ein Ganzopfer dar; danke ihm dafür, daß er Dich des Märtyrerthums würdigt."

Aber Joos fühlte nicht die Kraft in ſich, in einen ſo ungerechten Tod mit ruhiger Geduld ſich zu ergeben; trotz ſeiner Anſtrengungen konnte er ſich nicht von dieſer Erde losreißen, an die ihn das Andenken an ſeine Mutter, ſeine Frau und ſeine Tochter mächtig feſſelten.

Indeſſen war eine Stunde verfloſſen und man holte Joos noch immer nicht ab. Zwei neue Gefangene wurden, einer nach dem andern, zu dem Mönch gebracht, und jedes Mal holte ſie, einige Minuten nach ihrem Eintritt in die Kapelle, Don Juan de Vargas in Begleitung eines Mannes von ſehr abſchreckendem Aeußeren, des Henkers, wieder ab. Der Genter aber erwartete die Entſcheidung ſeines Looſes noch, als es Mitternacht ſchlug.

Der Mönch war vor Ermüdung in ſeinem Beichtſtuhle eingeſchlummert. Was Joos, deſſen Hände noch immer zuſammengeſchnürt waren und der ſeit zwei Mal vier und zwanzig Stunden Nichts zu ſich genommen, in dieſen letzten Stunden des bängſten Harrens und der Todesangſt, körperlich und geiſtig litt, das vermag keine Feder zu ſchildern.

Endlich, die Glocken Brüſſels verkündeten die erſte Stunde des neuen Tages, erſchien Don Juan de Vargas wieder und befahl dem Gefangenen, ihm zu folgen. Im benachbarten Saale befand ſich nur noch Herzog Alba allein; die tief herabgebrannten Kerzen waren ihrem Ende nahe; einige waren ſchon erloſchen und andre waren, nur noch einen unſicher hin und her ſchwankenden, düſtern Lichtſchein in's Zimmer.

„Hat dieſer Menſch gebeichtet?" frug Herzog von Alba, zog

ſein langes, breites Schwert mit doppelſchneidiger Klinge aus der Scheide und legte es blos auf den Tiſch.

„Er hat gebeichtet," entgegnete mit kaum hörbarer Stimme Don Juan de Vargas.

„Wie heißt Du?" frug Herzog Alba weiter mit einer zugleich dumpfen und heiſern Stimme, die mehr dem Heulen einer Hyäne, als einer menſchlichen Stimme glich. „Wie heißt Du?" wiederholte er ungeduldig, als der zitternde Gefangene nicht raſch genug antwortete.

„Joos Claes."

„Wo biſt Du geboren?"

„In der Stadt Gent."

„Warſt Du nicht im Dienſte Seiner hochſeligen allerkatholiſchſten kaiſerlich königlichen Majeſtät Karls des Fünften."

„Ich habe mich befliſſen, ihm treu und ergeben zu dienen."

„Biſt Du nicht von ihm mit einer Sendung zu Sr. Heiligkeit dem Papſt Paul dem Vierten beauftragt worden?"

„Ich glaube mich derſelben zur vollkommenen Zufriedenheit des heiligen Vaters und meines durchlauchtigen Herrn entledigt zu haben."

„Schwörſt Du bis zu Deinem Tode der heiligen römiſch-katholiſch-apoſtoliſchen Kirche treu zu bleiben?"

„Ich war ſtets ein frommer Katholik, wie ich es auch ſtets ſein werde."

„Kniee nieder."

Joos gehorchte. Herzog Alba griff nach ſeinem Schwerte.

„Höre auch wohl an," ſagte er, „denn dies iſt der Wille meines erlauchten Herrn. Falte Deine Hände, beuge Dein Haupt und bete mit aller Inbrunſt Deiner Seele."

Er hob ſein Schwert auf, das er mit der Spitze gegen die Erde geſtemmt hatte, aber es entglitt ſeinen Händen und fiel vor ſeinen eigenen Füßen nieder.

„Ich kann nicht," ſagte er, „meine Kräfte verrathen mich. Die Gicht hat mich noch nicht ſo heftig gequält und dermaßen geſchwächt, als heute. Don Juan, übernimm Du mein Amt."

. . . . . .

Don Juan ergriff das Schwert, mit junger und kräftiger Hand. Joos ſchloß die Augen und empfahl ſeine Seele zu Gott: er hatte ſeinen Nacken dem Todesſtreiche hingebeugt. Aber wer kann ſich ſein Erſtaunen denken, als das Schwert ihn zwar derb traf, aber... nur mit der flachen Klinge und nur auf die beiden Schultern.

„Im Namen der heiligen Dreieinigkeit, Seiner allerkatholiſchſten Majeſtät des Königs Philipp des Zweiten und zur Erinnerung an meinen hochſeligen, durchlauchtigſten Herrn Kaiſer Karl den Fünften, der mich an ſein Todtenbett hat kommen laſſen, um es mir ausdrücklich anzuempfehlen," — ſagte Herzog Alba, während Don Juan den Schlag gethan, — „erhebe ich Dich, Joos Claes,

Bürger von Gent, in den Adelstand und schlage Dich zum Ritter. Gedenke daran, Dich in Allem den Gesetzen der Ehre gemäß zu benehmen und Dich dieser Belohnung für Deine treuen und biederen Dienste stets würdig zu bezeugen. Steh auf und empfange nun Umarmung und Handschlag."

Joos glaubte bei dieser eben so glücklichen als unerwarteten Wendung seines Schicksals von seinen Kräften verlassen zu werden, die doch im Unglück ausgedauert hatten.

Einen Augenblick lang ward es ihm trübe vor den Augen und er war nahe daran, in Ohnmacht zu sinken; bald aber triumphirte er über diese vorübergehende Schwäche.

„Wie!" sagte der Herzog von Alba, als er ihn dem Ceremoniel des Ritterschlages gemäß, umarmt hatte, „sie haben Dich gebunden, als hätte es sich darum gehandelt, Dich in den Gefängnissen der Inquisition als Gefangenen zurückzuhalten. Don Juan, zerschneidet diese Stricke mit Eurem Dolch. So! Nun Ihr frei seid, Ritter Joos, empfanget nun Euren Adelsbrief, so wie dieses Pergament, das Euch zum Eigenthümer des Schlosses und Rittergutes Steen erklärt, das einige Stunden seitwärts zwischen Antwerpen und Brüssel liegt und wornach Ihr Euch fortan nennen sollt. Nehmt auch hier eine Anweisung von viermalhunderttausend Piastern auf den königlichen Schatz an. Und nun gebt mir, ehe wir uns trennen, Eure Hand; denn Ihr seid ein getreuer und biederer Diener meines vielgeliebten, hochseligen Herrn, des Kaisers gewesen!

Joos entfernte sich eben so fröhlich als er verzweifelnd hergekommen war; da rief ihn der Herzog von Alba zurück.

„Ritter von Steen," sagte er zu ihm, „wenn Ihr als Diener in mein Haus treten wolltet, so solltet Ihr an mir einen eben so großmüthigen Herrn haben, als ich in Euch sicher wäre, einen ergebenen Diener zu besitzen."

Joos schlug die Augen nieder und antwortete nicht.

„Nun ich sehe wohl, Ihr wollt keinem geringeren Herrn mehr dienen, nachdem Ihr Kaiser Karl dem Fünften gedient. Geht mit Gott in Frieden."

Wir brauchen und können auch kaum beschreiben, mit welcher Freude Joos bei seiner Rückkehr von seiner Mutter, Gemahlin und Tochter empfangen ward. Die Frauen konnten nicht Gebete genug finden, um Gott zu danken; Joos dagegen that Nichts, als in Einem fort alle drei Geliebten seines Herzens küssen und umarmen. Er lachte und weinte vor Freude und Rührung zugleich und dankte aus dem tiefsten Grunde seines Herzens seinem seligen Herrn, Kaiser Karl dem Fünften, der noch vom Jenseits herab ihn beschützte und über ihn wachte.

Einige Tage hernach verließ die glückliche Familie Gent, um von ihrem Schloß Steen Besitz zu nehmen. Später ist dieses Schloß als Erbschaft ein Besitzthum von Peter Paul Rubens geworden.

Zwei Söhne einer Mutter.

Novelle.

Erſtes Kapitel.

Liebenswürdige Häuslichkeit — die Poeſie hat erhabenere Stoffe, das Leben hat kein ſchöneres Bild. Sterne.

Es giebt zweierlei ſtreng von einander zu unterſcheidende Arten von Reiſenden. Die Einen treibt ihr Geſchäftsintereſſe unaufhaltſam vorwärts; ſie verlaſſen den einen Ort nur, um möglichſt bald am nächſten anzukommen; was zwiſchen Ausgangspunkt und Ziel ihrer Fahrt liegt, hat keinen Reiz für ſie. Für dieſe iſt unſere Zeit, die in ſo vielen Beziehungen eine eiſerne genannt zu werden verdient, eine goldene; denn durch die Eiſenbahnen und Dampfſchiffe derſelben erſparen ſie das, was ihnen mehr iſt als Gold, was ihnen Gold bringt, die Zeit; und dieſe können vom Golde mit Werner's Attila ſagen: „mit Eiſen hol' ich's." Wackere Geſchäftsmänner ſind dies, aber ſchlechte Reiſende, ſehr unpoetiſch und darum auch für den Dichter kein Stoff. Wahrhafte Reiſende ſind eigentlich nur diejenigen zu nennen, die fremde Länder blos deshalb beſuchen, um neue, ſchöne Landſchaften kennen zu lernen, um friſche Seelengenüſſe ſich zu holen. Für dieſe wahren, poetiſch empfindenden und darum dem Dichter lieben Reiſenden exiſtiren noch jetzt die Eiſenbahnen

nur da, wo der Weg keine Aussicht auf auszubeutende Schönheiten bietet. Wo sie diese zu finden hoffen, da ziehen sie die längere Bahn und das Fußreisen vor, das ihnen erlaubt, nach ihres Herzens Gelüste rechts und links abzuschweifen. Denn so gelingt es ihnen zuweilen, selbst in Gegenden, die sonst eben nicht reich sind an Naturschönheiten, eine oder die andere schöne Aussicht unvermuthet aufzufinden und einen ziemlich eintönigen Tag durch eine plötzlich gewonnene angenehme Aussicht zu beschließen.

So hätte auch ein derartiger Reisender, wenn er an einem schönen Herbstabend des Jahres 1807 von der Straße, die sich zwischen Paderborn und Münster hinzieht, ein wenig rechts Feld einwärts abgebogen wäre, eine gar nicht üble Aussicht zu genießen Gelegenheit gehabt. In Mitte fetter Wiesen, auf deren frischem erquickendem Grün das Auge so gerne ruht und aus deren platter Fläche nur hie und da einige Reihen Weiden in die Höhe ragen, von denen der Lauf eines unbemerkt dahin gleitenden Bächleins bezeichnet wird, bemerkte man am Ende einer kurzen Allee, die von etwa einem Dutzend Nußbäumen auf jeder Seite gebildet ward, eine helle Wohnung, an deren Außenseite sich eine schon an das nicht allzuferne Holland erinnernde Reinlichkeit in vollem Glanze kund gab.

Es war dies weder ein Schloß, dazu waren seine Verhältnisse zu klein, noch war es eine Cottage, eine jener Wohnungen, die nur vier Sommermonate hindurch zum Aufenthalte dienen; man ward vielmehr gewahr, daß hier eine ernsthafte, für die Dauer berechnete Niederlassung Statt gefunden. Es war aber auch nicht das Haus eines reichen Pächters, denn es war Nichts vorhanden, was auf die schweren Arbeiten und Beschäftigungen des Ackerbaues zu schließen erlaubte. Eines aber konnte man deutlich wahrnehmen, daß die Bewohner nämlich, wenn man auch aus der Wohnung selbst nicht ihren Stand zu errathen vermochte, doch hier ihr Glück, oder wenigstens Ruhe und Stille gefunden hatten.

Aber auch ein reges, thätiges Leben war nicht weit entfernt: denn man gewahrte hinter den Bäumen der Allee hervor ein Dorf mit dem es beherrschenden Kirchthurme, und man hörte alle jene verschiedenen Arten von Geräusch, welche das Ende eines Tages voll Arbeit auf dem Lande verkünden. Die Rosse wieherten dem

Stalle und der vollen Krippe zu, die ihrer wartete; die Hunde begrüßten bellend ihre heimkehrenden Herren, die Kinder tummelten ſich luſtig ſchreiend und die Männer und Frauen kamen von den Feldern zurück, indem ſie eines jener eintönigen Volkslieder ſangen, deren Dichter und Componiſten gleich unbekannt ſind, die aber überall im Munde des Volks leben und die in allen Ländern einen eigenthümlich wehmüthigen, ſanft klagenden Ausdruck haben, der mit den friedlichen Eindrücken eines Sonnenunterganges und Tagesſchluſſes ſchön harmonirt.

Auf der Straße, in welche das eine Ende der Nußbaumallee auslief, zog eine Heerde jenes ſchönen Rindviehs vorbei, aus dem die holländiſchen Thiermaler ſich die Muſter ihrer ſo naturwahren Viehſtücke zu wählen pflegen. Vor dem Hauſe, das wir ſchon kennen, ſtanden auf einer Freitreppe, zu der von jeder Seite drei bis vier ſteinerne Stufen führten, zwei Frauen und beobachteten aus dieſer nicht allzuweiten Entfernung den majeſtätiſchen Gang der brüllenden Heerde. Die jüngere der beiden Frauen war offenbar eben erſt aus dem Freien auf dieſen Platz gekommen; denn ſie hatte auf dem Kopfe noch einen ziemlich feinen Strohhut, deſſen Façon auf den bürgerlichen Stand und eine gewiſſe Wohlhabenheit der Beſitzerinn ſchließen ließ. Die ihn unter dem wohlgeformten Kinn feſthaltenden Seidenbänder flatterten aber gelöſt umher und der Hut ſelbſt war tief in den Nacken zurückgeſunken. Dadurch war man in den Stand geſetzt, ein jugendliches, friſches, hübſches Haupt zu erkennen, das ein von Güte und Frohſinn ſtrahlendes Augenpaar ſchön belebte. Mit dem linken Arm ſtützte ſich dieſe Dame auf das eiſerne Geländer, das ſchützend die Freitreppe umgab; ihre Rechte ſchmiegte ſich in liebender Umarmung um den Körper der zweiten, ältern Frau. Dieſe, von ziemlich ſtarkem und doch ſchlankem Wuchſe, hatte ihre beiden zuſammengefalteten Hände auf die rechte Schulter des jungen Mädchens gelegt und lehnte mit ihrem Haupte ſeitwärts auf ihren Händen. Auch ſie hielt auf die vorbeiziehende Heerde ihre Augen geheftet; das ſtrahlende Blau derſelben aber ſchien von Thränen verwiſcht zu ſein und mit den überhängenden Augenlidern ſchien ſie eine tiefe Quelle unſäglicher Traurigkeit zu verbergen.

„Du glaubſt, ihn von fern bemerkt zu haben, Bertha," ſagte jetzt die ältere Dame zu der jüngern.

„Ja wohl, Tante; als ich oben auf der Spitze des kleinen Hügels ſtand, ſchien mir, als ſähe ich ihn am andern Ufer des Baches ſitzen; es kam mir vor, als hielte er ein Buch in der einen Hand, aber ohne es zu leſen, denn er ſtützte ſich mit dem Ellbogen der andern auf einen Weidenſtrunk und ſah, indem er ſeinen halb zurückgeworfenen Kopf auf die Hand lehnte, dem Sonnenuntergang zu."

„Ich ſehe es gar nicht gerne, daß er immer ſo allein iſt; denn alsdann überläßt er ſich ſeinen düſtern Ideen, dem, was er ſeine Ahnungen und Vorgefühle nennt. Das Alles aber thut ihm kein Wohl, denn er wird dadurch nur um ſo gleichgiltiger gegen ſeine ganze Umgebung. . ."

„Doch gegen Euch nicht," unterbrach Bertha ihre Tante, Madame Koppen, indem ſie ihr liebevoll zulächelte.

„Noch auch gegen Dich," antwortete ihr dieſe und vergalt ihr das Troſtwort mit einem nicht minder warmen Liebeslächeln. „Du brauchſt nicht zu erröthen; ich wünſchte, er liebte Dich noch mehr; er würde alsdann mehr Freude am Leben finden und ſeine blaſſen Wangen würden ſich röthen."

Indeſſen war ein kurzer dicker Mann mit offenem Geſichte näher gekommen, der ſchon vorhin hinter der Heerde ſichtbar geworden war. Seine Tracht verkündete den Dorfgeiſtlichen; ſein etwas ſtark hervorragender Unterleib, deſſen runde Formenfülle ſeinen ſeidenen Gürtel ziemlich hoch nach der Bruſt heraufſchob, bezeugte, wie wohl dem guten Manne das geiſtliche Leben bekomme. Als er von den Frauen gehört werden konnte, ſagte er nach dem erſten Gruße:

„Ich wette, Ihr erwartet hier alle beide Euren Triſtan?" Und ohne ihnen Zeit zu einer Antwort auf ſeine Frage zu laſſen, fügte er hinzu: „Er wird bald kommen."

„Seid Ihr ihm begegnet, Herr Paſtor?" frugen beide Frauen zugleich.

„Nein, aber ſo eben habe ich Markolf im Hohlwege angetroffen."

„Der war doch nach Lippſtadt gegangen, denke ich," ſagte

Bertha, „und das iſt ja nicht der Weg, auf dem er zurückkommen ſollte?

„Ganz das Nämliche habe ich ihm auch geſagt.“

„Und was erwiederte er?“ frug nun Madame Koppen den Paſtor, der von ſelbſt nicht weiter ſprechen zu wollen ſchien.

„Er antwortete mir mürriſchen Tones, er habe Triſtan langſam über die Wolfswieſe zurückkommen ſehen und habe einen Umweg gemacht, damit er nicht genöthigt ſei, dicht an ihm vorbei zu gehen.“

„Seltſam“ ſagte Madame Koppen und ſtützte ſich mit beiden Armen auf das eiſerne Geländer. Indem ſie darauf ihre Unterhaltung mit dem unten ſtehen gebliebenen Paſtor fortſetzte, ſagte ſie:

„Markolf empfindet eine Art Schrecken vor Triſtan. Wäre dieſer Mann nicht ſchon ſeit fünfzehn Jahren in meinen Dienſten, ſo würde mir dieſer Umſtand Beſorgniß einflößen.“

„In wie fern?“ frug Bertha, indem ſie dieſelbe Stellung wie ihre Tante einnahm.“

„Ja, in wie fern?“ wiederholte der Paſtor und legte ſeine beiden Hände übereinander auf den Knopf des Stockes.

„Ich weiß wohl,“ entgegnete Madame Koppen, daß Markolf weniger Haß gegen Triſtan empfindet, als vielmehr Furcht vor ihm hat; es hat manchmal den Anſchein, als ſcheute er ſich, in ſeine Nähe zu kommen; wenn er durch eine unumgängliche Nothwendigkeit unausweichlich gezwungen iſt, mit ihm zu ſprechen, ſo wagt er es nicht, ihm in's Geſicht zu blicken. Nun Sie haben ja an dem, was ſie uns eben erzählten, den beſten Beweis; er macht einen Umweg von einer halben Stunde, um nicht an ihm vorbei zu gehen. Ob ihm Triſtan wohl einmal Vorwürfe mit einem Ausdruck beſonderer Strenge oder mit zornigem Auffahren gemacht haben mag?“

„Wie, Tante?“ rief Bertha, „Triſtan zornig! Haben doch weder Ihr noch ich ihn je zornig geſehen!“

„Wie aber,“ entgegnete Madame Koppen, gleichſam um ihre Vermuthung gegen ſich ſelbſt zu entſchuldigen, „wenn Markolf irgend einen argen Fehler begangen hätte?“

„Markolf einen argen Fehler!“ rief nun der Geiſtliche aus; „nun das ſollte uns Alle doch gewaltig Wunder nehmen. Ich weiß

wohl, daß er ein wenig schwach im Kopfe ist und daß man ihm hin und wieder wohl einige kleine Versehen vorwerfen kann; aber in Allem, was Eure Interessen betrifft, ist er überaus gescheut und eben so geschickt als thätig."

„Tristan, da kommt Tristan!" unterbrach Bertha mit fröhlichem Ausruf das Gespräch und sprang mit einem Satze alle drei Stufen herab, um dem Erwarteten entgegen zu eilen.

„Ihr habt mich erwartet?" frug Tristan, der ihre Hand ergriff und sie in der seinigen festhielt, während er auf die Freitreppe zuschritt.

„Guten Abend, Herr Pastor; guten Abend, Madame Koppen." Bei diesen letzten Worten, die er mit einem unverkennbaren Ausdruck von Zärtlichkeit sprach, ging er auf diese letztere zu. Sie aber lehnte, noch ehe er die letzte Stufe erstiegen, ihre beiden Hände auf seine Schultern und küßte ihn auf die Stirn. Dabei sagte sie mit dem Tone liebenden Vorwurfs:

„Warum kommst Du so spät nach Haus?"

„Ei, es ist ja noch nicht Nacht."

„Du weißt aber, daß die Waldungen von schlechtem Volke besucht werden und doch richtest Du Deine Spaziergänge immer nach jener Seite hin."

Tristan erbebte; rasch aber überwand er sich und sagte:

„Hätte ich ahnen können, Ihr seid um meinethalben unruhig, so würde ich um viel früher heimgekehrt sein; ja ich wäre gar nicht ausgegangen."

„Sehen Sie, Tante, wie gut er sich entschuldigt," sagte Bertha und stäubte dabei Tristan's Rockkragen ab, „in Zukunft, siehst Du, wirst Du mich hübsch auf Deinen Ausflügen mitnehmen."

Tristan drehte sich lächelnd mit dem Kopfe um, um Bertha für ihren naiven Vorschlag zu danken. Alle stiegen nun die Treppe hinauf in's Haus. Einige Augenblicke hernach waren Hüte und Stock in der Ecke eines Saales abgelegt, dessen tannene Dielen glänzend sauber und mit Sand-Arabesken geziert waren. Darauf setzte man sich rings um eine Tafel zum Nachtessen nieder.

Auch Markolf war indeß eingetreten. Sein dichtes Haupthaar, das ihm fast bis in die Augen hineinhing, seine breiten und runden Augen selbst, in deren mattem Weiß ein kleiner schwarzer Augapfel

ſchwamm, ſein unſicherer Blick, der, wenn er ſprach, krankhaft zu zittern ſchien, — dies Alles zuſammen gab ſeiner Phyſiognomie etwas Seltſames. Wer ihn zum erſten Male ſah, dem mußte das ſofort auffallen; die Hausgenoſſen aber, die ſeit fünfzehn Jahren Zeit gehabt hatten, ſich daran zu gewöhnen, nahmen es kaum noch wahr.

Der Paſtor ſprach das Benedicite, Markolf betete noch, nachdem alle Andern ſchon als Zeichen der Beendigung ihres Gebetes ſich bekreuzt und wieder hingeſetzt hatten. Endlich begann das Abendbrod.

Zweites Kapitel.

Zucht und Belehrung lenkt der Jugend
Bildſame Herzen früh zur Tugend.
Nach Euripides.

Wir wollen das Stillſchweigen, das gewöhnlich während der erſten Augenblicke einer Mahlzeit herrſcht, dazu benutzen, um unſre Leſer von den Banden in Kenntniß zu ſetzen, welche die ihnen bisher vorgeführten Perſonen mit einander verknüpfen, und beſonders wollen wir ſie mit der Frau vom Hauſe bekannt machen.

Zu dieſem Zwecke müſſen wir uns um dreißig Jahre vor den Zeitpunkt, in dem unſere Geſchichte beginnt, zurück verſetzen und uns in die Gegend des reizenden Lahnthales denken, mitten in jenen Landſtrich, der voll Abwechſelung dem Auge immer neue Anſichten bietet, wo man aus einem Walde plötzlich in eine Bergſchlucht geräth, wo man von der ſteilen Höhe eines Berges herab faſt ſenkrecht am Felſen hinunter in einen Bach ſteigt. Dort lebte Franz Koppen, Beſitzer einer Kohlengrube, die zwar nicht zu jenen reichen Minen gehörte, welche ganze Geſellſchaften glücklich machen können, die aber in den Händen ihres arbeitſamen und verſtändigen Beſitzers die Quelle eines rechtlich und mühſam erworbenen Wohlſtandes geworden war. Dieſer Koppen, der ſeine Frau früh verloren und ſeitdem unvermählt geblieben war, hatte aus ſeiner Ehe nur eine einzige Tochter, Magdalene. Er liebte ſie nach ſeiner

Art, d. h. wenn er Abends, von seinem Tagewerk ermüdet, nach Hause kam, so freute er sich, wenn sie ihn zärtlich umarmte, ihm sodann seine Hauskleider reichte und ihm während seiner Abendmahlzeit in süßem Geplauder und in ihrer naiven Weise die Begebnisse und Eindrücke des Tages erzählte. Nie aber in seinem ganzen Leben dachte er daran, sich mit ihrer Erziehung zu beschäftigen, ihren Charakter auszubilden, ihr Alles das zu offenbaren, was ein Mädchen von der Welt wissen muß. In dieser Beziehung glaubte er seine sämmtlichen Pflichten als Vater erfüllt zu haben, indem er Magdalenen zwei Jahre lang in ein benachbartes Nonnenkloster zur Erziehung sandte.

Zum Glück hatte das Mädchen nur gute innere Triebe und nie keimte in ihrem Herzen irgend ein schlechter Gedanke auf. Aber es war darum noch keineswegs gegen die Gewalt der Leidenschaften gesichert, sondern mußte vielmehr deren erstem Anstürmen erliegen.

Etwa zwei Stunden von Koppen's Aufenthaltsorte wohnte ein junger Gutsbesitzer, Namens Schneider; seine Grundstücke waren nicht von Bedeutung. Obgleich er sich noch dazu nur sehr wenig mit denselben beschäftigte, daher unmöglich großen Gewinn daraus ziehen konnte, so setzte er doch dasselbe problematische Leben fort, das man schon bei seinem Vater beobachtet hatte. Es blieb aller Welt ein Räthsel, woher er bei einem unbeträchtlichen und schlecht bebauten Gute hinreichende Einkünfte hatte, um im Wohlstand zu leben, ziemlich schönes Haus zu machen und noch dazu sehr häufig Reisen zu unternehmen, bei denen freilich so Abreise wie Rückkehr und Ziel gleich sehr in Geheimniß gehüllt war.

Natürlich gab dies den Nachbarn hinlänglichen Stoff zu Gesprächen. Die nachsichtigern derselben sagten, er reise in Geschäftsaufträgen irgend eines Handlungshauses und sei zu stolz, es einzugestehen; andre dagegen behaupteten, er besuche die verschiedenen in der Nähe befindlichen Badeörter und spiele dort mit einer freilich etwas verdächtigen Geschicklichkeit. Die schwärzesten Vermuthungen verbreiteten eine Anzahl Anderer in den Gemüthern, indem sie ihre Meinungen nie genau, sondern immer nur in halben angedeuteten Redensarten aussprachen. Das waren diejenigen, welche sich durch Schneider's hochfahrendes, mit einer gewissen Würde zurückhalten-

des Benehmen beleidigt fanden. Schneider ließ Alle ganz nach ihrem Belieben reden, ſchaffte ſich die beſten franzöſiſchen und Rheinweine an, lud nicht-inländiſche Gäſte zu fröhlichen Luſtbarkeiten ein und jagte in deren Geſellſchaft fleißig in jenen an Hemmniſſen ſo reichen Gegenden. Dabei legte er eine ſolche Kühnheit an den Tag, daß ſeine verwegenen Ausflüge den Unterhaltungsſtoff vieler Winterabende abgaben; und er ſelbſt ward dadurch zu einer immer ſagenhafteren Perſon im Lande.

Für junge, unerfahrene, unbeſchäftigte Mädchenherzen iſt Nichts gefährlicher, als wenn ſie Böſes von Jemanden ſprechen hören, beſonders ein unbeſtimmtes, nur auf Verdacht gegründetes Böſe. In Bezug auf Magdalene und Schneider ließen ſich die Nonnen, denen ihre Erziehung anvertraut war, zuerſt dieſen Fehler zu Schulden kommen. Letzterer hatte dem Kloſter nie ein Geſchenk gemacht, hatte es nie beſucht; ja auf einige Forderungen, welche die Aebtiſſin an ihn zu machen gehabt, hatte er mit einigen Flüchen geantwortet, die den heiligen Ohren wörtlich wiedererzählt worden waren und dieſelben tief verletzt hatten. Eines Tages endlich hatten die frommen Gottestöchter auf einem jener Spaziergänge, wie ſie die weiblichen Congregationen drei oder vier Mal im Jahre unter Leitung ihres Beichtvaters ſich erlauben, Schneider begegnet. Dieſer war am Rande des Weges ſtehen geblieben, hatte ſie, eine nach der andern, ohne ſich im Mindeſten zu geniren, genau ſich angeſehen und als die letzte derſelben unter ſeinen Augen vorbeigegangen, ihnen einen Ausruf nachgeſchickt, der eben nicht für ein Zeugniß zu Ehren der Schönheit der Nonnen gelten konnte.

Durch eine ſolche Verwegenheit ward er nicht allein auf lange Zeit der alleinige Gegenſtand der Privatunterhaltungen in den Zellen, ſondern man ſprach ſelbſt im feierlichen Capitel von ihm, und in einer Predigt, worin der Beichtvater ſeiner Gemeinde Demuth anempfahl, machte er mehr als eine ſehr durchſichtige Anſpielung auf ihn. In einem Kloſter, wo dem Unwillen ein lauter, erſchöpfender Ausbruch benommen iſt, dauert er lange fort, wie ein unter der Aſche glimmendes Feuer, und ſelbſt die von ihm hervorgerufenen Thatſachen ſind von keinem Geräuſch begleitet. Die Nonnen nahmen, um ſich an Schneider zu rächen, zu ihrer ſtärkſten Waffe Zuflucht; ſie empfahlen, für ſein Seelenheil zu beten; ſie dictirten ſo-

gar ihren Zöglingen besondere Gebetformeln zu diesem Zwecke. Dabei mußte man nun natürlich doch wenigstens einigermaßen erklären, wer der Mann eigentlich sei, für den man eine so große Summe christlichen Mitleids verausgabte.

Bei dieser Gelegenheit hörte Magdalene den Namen Schneider's zum ersten Male nennen; und sie sah ihn in ihren Gedanken unter derselben Form, unter der sich ein junges Mädchen etwa den Teufel vorstellen mag. Aber welches, besonders in einem Kloster erzogene Mädchen jener Zeit mag nicht auch wenigstens einmal in den Jahren ihres klösterlichen Lebens den Wunsch gehabt haben, Gott, oder den Teufel zu sehen, wenn auch nur auf einen Augenblick, und bei letzterem in gehöriger Entfernung! So kam es denn, daß, als man der fünfzehn Jahre alten Magdalene eines Tages, da sie wieder bei ihrem Vater war und sich gerade allein befand, ankündigte, Schneider werde an ihrem Hause vorbeikommen, sie der Magd den Befehl gab, die Thüre zu verschließen, während sie selbst sich an's Fenster legte. In der That kam Schneider in schallendem Gallop auf einem schönen, schwarzen Pferde vorbeigeritten und erblickte Magdalenen. Auch dies Mal entschlüpfte ihm ein Ausruf; der war aber schnurstracks das Gegentheil jenes früheren, der das ganze Nonnenkloster zum Gebet bewogen hatte.

Das trug natürlich nicht wenig dazu bei, Magdalenens Furcht zu vermindern und sie selbst zu beruhigen. Als man ihr daher das nächste Mal wieder Schneider's Vorbeikommen meldete, legte sie sich zwar ebenfalls an's Fenster, ließ aber die Thür nicht mehr verschließen. Dadurch ward es bei einer dritten Gelegenheit Schneider möglich, in's Haus einzutreten. Magdalene fand ihn ganz anders, als sie erwartet hatte; sie erstaunte, wie die Welt so bös und verleumderisch sein könne. Die Dienstleute im Hause schwuren alle, daß man ihm, einem so überaus großmüthigen Menschen, sicher Unrecht thue. Koppen, der Woch' aus, Woch' ein den Tag über abwesend war, stand in diesem Punkte ganz unter dem Eindruck von Magdalenens Berichten. Als daher Schneider nach einiger Zeit bei ihm um die Hand seiner Tochter anhielt, und diese, um ihre Einwilligung befragt, dem Vater bejahend antwortete, zog derselbe ebenfalls keine weiteren Erkundigungen ein, sondern gewährte.

Was auch an den über Schneider verbreiteten Gerüchten sein

mochte, Eines war ſicher, er war der Liebe fähig. Denn er behandelte Magdalenen mit aller Zärtlichkeit und wußte ihr die Achtung ſelbſt jener etwas rohen Genoſſen zu verſchaffen, die er bei ſeiner Rückkehr aus der Fremde als Gäſte mitbrachte und von denen man im Lande ſo viel Redens machte. Nur durch die Abweſenheiten ihres Gemahls, welche dieſelben blieben, wie vor ſeiner Verheirathung, wurden noch zuweilen die alten, vergeſſenen Beſorgniſſe wiederum wach in ihr, um ſo mehr, da er in dieſem Bezuge auf keine ihrer Fragen antwortete. Da er aber übrigens nie von einer Reiſe zurückkehrte, ohne Magdalenen irgend einen Schmuck oder ein Kleinod mitzubringen, ſo erkannte ſie, daß er auch abweſend ihrer nicht vergeſſe, und die Freuden ſeiner Wiederkehr verwiſchten gar raſch den unbeſtimmten Argwohn, den ſie hätte hegen können.

Nachdem Magdalene ein Jahr verheirathet war, im ſiebzehnten ihres Alters, gebar ſie einen Sohn, den ſie in der Taufe Chriſtoph nannte. St. Chriſtophorus war nämlich der Schutzheilige des Kloſters, in welchem ſie einſt als Mädchen für ihren jetzigen Mann gebetet, und ſie wollte, indem ſie ihrem Kinde dieſen Namen gab, den Nonnen eine Art Ehrenbezeugung erweiſen. Ihr Kind hatte ſie mit all jener anmuthigen und lieblichen Ungeduld einer jungen Frau erwartet, die zum erſten Male Mutter wird, und während der Abweſenheiten ihres Gemahls hatte ſie ungeſtört ihre ganze Einbildungskraft jenen Zukunftsplänen überlaſſen können, wie eine Mutter ſie bildet, wenn ſie in ihrem Buſen einen doppelten Herzſchlag zu vernehmen das Glück hat. In einer ihrer Lieblingshoffnungen aber ward ſie vollkommen getäuſcht. Sie hatte gleich allen Frauen in Gedanken ein ſchönes, anmuthiges Kind ſich zulächeln ſehen; Chriſtoph aber hatte, ſchon als er zur Welt kam, einen viel zu dikken Kopf. Dieſes Mißverhältniß trat noch mehr hervor durch die dicken, harten, rothen Haare und die kleinen, runden Augen, die man unter der niedrigen und ſchmalen, aber ſtark und knochig überragenden Stirn kaum herausfand.

Das unſelige Kind gewann zuſehends an Kräften und entwickelte bald einen ſehr ſtarken, muskulöſen Gliederbau; aber es lächelte in einem Alter von einem Jahre noch nicht einmal ſeine Mutter an und biß mit ſeinen jungen Zähnen den Buſen, den ſie ihm reichte. Magdalene weinte oft, wenn ſie daran dachte, daß

ſie Niemandem ihr Kind zu zeigen wagen dürfe. Eine jede Täuſchung, die ihr Mutterherz ſich etwa hierüber noch hätte machen mögen, zerſtörte ihr eigener Vater; denn Chriſtoph war zum Gegenſtand der groben Scherzreden des Kohlenhändlers geworden, der, wie alle beſchränkten Geiſter, einen einmal gefundenen Stoff für ſeine unfeinen Witzeleien nicht mehr aus den Zähnen ließ. Zudem verfehlte er auch nicht, ihr häufig mit lautem Lachen zu erzählen, wie man in der Gegend ſich dahin äußere, ſie habe zur Strafe für ihre Vermählung mit einem von der Kirche Verſtoßenen eine Mißgeburt auf die Welt gebracht. Schneider ließ zwar das Gerede der Leute unbeachtet, hatte aber auch kein Mitgefühl für den Schmerz ſeiner Frau und tröſtete ſie und ſich damit, daß er ſagte, Chriſtoph werde ſtark werden und das ſei Alles, was Noth thue.

So verfloſſen zehn Jahre; Koppen ſtarb; Schneider entfernte ſich immer häufiger und auf immer längere Zeit; ſeine Laune ward immer düſterer und jener Frohſinn, mit dem die Jugend ſelbſt die am mindeſten angenehmen Charaktere übergoldet, verſchwand vor Beſorgniſſen und Befürchtungen, die er in Augenblicken traulicher Herzensergießung ſogar vor Magdalenen nicht ganz verheimlichte, obgleich er ihr Urſache und Gegenſtand derſelben nicht mittheilte. Chriſtoph wuchs heran und ward eben ſo ſchweigſam, als ſein Vater; er wollte Nichts lernen und von ſeiner für ſein Alter erſtaunlichen Kraft machte er keinen andern Gebrauch, als daß er Alles, was ihm in die Hände kam, zerſtörte und zerbrach, ſchwächeren Knaben Böſes zufügte, gegen ſtärkere kühn kämpfte, litt, ohne ſich zu beklagen, aber auch völlig mitleidslos bei dem von ihm verurſachten Leiden Anderer blieb. Ueber dieſen Charakter roher Wildheit war Magdalene ganz beſonders betrübt. Mit einer Art Schreck nahm ſie daher wahr, daß ſie nahe daran ſei, ein zweites Mal Mutter zu werden. Anfangs wollte ſie ſogar das neugeborene Kind gar nicht ſehen und befahl nur, ohne einen Blick auf den Knaben zu werfen, man ſolle ihn Triſtan nennen, indem ſie damit das vorherrſchende Gefühl ihrer Seele während ihrer Schwangerſchaft mit demſelben ausdrücken wollte.

Drittes Kapitel.

Reichen Filzen ein Drittheil ihrer Sorgen vom Halse ſchaffen, die ihnen nur den goldnen Schlaf verſcheuchen, das ſtockende Geld in Umlauf bringen, das Gleichgewicht der Güter wieder herſtellen, mit einem Wort, das goldne Alter wieder zurückrufen, dem lieben Gott von manchem läſtigen Koſtgänger helfen, — ſiehſt Du, das heiße ich ehrlich ſein.

Schiller's Räuber.

Chriſtoph's Heranſaugung war für ſeine Mutter eine Beſchwerde geweſen, für die ihr keine Freude als Erſatz geworden; für Triſtan nahm daher Magdalene eine Amme an. Da aber das Kind ſchwächlich war und vieler Sorgfalt bedurfte, ſo konnte es nicht fehlen, daß auch ſie es zuweilen in ihre Arme nahm und mit mütterlicher Zärtlichkeit wartete. Denn in einem Frauenherzen iſt das Mitleid der Schlüſſel, der Schätze der Liebe erſchließt. Triſtan nun war von ſo zarter, gebrechlicher Natur, daß ihn Magdalene zu verlieren fürchtete und daß der Anblick dieſes armen Geſchöpfes ſie tief und innerlich rührte, um ſo mehr, da es nur zu einem kurzen und obendrein leidensvollen Leben beſtimmt ſchien. Trotz ſeiner Kränklichkeit aber wußte der Knabe mit ſeinen großen blauen Augen ſchon die Gegenſtände ringsherum zu unterſcheiden und die Mutter bemühte ſich nun ſtundenlang ihr Geſicht in die Richtung zu bringen, wohin der Blick des Kindes fallen mußte, damit er ſie auch kennen lerne. Anfangs gelang es ihr zu ihrer großen Betrübniß nicht. Am Ende eines Tages aber, den der Knabe in einer heftigen Kriſis und unter jenem fortwährenden, peinlichen und ſchmerzhaften Geſchrei verbracht hatte, woran man ſo leicht die Leiden der kleinen Kinder erkennen kann, lächelte er, als durch die ſorgfältige Wartung der Mutter ſein Schmerz endlich geſtillt war, dieſe mit einem freundlichen Blicke an.

Mit den Augen, die das Kind zu dieſem Blicke aufſchlug, mit den Lippen, die es zu dieſem Lächeln öffnete, erhob ſich für Magdalene ein neuer Himmel; ihre Gedanken, ihr Herz, ihr ganzes Leben war fortan von jener freudigen Offenbarung einer glücklichen Mutterſchaft durchdrungen. Bald aber ward ihr ein noch größeres Glück; ſie bemerkte mit freudigem Erſtaunen, daß Chriſtoph in Bezug auf Triſtan alle ſeine böſen Neigungen vergaß. Nie noch hatte er ihm irgend ein Böſes zugefügt, im Gegentheil lief er her-

bei, wenn er ihn weinen hörte, und ſuchte ihn zu beruhigen; oft ſetzte er ſich, während das Kind ſchlief, an deſſen Wiege und verwandte dann keinen Blick von ihm, als wollte er ſeinen Schlummer behüten. Während er ſonſt den Tag über gewöhnlich nur des Eſſens halber in's Haus kam und ſich lieber draußen anſtrengenden, oft gefährlichen körperlichen Uebungen hingab, ging er jetzt faſt nur dann aus, wenn er Triſtan begleitete. Ungerufen kam er zu ſeiner Mutter, wenn dieſe den jüngeren Sohn auf dem Schooße hatte und mehrere Male hatte man ihn Nachts beim Bettchen ſeines kleinen Bruders ſchlafend gefunden. Kurz es war mit ihm gegangen, wie es zuweilen mit großen, halbwilden Doggen geht, die gegen ihren Beſitzer ſelbſt unfreundlich ſind, und ſelbſt der Hand deſſen, der ihnen ihr Futter reicht, oft gefährlich werden, während ſie ſich von den jüngſten Kindern im Hauſe zähmen laſſen und ihnen Vertraulichkeiten erlauben, bei deren Anblick ſich ſelbſt gleichgiltige Zuſchauer einer Furcht nicht erwehren können. Was man weder durch Schmeichelei, Liebkoſungen und Wohlthaten, noch durch Gewalt und Züchtigung von ihnen erlangen konnte, das gewähren ſie freiwillig einem ſchwachen, machtloſen Geſchöpf.

Für Magdalene war dieſer doppelte Troſt, den ihre Kinder oder vielmehr Triſtan ihr verſchaffte, nöthig; denn alles andre Glück, alle andre Liebe war aus ihrem Hauſe gewichen. Schneider's Abweſenheiten dauerten jetzt Wochen, ja ganze Monate lang und mehrere Male war er verwundet zurückgekehrt. Seine Wunden hatte er nur Magdalenen eingeſtanden und auch ihr nur, weil er Jemanden zum Pflegen und Verbinden haben müßte, zugleich hatte er ihr aber alle Fragen über den Urſprung dieſer Wunden ein für alle Mal unterſagt und ihr unter harten Drohungen verboten, mit irgend Jemand davon zu ſprechen, oder auch nur die Leute im Hauſe ahnen zu laſſen, daß er der Pflege und Wartung ſeiner Frau bedürfe. Der Mann ſelbſt war alle Tage übellauniger, düſterer, unverträglicher, ſeine Gewohnheiten wurden immer roher und je älter er wurde, deſto mehr ſchien er Chriſtoph zu gleichen. Magdalene war Nichts mehr für ihn; an ſeinen Kindern aber hing er, wie das wilde Thier an ſeinen Jungen hängt. Es war nach und nach ſo weit gekommen, daß Magdalene erſt ſeine öftere Entfernung nicht mehr bedauerte und endlich wünſchte, er verreiſte noch öfter.

Ein Mal jedoch, — Triſtan mochte damals etwa zwei Jahre alt ſein — fing eine weit über ihre gewöhnliche Dauer hinaus verlängerte Abweſenheit ihres Mannes ſie dennoch zu beunruhigen an. Tage, ja Wochen vergingen und ſie erhielt keine Nachricht. Die Wunden, die er mehrere Male empfangen hatte, ließen nur allzudeutlich auf Gefahren ſchließen, von denen ſie ſich freilich keinen rechten Begriff zu machen wußte, die ſie aber für Schneider fürchtete. Was war aus ihm geworden? Ueber die ernſthafte Angſt und Beſorgniß, die ſie ihres Gatten halber peinigte, hatte ſie, wie dies meiſt der Fall iſt, ganz ihre gerechte Unzufriedenheit mit ihm und ſein Unrecht gegen ſie vergeſſen. Sie verbrachte ihre Tage damit, daß ſie auf die Landſtraßen hinausging, auf denen er gewöhnlich zurückzukehren pflegte, und verwachte ihre Nächte, indem ſie gierig in die Stille hinauslauſchte, ob nicht irgend ein Geräuſch ſie unterbrechen und ihr ſeine Ankunft verkünden würde.

So ſaß ſie eines Abends gegen Mitternacht an Triſtan's Bett, als ſie plötzlich von fern den Galopp eines Pferdes hörte, aber einen ſo keuchenden, ſo jagenden, daß, da durch die langen Nachtwachen und die ſie umgebende Dunkelheit ihre Phantaſie ſich in aufgeregtem Zuſtande befand, ſie glaubte, ein ſo raſender Ritt ſei der eines übermenſchlichen Weſens. Da aber das Geräuſch näher kam, ſo ward die Beſorgniß von der Furcht überwunden, und ſie öffnete das Fenſter und ſchaute nach der Seite hinaus, woher die Roßſchläge erſchallten. Dadurch ward ſie bald noch mehr erſchreckt; denn die Hufe des ſo gejagten Pferdes lockten aus den Kieſelſteinen des Weges ſo fortwährende Funken, daß man glaubte, es befinde ſich unter ſeinem Bauche ein Feuer, das mit ihm zugleich renne. Indeſſen kamen Pferd und Feuer immer näher, Magdalene blieb ſtarr und unbeweglich am Fenſter; aber an ihrem Hauſe hielt der Reiter an und einige Augenblicke hernach trat Schneider, bedeckt mit Staub und Blut, in das Zimmer ſeiner Frau, die vor Schreck noch ganz außer ſich war. Kaum eingetreten, ſtürzte er auf einen Schrank los, worin Gold und Koſtbarkeiten verwahrt lagen, und fing an Alles in größter Haſt zuſammenzuraffen und in eine Jagdtaſche zu werfen, die er an der Seite hängen hatte, indem er dabei ausrief:

„Es muß fort gehn. . . .“

„Du kommſt kaum und willſt ſchon wieder fort!“ murmelte Magdalene.

„Es handelt ſich nicht blos um mich,“ unterbrach er ſie, „ſondern um Dich und die Kinder.“

„Wie? Verreiſen? Und weshalb?“

„Weil man mich verfolgt, weil man mir auf der Spur iſt.“

„Laß uns die Dienerſchaft zu Hilfe rufen.“

„Um Gotteswillen, ſchweig' Unglückliche!“ rief er, und ſprang auf ſie los und hielt ihr im Augenblick, da ſie rufen wollte, den Mund zu; „weißt Du denn nicht, wer mich verfolgt?“

„Irgend ein Feind?“

„Du thuſt, als wüßteſt Du es nicht. . . Die Diener der Gerechtigkeit, die Soldaten ſind es.“

„Die Gerechtigkeit! Was haſt Du denn gethan?“

„Nichts, als mein Gewerbe getrieben,“ antwortete Schneider und begab ſich wieder an das Ausleeren des Schrankes.

„Dein Gewerbe! Mein Gott, ich ſterbe vor Angſt über deine Reden und Dein Treiben.“

„Haſt Du etwa zufällig geglaubt,“ ſagte er, ſich halb umdrehend, „daß ich von zwei bis drei erbärmlichen Stücken Landes und deren Ernten den Aufwand meines Lebens beſtreiten und Dich nicht blos an Nichts Mangel leiden laſſen, ſondern auch mit Juwelen und Kleinodien beſchenken konnte? Geh, geh, Du weißt ſicher ſchon längſt. . . .

„Mein Gott, aber was denn?“

„Daß ich reichere Leute, als ich bin, zwinge, für meine Bedürfniſſe zu ſorgen.“

„Allmächtiger Vater im Himmel, Du wäreſt. . . .“

„Namen thun hier Nichts zur Sache; wecke Chriſtoph auf und nimm Triſtan an Dich.“

„Was verlangſt Du denn?“

„Daß Du mir folgen ſollſt.“

„Und wohin?“

„Wo uns meine Kameraden eine Zufluchtsſtätte verſchaffen werden, da dieſe hier entdeckt iſt. . . . Zum Glück habe ich es früh genug erfahren, um Dich und die Kinder zu retten.“

„Glaubſt Du aber, daß ich mich unter Deine Genoſſen miſchen werde?"

„Ich glaube, daß Du thun wirſt, was ich Dir befehle."

„Nie werde ich Dir zu Deinen Geſellen folgen."

„Wie Du willſt. Chriſtoph, ſteh auf."

Magdalene, ſtarr vor Schrecken, ſah ihm zu. Chriſtoph war in einem Augenblick bereit und angezogen, ſo herriſch und auffagend hatte die Stimme ſeines Vaters gelautet; er ſtand bald neben ihm.

„Nimm Deinen Bruder," befahl ihm Schneider.

„Mein Gott, was willſt Du beginnen?" ſchrie Magdalene.

„Die Kinder mit mir nehmen."

Sie warf ſich ihm zu Füßen und beſchwor ihn flehentlich; Schneider, der indeſſen alle ſeine Vorbereitungen beendet, frug ſie nur:

„Willſt Du mitgehen?

„Nein, ich kann nicht."

Und von Neuem flehte und weinte ſie: Chriſtoph hatte indeſſen ſeinen Bruder in den Arm genommen, ſo ſanft, daß der Knabe nicht aus ſeinem Schlafe erwachte. Magdalene ſtürzte auf ihn zu, um ihm das Kind aus dem Arme zu nehmen, aber Schneider warf ſich zwiſchen ſie und die Kinder und rief:

„Zum letzten Male frag' ich Dich, kommſt Du mit?"

„Triſtan! Mein Kind! Mein Kind! Gieb mir mein Kind wieder!"

„Fahr' zur Hölle!" ſchrie Schneider und warf ſie heftig zurück.

Sie fiel bewußtlos zu Boden und der Räuber ſchleppte Chriſtoph mit ſich fort, der ſeinen Bruder an ſeine Bruſt gepreßt hielt.

Viertes Kapitel.

Rahel weint um ihre Kinder; ſie mag nicht getröſtet werden, weil ſie nicht mehr ſind. Geneſis.

Ein brauſendes Geſindel wird ſich ſchaaren,
Und mordend wird es auf euch niederfahren.
Lenau's Albigenſer.

Als Magdalene wieder zu ſich kam, befand ſie ſich allein. Die Dienerſchaft des Hauſes war ſchon ſeit langer Zeit an eine unver-

muthete Rückkehr des Hausherrn und an damit zusammenhängende heftige Scenen gewöhnt; sie hatte sich daher auch diesmal aus ihrer Nachtruhe nicht stören lassen. Kaum aber hatte Magdalene ihr Bewußtsein wieder erlangt, als auch schon die Diener der Gerechtigkeit und Militär in ihre Wohnung drangen und genaue Nachforschungen anstellten. Diese blieben natürlicher Weise unnütz und die Beamten maßen zuletzt der Verzweiflung der unglücklichen Mutter, die fortwährend ihre Kinder wiederverlangte, vollen Glauben bei.

Magdalenens Leben war so einfach gewesen und hatte allen Blicken so sehr offen gestanden, daß sie auch nicht der leiseste Verdacht einer Mitwissenschaft traf. Uebrigens hätte man sie anklagen, gefangen setzen, verurtheilen können, ohne daß sie es wahrgenommen hätte, so stark beugte die Last ihres schrecklichen Schmerzes sie nieder. Dieses entsetzliche Erwachen aus ihrer Unkunde und Sorglosigkeit, diese gewaltsame Trennung von dem Kinde, das allein ihr hätte ein Trost im Unglück sein können, diese Flucht ihres Mannes mitten unter so vielen ihn umringenden Gefahren, dies Alles zusammen hatte sie in eine Art Stumpfsinn versetzt. Die Unglückliche wagte mit Niemandem zu sprechen; bei wem übrigens sollte sie sich erkundigen? Wo sollte sie suchen? Betrieb nicht die Obrigkeit weit thätigere Nachsuchungen, als sie zu unternehmen im Stande gewesen wäre? Und mußte sie nicht gerade diesen einen schlechten Erfolg wünschen? Denn konnte man ihr ihre Kinder wiedergeben, ohne daß ihr Gatte dadurch in's Verderben gerieth? Doch konnte Schneider, bei größerem Andrängen der Verfolger, gezwungen worden sein, Christoph und Tristan sich selbst zu überlassen; was war alsdann aus den armen Waisen geworden? Die Behörden selbst interessirten sich für ihr Unglück; aber man vermochte Nichts zu entdecken und die einzige Hoffnung dieser armen Mutter beruhte auf Christoph's zärtlicher Zuneigung zu Tristan. Christoph, dem die Natur alle andern Gaben versagt zu haben schien, ward in Magdalenens Gedanken ein guter Engel, zu dem sie betete, er möge über seinem Bruder wachen.

Die Zeit verfloß, sie aber konnte nicht glauben, daß sie nie mehr Etwas von ihren beiden Kindern werde zu hören bekommen. Sie meinte vielmehr, die Knaben würden, falls Schneider gestorben

wäre, zurückkehren, oder dieſer letztere ſelbſt würde ihr, wenn er den vielen ihn bedrohenden Gefahren glücklich entronnen ſein ſollte Nachricht von ſeinem Zufluchtsorte geben. Sie lebte daher in ſteter Erwartung irgend einer geheimnißvollen Botſchaft. Ein vorübergehender Fremder, ein Armer, der die Hand nach einem Almoſen ausſtreckte, ſchienen ihr Boten zu ſein, welche ihr einen Brief geben oder eine tröſtende Nachricht bringen ſollten. Zuweilen entfernte ſie ſich von ihrer Wohnung und ſuchte die einſamſten, unzugänglichſten Stellen der Umgebung auf; denn ſie hoffte, daß aus dem bergenden Dunkel dichter Forſten oder aus den Felsſchluchten hervor irgend ein von den Geſetzen Geächteter zu ihr treten werde, der ſich am hellen Tage und auf offener Landſtraße nicht zu zeigen wagte. Wäre Jemand alsdann gekommen und hätte ſie zum Folgen aufgefordert, jetzt wäre ſie mit ihm gegangen. So wachte ſie auch oft bis tief in die Nacht hinein, indem ſie hoffte, Schneider werde vielleicht, wenn dichte Finſterniß die Erde deckte und Wind und Wetter, Sturm und Regen alle Welt in das bergende Obdach geſcheucht hätte, ihr ihren Triſtan zurückbringen.

Aber Niemand kam, kein Bote wollte ſich zeigen, mochte nun der Grund ſein, weil Schneider irgend eine Gefahr durch eine Treuloſigkeit fürchtete, oder lag es daran, daß er auf ſeiner Flucht zu Grunde gegangen und die Kinder mit ihm, oder hatte er endlich die Frau, die er einſt geliebt, gänzlich vergeſſen. Trotz ihres Unglücks aber ward Magdalenen nicht einmal das Mitleid der Nachbarn zu Theil. Bei jedem Schritte, den ſie außer ihrem Hauſe that, hörte ſie den Vater ihrer Kinder verfluchen; denn man häufte jetzt noch, nach einer ſehr häufigen Handlungsweiſe, alle Verbrechen, deren Urheber unbekannt geblieben, auf ſein Haupt. Sie ſelbſt war zum Gegenſtand einer beleidigenden Neugier geworden; man zeigte von Weitem mit Fingern auf ſie, wandte ihr aber den Rücken, wenn ſie näher trat; wenn man ſie weinend traf, ſo machten ihr die Leute Vorwürfe, daß ſie ſich nach ihren Kindern ſehne; der Apfel falle nicht weit vom Stamm, ſagte man ihr, und die Kinder würden wahrſcheinlich nichts Beſſeres geworden ſein, als ihr Vater und allem Anſcheine nach auch ihr Großvater geweſen ſei. Ja ſogar fremde Reiſende, welche dieſe Gegend beſuchten, ließen ſich einen kleinen Umweg nicht verdrießen, um das Haus zu beſuchen, das der

plötzlich berüchtigt gewordene Schneider bewohnt habe, und wenn es den Führern gelang, ihnen auch des Räubers unglückliche Ehefrau zu zeigen, so konnten sie auf ein bedeutendes Trinkgeld rechnen.

Ungeachtet all dieser Widerwärtigkeiten konnte sich Magdalene nicht entschließen, sich aus der Gegend zu entfernen; denn, sagte sie, wenn sich irgend eine Spur wiederfände, so würde sie nur dann davon Kunde erhalten, wenn sie im Lande bliebe und, um zu bleiben, wollte sie Allem Trotz bieten, der Beleidigung, wie der Verachtung. Aber die höchste obrigkeitliche Person der Gegend, welche der Anblick so vieler, so muthig ertragener Leiden und einer so hoffnungsstarken Liebe rührte, forderte sie selbst zur Entfernung auf, indem er ihr auf seine Ehre versprach, er allein wolle den Ort ihres neuen Aufenthaltes als Geheimniß bewahren und wolle ihr von Allem, was man etwa entdecken werde, die schleunigste Kunde geben.

So raffte sie denn die von der Obrigkeit ihr gelassenen Trümmer ihres ehemaligen Wohlstandes zusammen und, indem sie eine Gegend wählte, wohin das Gerücht von ihrem Unglück noch nicht gedrungen war, ließ sie sich im jetzigen Rheinbaiern, der damaligen Pfalz nieder, aus welcher Provinz die Familie ihrer Mutter stammte. Sie schlug ihren Wohnort in Lauterecken, dem Geburtsorte ihrer Mutter, in der Nähe von Kirchheimboland auf. Sie kaufte daselbst ein Bauerngut und beschäftigte sich mit dessen Bewirthschaftung. Aber die schönsten Ernten der besten Jahre trugen nicht so viel dazu bei, daß sie ihren Verlust nicht etwa vergaß, nein nur minder herb und schmerzlich fühlte, als dies die Gegenwart einer jungen Waise that, der einzigen entfernten Verwandtin von der Familie ihrer Mutter, die sie im Lande gefunden.

Dieses junge Kind, das erst einige Jahre alt war, hatte einige Monate nach seiner Geburt seine Eltern und kurz darauf fast alle seine Verwandten in Folge eines epidemischen Nervenfiebers verloren. In jenen unruhigen Zeiten, in welche ihre Geburt gefallen, in den ersten Jahren der französischen Revolution, hatte sich wegen der allgemeinen Zerrüttung alles Wohlstandes Niemand des Kindes angenommen, das jämmerlich und qualvoll auf den Landstraßen in der Nähe des Dorfes und bei den wenigen mitleidigen Seelen des Dorfes selbst, sein Brod sich zusammenbettelte. Als Magdalene

ſie ſah, dachte ſie mit Schmerzen, dies ſei vielleicht auch das Loos ihres armen Triſtan; ſie nahm daher die Waiſe zu ſich und ließ dieſelbe, als ſie ihre Verwandtſchaft von den Dorfbewohnern erfahren, nicht mehr von ſich; vielmehr behielt ſie die kleine Bertha unter dem Namen ihrer Nichte bei ſich.

In der Uebernahme und Erfüllung der Pflichten, welche aus dieſer Adoption hervorgingen, in der Heranbildung und Erziehung des ſo lange verwaiſten Kindes, in der Liebe, mit der dieſes gar bald ihre Wohlthaten und ihre Zärtlichkeit vergalt, fand ſie einigermaßen einen Troſt und Erſatz für ihren Verluſt. Sie lebte in ſtiller Abgeſchiedenheit, unbekümmert um die blutigen Ereigniſſe und gräuelvollen Kriege, welche Deutſchland damals in Folge der franzöſiſchen Revolution verwüſteten. Aber auch auf ſie ſollte dieſer gewaltige Umſchwung alles Beſtehenden nicht ohne Einfluß bleiben; auch ſie in ihrer abgelegenen Wohnung ſollten die großen Begebenheiten der Weltgeſchichte ſchmerzlich berühren und von Neuem ſollte ſie durch die Verbrechen Anderer heimathlos werden.

Die franzöſiſche Revolution hatte von vorn herein, beſonders auf die angrenzenden Provinzen Deutſchlands einen unendlichen moraliſchen Einfluß gehabt. Die Ungleichheit der Stände und Vermögensverhältniſſe, die man bisher als etwas Altüberkommenes ruhig ertragen hatte, ward jetzt, nun das Zauberwort „Gleichheit" den Schleier von den lang verblendeten Augen gelöſt, zu einer unerträglichen Laſt. Viele Leute aus der Mittelklaſſe waren in derſelben Zeit durch den Ruin der höheren Stände plötzlich zu einem ſo bedeutenden Vermögen und einer ſolchen Bedeutung gelangt, daß dieſes den Ehrgeiz und die Wünſche des niederen Volkes noch mehr aufregte. In deſſen Folge waren denn auch aus den unterſten Reihen der Geſellſchaft eine Anzahl Männer durch Muth, durch aufopfernde und der Menſchheit nützliche Arbeiten zu dem höchſten Rang im Staate emporgeſtiegen. Andere, nicht minder zahlreiche aber, denen es an jenen Wünſchen nach einer Verbeſſerung ihrer äußeren Lage nicht fehlte, die aber der Kraft ermangelten, ſich dieſe Auszeichnungen auf dem guten Wege zu erringen, warfen ſich in die Bahnen des Laſters und Verbrechens. Es geſchah dies mit um ſo geringerem Zaudern, als durch den nagenden Zweifelgeiſt jener Zeit

die Begriffe von Moral und Tugend an Sicherheit und Festigkeit verloren hatten und manches Gewissen sich jetzt leichter beschwichtigte, als früher. Zudem schien die Verwirrung und Zerrüttung, die damals in allen staatlichen Verhältnissen herrschte, Strafosigkeit zu versprechen.

Um diese Männer nun, die keck die Standarte des Aufruhrs gegen die bestehende gesellschaftliche Ordnung erhoben, reihten sich eine Anzahl theils Unglücklicher, welche in Folge der eingetretenen Stockungen in Handel und Gewerbe arbeits- und brodlos geworden, theils Schuldiger, die den Gefängnissen und Strafanstalten entronnen waren, theils Deserteurs, welche durch die mehrjährigen, unheilvollen Kriege sich an ein zügelloses, von Raub und Mord sich erhaltendes Leben gewöhnt hatten. So hatten sich furchtbare Banden gebildet, welche besonders das ganze an den Grenzen Deutschlands und Frankreichs gelegene Rheinthal verwüsteten und die in diesen fruchtbaren, an großen, wohlhabenden Städten reichen Landen stets neuen Stoff für ihre Beuteluft fanden.

Hätten die Zeitungen jener Jahre nicht eine solche Ueberfülle von politischen Begebenheiten von höchster Wichtigkeit zu erzählen gehabt, und hätte in allen jenen Landstrichen schon Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens geherrscht, so würden wir mit einem nicht von Entsetzen freien Interesse Verhandlungen von Processen lesen können, in denen die Gerichtssäle zu klein für die Masse der Angeklagten waren, in denen ein jeder Einzelne der Letzteren wegen Mordthaten, nächtlicher Raubanfälle, Einbrüche, ja förmlicher Belagerungen von Landhäusern und Schlössern vor Gerichte stand, und deren Schluß oft ein Todesurtheil über zehn, fünfzehn, dreißig und mehr Schuldige war. Was aber die gedruckten Berichte jener Zeit verschweigen oder doch nicht mit jener Ausführlichkeit erzählen, die von den Journalen unsrer Tage solchen Angelegenheiten gewidmet wird, das lebt noch fort in den Erinnerungen unsrer Greise, in deren Gedächtniß freilich die Greuelthaten mehrerer unter verschiedenen Führern nach einander aufgetretenen Banden sich zu einem blutigen Bilde, dessen Farben eine abschreckende Rohheit besitzen, verschmolzen haben.

Wie oft haben wir als Knaben uns eines angstvollen Schauders nicht erwehren können, wenn unsere Großväter uns erzählten

von den unerhörten Gräßlichkeiten, die jene Räuber- und Mordbrennerbanden begingen, als deren größte und letzte, gewiſſermaßen den Culminationspunkt bildende, die des Schinderhannes gilt. Da war eine Geſchichte von der Frau eines Banditen, die in einem Walde bei einem jener großen Feuer, um das ſie ſich zu verſammeln pflegten, niedergekommen ſei und ihr neugeborenes Kind, damit deſſen Geſchrei ſie nicht verrathe, in die Gluth geworfen und, als das unglückliche Geſchöpf da nicht raſch genug ſtarb, es herausgezogen und zwiſchen ihren eiſenbeſchlagenen Holzſchuhen zerbröckelt habe. Da waren noch andere Erzählungen von kleinen acht- bis zehnjährigen Jungen, die im Geleite der Räuber waren, ihnen als Spione dienten und zu Mord und Raub abgerichtet wurden und deren Einem der Räuberhauptmann, weil eine ſeiner Nachrichten ſich nicht ganz genau beſtätigte, eine Piſtolenkugel durch den Kopf geſchoſſen habe.

Dieſe Entſetzlichkeiten, die uns das Blut in den Adern erſtarren machten, die man ſich zur Zeit, da ſie geſchahen, nur in's Ohr zu flüſtern wagte, hatten, anſtatt eine allgemeine Schilderhebung der Bewohner gegen dieſe Ungeheuer hervorzurufen, nur ein Gefühl allgemeinen Schreckens und durchgängiger Entmuthigung zur Folge gehabt, worin jene Unmenſchen eine neue Verſtärkung gefunden. Zwar waren einige der Hauptführer und zwanzig ihrer Spießgenoſſen ſchon, zur Sühne ihrer Verbrechen und zum abſchreckenden Beiſpiel, in Mainz hingerichtet worden; aber durch ihre vor den Richtern abgelegten Geſtändniſſe war man der weiten Verzweigung dieſer den geſegneten Rheingau verheerenden Banden erſt ganz auf die Spur gekommen und der immer noch bedeutende, unbezwungene Reſt derſelben war ſtark genug, um beſonders den Bewohnern des flachen Landes ein Gegenſtand der Furcht und Beſorgniß zu ſein. Denn ſeitdem die großen Landſtraßen von verſtärkter Polizei- und Militärmacht überwacht wurden, hatten ſich die Angriffe und Beraubungen gerade mehr in's Innere des Landes gezogen und mehrere, nicht blos einſam ſtehende, abgelegene Luſthäuſer, Schlöſſer und Bauerngüter, ſondern ganze Dörfer waren von dieſen entſetzlichen Feuer und Schwert mit ſich führenden Gäſten heimgeſucht worden. Die Landleute waren zudem noch in einer beſonders peinlichen Lage. Von allen Seiten irrten auf den Feldern Männer,

Weiber und Kinder umher, die unter dem Vorwande, Arbeit zu ſuchen, von Dorf zu Dorf, von Bauergut zu Bauergut zogen, und wo die Nacht ſie überraſchte, da auch blieben, indem ſie, — ſo nannte man jene gezwungene Gaſtfreundſchaft — zu herbergen verlangten. Einerſeits nun fürchteten die Landleute ſich, arme, vielleicht ehrliche Menſchen durch Verweigerung eines Obdaches und des gewöhnlich mit ſolcher Beherbergung verbundenen Abend- und Morgenmahles zur Verzweiflung zu bringen; andererſeits mußten ſie beſorgen, gefährliche Gäſte unter ihr Dach zu nehmen, die nur als Spione und Emiſſaire der Räuberbanden umherzogen, um alle Localitäten auszukundſchaften, oder um, während ihre gaſtfreundſchaftlichen Wirthe ſchliefen, die Frevelgenoſſen zu Raub, Mord und Brand in die unbewachten Wohnungen einzulaſſen. Und doch wagte man ſelbſt den verdächtigſten Gäſten der Art ein Nachtquartier nicht abzuſchlagen, weil man ſie ſelbſt, falls ſie Miſſethäter wären, ſich nicht zu unverſöhnlichen Feinden machen wollte.

Fünftes Kapitel.

— — — Ego in meo
Pectore prius ita paravi copias duplicis, triplicis, dolos,
Perfidias, facile ut spoliem meos perduellis.

Plautus.

Auch Magdalene hatte ſchon mehrere Male auf dieſe Art ein Obdach für die Nacht Bettlern bewilligt, die gewöhnlich, wenn ſie des Morgens fortgingen, mit Lebensmitteln für einen Tag von ihr verſehen wurden; es war bisher gegen ihr Haus noch nicht die geringſte Miſſethat verübt worden. So baten auch eines Morgens in aller Frühe zwei Männer und eine Frau um Erlaubniß, einige Augenblicke in der Scheune ausruhen zu dürfen, was ſie ihnen ohne Weiteres zugeſtand. Eine halbe Stunde hernach ward der Frau auf ihr Anſuchen erlaubt, in die Küche einzutreten, um einige Eßwaaren, welche die Leute ſelbſt mitgebracht hatten, zuzubereiten. Sie blieb dort etwa eine Viertelſtunde, ging dann wieder in die

Scheune, frühſtückte mit den beiden Männern und alle drei ſetzten dann ihre Reiſe fort.

Magdalene hatte auf dieſe Leute nicht im Entfernteſten geachtet, und zwar um ſo weniger, da ſie gar nicht mit ihr ſelbſt, ſondern nur mit Markolf geſprochen hatten. Markolf war ein Knecht ihres Bauergutes, der außerhalb des beſchränkten Kreiſes ſeiner ländlichen Arbeiten keine große Intelligenz beſaß, der ſich aber gegen ſeine Herrinn ſo treu ergeben gezeigt hatte, daß ſie ihm als Belohnung und zur Erfüllung ſeiner eigenen Wünſche die Hauptüberwachung ihres Gutes übertragen hatte. Markolf hatte ſeine Erkenntlichkeit dafür durch verdoppelten Eifer dermaßen an den Tag gelegt, daß es in Lauterecken nicht an Leuten fehlte, welche ſagten, Markolf ſei in Magdalenen verliebt. Wenn er es wirklich war, ſo hatte er es doch wenigſtens niemals geäußert, und zwar aus dem allerbeſten Grunde, weil er ſelbſt es nicht wußte; er diente ſeiner Madame, wie er ſie nannte; er wachte über ihre Intereſſen und war der ſtolze und glückliche Hüter und Beſchützer des Hauſes, indem er ſo einem inneren Geſetze ſeiner Exiſtenz gehorchte, ohne es zu kennen, ohne es aufzuſuchen und ſich klar zu machen.

Gegen die Mittagsſtunde deſſelben Tages, an welchem Markolf den drei Bettlern Aufnahme gewährt, ſtattete der Schulze von Lauterecken, wie dies zuweilen geſchah, Magdalenen einen Beſuch ab. Bald führte er ſie, unter dem Vorwande, ſich Roſenſtöcke von ihr zeigen zu laſſen, in den Garten und als er ſich ſorgfältig überzeugt hatte, er ſei ganz allein mit ihr, ſagte er:

„Madame, laſſen Sie ſich durch das, was ich Ihnen jetzt ſagen werde, nicht in Furcht ſetzen.“

Dieſe Einleitung war natürlich eben nicht ſehr geeignet, die Pächterin beruhigen; ſie frug daher ängſtlich und beſorgt, was es gebe und erſt nachdem er ſie vermittelſt redneriſcher Vorbereitungen beruhigt zu haben glaubte, gerade im Gegentheil aber ihre Unruhe dadurch nur vergrößert hatte, rückte er endlich mit der nackten Wahrheit heraus und ſagte:

„Ihr Haus ſoll heute Nacht von der Räuberbande Rothbart's angegriffen werden.“

Magdalene ward todtenbleich.

„Nun, erſchrecken Sie nur nicht; da ich es Ihnen im Voraus ſage, ſo ſehen Sie, daß wir gut unterrichtet ſind, daß alſo

keine Gefahr vorhanden ist. Wir haben unter den Resten dieser Bande geheime Spione, welche uns in genauer Kunde von allen ihren Plänen halten, so daß es uns möglich sein wird, diese Böse-wichter bis auf den letzten Mann auszurotten. Die Bettler, die heute Morgen zu Ihnen gekommen sind, waren die Kundschafter der Bande; die Frau ist in Ihr Haus hineingekommen, um denen, welche heute Nacht in dasselbe eindringen sollen, genaue Auskunft über die Localitäten geben zu können. Heute gegen Abend werden wiederum zwei Bettler Nachtquartier von Ihnen verlangen; Sie werden es Ihnen bewilligen.

„Wie? Soll ich denn nicht lieber mein Haus verlassen und Alles, was ich kann, mit mir nehmen?"

„Das können Sie nicht; denn Sie sind wahrscheinlich auf allen Seiten mit Spionen umgeben, welche Sie und Ihre Leute überwachen; beim geringsten Zeichen von Bewegung würden daher die Räuber ihrem Plane entsagen. Und doch sollten sie bei dessen Ausführung den Lohn für alle ihre Missethaten finden. Sie wür-den ihre Angriffe alsdann auf irgend einen andern Punkt richten, wo wir ihnen nicht werden zuvorkommen können; alle Folgen da-von fallen dann auf Sie, Madame. Sie sehen, welche Vorsichts-maßregeln ich getroffen habe, um im verborgensten Geheimniß mit Ihnen zu sprechen. Unsere Anstalten sind nämlich so getroffen, daß sie uns nicht entgehen können und daß es ein Unglück für das Land wäre, wenn sie nicht in die Schlinge fielen, die wir ihnen hier stellen. Versprechen Sie mir nun, ruhig zu bleiben?"

Magdalene schwankte noch einige Augenblicke; dann sagte sie:

„Ich will es Ihnen wohl versprechen; aber was thue ich mit Bertha?"

„Ihr von der Sache auch nur das Mindeste anzuvertrauen, ist unmöglich, sie ist dazu viel zu jung. Sind Sie aber wegen der nachtheiligen Folgen eines solchen Ueberfalles für die Gesundheit des Kindes besorgt, so schicken Sie es zu mir; wir werden es unter irgend einem Vorwande über Nacht bei uns behalten. Hören Sie nun übrigens unseren Plan, der Ihnen vollends alle Besorgnisse benehmen wird. Das Gebäude, das Ihr Wohnhaus bildet, hing früher durch einen unterirdischen Gang mit dem alten Schlosse zu-sammen, zu dessen Wirthschaftsgebäuden es gehörte. Das Schloß

iſt jetzt, wie Sie wiſſen, in eine Wollenweberei und Spinnerei verwandelt worden. Wir werden nun, wenn es dunkel wird, eine Anzahl Soldaten, die als Arbeiter verkleidet ſind, in das Schloß einführen, und werden ihnen dort den Gang öffnen, durch den ſie in Ihre Keller gelangen können. Dort werden ſie ſich ſorgfältig verſteckt halten, bis ſie einen Angriff auf das Haus machen hören; alsdann werden ſie durch die Fallthüre, welche in Ihrem Hausgange nach dem Keller herabführt, aus ihrem Verſtecke herauskommen und werden bereit ſein, die Angreifer zu empfangen. Begeben Sie ſich alſo zu Ihrer gewöhnlichen Stunde in Ihr Schlafzimmer, laſſen Sie dort Ihr Licht brennen wie immer und löſchen Sie es auch nicht früher aus, als dies jeden Tag der Fall zu ſein pflegt."

Magdalene willigte in Alles; ſie ſchickte Bertha zum Schulzen, um mit deſſen Kindern zu ſpielen und dieſer behielt ſie verabredeter Maßen über Nacht bei ſich. Zwei Bettler, die gegen Abend kamen, verlangten und erhielten Nachtquartier. Einige Zeit hernach erfuhr Magdalene durch ein Signal, über das ſie übereingekommen, daß die Soldaten auf ihrem Poſten ſeien. Markolf, dem man nicht das Mindeſte geſagt hatte, aß mit ſeiner Herrinn zu Nacht, ſchloß ſodann alle Thüren ab und legte ſich zu Bette. Magdalene begab ſich in ihr Schlafzimmer, ließ ihr Licht eine halbe Stunde lang brennen, löſchte es ſodann aus und wartete mit der Hand auf dem ängſtlich pochenden Herzen, im Dunkeln der Dinge, die kommen ſollten.

Sechstes Kapitel.

Lebt auch ſolch' ein fühllos Harter,
Trocknen Aug's zu ſehn die Marter,
So der Mutter Bruſt zerſchnitt,
Als mit ihrem Kind ſie litt.

A. L. Follen.

Seit einer Stunde ſchon athmete Magdalene kaum, indem ſie jeden Augenblick draußen ein Geräuſch zu vernehmen glaubte, das ihr die Gegenwart der Räuber anzeige. Aber es waren nichts als jene Töne, die an andern Tagen ganz unbeachtet bleiben, ein Knar-

ren im Wandgetäfel, das von nagenden, pickenden Würmern herrührt. Indem sie endlich ihr Ohr an die Läden ihres Fensters legte, hörte sie Schritte von Leuten, die barfuß auf der Erde umhergingen und ein Geflüster von Stimmen, die sehr leise sprachen. Sie dachte, man wolle einen Einbruch versuchen, einen Laden durchbrechen, eine Scheibe zerschlagen oder in das erste Stockwerk steigen, indem man eine Leiter an die Mauer lehnte: die Soldaten, durch diese Vorbereitungen von der Gegenwart der Räuber benachrichtigt, würden dann wohl, so meinte sie, aus ihrem Versteck heraus kommen. Wenn aber der Versuch der Banditen sofort gegen die Scheiben ihres Zimmers gerichtet wurde, so konnte es leicht kommen, daß ihr nicht zur gehörigen Zeit Hilfe ward; um daher auch für diesen Fall gefaßt zu sein, öffnete sie ihre Thüre, die sie vorher verrammelt hatte, wieder, indem sie sich dadurch ein Mittel zu verschaffen glaubte, um ärgsten Falls in den Corridor zu flüchten, aus dem die Soldaten kommen sollten.

Sie horchte weiter, hörte aber Nichts mehr; tiefes Stillschweigen herrschte überall. Sie glaubte ein zweites Mal von ihrer Furcht getäuscht worden zu sein und ward in dieser Meinung befestigt, indem sie einige Schritte aus ihrem Zimmer that und sich überzeugte, daß die Soldaten ihr Versteck noch nicht verlassen hatten. Schon fing sie nun an, sich von ihrem Schreck ein wenig zu erholen, und bedauerte, sich um so unbedeutenden Vorfalls willen so entsetzt zu haben, — da hörte sie, wie vor dem Haupteingang des Hauses eine dumpfe Stimme mit befehlendem Tone sagte: Eins! Zwei! Drei! Kaum war dieses letzte Wort gesprochen worden, so flog auch die Thür schon von dem ersten Hiebe eines Pflugeisens in Stücken; die Banditen hatten sich letzteres erst vom Felde herbeigeholt und es mit kräftigen Armen in der Luft hin und her geschwungen, so daß es wie eine Stoßmaschine mit einem Ruck die Thürflügel zerschmetterte, von denen man mit Recht vermuthet hatte, sie würden ihnen zum mindesten einige Minuten zu schaffen machen.

Beim Geräusch der stürzenden Balken ergriffen die Soldaten ihre Waffen und kamen, wenigstens einige von ihnen, zum Keller heraus; aber die Räuber waren schon im Gange und warfen sich auf die überraschten Soldaten; sie metzelten diejenigen, welche ihnen Widerstand leisten wollten, nieder, stürzten dann auf die Fallthüre

los, die nach dem Keller führte und ſchlugen ſie, trotz des kräftigen Wehrens und Entgegenſtemmens von innen, gewaltſam zu. Darauf rollten ſie Getreideſäcke, die auf der Treppe aufgeſchichtet ſtanden, auf die Thüre des Kellers und als ſie ſo ihre Feinde zu Gefangenen gemacht und ſie in ihrem Gewahrſam zu haben glaubten, verſpotteten ſie dieſelben mit grauſamem Hohn. Darauf verbreiteten ſie ſich durch das Haus, indem die Einen nach Markolf's, die andern nach Magdalenens Zimmer liefen.

Markolf, der erſt im Augenblicke, da ſie ſchon an ſeiner Thüre waren, jählings aus dem Schlafe erwachte, trat mit kecker Entſchloſſenheit mit einem alten Säbel, nach dem er raſch gegriffen, in der Hand ihnen entgegen. Aber noch ehe er einen Hieb hatte führen können, ergriffen ſie ihn, warfen ihm einen Sack über den Kopf, banden ihn mit dünnen, aber feſten Stricken, die ſie ſtets bei ſich führten, legten ihm einen Knebel in den Mund und warfen ihn ſo, nachdem ſie ihn zur Unthätigkeit und zum Stillſchweigen gezwungen, auf ſein Bett. Sie ſelbſt ſtiegen hierauf zur Küche hinab, bliesen dort das Feuer auf und zündeten an demſelben die Lichter ihrer Laternen an, damit ſie ſich die Beute, die ſie mitnehmen wollten, gehörig ausſuchen könnten.

Magdalene hatte nur allzuwohl begriffen, was beim Eindringen der Banditen vorgegangen war; ſie war daher an ihre Thüre geeilt, um die Hinderniſſe wieder herzuſtellen, die ſie früher fortgeſchafft; aber ſie hatte nicht mehr die Zeit zu. Kaum hatte ſie die Thür von inwendig geſchloſſen und verriegelt, als ſchon ein Theil der hölliſchen Bande mit Fußſtößen und Hammerſchlägen die Thüre angriff. Außer ſich vor Schrecken floh ſie in das Schlafzimmer ihrer Nichte Bertha, das ſich dicht hinter dem ihrigen befand; es war dies ihre letzte Zufluchtsſtätte, denn dieſes Zimmer hatte keinen weiteren Ausgang. In größter Haſt häufte ſie vor die Thür den Tiſch, die Stühle, die Commode, kurz Alles, was ſich im Zimmer befand und ſchob die Riegel vor. Als ſie darauf hörte, wie die Räuber, die in ihr Zimmer gedrungen waren, ſie vergebens in demſelben ſuchten, mit Drohungen ſie riefen und ſich ſodann anſchickten, auch ihren letzten, leider allzuſchwachen Wall anzugreifen, eilte ſie an's Fenſter, um in den Hof hinabzuſpringen. Aber ſie hörte auch außen die wilden Stimmen der Banditen, konnte alſo

auch hier keine Rettung finden. Ganz verwirrt und irre gemacht, aller Hoffnung entſagend, hielt ſie ſich die Ohren mit den Händen zu, um Nichts zu hören und kniete in einer Ecke ihres Zimmers mit dem Geſichte nach der Wand zu, nieder.

Thüre, Commode, Tiſch und Stühle, Alles ward mit polterndem Krachen in die Stube geſtürzt, und drei Räuber in elenden Anzügen, Ueberreſten alter Uniformen, geflickt mit Stücken aus den Kleidern der Landleute der Umgegend, drangen in's Zimmer. „Da iſt ſie! da iſt ſie!" rief einer von ihnen, der beim Schein der Fackeln, welche im vorderen Gemache brannten, Magdalenen in ihrer Ecke erblickt hatte. Sofort ward ſie nun auf ähnliche Weiſe wie Markolf behandelt, ein Tuch ward ihr über die Augen, die Hände wurden ihr hinter den Rücken und ihre Beine feſt an einander gebunden; ſie ſelbſt ward ſodann auf Bertha's Bett geworfen.

„Nun wo iſt Dein Geld?" frug eine heiſere Stimme.

„Im nußbaumnen Schranke in meiner Stube."

„Im nußbaumenen Schranke," ſchrie der Fragende ſeinen Genoſſen zu, welche das erſte Gemach ſchon ausbeuteten.

„Der Schlüſſel!" rief eine andere Stimme.

„Wo iſt der Schlüſſel?" frug Magdalenen der erſte Räuber.

„In meiner Schürzentaſche."

„Hier iſt der Schlüſſel." Und mit einem Wurfe fiel er vor dem, der ihn verlangte, auf den Boden nieder.

Einen Augenblick ſchwiegen Alle, nachher hörte man die zweite Stimme:

„Viel unnützes Papier, Nichts als etwa hundert Gulden baar!"

„Iſt nicht genug," ſagte die drohende Stimme zu Magdalenen; „wo haſt Du Dein anderes Geld?"

„Ich habe keins mehr."

„Iſt's wahr?"

„Ja."

„He, Ihr drinn, ſchickt mir einmal den Kleinen herein. Hier muß eingeheizt werden; er kann ſein Probeſtück machen."

Wieder verfloſſen einige Minuten und eine hellere Flamme erleuchtete das Zimmer. Man hatte einiges Holz, Trümmer der Meubles, auf dem Erdboden angezündet und mitten unter dem Tu-

multe, der rings um sie her tobte, konnte Magdalene leichte Schritte gleich denen eines Kindes hören.

„Setzt sie hier auf das Bett," sagte dieselbe Stimme weiter; „gut so; laßt die Füße auf die Erde herab. Lohnt sich nicht der Mühe, ihr erst die Schuhe auszuziehen, bringt sie näher zum Feuer; nur heran, Kleiner, halt ihr die Beine darüber."

Dieser entsetzliche Befehl jagte Magdalenen einen solchen Schreck ein, daß sie sich mit allen Kräften der äußersten Verzweiflung stemmte und wehrte. Im Augenblick, wo man sie endlich mit überlegener Gewalt niederzwang, schob sie das Tuch von ihrem Gesichte, so daß sie frei umherblicken konnte. Sie richtete natürlich ihre Blicke auf das an der Erde brennende Feuer, mit dem man ihr drohte; anstatt aber dort eines jener scheußlichen Gesichter zu treffen, von denen sie sich umringt glaubte, bemerkte sie zwischen dem Bett und dem Feuer einen reizenden Kinderkopf, der auf sie sah und in dessen Augen sich ein gewaltiges Entsetzen abspiegelte. Das Kind war niedergekauert und hatte die Hände hinter den Rücken verborgen.

„Willst Du ihr wohl die Füße halten, Du kleiner Taugenichts," sagte die fürchterliche Stimme mit zornigem Tone.

„Sie sieht! sie sieht! . . ." schrie ein anderer Bandit; „das Tuch ist ihr herabgefallen."

„Nun um so schlimmer" sagte sie, "fertigt sie ab! . . . Aber nein, laßt sie dem Kleinen; da kann er das Handwerk lernen; hätte er ihr die Füße gehalten, so hätten wir das Geld ohne alle diese Umstände gehabt."

Während dieses kurzen Gesprächs war Magdalene wieder auf's Bett geworfen worden und da sie auf der Seite lag, so konnte sie Alles sehen, was im Zimmer vorging. Aber sie folgte keineswegs den Bewegungen ihrer Mörder, sie begriff die Vorbereitungen, welche dieselben trafen, gar nicht. Ihr Blick voll Liebe und Entsetzen zugleich wich nicht von dem Kinde; sie fühlte das Herannahen der Gefahr nicht eher, als bis einer der Banditen eine Pistole aus seinem Gürtel zog, sie dem Kleinen hinreichte, auf Magdalenen wies und ihm zurief.

„Schieß zu!"

„Nicht er!“ ſchrie Magdalene, die ſeit einigen Minuten ſtumm geſtarrt hatte, „nicht dieſer!“

„Man wird Dir die Wahl laſſen!“ ſagte höhniſch ſpottend der Räuber; „wohlan ſchieß zu!“ ſchrie er von Neuem den Knaben an.

Das Kind blieb unbeweglich.

„Nun, greifſt Du nicht nach der Piſtole?“

„Nein!“ ſagte endlich eine ſchreckhaft zitternde Stimme.

„Nein, Du Hund?“

Und der Kolben der Piſtole fiel auf das Haupt des Kindes und von da auf die Schulter nieder. Der Knabe ſtieß einen Schmerzensſchrei aus.

Auf dieſen Schrei ſprang ein Mann von ungeheuer hohem Wuchſe und noch auffallend dickerem Kopfe, deſſen dichtes rothes Haar ſich borſtenartig in die Höhe ſträubte, in's Zimmer. Er ſtieß ſeine Genoſſen heftig von der Stelle, um bis zu dem vorzudringen, welchen ſie den Kleinen nannten.

„Warum hat er geſchrieen?“ frug er mit donnernder Stimme.

„Es iſt ſein Probeſtück; er hat ſie weder brennen, noch tödten wollen und ich will ihm nun ſeinen Theil geben.“

„Du?“

„Ja wohl ich; oder er tödte ſie; ſie muß ſterben, denn ſie hat uns geſehen.“

Magdalene war ſeit Erſcheinung dieſer neuen Figur ſtarr, wie zum Stein geworden.

„Nun wohlan, er wird ſie tödten!“ entgegnete der Rieſe, der von der Richtigkeit der Forderung ſeines Genoſſen überzeugt ſchien. Hierauf reichte er dem Knaben ein Meſſer hin, das er in der Hand hielt und ſagte, mit möglichſt gemildertem Ton der Stimme:

„Nimm, Kleiner, und mach Dein Probeſtück gut.“

Der Knabe rührte ſich nicht; der Räuber faßte ihn bei der Hand, legte das Meſſer in dieſelbe und führte ihn an's Bett.... Magdalene ſchloß ihre Augen.

In dieſem Augenblick erſchollen Flintenſchüſſe und deren Knallen, verbunden mit dem heftig ertönenden Geſchrei: Zum Angriff! Zum Angriff! gab kund, daß die Soldaten, daran verzweifelnd, das Gewicht in die Höhe zu heben, mit dem man die Fallthüre des Kellers belaſtet hatte, ſich entſchloſſen hatten, in die

unterirdiſchen Gänge der Wollenweberei zurückzukehren und dann von außen herzukommen, um die Räuber zu überfallen, die ſich ihrer Gegner entledigt zu haben glaubten. Auf das Geheul, das die erſten Banditen ausſtießen, als ſie ſich angegriffen ſahen, ſtürzten diejenigen, welche in Magdalenens Zimmer waren, nach außen und vor allen andern der Coloß mit dem großen Kopfe. Ein entſetzlicher Kampf entſpann ſich, denn auf Befehl des allzu vorſichtigen Schulzen hatten die Soldaten mit dem erſten Flintenſchuß ſo lange gewartet, bis ſie das ganze Haus umzingelt hatten. Dadurch war es den Räubern möglich geworden, im Hauſe ſelbſt ſo lange ungeſtört zu hanthieren und dadurch ward Magdalene bis dicht an den Rand des Todes gekommen. Dieſelbe Maßregel hatte dann auch den Erfolg, daß die Räuber an allen Ausgängen, durch die ſie fliehen wollten, bewaffnete Feinde trafen, welche feſt entſchloſſen waren, dieſer Bande, die ſeit vier Jahren das ganze Land in Betrübniß und Trauer verſetzt hatte, ein Ende zu machen.

Daher ward der Kampf ein blutiger; denn da die Räuber wußten, daß, wenn ſie auch von den Soldaten verſchont würden, dies nur geſchehe, um ſie dem Henker zu überliefern, ſo vertheidigten ſie ſich mit größter Hartnäckigkeit. Mehrere von ihnen fielen, keiner ergab ſich freiwillig. Als Gefangene fielen nur diejenigen in die Hände ihrer Gegner, die durch vorher erhaltene Wunden und Blutverluſt erſchöpft und kampfunfähig geworden waren. Unter dieſen befand ſich auch ihr rieſenhafter Hauptmann; man knebelte ihn zuſammen, als er mit von einem Schuſſe zerſchmettertem Schenkel und mit zwei Säbelhieben zerſpaltenem Haupte niedergeſunken war. Als ſich unter den Soldaten die Nachricht verbreitete, der Rothbart — ſo wurde er gewöhnlich genannt — ſei gefangen genommen worden, jauchzten alle freudig auf und beglückwünſchten einander; denn ohne ihren Hauptmann, der an ſchrecklicher Wildheit und Kraft alle ſeine Vorgänger weit hinter ſich ließ, konnte die Bande nicht beſtehen.

Als die Sieger keinen Widerſtand mehr fanden, drangen ſie in's Haus und ſuchten in allen Theilen deſſelben nach, um zu ſehen, ob ihnen auch keiner der Banditen entſchlüpfe. Bei dieſem Durchſuchen fanden ſie auch Markolf, den ſie in Freiheit ſetzten und der, ohne ihnen auch nur mit einem Worte zu danken, nach dem Zimmer ſeiner Herrin lief. Als er die Verwüſtungen entdeckte, welche

die Räuber in demſelben angerichtet, blieb er, ſtarr vor Schrecken, einen Augenblick ſtehen; er ſah unruhig und beſorgt ſich nach allen Seiten um und da er die geſuchte Perſon nicht wahrnahm, ſo drang er bis unter die Meubles trümmer, die in der Thüre von Bertha's Zimmer aufgehäuft lagen.

Ehe wir ihn aber in dieſes ſelbſt führen, müſſen wir unſern Leſern erzählen, was darin vorgegangen war.

Als der Kampf begann und die Banditen, welche Magdalenen den Tod beſtimmt hatten, ihren Kameraden zu Hilfe eilten, war ihnen das Kind, das noch immer das ihm aufgezwungene Meſſer in der Hand hielt, nicht gefolgt. Es blieb bei dem Bette der unglücklichen Verurtheilten, welche durch die Flintenſchüſſe und die ſchleunige Flucht ihrer Henker aus dem Todeskampfe erweckt worden war.

Es traten nun für dieſe Frau und für dieſes Kind Augenblicke ein, voll jener entſetzlichen Ungewißheit, wo alle unſre Lebenskräfte in banger Erwartung aufgehen. . . . Für wen waren wohl die Wünſche des Kleinen? Errathen konnte man dies nicht; denn auf ſeinem Geſichte malte ſich nur eine peinliche Angſt. Er näherte ſich weder dem Fenſter, noch ging er nach der Thüre zu. Magdalene und der Knabe warteten, ohne eine Bewegung zu machen, ohne ein Wort zu ſprechen. . . . Das laſtende Stillſchweigen, das, während rings im Hauſe gräßlicher Lärm tobte, in dieſer Kammer herrſchte, ward nur von dem Klange unterbrochen, den das Meſſer hervorbrachte, das dem Kinde aus der Hand auf den Erdboden fiel.

Endlich hörte das Schießen, Schreien und gotteslästerliche Fluchen auf, das während der Dauer des Kampfes ertönt war.

Magdalene verſuchte ſich zu erheben; die Stricke, mit denen ihre Glieder zuſammengebunden waren, machten es ihr unmöglich. Der Kleine aber hatte ſich indeß nach ihr umgedreht, als hätte er gefühlt, welche erſtaunte Blicke die unglückliche Frau auf ihn geheftet hielt. Sobald ihn aber wirklich einer dieſer Blicke getroffen, traten dem Knaben Thränen in's Auge; er kam näher; ſeine von krampfhaftem Zittern bewegten Hände ſuchten die Schnüre, welche Magdalenen gefangen hielten; ſchluchzend löſte er dieſelben und als er ſah, daß ſie frei war, ſank er vor dem Bette auf beide Kniee hin und rief mit gefalteten Händen in flehendem Tone:

„Verzeihung!"

Kaum konnte ſich Magdalene frei bewegen, ſo ſetzte ſie ſich raſch auf das Bett, das ihr Todeslager hatte werden ſollen; und indem ſie haſtig ihre Arme um den Hals des kleinen Kindes ſchlang, ſchob ſie deſſen Hemde vorn auf der Bruſt auseinander, um ein Muttermal zu ſuchen, das ſie oft, oft geküßt hatte.

Der kleine unglückliche Knabe, der nicht wußte, was ſie wollte, ließ ſie erſtaunt gewähren.

Dieſes Mal, ſie erblickte es endlich, ſie erkannte es ſofort und kein Zweifel war ihr mehr erlaubt. . . . Da hob ſie mit einer neuen Kraft, welche ihr die Freude verlieh, das bittende Kind zu ſich in die Höhe, drückte es an ihre Bruſt und murmelte, durch ihr Schluchzen und ihre Küſſe hindurch:

„Triſtan, mein Triſtan."

Siebentes Kapitel.

In dieſes Mannes finſtre Seele
Drang nimmermehr ein andrer Tag,
Als das entfernte Wetterleuchten
Von ſeiner Rache Donnerſchlag
A. Graf v. Würtemberg.

Magdalene hielt ihren Sohn noch umarmt, als ſie Markolf kommen hörte; ſofort ſchob ſie daher Triſtan, der ſie anſah, ohne ihr Thun zu begreifen, in den Raum hinter ihrem Bette und warf eine Decke über ihn, indem ſie ſagte:

„Schweig, ſchweig, ich werde Dich retten."

Als Markolf ſeine Herrin unverletzt und aufrecht daſtehen ſah, ſtieß er einen lauten Freudenſchrei aus: ihm folgten Soldaten, welche ihre Nachſuchungen fortſetzten. Magdalene ſagte ihnen, die Räuber, die ſie dem Tode geweiht, hätten ſie verlaſſen, da ſie ſich beeilt hätten, zum Kampfe ſich zu begeben, und darauf ſei es ihr gelungen, ſich ſelbſt von ihren Banden zu befreien. Dieſe Erzählung war zu wahrſcheinlich und der Aufregung, in der ſie ſich befand, zu natürlich, als daß man ihr nicht hätte glauben ſollen. Man folgte ihr alſo

ohne weitere Nachsuchungen, als sie in ihr Zimmer zurückkehrte. Zu größerer Sicherheit zog sie übrigens einen Augenblick nachher den Schlüssel des Zimmers ab, in dem sie das Kind verborgen hielt, ihren Sohn, den sie auf so unerwartete Weise wiedergefunden hatte.

Die noch übrigen Stunden der Nacht gingen mit Aufnehmung der Protokolle hin. Magdalene bat so dringend, man möge ihr erlassen, den Verhören der gefangenen Räuber beizuwohnen, daß der Schulze, befürchtend, eine so anhaltende Aufregung könne ihrer Gesundheit schaden und zugleich auch ein wenig beschämt, daß sie durch seine Schuld einer solchen Gefahr ausgesetzt gewesen, darein willigte, nur eine einfache Aussage von ihr entgegen zu nehmen. Jedoch zeigte er ihr an, sie werde späterhin, während der Instruction und öffentlichen Verhandlung des Processes nothwendig mit den Angeklagten confrontirt werden müssen, besonders mit denen, welche nahe daran gewesen, sie zu tödten.

In ihrer Aussage bezeichnete Magdalene keinen der Banditen genauer; sie glaubte sich keiner strafbaren Handlung schuldig zu machen, wenn sie, obgleich hierin der Wahrheit nicht ganz getreu, versicherte, ihre Augen seien stets mit einer Binde bedeckt gewesen und sie habe dieselben nicht zu erkennen vermocht. Sie konnte keinen Zweifel daran hegen, daß der Räuber, der Tristan zu Hilfe geeilt, Christoph gewesen; ungewiß dagegen blieb sie, ob Schneider unter den Gefangenen oder unter den Todten sich befinde. Den gewaltig anstürmenden Gefühlen, welche diese Gedanken in ihr weckten, und der daraus hervorgehenden peinlichen Angst würde sie sicher erlegen sein, hätte nicht die Freude, ihr geliebtes Kind wiedergefunden zu haben, sie mit neuer, stärkender Kraft belebt.

Mit Tagesanbruch bat sie um die Erlaubniß, sich in Bertha's Zimmer zurückziehen zu dürfen, um daselbst einige Augenblicke Ruhe zu genießen. Als sie eingetreten, schloß sie sorgfältig die Thüre des Zimmers, legte auf einige Stücke der zerbrochenen Meubles einige Mundvorräthe, mit denen sie sich versehen, und ging an's Bett, indem sie leise Tristan rief. Als sie keine Antwort erhielt, hob sie die Decke in die Höhe und sah, daß ihr Sohn auf den Erdboden niedergesunken war. Nachdem sie das Bett ein wenig bei Seite gerückt, fand sie ihn auf der Erde im festen Schlafe lie-

gend und konnte ihn ſo mit jener glühenden Neugier betrachten, welche Vergangenheit und Gegenwart an einander zu knüpfen und aus dem Anblick geliebter Geſichtszüge zu errathen ſucht, was in einem Herzen, von dem man lange getrennt geweſen, vorgegangen ſei.

Triſtan, deſſen Kopf auf ſeinem darum geſchlungenen Arme ruhte, ſchlief ſo ſanft, als läge er auf Eiderdunen; ſicherlich hatte der arme Knabe ſchon mehr als Ein Mal ſo auf bloßer Erde geſchlafen. Seine Kleidung beſtand aus ziemlich groben Stoffen; doch konnte man leicht ſehen, daß dies noch eine Art Putz ſei, und daß mitten in der wilden Lebensart, zu der er bisher wider ſeinen Willen verdammt geweſen, irgend Jemand über ihn liebend gewacht habe. Sein nach der Decke zu gekehrter Kopf bot ſich den forſchenden Blicken Magdalenens dar, die ihr Licht auf die Erde geſtellt hatte und neben ihm hingekniet war, um ihn genauer zu betrachten. Seine abgemagerten, aber in Anbetracht eines ſo umherirrenden Lebens nicht allzu dunkel gefärbten Geſichtszüge, hatten ihren ſanften Ausdruck behalten und unter ſeinen langen, geſchloſſenen Augenlidern hervor ſah ſie in ihrer Erinnerung jene Augen, welche beim Anblick der Schmerzen einer Frau weinten, in der das unglückliche Kind ſeine Mutter nicht zu erkennen vermochte.

Sie blieb ganz verſenkt in eine liebevolle Anſchauung, weinte, faltete dankend die Hände, betrachtete ihn immer von Neuem und wagte es nicht, ihn zu wecken. Weshalb ſollte ſie ihn aus ſeinem Schlummer ſtören? Um ihm zu ſagen, daß er die größte Gefahr laufe, daß er ſicherlich von den Spähern der Polizei denuncirt werden, daß man ihn ohne Zweifel ſuchen und verfolgen würde? Denn ſelbſt, wenn ſie ihn als ihren Sohn hätte anerkennen wollen, ſo würde ſie ihn dadurch doch nicht haben der Gerechtigkeit entziehen können, die ihn reclamirte. Und ſollte ſie von Chriſtoph ebenfalls eingeſtehen, daß ſie ſeine Mutter ſei?

Von all dieſen Gedanken ward ſie beunruhigt, als Triſtan eine Bewegung machte, die Augen aufſchlug und Magdalenens Geſicht über das ſeine gebeugt ſah, die, ihren Finger auf den Mund legend, ihm anempfahl, ſich durch keinen Schrei zu verrathen und nur mit leiſer Stimme zu ſprechen.

„Wo sind sie jetzt?" frug er, sich halb aufrichtend.

„Fort," entgegnete Magdalene, welche sich fürchtete, ihm die Wahrheit zu sagen.

Das Kind machte eine Bewegung, um sich ganz aufzurichten und sagte:

„Ich will sie einholen."

Aber ein Zeichen Magdalenens bewog ihn zum Niedersetzen; mit leiser Stimme flüsterte sie ihm zu:

„Soldaten, überall Soldaten!"

„Die Blau- und Roth-Röcke."

Sie nickte bejahend mit dem Kopfe und das Kind richtete sich voll Schrecken auf und schmiegte sich, wie Schutz suchend, an sie. Nach und nach beruhigte sie ihn. Sie nahm ihn auf ihren Schooß und sagte ihm in's Ohr:

„Warte nur, nur geduldig, ich werde Dich r.tten. Hast Du Hunger?"

Auf die bejahende Antwort des Kindes holte sie ihm den mitgebrachten Mundvorrath her und sah mit einem nicht zu beschreibenden Glück, wie er begierig aß, mochte er nun seit langer Zeit mit Schreckensscenen gleich der, die vor einigen Stunden Statt gehabt, vertraut sein, oder mochte er in Folge jener glücklichen, den Kindern eigenen Sorglosigkeit das Vorgefallene über dem augenblicklichen Bedürfniß schon wieder vergessen haben.

„Wie nennt man Dich, mein Sohn?" frug Magdalene, die zu erfahren wünschte, wie viel er wohl von den Erinnerungen seiner Jugend behalten haben mochte.

„Jedermann hat mich Kleiner gerufen," antwortete das Kind und fuhr fort zu essen.

„Und der Mensch, der so eben. . . ."

Magdalene besaß nicht Kraft genug, ihre Frage zu vollenden; sie zeigte nur mit einem Blicke Tristan das Messer, das auf der Erde lag.

„Das ist mein Bruder, der Rothbart."

So hatten also Magdalenens Kinder selbst den Namen verloren.

„Hast Du andre Verwandte?" frug Magdalene, mit einer von banger Erwartung fast zusammengeschnürten Brust.

„Verwandte?"

Ja, hat der Rothbart zuweilen von Deiner Mutter mit Dir geſprochen?"

„Nie."

„Und Du ſelbſt, kannſt Du Dich nicht an ſie erinnern?"

„Meine Mutter!" ſagte das Kind und hörte auf zu eſſen und legte ſeine Hände an den Kopf, wie wenn er ſich gewaltig anſtrengen wollte.

„Ja, als Du ganz klein warſt, was machteſt Du da?"

„Ich lief lange, lange Zeit und wenn der Rothbart nicht da war, um mich zu tragen, ſo lief ich mir die Füße blutig und wund."

„Erinnerſt Du Dich nicht, daß Dich auch andere Perſonen, als der Rothbart, zuweilen getragen haben?"

„Nein. Aber, doch das iſt ſchon ſehr lange her, ich erinnere mich an ein Pferd, das immer, immer in Einem fort galoppirte; darauf ſaß ein Mann, der mich in Händen hielt und während wir liefen, ſchoß man auf uns; das war das erſte Mal, daß ich ſchießen hörte."

„Und in der vergangenen Nacht?"

„O, vergangene Nacht habe ich gar große Furcht gehabt, weil man mir geſtern geſagt hatte: Heute Abend wirſt Du mit uns gehen und wenn Du Deine Sachen gut machſt, wirſt Du für Deinen Theil hübſche Hemden und ſchöne Kleider haben; fortan aber wird Dir der Rothbart keine andern mehr geben, als die Du Dir ſelbſt verdient haſt."

„Alſo," ſagte ängſtlich Magdalene, „haſt Du bisher nie dieſe gräßlichen Sachen mit angeſehen?"

„Niemals und da ich ſie alle lachen hörte, ſo glaubte ich nicht, daß Einem dieſer Anblick ſo wehe thäte."

Dieſe Aeußerung wälzte Magdalenen eine Laſt vom Herzen. Nun ſchien es ihr eher möglich, daß ſie dieſem armen Kinde alle ihre Zärtlichkeit wieder ſchenken könne, die ihm zu rauben, ſie nie im Stande geweſen wäre. Zu ihrem eigenen Erſtaunen konnte ſie ſich ſogar eines Gefühls der Dankbarkeit gegen Chriſtoph nicht erwehren, der bis dahin wenigſtens die Leiden ſeines Bruders zu mildern geſucht und ſeine Hände rein und unbefleckt gelaſſen hatte. Aber unſäglich weh that es ihr, daß ſie in ihrem Sohne gar kein Andenken an jene Zeit erwecken konnte, da ſie ihm Alles war.

Noch eine andre Beſorgniß erfüllte ſie mit peinlicher Unruhe. Dies unglückliche Kind, das man ſeine ganze frühere Vergangenheit hatte vergeſſen laſſen; wußte wahrſcheinlich, wo Schneider war. Noch eine einzige Frage brauchte ſie vielleicht an ihn zu richten und ſie erhielt Aufklärung über das Loos des Mannes, deſſen Namen ſie eigentlich noch hätte tragen ſollen, an den ihr Leben noch gefeſſelt war. Bereit, ſein und ihr Geſchick endlich kennen zu lernen, zauderte ſie doch noch; es ſchien ihr, die Wahrheit müſſe ſo entſetzlich ſein, daß ſie vor dieſem traurigen Lichte zurückbebte; und doch war es am beſten, alle dieſe gewaltigen Aufregungen auf ein Mal zu erſchöpfen. So überwand ſie ſich denn auch, nachdem ſie zu mehreren Malen vergebens zu ſprechen verſucht, endlich dazu, dem Kinde drei Worte in's Ohr zu murmeln, bei denen ſie ſich eines Schauderns nicht erwehren konnte, die Worte:

„Und Dein Vater?"

„Mein Vater!" wiederholte das Kind mit einem Ausdruck des Entſetzens, daß Magdalene erſchrack.

„War er bös und hart gegen Dich."

„Nein, ich habe ihn nur ein einziges Mal geſehen."

„Nur ein Mal? Haſt Du denn nicht bei ihm gelebt?"

„Der Rothbart ſah ihn im Felde, wenn es in den Krieg ging; ich aber blieb immer zu Haus, weil ich zu klein war; nur wenn wir unſern Aufenthaltsort wechſeln mußten, kam der Rothbart, um es uns anzuzeigen und er trug mich ſodann fort."

„Und . . . wann haſt Du Deinen Vater geſehen?"

„Ein Mal ſagte der Rothbart zu mir: Morgen, Kleiner, wirſt Du mit mir gehen, ich werde Dich in eine Stadt führen. Das war mir wohl recht, denn ich hatte noch nie eine Stadt geſehen und hatte doch ſchon ſo viel davon reden hören. Als daher am andern Morgen der Rothbart mit mir aus dem Walde ging und mich an der Hand führte, ging ich nicht, ſondern ich ſprang. Das war ein Mal weit bis zur Stadt; endlich ſah ich weit mehr Häuſer, als ich deren jemals geſehen; aber in den Straßen waren nicht viel Leute und das Ganze war traurig und lange nicht ſo ſchön, als ich erwartet hatte. Plötzlich ließ mich mein Bruder in eine Straße treten, in der eine ſo große Menge ſich befand, daß ich kaum gehen konnte; darauf nahm er mich in ſeine Arme und ich ſah ſo

viele Köpfe, daß ich glaubte, es ſei ein Saatfeld von Menſchen, und alle ſprachen mit einander und machten ein Geräuſch, wie ich es nie gehört.

„Sieh nach dieſer Seite hin, ſagte der Rothbart und wies mir am Ende der Straße ein großes ſchwarzes Haus, an dem ſich vor allen Fenſtern eiſerne Gitter befanden. Hoch oben an dieſem Hauſe befand ſich eine Uhr, welche die vierte Stunde ſchlug. Alle Leute drehten ſich nach dieſer Stelle hin und ſtellten ſich auf die Fußſpitzen, um beſſer zu ſehen; mich aber hatte der Rothbart auf ſeine Schultern rittlings geſetzt, ſo daß ich weit beſſer ſah, als die andern. Daher bemerkte ich ſehr leicht einen Karren, um den ringsherum Soldaten aufgeſtellt waren, welche die Leute hinderten, näher zu treten.

„Während ich hinſah, und ſeitdem die Uhr geſchlagen hatte, ſchwiegen alle Anweſenden ganz ſtill; dann erhob ſich unter der Menge ein Geräuſch, wie ein dumpfer Wind im Walde, und alle Köpfe bewegten ſich; man ließ einen Mann in den Karren ſteigen, der ſich auf einen darin liegenden Balken niederſetzte; zwei andere blieben neben ihm aufrecht ſtehen und der Karren fing an, ſich nach unſerer Seite hin zu bewegen. Je weiter er vorwärts kam, deſto mehr machte die Menge Platz und wich an die Häuſer zurück. So befand auch ich mich an eine Mauer gelehnt, als der Wagen dicht in unſre Nähe kam.

„Siehſt Du gut?“ ſagte der Rothbart zu mir.

„O, ſehr gut, Bruder, ich ſehe Alles, Alles. Es iſt recht hübſch.“

„Erkennſt Du auch die Farben der Uniform, welche die Reiter tragen?“

„Blau und roth.“

„Blau und roth; merk' Dir das wohl.“

„Ja Bruder.“

„Jetzt war der Karren gerade uns gegenüber angelangt; der Mann, der darauf ſaß, wandte ſich nach unſerer Seite hin, er war blaß, wie ein Leichentuch.“

Magdalene überlief es ſchaurig kalt. Seit dem Beginn dieſer Erzählung, deren Ende ſie errathen zu können glaubte, war ſie zwanzig Male im Begriff geweſen, das unglückliche Kind zu unter-

brechen, aber sie ward durch jene unwiderstehliche Neugier davon abgehalten, die mächtig genug in uns ist, um uns zu zwingen, ein Unglück, wie entsetzlich es auch ist, in seiner ganzen Fülle und Ausdehnung kennen zu lernen. In jenen Zeiten der Unordnung übrigens war es mehr als einem Verurtheilten gelungen, von seinen Genossen noch im letzten Augenblick dem Schaffot entrissen zu werden, das seine blutigen Arme schon nach ihm ausgestreckt hatte. Sie suchte daher ihrer Aufregung Meisterin zu werden und diese, was ihr am Leichtesten ward, unter dem Stillschweigen zu verbergen, ließ also den Knaben ungestört weiter erzählen, der fortfuhr, wie folgt:

„Der sitzende Mann sah nach dem Hause, gegen dessen Mauer ich gelehnt stand, und winkte lächelnd mit dem Kopfe. Alle Leute drehten sich um und wollten sehen, wen er gegrüßt und mehrere Personen zeigten leise sprechend, mit dem Finger auf mich. In demselben Augenblick aber riß mich der Rothbart weg, indem er längs einer Straße lief, an deren Ecke wir uns gerade befanden.

„Einige Minuten hernach waren wir auf einen großen Platz gekommen, auf dem noch mehr Menschen waren, als auf dem Orte, wo wir zuerst gewesen; Leute an den Fenstern, Leute auf den Dächern, überall Leute. Der Rothbart zeigte mir mit dem Finger zwei rothe Pfähle, die ganz gerade auf einem rothen Brettergestelle standen, und ließ mich in der Ferne noch denselben Karren sehen, der immerfort, von Soldaten umgeben, vorwärts kam; mein Herz schlug gar stark. Um das rothe Holzgestell herum war ein Kreis, in den Niemand hineintrat. Dort hielt der Karren still und die beiden Männer, die aufrecht gestanden hatten, halfen dem sitzenden Manne absteigen, und ließen ihn sogleich durch eine kleine Treppe auf das Holzgestell steigen. Ich hatte bisher noch nicht gesehen, daß dem Manne die Hände auf den Rücken gebunden waren; . . . die beiden andern befestigten jetzt eine Art Brett vor ihm und ließen ihn niederfallen."

Magdalene erstickte mit ihrem Taschentuche einen Angst- und Entsetzensschrei; das Kind aber, ganz und gar mit seiner Erzählung beschäftigt, konnte bei dem schwachen Schimmer des Lichts, das die Stube beleuchtete, die krampfhaften Bewegungen des Schreckens nicht wahrnehmen, welche Magdalenens Gesicht durchfurchten.

„In dieſem Augenblicke," fuhr Triſtan fort, „ſtieß ich einen großen Schrei aus."

„Du haſt geſehen?" ſagte Magdalene mit Entſetzen.

„Ich habe Nichts geſehen, denn ich hatte in demſelben Augenblick einen ſchrecklichen Schmerz an meinem Beine geſpürt. Man hatte mich hinein gebiſſen."

„Wer denn?" rief Magdalene, einen Augenblick von ihrem Schmerz zerſtreut.

„Eben das frugen auch alle Leute, die uns umgaben und die mich weinen ſahen. Ich war es, ſagte der Rothbart; es geſchah, damit er Nichts vergeſſe; ſo lange er die Spur meiner Zähne auf ſeiner Haut ſehen wird, wird er ſich an das erinnern, was er hier geſehen, fügte er hinzu, indem er die Hand nach der Stelle hin ausſtreckte, wo die rothen Pfähle ſtanden.

„Darauf trug er mich wieder fort und führte mich in ein Haus, wo er für die Wunde an meinem Beine große Sorge trug.

„Als die Nacht ganz und gar gekommen war, führte er mich auf denſelben Platz zurück; es waren aber jetzt keine Menſchen mehr dort. Als wir uns mitten auf dem Platze befanden, ſagte er zu mir:

„Siehſt Du dieſen Sandhaufen? Hier war heute Morgen das Schaffot. Und ſiehſt Du hier dieſe rothen Flecken im Sande? Das iſt das Blut unſeres Vaters. Vergiß es nicht. Wenn Du groß ſein wirſt, werde ich Dir die blau und rothen Röcke empfehlen."

Und Magdalenen anſchauend, fügte das Kind hinzu:

„Ihr ſeht, ich habe Nichts vergeſſen."

Oft hatte Magdalene für Schneider ein ſo jammervolles Ende eines Lebens voll Räubereien gefürchtet. Dieſe Gewißheit aber, die ihr durch deſſen und noch dazu durch ihren eigenen Sohn ward, dieſe Erzählung, aus der man ſah, daß dem Kinde auch nur von fern nicht Lehre und Beiſpiel für etwas Gutes zu Theil geworden, dieſer Keim der Rache, den man durch alle auf eine junge Phantaſie wirkſamen Mittel tief in das Herz des armen Geſchöpfes geworfen, damit er darin gähre und ſpäter zu einer verderblichen Saat darin aufſchieße, — das Alles würde Magdalene gänzlich zu Boden gedrückt haben, wäre ſie nicht durch die Gegenwart ihres Sohnes geſtärkt und ermuthigt worden, den ſie ſo vielen Gefahren entriſſen

hatte. Durch dieſe entſetzlichen Bilder fühlte ſie noch dringender das Bedürfniß, in ihrem Kinde die Erinnerungen an eine glücklichere Zeit zu erwecken.

Nach einem langen Stillſchweigen, das Triſtan nicht zu unterbrechen wagte, nahm ſie das Geſpräch wieder auf, indem ſie durch eine Wendung auf die Idee zurück zu kommen ſuchte, welche ſie im Augenblick ganz und gar beherrſchte. Sie frug den Knaben:

„Wo wohntet Ihr denn?"

„In den Scheunen," entgegnete Triſtan, „im Sommer in trokkenen, grasbewachſenen Gräben, und wenn es kalt wurde, in den Wäldern um große Feuer herum."

„Wie?" ſagte ſie, indem ſie ihn ihrem Buſen näher rückte, „erinnerſt Du Dich nicht an ein Haus und ein weißes Zimmer darin?"

Triſtan ſah ſie wie verwundert an und antwortete ihr nicht.

„Da muß es eine Frau gegeben haben, die Dich in ihren Armen hielt, die Deine Haare auf der Stirn Dir ordnete; die, wenn es kalt wurde, Dich an ſich drückte; die wenn Du Luſt hatteſt, zu ſchlafen, ſo Deinen Kopf auf ihre Schulter, unter ihren Hals legte und Dich von Zeit zu Zeit ſtörte, um Dir einen Kuß zu geben; erinnerſt Du Dich an Nichts hievon?"

Im Augenblick, wo Magdalene, deren Geſten und Bewegungen, indem ſie Triſtan liebkoſte, alle ihre Worte getreulich und mit einer verrätheriſchen Wärme abſpiegelten, nahe daran war, alle von der Klugheit ihr gebotenen Vorſichtsmaßregeln zu vergeſſen, in demſelben Augenblick klopfte man an die Thüre des Zimmers.

Es war der rechtskundige Schöffe der Gemeinde, der ſo eben angekommen war und nachdem er von den Protocollen Kenntniß genommen, deren Vervollſtändigung durch eine detaillirte genaue Beſchreibung des Zuſtandes erzielen wollte, in dem das Zimmer ſich befand, in welchem beinahe ein Mord vollbracht worden wäre. Magdalene konnte die Oeffnung des Zimmers nicht verweigern; ſie ſchob nur lebhaft das Bett zurück, hinter welchem Triſtan verborgen blieb und ließ die Diener der Gerechtigkeit eintreten. Ein Actuar ſchrieb die Antworten nieder, welche Magdalene auf die von dem Schöffen an ſie gerichteten Fragen gab. Um die Art anzuzeigen, auf welche ſie geknebelt worden, hatte ſie ſich auf's Bett geſetzt und ihre Hände

hinter ſich auf den Rücken gelegt; ſie hielt ſie noch in dieſer Lage, als der Schöffe zu ihr ſagte:

„Madame, wir müſſen ihre Aufmerkſamkeit auf einen Umſtand lenken, von dem wir bisher in den Protocollen keine Spur gefunden. Ein Kind ſoll die Räuberbande begleitet haben . . . .“

„Ein Kind?“ wiederholte mechaniſch Magdalene mit zitternden Lippen.

„Ja, Madame, ein Knabe von etwa zehn Jahren, den man den Kleinen nennt.“

In dieſem Augenblick fühlte Magdalene, wie eine kleine, zitternde Hand die ihrige ergriff und ſie krampfhaft drückte.

„Niemand hat ihn fliehen geſehen,“ fuhr der Schöffe fort; „hat Ihnen unter den Stimmen, die Sie etwa haben hören können, unter den Schritten, die Sie zu unterſcheiden vermocht, Nichts eine Anzeige von der Gegenwart dieſes Knaben gemacht?“

Magdalene zauderte mit ihrer Antwort.

„Sie thun Recht daran,“ ſprach der Schöffe weiter, „alle Ihre Erinnerungskraft in Anſpruch zu nehmen, damit Sie im Stande ſind, die vollkommene Wahrheit zu ſagen, wie die Gerechtigkeit ſie zu fordern befugt iſt. Nehmen Sie ſich Zeit zum reiflichen Nachdenken und erwägen Sie, daß Sie ſpäter mit einem Eide vor Gott und den Menſchen die Antwort, die Sie mir jetzt geben, werden bekräftigen müſſen. Nun antworten Sie mir alſo nach ſtrenger Prüfung Ihres Gedächtniſſes die vollkommene Wahrheit auf die Ihnen geſtellte Frage: Haben Sie den Knaben, von dem ich Ihnen geſagt habe, geſehen oder gehört?“

„Nein,“ entgegnete Magdalene mit feſter Stimme. Zugleich fühlte ſie, wie ein thränenfeuchtes Geſicht ſich auf ihre Hände legte und wie zwei brennend heiße Lippen ſie ſtill aber innigwarm küßten. Sie zitterte am ganzen Körper.

Der Schöffe, der dieſe Bewegung, wie ihr früheres Zaudern zu ihren Gunſten deutete, entfernte ſich und mit ihm alle Uebrigen.

Achtes Kapitel.

— — — Schau alle Sachen an!
Dies alles iſt in Dir; laß Deinen eitlen Wahn!
Und eh' Du fürder gehſt, geh in Dich ſelbſt zurücke.
Paul Flemming.

Magdalene ſah nur allzuwohl ein, daß ſie Triſtan nur aus einer erſten Gefahr errettet und daß ſich unaufhörlich neue Gefahren um ſein Haupt erheben würden. Sollte ſie ihn auf ihrem Bauergute behalten? Was ſollte ſie dann auf die tauſend Fragen, die nicht ausbleiben würden, antworten? Wie ſollte ſie ihn vor Markolf's und Bertha's Augen verheimlichen? Sein früheres irrendes Leben ihn, wenn auch nur auf einige Tage, wieder ergreifen zu laſſen, war eben ſo unmöglich; denn nun fehlte ihm ja ſein entſetzlicher Beſchützer und alle ſeine bisherigen Zufluchtsorte waren ſicherlich bezeichnet und genauer Ueberwachung unterworfen. Und wie hätte ſie übrigens ihre Mutterliebe ſo zu überwinden vermocht, ſich auch nur auf einen Augenblick noch von dieſem Kinde zu trennen, deſſen Herz ſie zu ergründen, deſſen Gefühle ſie noch alle zu erkunden, bei dem ſie acht Jahre einer gehäſſigen Vergangenheit in Vergeſſenheit zu bringen und in deſſen Gemüth ſie alles Gute wieder einzupflanzen hatte, das eine Mutter der Seele ihres Kindes ſonſt tropfenweiſe einflößt? Aber ſelbſt angenommen, eine glückliche Liſt hätte es ihr möglich gemacht, dieſe neuen Pflichten, die ihr ſchon im Voraus wie ein zweites Leben, das ſie ihrem Kinde ſchenken würde, das Herz mit unſäglicher Freude erfüllten, in ihrem jetzigen Wohnorte auszuüben, fand da nicht noch immer die Inſtruirung des Proceſſes bevor? Würde ſie nicht in einigen Tagen Chriſtoph gegenüber zu ſtehen haben? Wie ſtrafbar dieſer Unglückliche nun auch ſein mochte, war er gleich dem Verbrechen des Muttermordes nur durch einen Zufall entronnen, ſollte ſie darum den Henkern beiſtehen, ihr blutiges Werk an ihm zu thun?

Die Flucht allein konnte ſie aus dieſer peinlichen Lage befreien; ſie entſchloß ſich daher zu derſelben und ſchon in der Mitte des Tages begab ſie ſich unter dem Vorwande, in Kirchheimboland Ge-

ſchäftsintereſſen zu regeln, an welche zu denken der Unfall der vergangenen Nacht ſie zwinge, dahin. Sie machte ihre Reiſe in einem kleinen, leichten Wagen, den ſie ſelbſt zu führen gewohnt war; Triſtan wartete ihrer vor der kleinen Gartenthüre, an der die Landſtraße vorbeiging und ſo reiſ'te ſie fort, ihren Schatz mit ſich führend.

Von Kirchheimboland aus beeilte ſie ſich, über die baierſche Grenze nach Mainz zu kommen. Dort blieb ſie leicht einige Tage verborgen und faßte da den Entſchluß, wieder auf das rechte Rheinufer zurückzukehren, aber in eine andere Gegend, als welche der Schauplatz ihres erſten Unglücks geweſen. An einem weit tiefer im Land hinein gelegenen und vom Strome entfernten Orte wollte ſie ihren neuen Wohnſitz wählen, wo ſie gänzlich unbekannt und weder von ihrem Gatten noch von ihrem Sohne eine Kunde hingedrungen wäre. Nachdem ſie dies reiflich überdacht und feſt bei ſich beſchloſſen hatte, ſchrieb ſie an Markolf und an den Schulzen von Lauterecken.

Dem letzteren ſagte ſie in ihrem Briefe, der Eindruck des Schreckens, unter dem ſie noch leide, erlaube ihr nicht an den Ort, wo dieſe unglücklichen Vorfälle ſich ereignet, zurückzukehren; auch fühle ſie ſich nicht ſtark genug, um vor Gericht zu erſcheinen und zur Verdammung jener Unglücklichen beizutragen, welche ja durch andre ſchon hinlänglich erwieſene Vergehen ohnedies dem rächenden Tode von der Hand der Gerechtigkeit anheimgefallen ſeien. Schlüßlich bat ſie ihn noch, ihre theure Bertha ſo lange in ſeiner Familie zu behalten, bis Markolf dieſelbe zu ihr in den von ihr gewählten Zufluchtsort bringen könne.

In ihrem Briefe an Markolf gab ſie dieſem die nöthige Vollmacht, um ihr Pachtgut zu verkaufen und den Erlös deſſelben an ſich zu nehmen. Er habe ſodann abzuwarten, bis ſie ihm von Neuem ſchreibe, daß er ſich mit Bertha zu ihr begebe. Sie dankte ihm in herzlichen Ausdrücken für alle Dienſte, die er ihr ſchon geleiſtet, wie für alle, die er ihr nun noch leiſten ſolle; ſie bat ihn, ſich auch in ihrem neugewählten Wohnſitz bei ihr niederzulaſſen, nicht mehr als Diener, ſondern als ein Mann, dem ſie all ihr Vertrauen ſchenke. Nur eine Bedingung legte ſie ihm für dieſen Fall auf; er ſolle nie weder vor ihr, noch vor irgend einer der bei ihr wohnenden Perſonen, noch überhaupt vor Jemandem an dem neuen Aufenthaltsort, den ſie ſich erkoren, kurz vor Niemandem auf der

Welt, ein Wort ſprechen, das an die rheiniſchen Räuberbanden und den Anfall von Lauterecken erinnern könne.

Der beſte Beweis, daß Markolf nicht in Magdalenen verliebt war, fand ſich jetzt darin, daß die Wichtigkeit der neuen Funktionen, die er jetzt als unbeſchränkt bevollmächtigter Verwalter bekleidete, ihm ein hinreichender Erſatz für den durch Magdalenens Abweſenheit verurſachten Kummer war. Seine ganze Zukunft ſchmückte ſich nun mit Ruhm und Bedeutſamkeit; von allen Leuten des Bauergutes ließ er ſich nun Herr Markolf nennen. Bei dieſer Standeserhöhung aber zeigte er ſich nicht, wie ſo mancher andere Emporkömmling, undankbar. Er ging drei Stunden zu Fuße, um einer alten Schulmeiſterin, die ihm aus den Linien ſeiner Hand prophezeiht hatte, er ſei zu einer glänzenden Zukunft berufen, einen harten Kronthaler in die Hand zu drücken. Einer Nachbarin, die ihm mit einem alten Spiel Karten ein Geſchenk gemacht und ihn dabei gelehrt hatte, wie er vermittelſt dieſer untrüglichen Orakelblätter erfahren könne, ob ſeine Gedanken in Erfüllung gehen würden, kaufte er als Gegengeſchenk ein ſchönes, ſeidenes Halstuch. Gegen den Himmel und ſeine Heiligen endlich eben ſo großmüthig, wie gegen die Bewohner dieſer Erde, ging er zum Paſtor von Lauterecken und bezahlte ihm reichlich ein Halbdutzend Meſſen zu Ehren des heiligen Balthaſar. Denn der heilige Balthaſar war nicht nur ſein, ſondern ſeiner ganzen Familie Schutzheiliger; von Jugend auf war er gewöhnt geweſen, den heiligen Balthaſar in der Stunde der Noth anzurufen und ihm, wenn das Glück wieder lächelte, vor allen andern Heiligen ſeinen Dank abzuſtatten. Je nachdem es ihm überhaupt gut oder ſchlecht ging, hatte er ſich mit ihm gezankt oder wieder ausgeſöhnt, hatte ihm gedroht, einen andern Schutzheiligen anzunehmen und war endlich mit der Bedingung, daß er in Zukunft ſeine Sache beſſer machen möge, wieder zu ihm zurückgekehrt. Damit ihm der Schutz des Heiligen ſo wenig als möglich fehle, legte er ein buntes Bild, das denſelben vorſtellen ſollte und das ihm bei ſeiner erſten Comunion geſchenkt worden, niemals ab, ſondern trug es vielmehr ſtets, in ein Blatt Papier eingeſchlagen und mit dem verhängnißvollen Spiel Karten in ein Taſchentuch eingewickelt, bei ſich.

Der Schulze von Lauterecken behielt, wie Magdalene ihn da-

rum erſucht hatte, Bertha bis auf Weiteres bei ſich und behandelte ſie ſorgſam und liebevoll, wie eines ſeiner eigenen Kinder. Markolf führte mit jenem ſcharfſinnigen Verſtand, den ſelbſt die ſcheinbar dümmſten Bauern an den Tag legen, wo es ſich um ihre pecuniären Intereſſen handelt, die ihm übertragenen Angelegenheiten und verkaufte das Gut zu den möglichſt vortheilhafteſten Bedingungen. Vier Monate nach Magdalenens Abreiſe erhielt er einen zweiten Brief von derſelben und nun verließ er ſeine theure Pfalz, nach dem Willen ſeiner Herrin keinem Andern mittheilend, wohin er ſich begebe; Bertha, die ſich freute, wieder zu ihrer geliebten Tante zu kommen, machte beſprochener Maßen die Reiſe mit ihm.

So war Markolf in das Haus gekommen, in das wir unſere Leſer im erſten Kapitel dieſer Erzählung geführt. Ihr kennt nun alle Bewohner deſſelben und wir haben nur noch ihre Geſchichte von der Zeit ihrer Ueberſiedelung nach Weſtphalen bis zu dem Tage zu erzählen, an dem unſere Bekanntſchaft mit ihnen beginnt. In dieſer abgelegenen und ſtillen, wenig von Fremden beſuchten Gegend hatte Magdalene beſchloſſen, fortan ihr Leben zu verbergen. Sie glaubte mit ihrer Vergangenheit ganz abgebrochen zu haben. Denn hier kannte man ſie weder als die Gemahlin jenes Schneider, noch wußte man etwas von dem Proceſſe, in dem ſie zu erſcheinen hatte vermeiden wollen. Um aber auch noch die letzte Spur, die in ihr früheres Leben zurückführen konnte, zu verwiſchen, ſagte ſie ſich von dem Namen des Mannes los, der ſie und ihre Kinder ſo grenzenlos unglücklich gemacht hatte und ließ ſich von allen Hausleuten mit ihrem väterlichen Namen, Frau Koppen, nennen. Wir aber wollen ſie fortan immer noch Magdalene nennen.

Selten erfüllt die Ankunft alle Träume der Reiſe und das erreichte Ziel iſt nur zu oft nicht das erſtrebte. So ſah auch Markolf, im Augenblicke, da er in's Haus trat, zu ſeinem größten Erſtaunen, einen neuen Gaſt in demſelben, den er durchaus nicht kannte und von dem auch die Briefe, die er erhalten, nicht die mindeſte Erwähnung gethan. Magdalene erzählte ihm, es ſei dies Kind ein Verwandter, deſſen Erziehung zu übernehmen man ſie erſucht habe, und den ſie nun zum Spielgefährten Bertha's machen werde; darum aber ſah Markolf nicht minder mit Verdruß den Platz, den er auszufüllen gehofft, zum Theil ſchon eingenommen. Er hatte

darauf gerechnet, daß wenn er hier ankommen würde, er in diesem Magdalenen ganz fremden Lande die einzige Person in ihrer Nähe sein werde, die von ihr gekannt und geachtet, ja vielleicht geliebt würde; und nun kam dieser kleine Findling und machte ihm eine seit vier Monaten genährte Hoffnung zunichte.

Bei Tische saß Tristan auf der einen, Bertha auf der andern Seite neben Magdalenen; nun setzte sich Markolf zwar auch zum ersten Male mit seiner Herrin an einen Tisch; aber es war nicht an dem Platze, auf dem er selbst sich in Gedanken gesehen hatte und ein Glück, das uns nicht gerade so kommt, wie wir es erwartet haben, hört oft auf, ein Glück zu sein.

Die Zimmer Tristan's und Bertha's nahmen mit denen Magdalenens das erste Geschoß des Hauses ein; Markolf's Zimmer war zwar nicht minder sauber, nicht minder gut möblirt, aber es war im zweiten Stockwerke und da sich gleich über diesem der Boden und das Dach befanden, so hatte es ein ganz klein wenig das Aussehen eines Dachzimmers. Als Markolf die Pfalz verließ, da war er freilich schon damit zufrieden gewesen, daß er von denjenigen sich entfernte, die ihn als bloßen Bauerknecht gekannt hatten; da er aber in's Westphälische kam, verdroß es ihn, daß er nicht, wie er es sich eingebildet hatte, mit Magdalenen auf völlig gleichem, auf Freundschaftsfuße stand oder, was ihm noch lieber gewesen wäre, ihr Hüter und Beschützer war. Daß ihm einige Jahre früher Bertha nicht eben so im Wege gestanden, lag daran, weil diese schon bei seiner Herrin war, als er in deren Dienste trat, weil sie in Magdalenens Zuneigung schon ihren bestehenden Platz hatte. Alles, was Markolf damals gewinnen konnte, war eine Eroberung; was er jetzt durch Tristan's Gegenwart verlor, darum bestahl man ihn.

Ein Umstand, an dem Niemand sicherlich weniger Schuld trug, als Magdalenens Sohn, trug nicht wenig dazu bei, die feindselige Stimmung, in der sich Markolf vom ersten Augenblick an gegen jenen befunden hatte, um ein Bedeutendes zu vermehren.

Als der zum Range eines Verwalters erhobene und mit diesem Range nicht mehr zufrieden gestellte Diener am ersten Abend nach seiner Ankunft in seinem neuen Zimmer die nöthigen Vorbereitungen zu seiner häuslichen Einrichtung traf, entfaltete er auch das Taschentuch, das ihm anstatt einer Brieftasche diente und fand zwar

das Spiel Karten darin, ſah aber auch, daß das Bild des heiligen Balthaſar verſchwunden war. Er durchſuchte alle ſeine Taſchen und durchforſchte jedes einzelne Stückchen ſeines Gepäckes; umſonſt, das Heiligenbild war und blieb verloren. Markolf glaubte, er ſei von dieſem Augenblicke an von ſeinem guten Engel verlaſſen, und da kein Platz leer bleiben dürfe, ſo meinte er, ſein böſer Geiſt habe ſich in der Geſtalt Triſtan's an die Stelle des abweſenden Heiligen bei ihm niedergelaſſen.

Ganz im Gegentheil von Markolf empfand die kleine Bertha das größte Vergnügen, mit einem Kinde, das beinahe von ihrem eigenen Alter war, zuſammen leben zu können; er ward für ſie der Genoſſe ihrer Spiele, und ſie konnte ihn deren ſo viele lehren; er ward ein Vertrauter alles deſſen, was ſie that und was ihr zukam. Ihre Lebhaftigkeit und ihr Geplauder verliehen auch dem minder heiteren Charakter Triſtan's Leben und ſie gewann ihren neuen Freund ſo lieb, daß Magdalenens Zuneigung zu ihr ſelbſt ſich deshalb noch vermehrte.

So waren von Neuem zehn Jahre verfloſſen, die glücklichſten, die Magdalene in ihrem Leben noch genoſſen hatte. Von Triſtan wie eine Mutter geliebt, vergaß ſie zuweilen den Kummer, den es ihr verurſachte, daß ſie ſich genöthigt ſah, ihm ein Geheimniß aus ſeiner Geburt zu machen. Markolf war den ihm auferlegten Bedingungen treulich nachgekommen; nie war ein Wort über die Lauterecker Raubanfälle und über die Folgen, die daraus entſtanden, aus ſeinem Munde gekommen. Zwar hatte Magdalene die Erinnerung an Chriſtoph nicht ganz aus ihrem Gedächtniß verbannen können, er war doch ihr Sohn und war zudem der Beſchützer Triſtan's geweſen. Aber das entſetzliche Zuſammentreffen von Umſtänden, unter denen ſie ihn ein einziges Mal wiedergeſehen, hatte alle mütterliche Zärtlichkeit aus ihrem Herzen geriſſen; denn ſo oft ſie ſich an ihn erinnerte, mußte ſie auch daran denken, daß ſeine Hand im Begriffe geweſen, das eigene Kind in den Buſen ſeiner eigenen Mutter den mörderiſchen Stahl ſtoßen zu laſſen. Da ſie abſichtlich ſich in Unwiſſenheit über das Loos der Schuldigen erhalten hatte, ſo drängte ſich ihr der Gedanke einer Hinrichtung

derſelben auch nur ſelten auf und ſie wies denſelben immer ſogleich wieder zurück, wie man ſich gegen einen böſen Traum wehrt. Sie glaubte an den Thatſachen zweifeln zu können, weil ſie ihr Ohr gegen deren Nachhall verſchloſſen, ähnlich dem Strauße, der ungeſehen zu ſein glaubt, weil er ſeinen Kopf unter ſeinen Flügeln verbirgt.

Triſtan hatte mit Hilfe des Paſtors, den wir unſern Leſern ſchon vorgeführt, Alles gelernt, was ihn dieſer lehren konnte und was zu ſeinem zukünftigen Berufe, dem eines Landwirthes, erforderlich war. Nach Verhältniß aber, daß ſich ihm die Welt und ihre Pflichten offenbart und die Ideen geſunder Moral Eingang in ſein Gemüth gefunden hatten, war auch die Erinnerung an ſeine erſten Jahre, an jenen ſchrecklichen Bruder, an deſſen immer noch kenntlichen Biß in ſeinen Fuß und an den Raub- und Mordanfall, durch den er in das Haus ſeiner Beſchützerin geführt worden, ein Gegenſtand immer peinlicheren Schmerzes für ihn geworden. Zwar hatte Magdalene nie mit ihm davon geſprochen, ſie hatte, ſelbſt in den vertraulichſten und ſüßeſten Herzensergießungen, auch nicht die entfernteſte Anſpielung auf jene Vorfälle ſich erlaubt; aber ſeine Erinnerungen wurden darum nicht ſchwächer und nicht minder qualvoll und ſie waren die Urſache jenes träumeriſchen Zuſtandes, der auf das ſonſt ſo angenehme Geſicht des jetzt zwanzigjährigen Jünglings die düſtern Schatten warf, welche, wie wir oben geſehen haben, ſeine Mutter beunruhigten.

Ein Lächeln auf die Lippen Triſtan's zu rufen, dazu beſaß Bertha allein die Macht, und Magdalene war glücklich, wenn ſie ſo ihren Sohn in der Nähe ihrer Nichte den ſeiner Jugend ſo wohl anſtehenden Charakter des Frohſinns annehmen ſah.

Sie hatte den Verſuch gemacht, ihn durch eine anhaltendere Beſchäftigung zu zerſtreuen und hatte ihm zu dieſem Behufe einen Theil der Oberaufſicht über die Bewirthſchaftung ihres Gutes übertragen. Markolf hatte hierin, und nicht ohne bittere Empfindungen ſeiner Seits, einen Eingriff in ſeine Rechte erblickt. Um ſich in den ihm zu ſeinem Bedauern dadurch gewordenen Mußeſtunden zu tröſten, hatte er mehrere Male ſich in ſeinem Zimmer mit einer Flaſche Branntweinn eingeſchloſſen, um in dieſer Geſellſchaft über ſeinen Kummer zu brüten. Da ihm dies beim erſten Male gut an-

geſchlagen hatte, ſo ſuchte er fortan in immer ſtärkerem Trinken immer größeren Troſt.

So war er eines Abends über der Flaſche mit „blauem Troſt*)“ eingeſchlafen und erwachte erſt, als man an ſeine Thüre pochte, um ihm anzuzeigen, man erwarte ihn zum Nachteſſen; er wollte aufſtehen, fand aber, daß er nicht ſicher genug auf ſeinen Füßen ſtehe und war, um nicht herabkommen zu dürfen, genöthigt, ein Unwohlſein vorzugeben. Dieſer Vorfall wiederholte ſich mehrere Male und trotz ſeines geringen Verſtandes mußte Markolf ſich ſelbſt eingeſtehen, daß er ſich betrunken habe, was ihm doch in der Pfalz nie zugekommen war; ſtatt es ſeiner Unregelmäßigkeit zuzuſchreiben, ſchob er es auf den Verluſt ſeines Bildes des heiligen Balthaſar und auf die Gegenwart Triſtan's.

Mochte er nun ſein, von Natur ſchwaches Gehirn vor der Zeit ermüdet haben, oder mochte der zwar geheim gehaltene, aber ziemlich oft wiederholte Gebrauch eines berauſchenden Getränkes ſeine geiſtigen Fähigkeiten verringert haben, — er ließ ſich in der Vollziehung der ihm noch verbliebenen Obliegenheiten einige Vergeßlichkeiten und Irrthümer zu Schulden kommen. Magdalene machte ihn auf dieſelben aufmerkſam und er erkannte ſie auch an; aber anſtatt ſich die Schuld beizumeſſen, ſchob er ſie lieber auf einen übernatürlichen, verderblichen Einfluß. In Folge deſſen veränderte ſich ſein Charakter; er ward im Umgange mürriſch und eigenſinnig; der Paſtor, der ein täglicher Beſucher in Magdalenens Hauſe war, ſagte es ihm. Da er nun in der Pfalz für einen Menſchen gegolten hatte, mit dem es ſich leicht leben ließ, ſo beſtärkte ihn dies nur in ſeiner Vermuthung, man habe einen böſen Zauber auf ihn geworfen. Nun aber war er nie üblerer Laune, als wenn er von Triſtan irgend einen Befehl erhielt; mit jener widerſinnigen Logik des Aberglaubens nun zog er daraus den in ſeinen Augen unumſtößlichen wahren Schluß, Triſtan ſei der Urheber jenes bösartigen Einfluſſes, unter dem er jetzt ſtehe.

Man denke nur an den im Allgemeinen ſo traurigen Zuſtand der Volkserziehung in den Dorfſchulen jener Zeit, in welche die

*) Volksthümliche, leider nur allzu ausdrucks- und wahrheitsvolle Bezeichnung des Branntweins.

Jugend Markolf's gefallen war; man berücksichtige, daß er aus dem Gebirge war, und daß die Bewohner der meisten Gebirgsländer, vielleicht in Folge der großartigeren, tiefer und geheimnißvoller auf sie wirkenden Naturerscheinungen, zum Aberglauben geneigt sind: man erwäge endlich, daß die Gegend Deutschlands, in der er nun lebte, auch heute noch, nach vierzigjährigem Fortschritte der Cultur, nicht zu den aufgeklärtesten gehört: — alsdann wird man nicht über den in Markolf's Herzen so tief eingewurzelten Haß erstaunen, der aus einem jungen Mann von höchst gutem und sanftem Charakter einen Gegenstand des Schreckens und Abscheus für jenen gemacht hatte.

Dem Geistlichen waren diese Vorurtheile und Abneigungen Markolf's, wie wir sie eben unsern Lesern auseinandergesetzt, keineswegs unbekannt geblieben. Seiner Pflicht als Seelsorger getreu, hatte dieser nicht hoch gebildete, aber mit gesundem Menschenverstande begabte Priester keine Gelegenheit unbenutzt vorübergehen lassen, um jene irrigen, verderblichen Meinungen in Markolf's Seele zu bekämpfen und bessere, vernünftigere Begriffe an deren Stelle in sein Herz zu pflanzen. Wie weit ihm dies gelungen war, hatte er, da Markolf allen seinen Zusprüchen nur ein undurchdringliches Stillschweigen entgegengestellt, bisher nicht beurtheilen können. Der heutige Abend aber gab ihm einen traurigen Beweis von den geringen Fortschritten, welche sein Beichtkind auf der Bahn der Vernunft gemacht.

Als nämlich der erste Hunger unserer Gesellschaft, die wir, wie unsere Leser sich geneigtest erinnern wollen, beim Abendessen gelassen hatten, gestillt und das Mahl weniger schweigsam geworden war, erzählte Markolf, der einige Zeit vorher in Münster gewesen, mit jener unbeschreiblichen Naivetät, die auf der innersten Ueberzeugung beruht, eine im Munde des dasigen Volkes lebende, ziemlich obscene Legende, in der der Name eines Heiligen sich eingemischt oder vielmehr als Hauptperson verwickelt fand. Unsere Leser werden uns deren Wiedererzählung um so leichter erlassen, als dieselbe eine überaus schwierige Sache ist, wenn Erzählende und Zuhörende nicht jenen unerschütterlichen Köhlerglauben besitzen, der auch die schmutzigsten Einzelnheiten solcher Art interessant macht. Wir sind

aber von der Ermangelung dieſes Prädikates bei unſern Leſern eben ſo überzeugt, als bei uns ſelbſt.

Daſſelbe ſchien auch der Fall bei den beiden jungen Leuten, welche mit Markolf bei Tiſche ſaßen. Sie hatten mehr als einmal ihre Lippen während der Erzählung zu einem ſpöttiſchen Lächeln verzogen. Markolf hatte aber nur Triſtan's Ungläubigkeit bemerkt; er war daher ſehr übel aufgelegt, die Buß- und Strafpredigt des Paſtors geduldig entgegenzunehmen, als dieſer brave Mann, unwillig und erzürnt darüber, daß man ſolchen Unſinn auf Rechnung der heiligen Religion ſetze, der alle Anweſenden angehörten, Markolf ziemlich hart fragte, wie er es wagen könne, einem Heiligen Wunder ſo entehrender Art zuzuſchreiben.

„Warum denn nicht?“ entgegnete dieſer, hitzig auffahrend. „Warum ſollte dies Gott nicht erlauben, da er doch dem Teufel erlaubt, die Böſen zu unterſtützen und ſie der Strafe zu entziehen, die ſie verdient haben?“

„Eines ſo wenig als das Andere; und Ihr werdet in keinem ernſthaften Werke dergleichen thörichte Fabeln leſen.“

„Ich glaube weniger an ein Buch, als an Das, was ein Vater ſeinem Sohne erzählt, damit dieſer es wieder ſeinen Kindern erzähle.“

„Da es aber in dieſen auf einander folgenden Geſchlechtern von Kindern Dummköpfe gibt, ſo darf man dem, was der letzte erzählt, keinen Glauben ſchenken.“

„Aber ich darf doch das glauben, was ich faſt mit meinen eigenen Augen geſehen habe.“

„Markolf! Was iſt das wieder für eine Thorheit?“

„Nein, Herr Paſtor, es iſt eine wahre Thatſache; ich habe es noch niemals erzählt, aber hier kann ich es wohl erzählen.“

„Nun ſo laßt hören; denn ich bin überzeugt, daß Euer ganzes Gerüſte von Wundern, das Ihr als einen felſenfeſten Bau betrachtet, vor einem Worte zuſammen ſtürzen wird.“

Die beiden jungen Leute beugten ſich über den Tiſch hin, um beſſer zu hören und auch Magdalene widmete der angekündigten Erzählung eine Aufmerkſamkeit, wie man ſie im engen häuslichen Kreiſe an einem Herbſt- oder Winterabend einer Geſchichte zu ſchenken pflegt.

Neuntes Kapitel.

Ein Wörtlein kann ihn fällen.
M. Luther.

Markolf, der ſich durch die augenblickliche Wichtigkeit, die ihm und ſeinen Worten zu Theil geworden, aufgeregt fühlte, begann nun ſeine Erzählung folgender Maßen:

„Die Thatſache iſt die. Es wurden vor einer Reihe von Jahren Räuber, welche alle Arten von Schandthaten und Verbrechen begangen hatten, nebſt ihrem Hauptmann eingefangen.“

Bei dieſem Beginn überlief es Magdalenen, wie ein Fieberſchauer; Triſtan ward ganz Ohr. Markolf aber, der an Nichts als an die Wichtigkeit ſeiner Geſchichte dachte, fuhr ruhig fort:

„Ihre Verbrechen waren ſo ſonnenklar und erwieſen, daß ſie weder an Entſchuldigungen, noch an Läugnen dachten; der Führer dieſer Bande geſtand ſogar noch weit mehr Gräuelthaten ein, als die Gerechtigkeit von ihm wußte. Sie wurden daher auch ſämmtlich zur großen Freude der Umgegend zum Tode verurtheilt. Die Böſewichter aber wollten bis zum letzten Augenblick ihr Leben friſten und appellirten daher an einen höheren Gerichtshof, der aber ihre Appellation verwarf. So ward denn der Tag ihrer Hinrichtung anberaumt und in der Stadt bekannt gemacht.

„Ehe ich aber weiter erzähle, muß ich Euch die Lage des Gefängniſſes beſchreiben, in dem man ſie verwahrte. Stellt Euch ein großes, viereckiges, ſehr hohes Gebäude vor, mit ganz glatten, nackten Außenwänden; dieſes Gebäude ſteht völlig iſolirt mitten in einem großen Hofe und rund um den Hof herum zieht ſich eine große Mauer. Hinter dieſer Mauer befindet ſich ein Rundweg, in dem Tag und Nacht unabläſſig Schildwachen auf- und abgehen, und der von der andern Seite wiederum von einer Mauer eingeſchloſſen iſt, die eben ſo hoch als die vorige und gleich dieſer mit ſpitzen Eiſenſtacheln und Glasſcherben verſehen iſt.

„Der Räuberhauptmann ſtand in dem Rufe, eben ſo tollkühn und verwegen als rieſenhaft ſtark zu ſein; man hatte ihn daher, um ihm ſelbſt jeden Gedanken an ein Entkommen zu benehmen, in den oberſten Raum des Gefängniſſes eingeſperrt und das Fenſter ſeines Kerkers mit tüchtigen Eiſenſtäben vergittert.

„Am Abend vor dem zu ihrer Hinrichtung bestimmten Tage hatten all diese Elenden verlangt, einander noch einmal zu sehen, um Abschied von einander zu nehmen. Der Richter hatte die Erlaubniß dazu ertheilt und all diese Unmenschen kamen, mit schweren Fesseln beladen und von einer zahlreichen Wache von Soldaten und Gefängnißwärtern begleitet, in einem großen Saale des Gefängnisses zusammen, wo man sie nicht einen Augenblick aus den Augen verlor und Alles hörte, was sie mit einander sprachen.

„Bald bereute man die ihnen ertheilte Erlaubniß; denn anstatt daß diese Gottlosen sich durch Gebete und Ermahnungen zu ihrem Tode vorbereitet hätten, unterhielten sie sich vielmehr von den Gräuelthaten, die sie begangen. Sie lachten bei der Erinnerung an die letzten Augenblicke derer, denen sie die Häuser über den Köpfen angezündet, und riefen einander in's Gedächtniß, mit welcher Lust sie sich während des Todeskampfes ihrer unglücklichen Schlachtopfer Speise und Trank hatten schmecken lassen. Man kündigte ihnen daher bald an, sie seien lang genug zusammen gewesen und müßten jetzt wieder ein Jeder in seinen Kerker zurückkehren. Im Augenblick ihrer Trennung rief Einer von ihnen ihrem Führer zu:

„Sag' mal, Hauptmann, ist es Dir so ganz gleichgiltig, daß Du morgen in die Ewigkeit hinüber tanzen wirst?"

„Meiner Treu, ja," entgegnete dieser, sich halb umwendend; „wenn aber," fügte er nach einer Ueberlegung, die einige Minuten gedauert hatte, hinzu, „der Teufel mich heute Nacht retten will, und mir noch zehn Jahre zu leben schenkt, so mag ich ihm für den Preis gern meine Seele schenken."

„Hierauf lachten die Andern alle hell laut auf und die Gefängnißwärter brachten sie alle wieder in ihre Kerker zurück, in denen sie bis zum andern Morgen verbleiben sollten, um von da zum Tode geführt zu werden. Man untersuchte vorher noch mit größter Sorgfalt, ob ihre Ketten hinlänglich fest und ihre Eisen wohl angeschmiedet seien.

„Am andern Morgen mit Tagesanbruch holte man die Verurtheilten ab; alle befanden sich noch, wie man sie gestern Abend verlassen, an ihre Kerkermauern angeschmiedet; nur der Hauptmann war verschwunden."

Hier machten alle Zuhörer Markolf's eine Bewegung des Erstaunens; Magdalene, der schon mehrere Male die Worte auf der Zunge gelegen, womit sie den Erzähler unterbrechen und ihn an das von ihm geforderte und auch gegebene Versprechen des Stillschweigens mahnen wollte, überwand sich wieder und hörte ferner, mit einem von Neuem gespannten Interesse zu.

Markolf, erfreut über das allgemeine Erstaunen, erzählte nun weiter:

„Freilich fand man die Ketten zerbrochen und die eisernen Gitterstäbe des Fensters losgerissen; freilich fand man ferner am Fenster eine Art Strick, der aus einem Betttuch und einem Hemde zusammen geflochten war; aber damit war die Flucht noch nicht erklärt. Denn der Strick ging nur bis zwanzig oder fünf und zwanzig Fuß oberhalb des Erdbodens herab und wäre der Gefangene durch einen kühnen Sprung auf diesem Wege herabgekommen, so hätte man in dem feinen Sand, der über den Hof hin gestreut war, seine Spur entdecken müssen; es war aber auch nicht ein Sandkörnchen verrückt. Wenn er ferner von dieser Höhe herunter gekommen, ohne sich Schaden zu thun und ohne irgend ein Kennzeichen davon zu hinterlassen, so blieb immer noch die Frage, wie er über die erste und dann, trotz der Schildwachen, der eisernen Stachelspitzen und der schneidenden Glasscherben, über die zweite Mauer gekommen sei. Aber man erinnerte sich an die Worte, die er den Abend zuvor zu seinen Kameraden gesagt und fand Alles erklärlich."

„Und man hat ihn nicht wieder eingefangen?" frug Bertha.

„Niemals."

Unwillkürlich seufzte Magdalene aus tiefer Brust auf, wie von einer drückenden Last befreit.

„Aber hat man die Soldaten befragt, die Schildwach standen?" sagte der Pastor.

„Man hat sie streng ausgeforscht und zwei von ihnen haben ausgesagt, sie hätten gegen Mitternacht ein Reiben, Etwas, das dem Flügelschlage eines Vogels ähnlich klang, gehört, hätten nach oben geblickt, um zu wissen, was dies sei und da hätten sie eine menschliche Gestalt bemerkt, die in der Luft über dem Rundwege gleichsam hinüber geschwommen sei."

„Ein kindisches Märchen," rief der Pastor mit einiger Hitze aus.

„Nein, es iſt wahr, wie das Wort Gottes," entgegnete Markolf gereizt und ſchlug mit ſeinem Meſſer auf den Tiſch.

„Was wißt Ihr davon?"

„Ich weiß es wohl, weil ich in jener Stadt war, weil ich mich ſogar genau an das Datum jener Nacht erinnere, — es war um Mitternacht den neunzehnten September, — weil ich endlich ſelbſt den Räuberhauptmann geſehen und gekannt habe."

„Ihr?"

„Ja wohl, ich; man nannte ihn den Rothbart."

Bei Nennung dieſes Namens machte Triſtan eine Bewegung des Entſetzens und wollte aufſpringen; Magdalene aber ſtürzte auf ihn zu, während der Paſtor und Bertha ſich eifrig und erſchrocken um dieſe Beiden drängten und Markolf ſelbſt ganz außer ſich und ſtarr vor Erſtaunen blieb über die Wirkung, die ſein letztes Wort auf Triſtan gemacht hatte.

Zehntes Kapitel.

— — Was iſt Lebenswiſſen, und du
Der Götter Geſchenk, Prophetengeſicht und der Ahnung
Vorſingende Zauberſtimme!

Herder.

Wenn uns der Lauf unſerer Erzählung in einem der vorigen Kapitel darauf geführt hat, zu zeigen, wie traurige Reſultate abergläubiſche Ideen in einem von Natur ſchwachen und durch Unterricht nicht aufgeklärten Kopfe hervorbringen können, ſo ſind wir jetzt im Begriff darzuſtellen, was aus denſelben Ideen entſteht, wenn ſie, anſtatt eine grobe Unwiſſenheit und thieriſche Rohheit der Geſinnungen anzutreffen, in eine weiche Seele fallen, welche in ernſten Gedanken und edlen Beſtrebungen eine ſtarke Schutzwehr gegen das Böſe beſitzt.

Geſtehen wir es nur ein; ſo ſehr auch unſere Zeit ſich in manchen Punkten und an manchen Orten dazu hinneigt, an übernatürliche Einmiſchungen Behufs der Erfüllung von Thatſachen

oder ihrer Vorherverkündigung zu glauben, so kann sich doch dieser Glaube nur bei Personen finden, denen es an jener Energie fehlt, welche uns Vertrauen auf uns selbst verleiht und uns erspart, außerhalb der Grenzen dieser Welt, in einer uns unbekannten Region, die Stütze eines Schutzes oder die Ermuthigung eines Versprechens zu suchen. Aber diese Energie fehlt nicht allein denjenigen, welche ein Mangel an Erziehung der in dieser liegenden Hilfsmittel beraubt oder welchen ein schwächerer Körperbau Mißtrauen gegen ihre eigene Kraft und das ihr zu vollbringen Mögliche eingeflößt hat. Man kann vielmehr diese Energie durch eine glückliche Naturanlage erhalten haben und sie in einem allzu lange währenden Kampfe mit dem Schicksal verlieren, oder durch einen jener schmerzlichen Schläge, welche plötzlich ein Dasein treffen und für immer in ihm nachhallen. Ja man kann sogar durch alle Handlungen seines Lebens hindurch diese Kraft bewährt und an den Tag gelegt haben und kann doch plötzlich für einen Fall von ihr verlassen werden, besonders wenn es eine jener überwiegenden Leidenschaften betrifft, die mit tyrannischer Gewalt auf Geist und Gemüth sich werfen, uns alle Spannkraft und Stärke rauben und uns hinfort nur für Empfindungen des äußersten Entsetzens und der unbegründetsten Hoffnungen empfänglich machen.

Jedermann wird, so glauben wir, bei einem prüfenden Blick in sein eigenes Innere, oder bei einer etwas sorgfältigen Beobachtung seiner Umgebung die Wahrheit des Gesagten bestätigen können. Man wird es daher nicht so erstaunlich finden, daß Tristan, der sich seit zehn Jahren in einem Kampfe mit gehässigen Erinnerungen abmühte, und der für seine Qual weder in einer Frage, noch in einer vertraulichen Mittheilung je eine Erleichterung hatte finden können, sich jenen melancholischen Gewohnheiten überlassen hatte, welche auf die Seele einen so entnervenden Einfluß üben. Magdalene hatte sich getäuscht, wenn sie gehofft hatte, dem Gemüthe ihres Sohnes durch ein unverbrüchliches Stillschweigen jede Rückkehr in die Vergangenheit abzuschließen. Sie glaubte durch die Zärtlichkeit, die sie gegen ihn zeigte, ihn in Bezug auf die Zukunft hinlänglich beruhigt zu haben, und sie dachte auch nicht im Entferntesten daran, es könne ihm einfallen, sich dadurch eine Qual zu bereiten, daß er seine Existenz für eine precaire halte, weil er nicht einsah, wodurch

er zu derſelben berechtigt ſei. Ihn aber peinigte zumeiſt der Gedanke: Konnte nicht jene unbekannte Familie, die er zwar in ſeinen Erinnerungen nicht wieder fand, von der aber ein Glied, ſein Bruder, unter ſo ſcheußlichen Zügen in ſeinem Gedächtniſſe lebte, konnte ſie nicht jeden Augenblick ihre Rechte an ihn geltend machen und ihn dem Aſyle entreißen, in dem er verborgen? Konnte ſie ihm nicht zurufen: „Komm, Du biſt mit unſrem Stempel gebrandmarkt; komm, Du darfſt weder lieben noch geliebt werden; wir haben Dich frühzeitig den Geruch des Blutes athmen laſſen, komm, wir wollen Dir deſſen noch mehr geben?“

Hätte ihm Magdalene geſagt, ſie ſei ſeine Mutter, hätte ſie ihm die ganze Wahrheit kund gethan, ſie würde ihm viele Qualen damit erſpart haben, während ſie gerade im Gegentheil ihm dieſe fern zu halten glaubte, indem ſie allen ihren Mutterfreuden entſagte.

Wenn Triſtan ſein Gemüth von allen dieſen grauſamen Betrachtungen überwältigen ließ, ſo war es natürlich, daß er das Leben als eine ſchwere Laſt betrachtete und daß er deren oft entledigt zu ſein wünſchte, damit er nicht ſpäterhin die von Magdalene und Bertha ihm zu Theil werdende zärtliche Liebe mit tauſend Uebeln entgelten müſſe. Ja dieſe Zärtlichkeit machte ihn nur noch unglücklicher; denn die eine verbot ihm von Erkenntlichkeit zu ſprechen, während er ſelbſt ſich verpflichtet glaubte, die unſelige Liebe, die er für die andre empfand, tief in ſein Herz zurückdrängen zu müſſen.

Es giebt keinen Wunſch, ſo unwahrſcheinlich und ſelbſt unangenehm uns auch ſeine Erfüllung wäre, der nicht, wenn wir ihn oft wiederholen, einen Anſchein von Gewißheit erhält; für den mit ihm vertrauter gewordenen Geiſt geſtaltet er ſich bald zu einem Verſprechen oder einer Drohung. So nehmen wir dann für eine Ahnung das, was im Grunde nur die Fortdauer einer Idee iſt, die ſich in unſrem Herzen feſtgeſetzt, ſich von deſſen beſtem Blute nährt und mit allen andern ſich daſelbſt bewegenden Gefühlen und Gedanken ihr eigenes Leben behält und in den Augenblicken, wo alles Andre in uns ſchweigt, uns durch eine krampfhafte Umſchlingung an ihr Daſein erinnert.

So war Triſtan nach und nach zu der Idee gekommen, das

Leben ſei für ihn etwas Unmögliches geworden und es ſtehe ihm in naheliegender, kurzer Zeit deſſen Ende bevor. Ueberhaupt mag es wohl wenig Perſonen geben, die nicht, beſonders in ihren erſten an Ueberfülle unbenutzter Lebenskraft leidenden Jugendjahren, ihrer Lebensdauer eine beſtimmte Grenze angewieſen und nicht geglaubt haben, über dieſe nicht hinaus zu kommen; zum Glück aber erhält dieſe düſtre Prophezeihung ſelten irgendwo Beſtand. Triſtan hatte für ſeine Befürchtungen noch keine ganz beſtimmte Epoche feſtgeſtellt; aber je mächtiger er in ſich ſeine Liebe zu Bertha werden fühlte, deſto tiefer empfand er den Schmerz, daß er nicht in Ehren mit ihr davon ſprechen, alſo nie hoffen könne, ſeine Gefühle von ihr getheilt zu ſehen; und dieſen ſeinen Kummer nahm er für eine Offenbarung eines traurigen Geſchicks. Unter der Herrſchaft dieſes ihn unabläſſig beſchäftigenden Gedankens ward Alles ein Vorzeichen für ihn; eine günſtige Vorbedeutung, die er aus der allergleichgültigſten Handlung ſchöpfte, verlieh ſeiner Seele auf einige Tage neue Spannkraft; die abfällige Antwort irgend eines improviſirten Orakels dagegen brachte ihn von einem ſchon feſtgefaßten Entſchluſſe wieder ab.

Am Morgen deſſelben Abends, den wir nebſt der Geſchichte Markolf's unſern Leſern früher erzählt haben, hatte Triſtan wieder ein wenig Vertrauen zu ſeinem Schickſale gewonnen und die Zukunft unter minder düſteren Farben erblickt. Bertha war ja eine Waiſe gleich ihm; was für Nachforſchungen betreffs ſeiner Familie hatte er alſo zu fürchten? Frau Koppen ſchien gleichfalls ſeine Zuneigung zu ihrer Adoptivtochter mit Vergnügen wahrzunehmen. Er entſchloß ſich alſo, Bertha zu ſagen, daß er ſie liebe und ſie zu fragen, ob ſie in eine Verbindung mit ihm willigen wollte, zu der er freilich weiter Nichts mitbringe, als ein Herz voll Liebe für ſie und Muth zur Arbeit. Dieſe lachenden Gedanken hatten ihn mit dem Daſein wiederum einigermaßen ausgeſöhnt. Er kehrte deshalb frühzeitig von der ihm obliegenden Beſichtigung der Felder zurück, zu einer Stunde, da ſich Magdalene noch in ihrem Zimmer befand und Bertha ſich mit den Sorgen der Haushaltung beſchäftigte.

„Bertha" ſagte der junge Mann, als er in's Zimmer getreten, heiteren Tones, „ich möchte mit Dir ſprechen."

„Ernſthaft über etwas ſprechen?“ antwortete Bertha, lächelnd, als wäre das Ernſte gerade nicht das, was ihr am Meiſten gefiele.

„Ja wohl, ernſthaft,“ entgegnete Triſtan, deſſen Geſicht ſchon einen minder heiteren Ausdruck angenommen; „willſt Du in den Garten hinabkommen?“

„Gern.“

Triſtan reichte Bertha den Arm und beide gingen eine Allee hinab, die ſich längs eines Baches hinzog. Als Bertha Triſtan's bedächtig ernſte Stimmung bemerkte, hatte ſie ihre Heiterkeit, die ihr nun nicht mehr an der Zeit ſchien, abgeſtreift und wartete der Dinge, die kommen ſollten.

Es iſt gar keine leichte Sache, einem weiblichen Weſen, das man liebt und ehrt, das erſte Wort von Liebe zu ſagen, ſelbſt wenn man zu der Hoffnung berechtigt iſt, daß dieſes Wort keinen üblen Empfang finden werde. Ehe man es wirklich ausſpricht, holt man oft tief Athem, um ſprechen zu können, öffnet gar oft den Mund und hat am Ende gar noch nicht geſprochen. So gingen auch unſre beiden jungen Leute ſchweigſam neben einander her.

Man war in jener Epoche des Jahres, wo in der Luft jenes leichte Gewebe fliegt, das man Muttergottesfäden nennt. Einer von dieſen Fäden, der ein Spiel der Winde geworden, ſchwebte in der Allee und legte ſich um die beiden Körper, die ihn kreuzten. Da er ſich ungefähr in der Höhe ihrer Bruſt befand, ſo haftete er an derſelben feſt und ſeine beiden von dem Luftzuge getriebenen Enden beugten ſich rückwärts, ſo daß der Faden eine Art Gürtel bildete, der Triſtan und Bertha an einander kettete. Dieſer gewahrte das ſchwache Band, das ihn und ſeine junge Freundin umſchlang; es ſchien ihm ein Bild davon, wie ſchwach ſeine Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang ſei und er wagte nun noch weniger, als vorher, das Stillſchweigen zu brechen. Seines Zauderns jedoch ſich ſchämend, wollte er demſelben ein Ziel ſetzen.

„Gut,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „wenn dieſer uns umſchlingende Faden nicht reißt, ehe wir an das Ende der Allee gekommen ſind, ſo werde ich ſprechen.“ Und einen Augenblick ſpäter ſpann er ſeine Vorbedeutung noch weiter aus und ſagte zu ſich: „Alsdann wird mich auch Bertha günſtig anhören.“

So hatte er denn noch nicht zwanzig Schritte gemacht und

das Schickſal ſeiner Liebe hing ganz und gar davon ab, einen wie andauernden Widerſtand der Muttergottesfaden der Bewegung ihres Ganges entgegenſtellen würde. Mit welcher Aengſtlichkeit heftete er daher auch die Augen darauf, mit welcher Theilnahme verfolgte er die ſchlangenförmigen Bewegungen dieſes ſeidenweichen Fädchens, deſſen elaſtiſche Biegſamkeit allen anmuthigen Anſtößen der Schritte Bertha's nachgab, die natürlich die geheimen Gedanken Triſtan's nicht kennen konnte.

Schon waren ſie nahe am Ende der Allee und Triſtan begann behaglicher zu athmen, als Bertha zu ihm ſagte:

„Nun, Du hatteſt mir ja verſprochen, mir etwas zu ſagen?

Bei dieſen Worten ſchlug ſie mit ihrer Hand auf denjenigen Arm Triſtan's, über den der Faden ſich zog . . . und er riß davon entzwei. Dem jungen Manne wäre vielleicht in dieſem Augenblicke eine abſchlägige Antwort aus Bertha's Munde kein ſo tief in's Herz dringender Stich geweſen, als dieſer traurige Ausgang ſeiner abergläubiſchen Berechnung. Er blieb unbeweglich, ſtarr auf einem Flecke ſtehen und es zog ſich über ſeinen Augen eine düſtre Wolke zuſammen.

„Was iſt Dir denn?" frug ihn Bertha, die ihm erſtaunt zuſah.

Er ſtammelte ein kaum hörbares: Nichts hervor und Bertha bat ihn darauf von Neuem, dies Mal mit unruhig dringendem Ausdrucke, ſich doch auszuſprechen, als plötzlich von fern Magdalenens rufende Stimme hörbar ward.

„Nicht jetzt!" entgegnete Triſtan, faſt glücklich, auf dieſe Art ſeiner ihn grauſam bedrängenden inneren Aufregung entgehen zu können.

Nach dem Mittagsbrot, das in jener Zeit und Gegend noch wirklich um Mittag Statt fand, nahm er ein Buch zur Hand und irrte mit demſelben planlos im Felde umher. Wir haben im Anfang dieſer Erzählung geſehen, wie er erſt mit einbrechendem Abend zur Beruhigung der beiden ihn wie ihe einziges Gut liebenden Frauen nach Hauſe kam.

Nun unſre Leſer wiſſen, in welcher Gemüthsſtimmung Triſtan ſich befand, als ihn Markolf's Erzählung und am Schluß derſelben der ſo unerwartet ausgeſprochene Name ſeines ſchrecklichen Bruders

überraſchte, — nun haben wir wohl nicht mehr zu befürchten, daß ſie unſeren Helden des Kleinmuths und der weibiſchen Schwäche anklagen werden, wenn wir ihnen erzählen, daß ihm, als er das Wort Rothbart ausſprechen hörte, das Blut gewaltſam nach dem Herzen zurückfloß und auf einen Anfall von Nervenkrampf eine lange Ohnmacht folgte. Der Paſtor, der gleich vielen älteren Landgeiſtlichen ein wenig Arzt war, behandelte ihn mit Sorgfalt; bald konnte man ihn auch in ſein Zimmer bringen und der wackre Greis verließ ihn nicht eher, als bis er den beiden Frauen die Verſicherung geben konnte, es habe keine Gefahr und die Nachtruhe werde ihn vollends herſtellen.

Markolf hatte an Allem, was vorgegangen, nur ſehr geringen Antheil genommen. Als er ſich entfernte, nahm er von dieſem Abend keine andre Idee mit fort, als daß Triſtan gerade in dem Augenblicke bleich geworden ſei und ſich übel befunden habe, in welchem er dem Paſtor die unwiderleglichſten Beweiſe eines hölliſchen Vertrages gegeben hatte.

Obgleich Magdalene den Worten des Paſtors glaubte und Nichts bemerkte, was ihr wirklich hätte Furcht einflößen können, wollte ſie doch Triſtan nicht verlaſſen; ſie ſchickte Bertha ſchlafen, während ſie ſelbſt ſich in einem Lehnſtuhl zu Häupten des Kranken einrichtete. Es iſt, als ob eine Mutter auf ihre bloße Gegenwart rechnete, um die Gefahr von ihrem Kinde fern zu halten. Triſtan verbrachte eine unruhige, aufgeregte Nacht; oft erwachte er, von ſchreckenerregenden Träumen aus ſeiner Ruhe aufgeſtört und über und über mit einem kalten Angſtſchweiß bedeckt. Zuweilen ließ er unzuſammenhängende Worte hören und Magdalene, welche das mindeſte Geräuſch, die mindeſte Bewegung aus dem leichten Schlummer erweckte, in den ſie einige Male wider ihren Willen verſank, beruhigte ihn dann mit liebevollen Worten, faßte ihn bei der Hand und legte ihr Haupt neben das ſeinige auf das Kopfkiſſen. Als der Morgen gekommen war, beſtand Triſtan darauf, Magdalene ſolle ſich zur Ruhe begeben; er fühle ſich beſſer, ſagte er, und ſei überzeugt, daß zwei oder drei Stunden Morgenſchlaf auch die letzte Spur ſeines Unwohlſeins verwiſchen würden. Zwar war er, als er dieſes ſprach, noch ſehr bleich; dieſe Bläſſe konnte aber noch von dem geſtrigen Zufalle herrühren, und Magdalene fühlte ſich, als ſie ihn verließ,

hierüber nicht beunruhigt. Kaum hatte ſie das Zimmer verlaſſen, ſo ſetzte ſich Triſtan im Bette auf und horchte, ob ſie ſich wirklich zu Bette legen werde; als er ſodann zu der Ueberzeugung gelangt war, ſie könne ihn nicht mehr hören, noch ſtören, warf er ſich einigermaßen in die Kleider, ging an die Mauer, welche ſeinem Bette gegenüber war, prüfte ſie aufmerkſam, unterſuchte ihre Feſtigkeit, indem er mit den Fingern leicht hin auf mehrere Stellen klopfte, kehrte zu ſeinem Lager zurück, ſah unter daſſelbe hin und ſetzte ſich endlich, mit allen Zeichen einer getäuſchten Erwartung und einer peinlichen Ueberraſchung, an einen in der Nähe der Thüre ſtehenden Tiſch, damit er das geringſte Geräuſch ſofort bemerke. Hier ſchrieb er nun in größter Eile folgenden Brief:

„Einmal wenigſtens muß ich mein ganzes Herz ergießen. Einmal wenigſtens vor meinem Tode muß ich Dir, meiner theuern Wohlthäterin, die Du mir das Leben gerettet haſt, ſagen, welche Schätze von Zärtlichkeit dieſes Herz gegen Dich hegt, das Du herangebildet, dem Du neue Gefühle eingeflößt und das Du für ſeine Gelehrigkeit durch Deine Liebe belohnt haſt. O wie gern wüßte ich, ob Du meine Traurigkeit nicht für Undankbarkeit gehalten! Aber, nein, ich habe Dich zu zärtlich geliebt; ich weiß nicht, ob ich je Worte gefunden hätte, die heiß genug geweſen wären, um es Dir zu ſagen; aber ich würde wenigſtens den Verſuch gemacht haben, es Dir auszudrücken, hätte ich es nicht als eine Art Treuloſigkeit betrachtet, Dich zu ermuthigen, daß Du einen Unglücklichen noch mehr lieben ſollteſt, den Gott ſchon ſeit langer Zeit Ruhe hoffen ließ, indem er ihm verſprochen, ihn in ein beſſeres Leben zu rufen.

„Endlich iſt dieſer Zeitpunkt da, ich fühle es. Gern möchte ich es Dir nicht ſagen, um Dich nicht zu betrüben; aber Du wirſt dieſe Zeilen erſt leſen, wenn ich nicht mehr ſein werde, und Du wirſt ſehen, daß, wenn ich mein Schickſal mit einigem Muth ertragen, es geſchah, weil ich fühlte, ich ſei nicht für das glückliche Leben geboren, das Du und Bertha, ihr beiden Engel, mir trotz meines Geſchickes bereiten wolltet. Gern wollte ich, es wäre mir möglich, hier noch mich ſelbſt anzuklagen, daß ich mich von Ideen beherrſchen laſſe, welche die Schwermuth erzeugt und die Schwäche

ernährt; aber ich kann dies nicht mehr und ich werde aller Schuld ledig ſein, wenn ich Dir Alles werde erzählt haben.

„Geſtern hatte ich ſicherlich Unrecht; aber Du wirſt mir verzeihen, denn ich habe ſeit jenem Augenblick Unſägliches gelitten. Geſtern Morgen habe ich Bertha ſagen wollen, daß ich ſie liebe, habe ſie von ihr ſelbſt erhalten wollen, ehe ich ſie von Dir verlangte; eine traurige Vorbedeutung hat mich davon zurückgehalten. Du erinnerſt Dich vielleicht, daß ich nach Tiſche ausgegangen bin, um einen Spaziergang in den Wald zu machen; ich ging auch in der That dorthin; ich ſuchte mit Hilfe eines Buches die düſtern Ahnungen, die mich quälten, zu verſcheuchen und wieder zu den lachenden Illuſionen zu gelangen, die mich am Morgen bewogen hatten, Bertha näher treten zu wollen. Nach und nach kam ich tiefer in den Wald hinein, da wo er wieder gelichtet iſt, und ohne es ſelbſt gewahr zu werden, war ich bis an den hohlen Felſen gelangt, aus dem die Quelle hervorrieſelt, die weiterhin unſern Bach bildet. Die Stille des Ortes, ſeine Kühle und Friſche luden mich ein, mich am Rand des Waſſers hinzuſetzen und dort verfiel ich in eine jener Träumereien, welche nichts Bittres noch Schmerzhaftes haben, in denen ſich aber unſere Gedanken in ſich ſelbſt verzehren und in denen man kaum noch ein beſtimmtes Gefühl des Daſeins hat.

„Ich weiß nicht, wie lange ich in dieſem Zuſtande geblieben war, als ein Geräuſch, das in meiner Nähe hörbar ward, mich plötzlich erweckte; ich ſah hinter mich, bemerkte jedoch Nichts. Im Augenblick aber, wo ich beim Umdrehen des Kopfes mit dem Blicke die Felſenhöhlung ſtreifte, ſah ich etwas Glänzendes; die Dunkelheit des Ortes aber machte es unmöglich zu entſcheiden, was es ſein könne. Bald jedoch erkannte ich, daß der Gegenſtand, in welchem ſich ein Lichtſtrahl wiederſpiegelte, der blinkende Lauf einer auf mich gerichteten großen Piſtole war. Meine Gedanken ſind ſchon allzulange mit der Idee eines nahen Todes vertraut, als daß dieſer Anblick ein Gefühl des Entſetzens in mir hervorgerufen und mir die Flucht als eine Nothwendigkeit hätte erſcheinen laſſen. Ich ſtand vielmehr auf und mit entblößtem Haupte hielt ich meine unbewehrte Bruſt dem Todespfeile hin.

„Die Piſtole blieb fortwährend in ihrer drohenden Stellung.

„Schon fühlte ich in meinem Innern eine Art von Gefühl, das wohl dem eines mit dem Tode Ringenden ähnlich sein mochte, ... da plötzlich senkte sich die Waffe langsam und meine mit dem Dunkel, wohin ihr Blick fiel, schon vertrauter gewordenen Augen bemerkten ein bleiches Mannshaupt mit wild emporgesträubtem Haare und einen flammenden Blick, der mich bis tief in's Innerste durchdringen zu wollen schien.

Mit Blitzesschnelligkeit verschwand die Idee des Todes aus meinem Geist und trat an deren Stelle eine entsetzliche Erinnerung.

„Die Pistole fiel klirrend zu Boden, und der Kopf streckte sich weiter vor, um besser zu sehen. Es war ein ungeheuerlich dicker Kopf, mit borstig-struppigem, wirr durch einander liegendem rothgrauem Haar. Unter dem Feuerblick, der mir immer näher kam, erzitterte ich am ganzen Körper und schlossen sich meine Augen. Ich war nahe daran, ohnmächtig hinzusinken, als der Gesang junger Leute, die aus Lippstadt vom Jahrmarkte zurückkamen, ertönte. Dadurch ward ich mein selbst wieder bewußter und öffnete meine Augen, um zu sehen. Aber schon hatte die Gestalt den Felsen verlassen, war über das schmale Wasser gesprungen und ich sah sie mit der kraftvollen Gewandtheit einer gehetzten wilden Bestie über einen ziemlich hohen Busch hinwegspringen und in die dichte Finsterniß des Waldes sich verlieren.

„Zwar hatte ich Niemanden erkannt, aber eine nimmer erstorbene Erinnerung war mit neuer Kraft in mir wach geworden und nur der Einbruch der Nacht konnte mich derselben entreißen, indem ich dadurch an Deine und Bertha's Besorgniß um mein Ausbleiben gemahnt ward, da ich schon sieben Stunden von Hause entfernt war.

„Nun aber kannst Du begreifen, was ich empfinden mußte, als das verhängnißvolle Wort am Schlusse von Markolf's Erzählung mir von der unverhofften Rettung eines Menschen Kunde gab, den ich vor Dir nicht nennen darf, und als mir hiedurch eine Erscheinung erklärlich ward, an die zu glauben ich mich bisher gesträubt hatte.

„Noch einmal erhielt ich einen Beweis Deiner zärtlichen Sorgfalt, die in ihrer Unermüdlichkeit mich dem Schicksale abringen zu wollen schien; aber Du vermochtest es nicht von meinem Haupte

abzuwenden. Vergebens bliebst Du, mein Schutzengel, bei mir um mich zu bewachen; meines Geschickes letzte Vorherverkündigung ward mir zu Theil.

„Während Du einen einzigen Augenblick der Gewalt des Schlummers unterlegen warst, sah ich, ich schwöre es Dir, ganz genau, wie jene riesenhafte Gestalt in mein Zimmer trat; nicht durch die Thüre, seine gewaltigen Arme hatten, um ihm einen Weg zu bahnen, die Mauer in zwei Stücke auseinandergebogen, die sich hinter ihm wieder zusammengethan haben. Er trat zu Füßen an mein Bett, lehnte sich auf das Holz und, seinen Kopf in die hohle Hand legend, sah er mich ohne Zorn und ohne drohende Miene an; sodann sagte er mit langsamer und gewichtiger Stimme folgende Worte deutlich zu mir:

„Um Mitternacht, am neunzehnten September wirst Du sterben."

„Da machtest Du eine Bewegung, ich wandte mich nach Dir um, aber Du schliefst; als ich mich nun wieder umdrehte, suchte ich eine Spur desjenigen, der mir so eben mein Todesurtheil gebracht; aber vergebens, Du und ich waren die einzigen im Zimmer befindlichen Personen.

„Zwei Tage noch! O könnte ich doch während dieser zwei Tage Alles, was mein Herz an zärtlicher Ergebenheit für Dich und Bertha besitzt, auf tausend Arten kund geben. In Eurer Nähe fühle ich, wie ich eine Mutter geliebt haben würde und wie gern ich noch länger leben möchte."

Im Augenblick, da er diese letzten Worte schrieb, hörte er ein leises Geräusch an der Thüre des benachbarten Zimmers; man drehte sachte und langsam den Schlüssel im Schlosse herum. Erschreckt und eine Ueberraschung fürchtend, schob er das Papier auf dem er geschrieben, rasch in eine Schublade und entkleidete sich eiligst und legte sich wieder zu Bette.

Kaum hatte er dies gethan, so öffnete man schon langsam und mit vieler Vorsicht die Thüre seines Zimmers.

Ein liebliches Köpfchen zeigte sich; es war Bertha, die auf den Fußzehen sich aufrichtend nahte und sehen wollte, ob Tristan schlafe. .... Als sie ihn mit offenen Augen nach ihr hinblicken sah, frug sie ihn, noch mit leiser Stimme, als fürchtete sie ihn zu erwecken:

„Du ſchläfſt nicht?"

„Nein, aber nimm Dich hübſch in Acht, unſre gute Frau Koppen ſchläft."

„Meinſt Du Tante? Ganz und gar nicht, ſie ſchickte mich, um zu ſehen, was Du machſt; ſie kann nicht mehr einſchlafen. Nicht wahr, Tante?" ſagte Bertha jetzt laut, indem ſie ſich aus der halboffnen Thüre von Triſtan's Zimmer nach dem ebenfalls geöffneten Zimmer Magdalenens hinüberdrehte.

„Wie? Iſt das böſe Kind noch immer wach?" ſagte jetzt dieſe heiteren Tones, indem ſie eintrat und die etwas verſchämte Bertha auch in's Zimmer ſanft hineinzog.

Dies Mal fiel ihr Triſtan's Bläſſe auf; ſie ſah auf ſeinem Geſichte Spuren eines tieferen Uebels, als ſie in ihren traurigſten Befürchtungen vermuthet hatte. Da ſie aber nicht durch Fragen zu ihrer Beruhigung den andern beunruhigen wollte, ſo behielt ſie ihre angenommene Heiterkeit äußerlich bei. Sie ſprach daher in einem ſcherzhaften Tone, unter dem ſie die trübe Beſorgniß, die in ihr wach zu werden anfing, verbergen wollte, weiter und ſagte:

„Diejenigen, welche den Anfang der Krankheit geſehen haben, müſſen auch der Geneſung beiwohnen; geh daher, liebe Bertha, zum Herrn Paſtor und bitte ihn, er möge uns zum Frühſtück beehren. Will Triſtan aufſtehen, ſo werden wir hinabgehen; wenn nicht, werden wir den jungen Herrn um die Erlaubniß bitten, an ſeinem Bette unſern Caffee trinken zu dürfen."

Bertha ging fort; ſobald ſie ſich aber entfernt hatte, ſetzte ſich Magdalene wieder an ihren Platz von voriger Nacht und dem Kranken liebevoll und herzlich die Hand drückend, ſagte ſie:

„Aber was iſt Dir denn, liebes Kind? Sollteſt Du Dich minder wohl oder gar von Neuem übel fühlen?"

„Nein, durchaus nicht, ich verſichere es Dich," antwortete der junge Mann, ſie zärtlich anblickend.

„Du haſt wohl heute Nacht nicht zum Beſten geſchlafen?"

„Mein Schlaf war etwas unruhig, Träume...."

„Böſe Träume?"

„Ja wohl, ziemlich böſe," ſagte der Kranke mit traurigem Lächeln.

„Ich will doch hoffen," erwiederte Magdalene, „daß Du nicht um eines Traumes halber traurig ſein oder Dich quälen wirſt!"

„Nein, fürchte Nichts."

„Da könnte man ſich oft Unruhe machen, wenn man auf all den Unſinn achten wollte, der Einem während des Schlafes durch den Kopf geht; es gäbe keinen Tag, wo man darüber an etwas Anderes denken könnte. Sieh, ich ſelbſt würde mich heute nicht wenig quälen, wenn ich eine ſolche Schwäche mir geſtattete."

„Wie ſo?"

„Glaubſt Du denn, daß Du allein auf der Welt Träume haſt?"

„Haſt Du heute Nacht geträumt?"

„Ach mein Gott, ja. Heute Nacht, hier neben Dir und ich kann Dich verſichern, daß, hätteſt Du mir nicht davon geſprochen, ich gar nicht mehr an den abgeſchmackten Traum gedacht hätte."

„Was war es denn?"

„Ich hatte Dich eben einſchlafen geſehen und war nun, freilich eine ſchlechte Krankenwärterin, ſelbſt ein wenig in die Arme des Schlafes geſunken, was ich mit um ſo geringerer Unruhe that, da Du mir nicht die geringſte Beſorgniß einflößteſt. Was nun in mir vorging, das weiß ich nicht genau; es war Alles verwirrt und unzuſammenhängend, eben wie ein Traum; nur auf Eines erinnere ich mich genau, nämlich eine Stimme gehört zu haben, die mir zurief:

„Mitternacht am neunzehnten September wirſt Du ſterben."

Magdalene hatte, um dieſe Worte zu ſprechen, ihre Stimme zu einem künſtlichen Baß umgewandelt und war eben im Begriff, darüber zu lachen, als ſie fühlte, wie Triſtan's Hand, die ſie in der ihrigen hielt, eiskalt ward; ſie ſah, wie ſeine Stirne ſich mit Schweiß bedeckte und ſein Haupt beſinnungslos auf das Kopfkiſſen ſich hinneigte.

Eilftes Kapitel.

Nun fühl' ich erst, was mich so elend machte,
Warum ich jede Lust mit einer Lüge
Erkaufen mußte, und schon glücklich war
Im feigen Wahn, mich selber zu vergessen.
Otto Müller.

Magdalene erschrack ernstlich. Zwar konnte sie der Erzählung ihres Traumes diese Ohnmacht nicht beimessen, aber sie fürchtete immer mehr, Tristan's Gesundheit sei mit Gefahr bedroht.

Der Pastor aber, der einige Minuten hernach mit Bertha ankam, beruhigte sie; er billigte die ersten Mittel, die sie angewandt, schrieb einige andere vor und verordnete vor Allem die ungestörteste Ruhe. Es sei Nichts weiter, als ein heftiger Nervenanfall, der Nichts als Ruhe bedürfe: in der That kam auch Tristan bald wieder zu sich und ermüdet von den Erschütterungen, die er erst gestern Abend erlebt, versank er in einen Schlaf, der alle Besorgnisse verscheuchte.

Frau Koppen bat den Pastor, mit Bertha zum Frühstück hinabzugehen, sie wolle noch beim Bette des Kranken bleiben, aus Furcht vor einem neuen Zufall.

„Es steht Nichts zu befürchten," sagte der Pastor; „wenn Sie ihn bleich werden sehen, so nehmen Sie nur ein wenig Eau de Cologne und reiben Sie ihm die Schläfen ein, indem Sie es mit ihrem Athem erwärmen."

Als Magdalene allein geblieben, wollte sie Alles, was sie etwa bedürfen könnte, zur Hand haben; sie suchte daher nach Eau de Cologne und erinnerte sich, daß sie eine Flasche davon in die Schublade eines Tisches gelegt und ging nun, um es zu holen. Zufällig war dies derselbe Tisch, an dem Tristan vorher geschrieben und hastig, als er überrascht zu werden fürchtete, den Brief in die Schublade geschoben hatte. Als Magdalene nun diese aufzog, fiel ihr das Papier in die Hände und da ihr gleich beim ersten Blick auf dasselbe die Worte Wohlthäterin und Bertha in die Augen fielen, konnte sie nicht umhin, es zu lesen. Da nun begriff sie, welche fürchterliche Wirkung das seltsame Zusammentreffen dieser beiden Träume auf den Kranken machen mußte.

Sie ſuchte ſich dieſes Zuſammentreffen keineswegs zu erklären; ſie bedachte nicht, daß Triſtan im Fiebertraum dieſe furchtbaren Worte geſprochen und daß ſie ſelbſt dieſelben in jenem irren, umherſchweifenden Zuſtande der Gedanken gehört haben konnte, der dem Einſchlafen voran zu gehen pflegt, in jenen Augenblicken, wo die geiſtige Kraft nicht mehr klar und ſcharf genug iſt, um wirkliche Thatſachen von der Vorſpiegelung der Einbildungskraft zu unterſcheiden. Anſtatt alſo die Urſache des Uebels aufzuſuchen, dachte ſie nur daran, es zu heilen. Nun aber frug es ſich, wie ſollte ſie es anſtellen, um dieſe Wunde zu ſchließen, die ſie unwillkürlich aufgeriſſen? Wie ſollte ſie den Eindruck dieſes doppelten Orakelſpruches vernichten? In den beiden letzten Zeilen jenes Briefes glaubte Magdalene ein Mittel ſich an die Hand gegeben, um dieſe traurigen Gedanken zu bekämpfen. Es entſprach dieſes Mittel zu ſehr einem lange Zeit unterdrückten Wunſche ihres Herzens, als daß ſie ſich nicht beeilt hätte, es zu ergreifen. Sie ließ alſo dem Paſtor und Bertha hinabſagen, Triſtan ſchlafe ruhig weiter und ſie werde es ihnen anzeigen laſſen, ſobald die Anweſenheit mehrerer Perſonen in ſeinem Zimmer keinen Nachtheil für ihn haben werde. Nachdem ſie ſich ſo verſichert hatte, mit ihrem Sohne ohne Unterbrechung ſprechen zu können, wartete ſie ruhig ſein Erwachen ab.

Während ſie ſo ſchweigſam am Bette ihres leidenden Kindes ſaß, ging ſie ihr Leben in Gedanken durch. Sie erkannte mit einer Art Schrecken, daß die Verbrechen ihres Gemahles und Chriſtoph's alle Zuneigung zu denſelben in ihr ertödtet hatten, daß ferner die Offenbarung Markolf's von geſtern Abend und die Erſcheinung, von der Triſtan's Brief ſprach, weit entfernt, eine Zärtlichkeit in ihr zu erwecken, die, wie man ſagt, in einem Mutterherzen ſtärker als alle Angriffe iſt, nur im Gegentheil ihre Befürchtungen für ihren geliebten Sohn, der von Jugend auf im Beſitz aller ihrer Zärtlichkeit geweſen, von Neuem und ſtärker erweckt hatten.

War ſie aber ſelbſt gegen dieſes Kind ihrer Liebe gerecht geweſen? Hatte ſie das Recht beſeſſen, ihm ſo lange ſeine Herkunft zu verbergen und ihn nicht wiſſen zu laſſen, daß Alles, was er wie eine Wohlthat empfing, ihm als ihrem Sohne vollkommen gebühre? Wenn er gewußt hätte, daß er nicht allein auf der Welt

ſtehe, würde er alsdann nicht in dieſem Gefühle eine Kräftigung gefunden haben und ſo jenen ſchmerzhaften Träumereien entgangen ſein, denen ihn der Gedanke an ſein Alleinſtehen ausſetzte? Alle dieſe Anklagen, die Magdalene gegen ſich ſelbſt erhob, erfüllten ſie mit tiefem, reuigem Bedauern; ſie ſah auf das vom Schmerz entſtellte Geſicht Triſtan's und ihre Augen füllten ſich mit Thränen, ihre Bruſt ſchwoll von Schluchzen auf, ſie ſank auf die Kniee und legte ihr Haupt auf ihre beiden zuſammengefalteten Hände, die neben Triſtan's Händen ruhten. In dieſer Stellung blieb ſie bis zu dem Augenblick, wo Triſtan, der ſich im Bette aufrichtete, mit erſtaunter Stimme ſagte:

„Wer iſt denn da?"

„Ich, mein Kind."

„Du, theure mütterliche Freundin; und warum knieend? Und weshalb weinſt Du?"

„Ich weine und liege auf meinen Knieen, weil ich Dich um Verzeihung bitten muß."

„Was meinſt Du damit? Mich?"

„Ja, Dich. Denn ich habe mich einer unverzeihlichen Härte gegen Dich ſchuldig gemacht. Ich fürchtete mich, vor Dir über Fehler zu erröthen, die doch nicht die meinigen waren; ich habe alle meine Geheimniſſe für mich behalten und beſaß doch alle die Deinigen; ich habe Dir alle Deine Freuden geſtohlen und hatte mir doch alle die meinigen für mich bewahrt."

„Mein Gott! Mein Gott! aber ſprich doch! ſprich doch!" ſagte Triſtan, der ſich auf ſeinem Kopfkiſſen in die Höhe gerichtet und Magdalene an ſich zog, um ſie aufzurichten und in ſeine Arme zu ſchließen.

„Ja, mein Freund, ich ſchämte mich, Dir zu ſagen, daß ich, ich vom Ertrage des Raubes und Mordes gelebt habe."

„Du?" frug Triſtan und lehnte ſich zurück, um ihr forſchend in's Antlitz zu blicken.

„Ach, ohne es zu wiſſen, ohne es auch nur zu ahnen!" ſagte Magdalene mit bittender Stimme und faltete die Hände zuſammen und verbarg ihr Haupt an Triſtan's Bruſt. Nach einem Augenblick des Stillſchweigens fuhr ſie ſodann fort: „Eines Nachts wurde er verfolgt. . . ."

„Wer?“ frug ſchüchtern Triſtan.

„Der, deſſen Namen ich trug.“

„Dein Gemahl?“

„Er mußte fliehen; er wollte mich mit ſich nehmen; ich widerſtand ihm und während ich unter einem Schlage ſeiner rohen Fauſt niederſank, raubte er mir meine beiden Söhne.“

„Ach! Du arme Mutter!“ ſagte Triſtan und umarmte ſie mit größerer Zärtlichkeit, als er je gethan. „Und wann haſt Du ihn wiedergeſehen.“

„Den Urheber aller meiner Uebel? Nie mehr.“

„Und Deine beiden Söhne?

„Einen, den älteren, habe ich ein einziges Mal wiedergeſehen.“

„Und er hat Dich erkannt?“

„Nein, er hat mich ermorden wollen.“

„ O! das Ungeheuer! Aber der andere! der andere?“

„Der andere! Er hat mir das Leben gerettet; dieſer Andere biſt Du.“

„Ich! meine Mutter, o meine Mutter!“

Und ſeine Arme ſchlangen ſich krampfhaft um Magdalenen; er umarmte und küßte ſie fortwährend, überſchwemmte ſie mit ſeinen Thränen und konnte keine andern Worte finden als:

„Meine Mutter! Meine liebe, gute Mutter!“

„Ja Deine Mutter, die es bereut, Dich ſo lange eines Glückes beraubt zu haben, das Du ſo lebhaft empfindeſt. Nicht wahr, Du liebſt mich doch noch? Armes Kind! Sonſt fand ich tauſend Gründe, Dir zu verbergen, wer Du ſeieſt; jetzt aber gegenüber Deiner Freude und der meinigen erſcheinen mir alle dieſe Gründe ſchlecht und egoiſtiſch und ſchäme ich mich derſelben. Weißt Du aber, was mich auf den beſſeren Weg gebracht? Dein Leiden, Deine Traurigkeit, beſonders aber dieſer Traum.“

„Dieſer Traum?“ entgegnete Triſtan mit dem Ausdruck des Erſtaunens.

„Ja wohl. Freilich kannſt Du Dir wohl denken, daß ich an dieſe Drohung nicht glaube; aber doch hat ſie natürlich die Idee an ein Ereigniß in mir erweckt, das über kurz oder lang doch ſicher einmal eintreten wird.“

„Was iſt das für ein Ereigniß?“ frug Triſtan.

„Glaubſt Du," entgegnete ſie mit einem Lächeln voll Liebe, „daß, weil ich Deine Mutter, Deine durch Dich glückliche Mutter bin, ich darum nicht ſterben muß?"

„Du!"

„Noch nicht heute und ſo Gott will, trotz der ſchönen, gegen mich gerichteten Prophezeihungen dieſes Traumes, auch noch morgen nicht," antwortete ſie und umarmte ihn zärtlich.

„Gegen Dich ſoll dieſe Prophezeihung gerichtet ſein?" frug Triſtan wieder, der die feine Wendung, welche Magdalenen ihre Zärtlichkeit für ihn eingegeben hatte, nicht errathen konnte, da er nicht wußte, daß ſie ſeinen Brief geleſen.

„Freilich gegen mich, da die Stimme zu mir ſprach," fuhr Magdalene fort, ohne daß ſie das Erſtaunen ihres Sohnes zu bemerken ſchien. „Aber da ich ſo plötzlich an die Idee einer jeden Augenblick möglichen Trennung erinnert ward, erſchrack ich bei dem Gedanken, daß ich ſterben könnte, ohne Dich je meinen Sohn genannt zu haben; daß ich dieſes Geheimniß, das ich Dir jeden Augenblick hätte offenbaren können, in's Grab mit mir nehmen würde, und daß Du Dich ſtets für eine Waiſe halten müßteſt, die Niemanden auf der Welt zu lieben gehabt. . . . Ich wollte nicht, daß Reue hierüber meine Gedanken in einem Augenblick vergiften ſolle, wo ich vielleicht nicht mehr Kraft gehabt hätte, ſie in Worten auszudrücken; ich wollte Dir wenigſtens Ein Mal ſagen, daß Du mein Sohn, mein Triſtan ſeieſt, derjenige, für den ich ſeit zehn Jahren gelebt habe, derjenige, der nun ſeiner Seits für mich wird leben wollen."

Während dieſer Worte hatte ſie allmälig Triſtan's Kopf auf ihre Schultern gelehnt, und indem ſie ſich mit dem Halſe über ihn hinbeugte, hielt ſie ihn gefangen und gab ihm eine leichte, regelmäßige Bewegung gleich der eines Kindes, das man einwiegt.

Triſtan war faſt wider ſeinen Willen bereit, dieſe ſeiner Ahnung gegebene günſtige Auslegung anzunehmen; zu jenem inſtinctartigen Schrecken, den alles Lebendige vor dem Tode hat, geſellte ſich nun noch die Furcht, ein Glück zu verlieren, das ihm zum erſten Male ſtrahlte.

„Und Du wirſt nicht blos für mich allein mein Sohn ſein," fuhr Magdalene fort, die ſeinen Gedanken eine andere Richtung zu geben bezweckte. „Du mußt es auch in den Augen aller Welt ſein; ich

muß zu Jedermann ſagen können: Dieſer ſchöne und gute junge Mann, den Ihr alle liebt, das iſt Magdalenens Sohn, der Sohn der Frau Koppen, das iſt mein Sohn, der ſeine Mutter zärtlich liebt. Wir wollen, damit dies in aller Regel geſchehen könne, den Paſtor um Rath fragen. Wie, wenn ich ihn riefe, er iſt wahrſcheinlich unten?"

Sie machte eine Bewegung, um an die Thüre zu gehen; Triſtan aber, der noch unter der Gewalt der ihn beherrſchenden düſtern Todesideen ſtand, hielt ſie zurück.

„Liebe Mutter," ſagte er bittend, „jetzt noch nicht; verſprich mir, noch zwei Tage damit zu warten."

„Wie Du willſt," ſagte Magdalene, indem ſie that, als verſtände ſie nicht, weshalb er dieſe Bitte an ſie richtete. Darauf fuhr ſie fort: „Nun begreife ich auch dieſe düſtern Ahnungen, die Dich zuweilen peinigten; es waren Fingerzeige des Himmels, die ich nicht ſo lange Zeit hätte unbeachtet laſſen ſollen. Doch ich habe ihnen ja nun gehorcht; Du weißt, daß Du leben mußt, um glücklich zu ſein, damit auch ich es ſei und noch Jemand anders."

„Wer denn?" frug Triſtan mit melancholiſchem Lächeln Magdalenen, die mit ihren bisherigen ſinnreichen Wendungen, um Triſtan auf andere Gedanken zu bringen, noch nicht zufrieden war und daher zu allen Leidenſchaften zugleich ihre Zuflucht nahm.

„Wer? Kannſt Du es noch fragen, undankbarer Menſch? Doch, ich höre ſo eben Jemanden in meinem Zimmer, der ganz ungeduldig zu ſein ſcheint, daß ich ihn ſo lange von Dir entfernt halte." Zugleich rief ſie: „Bertha!"

„Tante!" entgegnete mit heller Stimme das junge Mädchen und erſchien ſogleich an der Thüre.

„Komm hieher!" rief Magdalene, und nachdem ſie ihre Nichte an ſich gezogen, ſetzte ſie ſich auf ihres Sohnes Bett. „Du weißt doch noch, daß Triſtan geſtern Morgen mit Dir hat ſprechen wollen und Dir am Ende Nichts geſagt hat?"

„Ja, ja, ich erinnere mich recht gut daran," ſagte Bertha mit ſchlauem Lächeln, „und wenn Du nicht dazwiſchen gekommen wäreſt, ſo würde ich ihn nicht eher losgelaſſen haben, als bis ich gewußt hätte, was es ſei."

„Nun ich weiß es, er hat es mir ſo eben geſagt."

„Ei, was iſt es denn? was denn?“ frug Bertha mit Ungeduld.

„Er wollte Dir ſagen, daß er Dich liebt.“

„Iſt das die ganze große Neuigkeit? Die iſt alt genug.“

„Und wollte wiſſen, ob Du ihn auch liebſt?“

„Zweifelt er noch daran? Nun Du weißt es ja am Beſten, liebſte Tante.“

„Ja, ich weiß es wohl. Aber haſt Du ihn auch lieb genug, um ſeine Frau zu werden?“

Ein verſchämtes, leiſe hingehauchtes, aber freudiges: Ja war die Antwort auf dieſe Frage.

„Nun, Triſtan?“ ſagte Magdalene und wandte ſich zu dieſem hin.

Das Herz des guten jungen Mannes war zu wenig an Freude gewöhnt, als daß ihn nicht alle dieſe zu gleicher Zeit ihm zukommenden glücklichen Ereigniſſe gewaltig erſchüttert hätten. Die Thränen erſtickten ihn faſt; er war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen und konnte Nichts als ſeinen beiden guten Engeln ſeine beiden Hände hinhalten, die mit gleicher Zärtlichkeit gedrückt wurden. So waren wenigſtens einen Augenblick drei glückliche Perſonen in dieſem Zimmer vereint.

Zwölftes Kapitel.

Vom Tode rettet nur, den Tod verachten.
A. W. v. Schlegel.

Die Figur, die Triſtan im Walde geſehen, war wirklich Chriſtoph geweſen. Denn, wie es Markolf oben erzählt hat, er war der Todesſtrafe, die ſeiner wartete, am Abend vor dem zur Hinrichtung beſtimmten Tage glücklich entflohen; nur war ſeine Entweichung minder wunderbar, als ſie der abergläubiſche Pfälzer dargeſtellt. Es hatte für ihn dazu nur einer ungewöhnlichen Stärke und einer Kühnheit bedurft, die ſich durch keine Gefahr abſchrecken ließ.

Nachdem er die eisernen Ketten, welche ihn an die Mauer fesselten, zerbrochen und die Gitterstäbe mit gewaltiger Kraft losgesprengt, hatte sich Christoph einen Strick verfertigt, dessen Länge kaum drei Vierteln der Höhe des Gebäudes glich, in dessen oberstem Kerker er eingesperrt war. Er verhehlte sich nicht, wie gefährlich sein Fall werden könne; aber er wußte noch besser, daß wenn er auch schon im Hofe sein würde, ihm noch Hindernisse zu übersteigen blieben, die er vielleicht mit der ganzen ungeschwächten Kraft seines Körpers nicht würde beseitigen können, wie viel weniger erst, wenn seine Gliedmaßen durch einen Fall aus einer Höhe von fünf und zwanzig Fuß zerschlagen sein würden. Er beschloß daher, auf einen einzigen kecken Wurf sofort um Tod und Leben zu spielen.

Als er bis an's Ende seines Strickes hinabgeglitten, stemmte er sich mit seinen Füßen gegen die Mauer und verlieh demselben dadurch eine schaukelnde Bewegung, die durch neue Anstrengungen rasch wuchs, so daß er bald einen bedeutenden Bogen längs der Mauer hin beschrieb. Als er nun berechnet hatte, daß, wenn er am äußersten Endpunkte dieses Bogens angekommen sein würde, er sich über den eisernen Stachelspitzen befand, mit welchen die Rundmauern versehen waren, da hatte er den schrecklichen Muth, dem Stricke einen letzten Schlag zu verleihen, ihn dann ganz loszulassen und sich der gewaltigen, schleudernden Bewegung desselben anzuvertrauen, die ihn denn auch wirklich über beide Wälle hinaus warf.

Er that, wie man sich leicht denken kann, einen entsetzlichen Fall, denn sein Bein streifte noch im Vorüberflug die eisernen Stacheln und hätte man am andern Morgen eine bis in's kleinste Detail eingehende Untersuchung angestellt, so würde eine Blutspur an der äußeren Mauer einen Fingerzeig über die Art und Weise seines Entkommens gegeben haben. Was ihn rettete, war, daß hinter der zweiten Mauer außerhalb des Gefängnisses sich ein Graben befand, der von dem vorüberströmenden Flusse aus stets mit frischem Wasser versehen ward. In diesen fiel er und ward durch das Gefühl der Frische und Kälte aus der Betäubung gezogen, die ihm sein Fall verursacht hatte.

Kaum nun war er einigermaßen wieder zu sich gekommen, so verlieh ihm die Hoffnung des Entrinnens neue Kräfte. Da er die gewöhnlichen Verstecke seiner Bande nicht aufsuchen konnte, weil sie,

wie er im Laufe des Processes erfahren hatte, sämmtlich der Polizei waren verrathen worden, so ging er nach Frankfurt, wo er in der folgenden Nacht ankam und bei einem seiner Vertrauten Zuflucht fand, der mit seiner Bande nur Handelsbeziehungen gehabt, d. h. der immer den heimlichen oder öffentlichen Verkauf der ihm zugeschickten Kleidungsstücke und Wäsche besorgt hatte.

Christoph's Entweichung war so tollkühn gewesen, daß sie eine genaue und strenge Verfolgung verhinderte. Denn viele Leute, von Markolf's Schlage, schrieben sie wirklich einem Vertrage mit dem Teufel zu, und dann war freilich jede Nachsuchung unnütz. Andere dagegen, der vernünftige Theil der Bevölkerung, waren überzeugt, der Rothbart habe bei einem verzweifelten Wagestück seinen Untergang gefunden und man werde über kurz oder lang seinen Leichnam in einem Winkel des Gefängnisses oder der Umgegend finden, wo er wahrscheinlich jämmerlich und unter vielen Schmerzen gestorben sei. So unmöglich schien Allen eine natürliche Entweichung oder ein günstiges Gelingen derselben.

Vielleicht werden es uns unsre Leser kaum glauben wollen, aber doch ist es wahr, dies Wunder von Tollkühnheit hatte seinen erzeugenden Beweggrund nicht blos in der Liebe zum Leben gehabt; sondern es lag diesem Entschlusse zum wenigsten eben so sehr der Wunsch, Tristan wiederzufinden, zum Grunde. Wie es Markolf oben erzählt hatte, so verhielt es sich auch in der That. Der Räuberhauptmann hatte auch nicht einen Augenblick daran gedacht, sich zu entschuldigen oder zu rechtfertigen; oft hatte er als Antwort auf alle Fragen nur ein düsteres Stillschweigen entgegengestellt; zuweilen wiederum hatte er mit schaudererregender Wahrheitsliebe die kleinsten Einzelnheiten der Verbrechen erzählt, zu denen er sich schuldig bekannt. So oft man aber an ihn oder an Einen seiner Genossen eine Frage über seinen Bruder richtete, so sprang er mit Heftigkeit von seinem Sitze auf und schrie: „Der Kleine war nicht dabei! Der Kleine hat niemals Etwas gethan!“

Als man das richterliche Erkenntniß vorlas, das ihn und alle diejenigen, die mit ihm zugleich beim Angriff auf das Lauterecker Bauerngut gefangen genommen worden, zum Tode verurtheilte, hatten alle anwesenden Zuschauer die Augen auf ihn gerichtet. Aber Niemand konnte auch nur das leiseste Zeichen wahrnehmen, daß es

ihn ergreife; dem Gerichtsgebrauch gemäß ſtand er aufrecht da und wie man einen jeden Einzelnen der Verurtheilten bei ſeinem Namen aufrief, ſah er ſie an, ohne daß ſein Blick eine Ermuthigung oder ein Bedauern ausdrückte. Als man aber das Ende des Erkenntniſſes las, das auch den jungen Banditen, den Bruder Chriſtoph's des Rothbarts, der gewöhnlich mit dem Namen des Kleinen bezeichnet wurde, zum Tode verurtheilte, — da ſah man, wie die rieſige Geſtalt in ſich ſelbſt zuſammenbrach und ſchwerfällig auf die Bank hinter ihm niederſank, indem er ſich die Hand über die Augen legte. Bald aber erhob er ſich mit verdoppelter Kraft und Wuth, und zu den Richtern ſich hinwendend, ſchrie er ein donnerndes: „Ihr Böſewichter" und machte eine Bewegung, um ſich über die Schranke hinaus zu ſtürzen, welche den Angeklagten von den Richtern trennte. Jedoch man hatte ſich darauf ſchon vorher gefaßt gemacht, und es gelang den zahlreichen, ihn umſtehenden Gendarmen, ihn zu überwältigen und zurückzuhalten. Aber dieſe letzte Gerichtsverhandlung endigte mit einer Art allgemeiner Flucht der Zuſchauer, ſo ſehr waren die Gemüther Aller von dieſem Schmerzensſchrei erſchreckt worden.

Ueberhaupt war unter all den entſetzlichen Umſtänden, welche die Verhandlungen dieſes Prozeſſes offenbart hatten, dieſe Liebe, ja Leidenſchaft eines wilden, trotzigen Räubers zu ſeinem jüngeren Bruder eine Art Ruhepunkt geweſen, der wenigſtens etwas Menſchliches darbot. Wir, die wir früher geſehen haben, wie ſchon in dem Knaben Chriſtoph dieſe einzige Liebe die Stelle aller zärtlichen Gefühle vertrat, welche Elternliebe ſonſt von ihren Kindern zu fodern und zu erhalten pflegt, werden uns freilich hierüber weniger wundern; bei allen jenen mit Chriſtoph's Jugendgeſchichte Unbekannten aber war es ein Gegenſtand des größten allgemeinſten Erſtaunens, wie in einem Gemüthe neben ſo roher, barbariſcher Grauſamkeit eine ſo zärtliche und ausdauernde Zuneigung Platz zu finden vermochte.

Als Magdalenen ihre beiden Söhne geraubt worden waren, und ſie ihrem geächteten Vater folgend, ein Vagabundenleben zu führen begannen, würde Triſtan bald im Stiche gelaſſen worden ſein und wäre vor Elend und Ermüdung geſtorben, hätte nicht ſein Bruder, in dieſer inſtinktartigen, faſt der Mutterliebe gleichen Zu-

neigung Mittel gefunden, ihn zu unterſtützen und hätte er nicht die Sorgfalt und die Opfer, die er ſelbſt ihm darzubringen nicht im Stande war, von ſeinen Gefährten zu erzwingen gewußt. Als Chriſtoph's Stärke gleichzeitig mit den Jahren und ſeinem Körper wuchs, war der erſte Gebrauch, den er davon machte, der, daß er eine gottesdienſtartige Verehrung für den Kleinen verlangte; dadurch reizte er freilich mehr als einmal den Haß gegen ihn und ſo wurde, beim Angriff auf das Lauterecker Bauergut, Triſtan vor der erzürnten Eiferſucht ſeiner Genoſſen nur durch die unerwartete Ankunft Chriſtoph's in Magdalenens Zimmer gerettet. Es gibt kein Weſen, ſo roh, erbärmlich und verworfen es auch ſei, das nicht eine beſtimmte Summe von Zuneigung in ſeinem Leben zu verausgaben hätte und dieſe erſchöpft es dann in zärtlichem Wohlwollen und edelmüthigen Leidenſchaften oder thörichten Liebeshändeln und ſchmachvollen Ausſchweifungen. Alles nun, was die Natur an liebender Kraft in dieſen Rieſenkörper Chriſtoph gelegt hatte, übertrug derſelbe auf Triſtan, und nie erhielt ein anderes männliches oder weibliches Weſen auch nur einen Blick der Liebe von ihm.

So war denn auch der erſte Gebrauch, den er von ſeiner Freiheit machte, der, Triſtan zu ſuchen. Aber es war unmöglich für ihn, in eine Gegend zurückzukehren, die noch voll ſeiner Gräuelthaten war, und deren Bewohner während der langen Dauer des Prozeſſes ſeine ſo leicht erkennbaren Geſichtszüge täglich geſehen hatten. Er mußte ſich alſo hierin auf die Nachſuchungen von Perſonen verlaſſen, die früher mit der Bande in geheimer Verbindung geſtanden hatten. Dieſe aber, welche befürchteten, durch gefährliche Fragen ihre eigene Sicherheit auf's Spiel zu ſetzen, verabredeten ſich mit einander, ihm falſche Berichte abzuſtatten; man ſagte ihm alſo, Triſtan ſei entkommen, man ſei ſeinen Spuren bis an die Grenze Frankreichs gefolgt und dort habe man ſie verloren; es ſei aber wahrſcheinlich, daß er bei der Armee ſei, denn er habe während ſeiner Flucht mehrere Male davon geſprochen, ſich als Tambour anwerben zu laſſen.

Chriſtoph folgte dieſer Angabe und neun Jahre hindurch ſchleppte er ſich hinter den franzöſiſchen Armeen her, indem er, ſowohl um ſeinen Bruder ungehemmter und freier ſuchen zu können, als auch aus angeborener Raubſucht nicht Dienſte nehmen mochte, ſondern

lieber zu der Schaar jener beuteluſtigen Raben ſich geſellte, die immer im Geleite der Heere ihre Nahrung finden, mögen dieſe nun ſiegen oder geſchlagen werden.

Wir wiſſen, daß Chriſtoph auf dieſe Art das ſtandhaft verfolgte Ziel ſeines Strebens nicht erreichen konnte. Er ſelbſt ward endlich auch des nutzloſen Herumſtreichens müde und beſchloß, da er ſich durch die Strapazen hinlänglich verändert, auch ſeinen Prozeß und deſſen Kunde über den wichtigern Ereigniſſen jener Zeit verſchollen glaubte, in die Pfalz zurückzukehren. So durchſtreifte er denn verkleidet alle Orte, wo er hoffen durfte, irgend eine Auskunft zu erhalten, und kam auch nach Lauterecken. Dort erzählte man ihm, was er noch aus dem Prozeß ſelbſt wußte, daß die Pächterin Magdalene verſchwunden ſei; er erfuhr aber auf ſeine Erkundigung, daß ihr Jemand aus dem Lande in ihren neuen Aufenthaltsort gefolgt ſei. Ja es gelang ihm ſogar, einen Verwandten Markolf's aufzufinden und dieſer zeigte ihm den Poſtſtempel eines von dem Verwalter geſchriebenen Briefes. Auf dieſe Angabe hin hatte Chriſtoph ſeine Wanderungen nach dem Weſtphäliſchen gerichtet und an demſelben Tage, wo er in jener Gegend angelangt war, und im Augenblicke, wo er im Begriff ſtand, ein neues Verbrechen zu begehen, erkannte er Triſtan. Das Herannahen Fremder hatte ihn zur Flucht gezwungen; aber er hatte ſeinen Bruder nicht wiedergefunden, um ihn, den Gegenſtand ſeiner einzigen Leidenſchaft, in andern Händen zu laſſen.

Dreizehntes Kapitel.

Umnebelt waren wir von Dünſten,
Vom gaukliſch bunten Höllenſchein,
Und ſpannen uns mit eitlen Künſten
Stets dichter in die Lüge ein.

E. M. Arndt.

Der Morgen des Tages, an dem wir die oben geſchilderten Scenen in Triſtan's Zimmer haben vorgehen ſehen, war der des achtzehnten September. An demſelben Morgen war Markolf, den

die Eindrücke, welche er von den Vorfällen des gestrigen Abends mit sich in sein Zimmer herübergenommen, nicht hatten ruhig schlafen lassen, früher als gewöhnlich, als kaum der Tag noch graute, aufgestanden und hatte einen Gang durch den Garten gemacht. Als er aus dem Hause herausgetreten, war es ihm vorgekommen, als verberge sich Jemand bei seinem Näherkommen und gleite hinter die Spaliere an den Mauern, so daß er nicht erkannt werden konnte. Er glaubte, es sei ein Spitzbube, der Gedanke an seine Pflicht ward in ihm wach und er folgte ihm rasch bis an die Hecke, welche den Küchengarten von den übrigen Theilen des Gartens schied. Da ihn hier die Mauer einen Augenblick lang von dem Flüchtling trennte, so verlor er ihn einen Augenblick aus dem Gesichte und als er in den Küchengarten eintrat, fand er ihn nicht mehr. Schon glaubte er sich getäuscht zu haben, aber bei einem forschenden Umherblicken zog eine Bewegung unter den Strohmatten, welche bestimmt waren, zartere Pflanzen gegen den Nachtfrost zu schützen, seine Aufmerksamkeit auf sich.

Er trat vorsichtig näher, schob rasch das Stroh zurück und entdeckte einen Mann mit magerem, fahlem Gesichte, rothgrauen Haaren, breitem, dickem Kopfe und kühnen Augen, der, als er so in fremder Behausung entdeckt ward, ruhig auf der Erde sitzen blieb und Markolf festen Blickes ansah.

„Was macht er hier zu dieser Stunde in einem fremden Küchengarten?“ frug der pflichteifrige Verwalter; „Er wollte sicherlich stehlen!“

„Nein.“

„Was sucht er denn hier?“

„Ich suchte Jemanden auf.“

„Kennt er irgend wen hier im Hause?“

„Ja.“

„Wen denn?“

„Einen jungen Mann.“

„Es giebt hier keinen andern jungen Mann, als Herrn Tristan.“

„Eine von Frau Koppen erzogene Waise?“

„Ja, aber er schläft in diesem Augenblick, komm' Er während des Tages zurück.“

„Ich muß ihn allein, ohne Zeugen ſprechen. Wollt Ihr eine gute Belohnung Euch verdienen?"

„Wird Er es etwa ſein, der ſie mir geben wird?" entgegnete Markolf, indem er den Menſchen, mit welchem er ſprach, zwar verächtlich, aber doch mit Aufmerkſamkeit prüfte.

„Ich oder ein Anderer," verſetzte der Bettler mit düſterer Miene.

„Ich brauche übrigens ſein Geld nicht, aber was verlangt Er von mir?"

„Sagt Herrn Triſtan ins Geheim, daß ich ihn heute Nacht hier erwarten werde."

„Er wird nicht kommen können, er iſt geſtern Abend krank geworden," antwortete Markolf langſam und dabei verließ ſein Auge den Bettler nicht.

„Nun, ſo mag er die Nacht hernach kommen; aber er ſoll allein kommen."

„Er wird nicht wollen," ſagte Markolf, indem er dem Bettler folgte, der indeß aufgeſtanden war und nach einer auf die Landſtraße führenden Thüre zuging.

„Wenn Ihr ihm ſagen wollt, daß ich ihn verlange, ſo bin ich ſicher, daß er kommen wird."

„Wer ſeid Ihr denn?"

„Sein Bruder."

„Sein Bruder?"

„Ja; nun, wann ſoll ich wiederkommen?"

„Ich werde Euch das morgen früh ſagen."

„Wo und wann?"

„An dieſer Thüre, um acht Uhr."

„Gut."

Sie waren indeß bis hart an die Thüre gekommen, und Markolf öffnete ſie. Ehe der Bettler aber hinaustrat, überſchaute er erſt mit raſchem Blick beide Seiten der Heerſtraße und da er in kurzer Entfernung rechts von ſich zwei Gendarmen wahrnahm, welche eben hieher geritten kamen, ſo verließ er in größter Eile den Garten und Markolf, ſchritt mit kräftigem und gewandtem Schritte über die Landſtraße und ſprang mit einem gewaltigen Satze über eine Hecke, mit der dieſelbe an der andern Seite eingeſchloſſen war

Dieſe Bewegung aber, zu welcher er ſich im Intereſſe ſeiner Sicherheit genöthigt geſehen, verrieth ihn. Sein hoher Wuchs richtete ſich in ſeiner ganzen Fülle auf und ſeine Glieder hatten ihre ganze Stärke und Geſchmeidigkeit gezeigt. Durch dieſe Anzeichen ward das, was Markolf bisher nur unſicher und verworren geahnt hatte, zu einer vollkommenen Gewißheit für denſelben.

Dieſer Bettler, das ſah er nun, war Niemand anders, als der Rothbart! Und der Rothbart alſo war Triſtan's Bruder! Und Triſtan war der Kleine, den er hatte zum Tode verurtheilen hören! Wie gerecht war alſo ſein Haß gegen dieſen! Er hatte betrügeriſcher und anmaßlicher Weiſe den Platz bei Magdalenen eingenommen, der ihm, Markolf, gebührt hätte; er hatte ihn mit ſeinem verhängnißvollen Einfluß verfolgt; er war endlich der Bruder eines der Hölle verfallenen, eines den unterirdiſchen Mächten verkauften Menſchen!

Markolf, der nun ſeine Rachluſt vor ſeinen und der Welt Augen rechtfertigen zu können glaubte, athmete freudig auf. Er ging jetzt mit großen Schritten im Garten auf und ab, und der erſte Plan, den er faßte, war der, den Rothbart und Triſtan zugleich bei den Behörden als zum Tode verurtheilte Verbrecher anzugeben. Aber der Gedanke an den Schmerz, den er Magdalenen dadurch verurſachen würde, hielt ihn von der ſofortigen Ausführung dieſes Vorhabens zurück.

Aber konnte nicht dieſe ſelbſt ein Opfer ihres Irrthums werden? Konnten nicht die beiden Brüder vereint ein todbringendes Complot gegen ſie ſchmieden? Er mußte alſo jedenfalls ſeine Gebieterin von der Schlange befreien, die ſie an ihrem Buſen erwärmte; aber er mußte ihr auch den Kummer erſparen, den ſie bei Offenbarung dieſes entſetzlichen Geheimniſſes empfinden würde; er mußte ſie zu dem Glauben verleiten, ein Zufall, ein unvermuthetes Verbrechen habe ſie dieſes jungen Mannes beraubt, in den ſie ſich ſo thörichter und verblendeter Weiſe vergafft hatte.

Mit ſeinem abergläubiſchen Haß und ſeiner nachſichtsloſen, egoiſtiſchen Ergebenheit machte dieſer Menſch ſinnreiche Trugſchlüſſe und Combinationen ausfindig.

Nach einigen in einſamer Abgeſchloſſenheit verbrachten Stunden, während welcher man ihn in Folge der Unruhe, die die ganze Hausordnung verſtört hatte, nicht vermißte, hatte er einen vollſtän-

digen Plan ſich erſonnen. Ehe er ſich aber zur Ausführung dieſes Planes entſchließen konnte, mußte er erſt noch ſein Gewiſſen beruhigen, dieſes letzte Licht des Menſchen im Dunkel ſeiner irdiſchen Wirren, das ſelbſt die roheſten Leidenſchaften nicht ganz zu verlöſchen vermögen; und in Markolf kämpfte das Gewiſſen noch mit jenem rohen, dummen Inſtinkt, den er für eine Stimme des Himmels hielt. Um dieſes nun zufrieden zu ſtellen, um aus der Unruhe dieſes inneren Kampfes herauszukommen, zu wem konnte er da beſſer ſeine Zuflucht nehmen, als zum Himmel ſelbſt? Wo aber hat nicht der Aberglaube ſelbſt dem heiligſten Beſitzthum des Menſchen, der Religion, irgend einen Gebrauch tempelſchänderiſch entlehnt, um den vermeintlichen Willen der Gottheit zu erfahren?

Markolf ſtieg in ſein Zimmer hinauf und holte ſich ein neues Teſtament herunter. Dann ſuchte er ſich irgend Jemanden auf, der ihm behülflich ſein könne, die Stimme der Zukunft zu vernehmen. Es exiſtirt nämlich in manchen katholiſchen Ländern eine Art Orakelbefragung, die nicht minder unſinnig iſt, als die vielverſpotteten Orakel des Alterthums. Irgend wer lieſt eine Stelle aus dem Evangelium Johannis vor; diejenige Perſon nun, welche eine Aufklärung wünſcht, ſei es über eine Neuigkeit, die ſie erfahren will oder über den Entſchluß, den ſie faſſen ſoll, nimmt während jener Vorleſung einen Schlüſſel von mittlerer Stärke und hält ihn feſt, indem ſie einen Zeigefinger an jede der beiden Seiten des Ringes andrückt. Beſitzen die Hände nicht eine große Feſtigkeit, oder iſt der Ring des Schlüſſels nicht in vollkommnem Gleichgewicht erfaßt worden, ſo iſt der nächſte Erfolg des feſthaltenden Druckes der, daß der Schlüſſel in Bewegung geräth und ſich zu drehen anfängt; theilt ſich dagegen kein Zittern, keine Aufregung irgend welcher Art den haltenden Fingern mit, hat man den Schlüſſel ſo erfaßt, daß der Druck an den beiden Enden der ringförmigen Are auf's Genaueſte und Gleichförmigſte vertheilt iſt, dann bleibt auch der Schlüſſel in vollkommener Unbeweglichkeit. In dieſer Alternative beſteht die Freiheit, die man dem Himmel läßt, auf die eine oder die andere dieſer beiden Arten ſich zu entſcheiden.

Markolf ſuchte ſich den Gärtner auf und rief ihn von ſeiner Arbeit unter eine Weinlaube ab. Dort gab er ihm das neue

Teſtament, das er am Evangelium St. Johannis aufgeſchlagen hatte, in die Hände und ſagte zu ihm:

„Lies mir hier eine Stelle, nicht zu raſch, auch nicht zu langſam, während ich den Schlüſſel halte."

„Was willſt Du erfahren?" frug der Gärtner, der ſich für den Erfolg des Orakels intereſſiren wollte.

„Lies nur; die Sache iſt mein Geheimniß," entgegnete Markolf und fügte ganz leiſe für ſich hinzu:

„Wenn der Schlüſſel ſich dreht, wird er ſterben."

Der Gärtner fing an zu leſen; Markolf faßte mit aller möglichen Gewiſſenhaftigkeit den Ring des Schlüſſels genau zwiſchen ſeinen beiden Zeigefingern und hörte aufmerkſam der Vorleſung zu.

Indeſſen war der Paſtor in den Garten gekommen. Nachdem er nämlich mit Bertha gefrühſtückt, hatte er, da er in den Augen des jungen Mädchens die unruhige Ungeduld derſelben geleſen, dieſelbe aufgefordert, einen Augenblick hinaufzugehen und ſich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen. Dort hatte ſie nun Magdalene, wie wir oben erzählt haben, gehört und zu ſich in's Zimmer gerufen. Der Geiſtliche hatte während dieſer Zeit einen Spaziergang in den Garten gemacht und ging auch an der Weinlaube vorbei. Da ſchlugen die Worte des Evangeliums an ſein Ohr. Erſtaunt, dieſe an dieſem Orte und zu dieſer Stunde zu hören, blickte er in die Laube hinein und ſah den Gärtner, der fortwährend las, während Markolf den zwiſchen ſeinen Fingern ſchwebenden Schlüſſel nicht aus den Augen ließ. Unwillig und erzürnt über einen ſolchen Mißbrauch des Heiligſten trat er näher, ſchlug Markolf ziemlich hart auf den Arm und ſagte:

„Unglückſeliger, keinen beſſern Gebrauch alſo weißt Du von der heiligen Schrift zu machen, als ſie zu einem Mittel verwenden, um eine jeden Falls ſträfliche Neugier durch ſündhaften Aberglauben zu befriedigen? Gebt mir dieſes Buch," fügte er hinzu und nahm es dem Gärtner aus den Händen, „ich werde es Euch nicht eher zurückgeben, als bis Ihr mir werdet verſprochen haben, es nicht mehr ſo zu entweihen. Geht an Eure Gartenarbeit zurück, die Ihr gar nicht hättet im Stiche laſſen ſollen. Und wenn Euch," fuhr er zu Markolf gewendet fort, „Nichts Eure abgeſchmackten

Vorurtheile aus dem Kopfe bringen kann, so steckt mir wenigstens nicht auch noch andere unverdorbene Geister damit an."

Bei diesen letzten Worten hatte sich der Pastor entfernt; der Gärtner war ihm, indem er einige Worte zur Entschuldigung stammelte, gefolgt; Markolf aber verblieb in starrer Unbeweglichkeit, indem er auf den Schlüssel sah, der ihm in Folge des vom Pastor vor seiner Anrede ihm ertheilten Schlages aus der Hand gefallen war.

„Es ist Alles Eins," sagte er nach einigen Augenblicken des Stillschweigens zu sich selbst, „der Schlüssel hat sich gedreht."

Vierzehntes Kapitel.

Gott will es!
Ausruf der Kreuzfahrer.

Diesen Tag über war Magdalenens ganzes Haus schweigsam und still; nur in Tristan's Zimmer war ein wenig Bewegung. Er befand sich vollkommen wohl und war aus dem Bette aufgestanden, aber Magdalene und Bertha lösten einander der Reihe nach ab, um ihn zu zerstreuen, ihm vorzulesen und von der Zukunft mit ihm zu plaudern, Magdalene aus Berechnung, Bertha aus Ueberfülle ihres glücklichen, nach Mittheilung sich sehnenden Herzens. Als es Abend geworden, beschloß man, Tristan solle sich zeitig zu Bette begeben, noch ehe die Uebrigen sich zum Abendessen niedersetzten. Dies geschah und kaum befand sich der junge Mann allein, so ging er an den Tisch, nahm seinen Brief aus der Schublade und verbrannte ihn.

„Soll ich," sagte er zu sich selbst, „an jenem Tage, der doppelt, mir und meiner Mutter, verkündet wurde, wirklich unterliegen, so möge sie wenigstens nicht erfahren, daß ihr anderer Sohn so nahe bei ihr erschienen ist. Ueberlebe ich diesen Tag aber, so will ich Christoph aufsuchen; da er mich verschont hat, so hat er mich ohne Zweifel erkannt. Er muß sich entfernen, koste es, was es wolle. O, dann könnten noch glückliche Tage für mich kommen."

„Mein Gott!“ rief er und ſank auf ſeine Kniee nieder, „laß mich leben! An jenen Schrecken, mit denen Du meine Seele erfüllſt, fühle ich es, daß der entſcheidende Wendepunkt meines Daſeins gekommen iſt. Mein Gott! entferne Du von mir alle Gefahren, halte Du den Tod von mir fern; ich flehe Dich darum an um meiner Mutter willen, die ſo lange Zeit unglücklich geweſen, um Bertha's willen, die ich liebe und die mich ebenfalls liebt. Mein Gott, mein Gott, laß mich leben!“

Der Arme! Indem er in Thränen zerſchmolz und glühend andächtig betete, um die Schrecken, die ihn peinigten, aus ſeinem Herzen zu verſcheuchen, prägte er ſich dieſelben nur noch immer tiefer ein.

Auch die andern Hausbewohner hatten faſt alle, als ſie ſich zu Tiſche ſetzten, mehr oder minder unruhige und anderweit beſchäftigte Gemüther. Am Süßeſten fühlte ſich Bertha das Herz beſchwert; denn auf ihr ruhte jener Ernſt, den die Verkündigung eines erſehnten Glückes faſt immer im Menſchen hervorruft.

Markolf war noch viel ſchweigſamer, als gewöhnlich und doch, hätte man auf den damaligen Ausdruck ſeiner ſonſt meiſt unbedeutenden Blicke mit einiger Aufmerkſamkeit geachtet, man würde ein Gefühl ſelbſtzufriedenen Stolzes darin wahrgenommen haben. Man würde geſehen haben, daß er ſeiner ſelbſt froh war, weil er eine Idee zu haben glaubte, für die ihm Jedermann werde Dank wiſſen. Und doch war es leicht zu bemerken, daß ſeine Gedanken noch etwas ſuchten; wahrſcheinlich fehlten ihm noch der beſtimmte Zeitpunkt und die Mittel zur Ausführung ſeines Planes.

Magdalene hatte, als ſie das Zimmer ihres Sohnes verlaſſen, den Muth verloren, den ſie ihm hatte zeigen wollen, ſo daß man hätte ſagen mögen, ſie habe, indem ſie ſeine Befürchtungen zu zerſtreuen verſucht, ſie ſämmtlich in ihre eigene Seele aufgenommen.

Während dieſes Abendeſſens nun, wo Jeder ganz und gar in ſeine eigenen Gedanken verſunken war, gab anfangs Niemand auf ſeinen Nachbar Acht; am Ende der Mahlzeit aber bemerkte Bertha, daß Magdalene, die ihre geſenkten Augen fortwährend auf ihren Teller geheftet gehalten, gar nichts gegeſſen hatte.

„Aber was haſt Du denn, Tante?“ ſagte Bertha, indem ſie ihren Stuhl näher zu dem ihrigen rückte; „Du biſt doch nicht mit

mir etwa unzufrieden? Du haſt während des ganzen Abendeſſens kein Wort mit mir geſprochen."

„Nein, liebes Kind, ich habe Nichts gegen Dich."

„Oder gegen Triſtan?"

„Eben ſo wenig gegen ihn, als Dich."

„Und doch biſt Du traurig und haſt Thränen in den Augen?"

Als Markolf dieſe letzte Frage Bertha's hörte, kam auch er aus den Träumereien, in die er bisher verſunken geweſen, zu ſich und hörte dem Geſpräch der beiden Frauen zu.

„Es iſt eine Thorheit," ſagte Magdalene und ſchüttelte den Kopf, gleichſam um ihre ſchwarzen Ideen zu verſcheuchen; „eine Thorheit, um derentwillen ich Dich ausſchelten würde, wie ich mit Markolf ſchon viele Male um ähnlicher Dinge halber gezankt habe."

„Was iſt es aber?"

„Ein Traum."

Markolf hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit hin.

„Und wirklich quält Dich ein Traum? Der Dich betrifft?"

„O nein! Das wäre gar zu unverzeihlich."

„Wen geht er denn an?"

„Triſtan."

Markolf riß ſeine runden Augen weit auf und ſchien Magdalenen die Worte von den Lippen ſaugen zu wollen.

„Und was verkündete dieſer Traum von Triſtan?" frug Bertha lächelnd.

„Daß er morgen um Mitternacht ſterben werde."

Hatte gleich Magdalene bei den erſten Worten einen leichten Ton anzunehmen verſucht, ſo konnte ſie doch das letzte vor den Thränen nicht ausſprechen, die ſie zu erſticken drohten.

Bertha ſtieß einen jähen Schreckensſchrei aus und verbarg ihren Kopf an Magdalenens Buſen, Markolf ſprang auf, als wäre ihm ein Blitz an den Augen vorbeigefahren; er heftete einen Blick ſtieren Erſtaunens auf Frau Koppen, als hätte er zu ihr ſagen wollen: Du ſelbſt ſagſt mir dies! und ging aus dem Zimmer, während ſich die beiden Frauen noch umarmt hielten.

Magdalene beruhigte Bertha mit ſanften Worten.

„Glaube nicht etwa," ſagte ſie, „daß ich mich mehr hierüber beunruhigt fühle, als vernünftig wäre; nein, Kind. Nur kann ich

dieſen Gedanken nicht los werden; er kommt unaufhörlich wieder und verhindert für einen Augenblick die Ausführung aller ſchönen Pläne, die wir heute geſchmiedet haben. Aber laß Du nicht etwa meine Unruhe auch auf Dich übergehen, dann würde ich mir doppelte Vorwürfe zu machen haben."

„O, das werde ich wohl bleiben laſſen, zu thun, liebſte Tante. Du haſt mir ja immer geſagt, Gott ſei allgütig; ich glaube daher, daß wenn er genöthigt iſt, den Menſchen eine Betrübniß zu ſenden, er ihnen die Qual erſpart, das Schwert über ihrem Haupte ſchweben zu ſehen."

„Du haſt Recht, theures Kind; Du biſt wirklich klüger, als Deine alte Tante."

Sie ſtiegen hierauf zuſammen nach Triſtan's Zimmer hinauf, überzeugten ſich, daß er ruhig ſchlafe, und gaben einander ſodann einen Gute-Nacht-Kuß.

„Tante," ſagte Bertha und klopfte mit dem Finger auf Magdalenens Stirn, „ich will, daß Du von meiner Hochzeit träumen ſollſt."

Magdalene lächelte und ſagte, indem ſie ihr zärtlich die Hand drückte:

„Es iſt recht thöricht von mir, aber ich kann nicht umhin zu wünſchen, wir hätten die morgige Mitternacht überſtanden; vor Allem aber ſag Triſtan kein Wort davon."

Während Bertha ſich in ihr Zimmer begab, ſagte ſie zu ſich ſelbſt: „Tante, man wird morgen ſchon verſuchen, Dich zu zerſtreuen und im Nothfalle iſt eine unſchuldige Täuſchung auch erlaubt."

In demſelben Augenblick lag Markolf auf beiden Knieen auf der Erde vor ſeinem Bette, über dem ſich ein Crucifix befand und verrichtete mit Eifer und Andacht ſein Nachtgebet. Am Schluſſe deſſelben ſagte er:

„Mein Gott, ich ſtatte Dir tauſendfachen Dank ab für die Gunſtbezeugungen, mit denen Du mich im Laufe des heutigen Tages überhäuft haſt. Heute Morgen haſt Du mir Deinen Willen durch die Hand eines Deiner geheiligten Diener ſelbſt verkündet und heute Abend haſt Du mir auf wunderbarem Wege Tag und Stunde kund gethan, da das Höllenkind untergehen ſoll."

Der Leſer kennt nun die Gefühle, von denen die verſchiedenen Perſonen unſrer Erzählung belebt ſind, zu gut, als daß wir ihm weitläuftig zu erzählen brauchten, wie der Tag des neunzehnten September von ihnen verbracht ward. Er vermag ſich ſelbſt die heimliche Angſt Triſtan's, die muthigen Anſtrengungen Magdalenens, die nicht von ſeiner Seite wich, und die düſtre Entſchloſſenheit Markolf's weiter auszumalen.

Bertha allein ſchien Nichts von ihrem froh thätigen Weſen eingebüßt zu haben; ſie vervielfachte ſich gewiſſermaßen; jeden Augenblick kam ſie in's Zimmer und ging wieder hinaus und ſelbſt wenn ſie ihre Tante eine Zeit lang verließ, hörte man ihre glockenhelle, jugendlich reine Stimme freudig durch das Haus ſchallen. So lange es Tag war, hatten Triſtan und Magdalene noch eine erträgliche Haltung; als aber der Abend herankam, fühlten ſie, jeder ſeiner Seits, wie ihre Kräfte ſie verließen. Bertha aber ließ der Abenddämmerung kaum Zeit, das Zimmer Magdalenens, in dem man ſich den Tag über aufgehalten, weil es nach der Sonnenſeite zu gelegen und das Wetter kalt und regnigt war, zu verdunkeln. Sie brachte vielmehr, noch ehe es völlig Abend geworden, mehrere glänzende, nur bei hohen Feſten gebrauchte Leuchter in's Zimmer und ſteckte Wachskerzen — ein unerhörter Luxus bei den Landbewohnern jener Gegend — auf denſelben an. Magdalene frug erſtaunt, was dies zu bedeuten habe.

„Ich gebe heute Abend Dir, liebe Tante, und Triſtan ein Feſt."

„Und weshalb feierſt Du ein Feſt?"

Sie reichte Triſtan die Hand und indem ſie mit ihm vor Magdalene hintrat, ſagte ſie mit einer komiſchen Verbeugung:

„Zur Feier unſrer Verlobung."

„Und worin beſteht Dein Feſt?"

„In einem außerordentlichen Abendmahl."

„Und wo giebſt Du es?"

„Hier in dieſem Zimmer; das wird etwas feierlicher, als wenn wir in der Stube ſpeiſen, wo wir alle Tage zu Tiſche ſind."

„Und wer wird bei Deinem Feſtmahle die Bedienung machen?" frug Triſtan, der ſich eines Lächelns nicht erwehren konnte.

„Du und ich, ich wollte nicht, daß unſre Familiengeheimniſſe von der Dienerſchaft geſtört werden; ich habe daher dem Mädchen

auszugehen erlaubt. Nun an die Arbeit! Hilf mir den Tisch hereinbringen."

„Und ich?" sagte Magdalene, die wider Willen an der ansteckenden Heiterkeit Bertha's Theil nahm; „Hast Du mich dazu verurtheilt, müßige Zuschauerin zu bleiben?"

„Habe keine Furcht, Tante, ich habe Kuchenteig zurecht gemacht und Du wirst Krapfen zum Nachtisch backen. Weißt Du noch vom vorigen Winter, wie gut Tante sie zu machen versteht! O Tante, hol' indessen die Form dazu herein; ich habe im Voraus Alles in mein Zimmer gebracht, damit wir Alles gleich zur Hand haben."

Während so Frau Koppen einige Schritte in's anstoßende Zimmer that, flüsterte Bertha rasch und leise Tristan Folgendes in's Ohr:

„Tristan, suche heute Abend recht heiter zu sein, wegen der Tante; ich werde Dir später, ehe wir zu Bette gehen, die Ursache davon sagen."

„A propos," sagte Magdalene, als sie wieder in's Zimmer trat, „hast Du Markolf eingeladen?"

„Er hat sich ganz allerliebst dabei benommen."

„Wie so? Mir kam es im Gegentheil den ganzen Tag über vor, als hätte er heute ein Unheil weissagendes Gesicht."

„Nein, Tante, da hast Du ihm Unrecht gethan; er war nie liebenswürdiger; er hat meine Einladung abgelehnt."

„Wirklich! Das ist sehr artig von ihm; und aus welchem Grunde?"

„Er sagte, er müßte heute noch nach Lippstadt gehen und werde erst morgen früh zurückkommen. So fehlt meinem Feste Niemand, weder Anwesende noch Abwesende."

In dieser Weise fuhr das reizende Kind fort, durch heitere und liebevolle Scherzreden Magdalene von ihrer Besorgniß zu zerstreuen; durch tausend geschickte Wendungen verzögerte sie das angekündigte Festmahl, und es war mehr als neun Uhr, als man sich zu Tische setzte.

In demselben Augenblick klopfte Markolf beim Pastor an die Thüre.

Fünfzehntes Kapitel.

— — Furchtbar naht ſich die Entſcheidung, wachſend
Mit jeder Stunde drängt ſich die Gefahr.
Schiller. Maria Stuart.

Der brave Paſtor zögerte einen Augenblick, ehe er öffnete, ſo ungewöhnlich däuchte ihm ein Beſuch in ſo ſpäter Stunde. Er beeilte ſich raſch, wieder in die Kleider zu fahren, die er eben abgelegt hatte, da er im Begriffe geweſen, zu Bette zu gehen; darauf frug er, wer der ſpäte Gaſt ſei und als er Markolf an der Stimme erkannt hatte, ließ er ihn eintreten.

Die Befürchtungen des Geiſtlichen waren nicht ohne wohl begründete Urſache. Die Kirche des Dorfes lag auf einem vereinzelten Hügel und das Pfarrhaus, in welchem der Paſtor ganz allein wohnte, befand ſich dicht neben der Kirche. Seit zwei bis drei Tagen hatte ſich in der Umgegend das Gerücht verbreitet, man habe an mehreren Punkten des Waldes einen verdächtig ausſehenden Menſchen getroffen, der denſelben nicht verlaſſe. Irgend ein Miſſethäter, dem die auf den edelſten Gründen beruhende Armuth des Prieſters unbekannt ſein mochte und welcher in der für ein Verbrechen ſo günſtigen, vereinſamten Lage des Pfarrhauſes eine Lockung mehr zu einem ſolchen finden konnte, hätte leichtes Spiel gehabt, wenn es ihm erſt einmal gelungen wäre, ſich den Eintritt in die Wohnung des Geiſtlichen zu verſchaffen. Denn dieſer war ſchon ein alter Mann und alles Hilferufen wäre vergebens geblieben, da das Dorf zu fern lag, als daß man ſeine Stimme hätte hören können.

Markolf nun führte der Paſtor in ſein Zimmer im erſten Geſchoß; ſchon auf der Treppe hatte er ihn gefragt, ob irgend ein neuer Unfall bei Frau Koppen, der ſeine Anweſenheit in deren Hauſe wünſchenswerth mache, die Urſache ſeines Beſuches wäre. Markolf hatte hierauf erwiedert, er komme nur um ſein ſelbſt willen.

„Wenn Ihr kommt, um mir anzukündigen, daß Ihr zu vernünftigeren, geſunderen Gedanken zurückkehrt, ſo ſeid mir viel willkommen und ſetzt Euch hier auf dieſem Stuhl nieder.“

„Wenn Sie es erlauben, Herr Paſtor, ſo will ich niederknieen.“

„Niederknieen? Und weshalb?"

„Weil ich beichten will."

„Beichten zu so später Stunde! Was ist das wieder für eine neue Thorheit! Kommt morgen früh, so zeitig Ihr nur wollt; heute Abend kann ich Euch nicht Beichte hören; denn die Kirchenschlüssel sind beim Sacristan geblieben."

„Der Priester ist überall Priester und morgen wird es zu spät sein."

„Zu spät! Was habt Ihr denn gethan, Unglückseliger?"

Ohne auf diese Frage zu antworten, sagte Markolf:

„Nicht wahr, Herr Pastor, die Beichte ist ein heiliges Geheimniß?"

„Heilig wie der Schwur, der den Priester an Gott fesselt."

„Nicht wahr, selbst um einen Unschuldigen zu retten, oder zur Verurtheilung eines Schuldigen beizutragen, ist dem Priester keine Offenbarung des Beichtgeheimnisses erlaubt?"

„Nie darf er auch nur das Geringste offenbaren. Aber, was sollen diese Fragen? Sie fangen an, mir Unruhe einzuflößen."

„Herr Pastor, ich kniee nieder."

„Nein, nein; sprecht zu mir als zu Eurem Freunde, als zum Freunde Eurer Herrin."

„Mein Vater, ich werde kein Wort sprechen, ehe ich nicht mein Gebet gesagt habe."

„Nun denn, so sprechet," sagte der Pastor und setzte sich zur Beichte nieder, „Gott wird Euch hören."

„Ich komme nicht, mein Vater, um mich leicht erläßlicher Sünden anzuklagen, die ich etwa seit meiner letzten Beichte mag begangen haben; ich will vielmehr Absolution von Euch erlangen für etwas Großes, das ich erst in einigen Stunden thun will„

„Ihr seid im Irrthum; die Kirche kann für die begangenen Sünden absolviren, wo sie Reue und Buße antrifft; aber sündliche Pläne können wir, wenn wir sie zu hören gezwungen sind, nur durch unsere heilsamen Rathschläge bekämpfen."

„Mein Vater, ich verlange die Absolution und keine Rathschläge. Es gibt, wie man mir gesagt hat, in Münster Priester genug, welche für zukünftige Sünden absolviren; was diese dürfen, das könnt Ihr ja wohl auch thun„

Der Paſtor ſah Markolf mit Erſtaunen an; er begriff nicht, wie ein ſonſt rechtlicher und ehrlicher Mann ſo verkehrte Begriffe von den einfachſten religiöſen Fragen haben könne. Er ſah wohl, daß es ihm für den Augenblick Nichts helfen würde, ſie zu bekämpfen; er ergab ſich alſo geduldig darein, ihn anzuhören, feſt entſchloſſen, wenn er wiſſe, worum es ſich handle, Alles zu thun, was in ſeinen Kräften ſtände, um ſich der Ausführung ſeines böſen Gedankens zu widerſetzen.

„Fahrt fort," ſagte er daher zu Markolf; „ich höre Euch an."

„Mein Vater," antwortete dieſer, „ich will um Mitternacht Jemanden tödten."

„Unſeliger!" rief der Prieſter mit edlem auffahrendem Zorn. „Wagſt Du es, mit ſo abſcheulichen Plänen vor dem Richterſtuhle Gottes Dich einzufinden? Augenblicklich ſchwöre Dein unheilvolles Vorhaben ab, entſag' ihm zur Stunde."

„Mein Vater," entgegnete Markolf mit größter Ruhe und ohne von den Worten, die er gehört, auch nur im Mindeſten gerührt zu ſein, „Ihr hättet Recht, wenn ich tödten wollte, um zu rauben oder um irgend eines andern zeitlichen Vortheiles willen. Aber ich will nur einen Feind Gottes beſtrafen, der ſich böſer Zauberkünſte bedient."

„Laſſet Gott ſeine Feinde ſelbſt beſtrafen; er bedarf Eurer dazu nicht; Eure vorgeblichen Zaubereien ſind Nichts als Betrügereien."

„Mein Vater," fuhr Markolf fort, als hätte der Prieſter gar nichts geſagt, „Gott ſelbſt will es."

„Höret auf, Gottes Namen zu entweihen."

„Ihr ſelbſt waret es, durch den Gott zu mir ſprach, indem Ihr heute morgen den Schlüſſel zwiſchen meinen Fingern zum Drehen brachtet, während Peter im Evangelium St. Johannis las."

„Nun wollt Ihr in Eurer wahnſinnigen Wuth mich gar noch zu Eurem Mitſchuldigen machen!"

„Aber ich ſpreche ja nicht mit Euch, ſondern mit meinem Beichtvater."

Dieſe haarſcharfen, ſpitzfindigen Unterſcheidungen von Seiten eines ſo brutalen Menſchen machten den Prieſter ganz verwirrt und brachten ihn ſo außer ſich, daß er ſelbſt kaum mehr zu unterſcheiden vermochte, was er ſeinem heiligen Amte ſchuldig ſei und was er

ſeinem empörten Herzen und Verſtande geſtatten könne. Nach einigen Augenblicken des Stillſchweigens von beiden Seiten erholte er ſich jedoch und verſuchte nun die einzige Autorität anzuwenden, die Markolf noch anzuerkennen ſchien:

„Nun wohl, mein Bruder," ſagte er zu ihm, „ich beſchwöre Euch im Namen Gottes, vor dem Ihr hier auf den Knieen liegt und der in Euren Gedanken lieſt, ich beſchwöre Euch, entſagt, wenigſtens für den Augenblick, wenigſtens für dieſe Nacht Eurem blutigen Vorhaben .... Die Furcht, daß ich Euch der Obrigkeit anzeige, hält Euch doch nicht zurück?"

„Nein, da ich von Euch ſelbſt weiß, daß Alles, was ich Euch hier geſagt habe, ein heiliges Geheimniß iſt. Aber ich kann mein Vorhaben nicht aufſchieben."

„Und warum?"

„Weil in demſelben Augenblicke, da ich im Geiſte Gott befragte, wann ich ſeinen Willen treu gehorſam vollſtrecken ſolle, eine Stimme neben mir ſagte: Er ſoll morgen um Mitternacht ſterben; und das geſchah geſtern."

„Aber wer? Wer iſt denn ſo verurtheilt?" frug der Paſtor, indem er nochmals von ſeiner Furcht und ſeinem Erſtaunen ſich zu weiterem Forſchen hinreißen ließ.

„Es iſt Triſtan."

„Unſeliger! Alſo in die Intereſſen Deiner niedrigen Leidenſchaften willſt Du die Religion herabziehen! Des Himmels Willen nennſt Du die Eingebungen Deiner gehäſſigen Eiferſucht! Die böſen Neigungen Deines Gemüthes, die Du zu bekämpfen aufgehört, das ſind die Zaubereien und Teufelswerke, die Dich verblenden! Wie kannſt Du nur Dich ſelbſt überreden wollen, daß Du ein heiliges Werk thueſt, da Du doch Nichts als Deinen Rachedurſt auf jegliche Weiſe ſättigen willſt! Stehe auf! Erhebe Dich! Wäreſt Du im Heiligthume, ſo würde ich Dich von unſern geweihten Altären hinwegjagen. Stehe auf! Der Prieſter verweigert Dir alle Verzeihung, der Prieſter ſtößt Dich aus der Gemeine der Gläubigen! Stehe auf! Es giebt keinen Prieſter mehr hier; da Du Gottes Stimme verfälſcheſt, damit ſie die Sprache Deines Haſſes rede, ſo giebt es nur noch einen bloßen Menſchen hier und dem flößeſt Du Abſcheu ein!"

Markolf ſtand auf, ſtäubte ſich die Kniee ab und ging der Thür zu, indem er ſagte:

„Ich hätte freilich lieber vorher Abſolution gehabt; nun ſo werdet Ihr mir ſie nachher ertheilen.“

„Und glaubſt Du,“ rief der Paſtor, „daß ich Dich vollſtrecken laſſe . . . . .

„Ihr wißt Nichts mehr, wie Ihr von Eurem Beichtſtuhl Euch erhoben habt,“ entgegnete Markolf; „jetzt ſchon habt Ihr Alles vergeſſen, was ich Euch knieend erzählt habe.“

„Das iſt freilich wohl wahr, aber . . . .“

„Wenn Ihr zu Frau Koppen gehen wollt, ich habe Nichts dagegen; denn ich bin ſicher, daß Ihr Nichts ſagen, ſondern mich ungeſtört werdet handeln laſſen.“

„Glaube Du das nicht,“ rief der brave Mann aus, der in ſeinem edelmüthigen Zorn ſein hohes Alter und ſeine Schwäche vergaß, „glaube das ja nicht! Meine Pflicht kann mir die Zunge in Feſſeln legen; ich kann nicht hinausgehen, mit dem Finger auf Dich weiſen und ausrufen: „Fliehet dieſen Menſchen! Er trägt ein Kainszeichen auf der Stirn!“ Aber ich kann mich an Deine Schritte heften, ich kann mit Dir ringen, um Dir Deine Waffen wegzunehmen, um Deinen Arm feſtzuhalten, oder wenigſtens vom Ziele abzuwenden. Oder auch ich kann zum Opfer Deines Wahnſinnes hineilen, kann, ohne ihm ein Wort zu ſagen, bei ihm bleiben, und wenn die verhängnißvolle Stunde der Verkündigung ſchlagen wird, mich zwiſchen Euch beide werfen. Das kann, das werde ich auch thun.“

„Nein, das werdet Ihr nicht thun,“ ſchrie Markolf, der bei dem bloßen Gedanken, es könne ihm Jemand ſeine Beute entreißen, vor Wuth zitterte. Und ohne Ehrfurcht vor der heiligen Perſon des Prieſters ſtieß er ihn heftig von der Thüre zurück in das Zimmer und ſchloß die einzige Thüre deſſelben von außen zu. Ehe er die Treppe hinabſtieg, verſchloß er auch die Thüre des Ganges, der vom Zimmer des Geiſtlichen nach der Treppe führte, that ein Gleiches mit der Hausthür und ging ruhig nach dem Dorfe zu.

Der würdige Paſtor hatte ſein Fenſter geöffnet und rief nach Hilfe. Aber ſeine Stimme verlor ſich im Geräuſch des Regens und Windes, und ehe Markolf noch ſehr weit vom Pfarrhauſe ent-

fernt war, hatte er schon die Ueberzeugung erlangt, daß man in seinem, selbst der nächsten Häuser des Dorfes das Geschrei des Priesters hören könne. Auch dieser selbst erkannte bald die Unmöglichkeit fremde Hilfe herbeizurufen; aber auch da er seinen eigenen Kräften überlassen blieb, verzweifelte er nicht. Zum Fenster hinabzusteigen, wäre einem jüngeren und gewandteren Manne wohl möglich gewesen, da Holzlatten für Weintrauben an dasselbe genagelt waren; dem Pastor aber versperrten sein Alter und seine Beleibtheit diesen Weg. Doch es war erst gegen eilf Uhr; er suchte und fand auch bald glücklicherweise einen Hammer in seinem Zimmer und fing an, sich mit Hilfe dessen an ein Lossprengen des Schlosses zu machen.

Sechzehntes Kapitel.

'Tis now struck twelve.
Shakspeare.

Während dieser Zeit schritt Markolf nach einem kleinen Wirthshause, wohin er vier Bauern bestellt hatte. Diese Leute brauchte er nämlich sehr oft als Tagelöhner für Feldarbeiten und hatte somit jene Art von Autorität über sie erlangt, welche der Brodherr über denjenigen hat, dem er zu seinem Lebensunterhalt verhilft. Den Weisungen gemäß, die er diesen Männern gegeben, hatten sie sich mit Flinten versehen; sie erwarteten ihn ziemlich ungeduldig, vertrieben sich jedoch die Zeit mit Trinken auf seine Kosten.

Als er endlich kam, sagte der Wirth der Kneipe zu ihm:

„Wißt Ihr, Herr Markolf, daß wenn Ihr es nicht wäret, ich unruhig wäre? Ich würde irgend eine gewagte Unternehmung befürchten."

„Eine solche ist es auch; aber um Euch zu beruhigen, schlage ich Euch vor, dabei zu sein."

„Worum handelt es sich denn eigentlich?" „Laßt hören," riefen die andern und rückten näher um den großen Herd zusammen,

auf dem als Abwehr gegen die Kälte und die feuchte Witterung noch trotz der vorgerückten Nachtstunde ein tüchtiges Feuer brannte.

„Folgendes ist die Sache," antwortete Markolf. „Ihr habt doch auch schon davon sprechen gehört, daß man seit einigen Tagen einen Mann im Forste bemerkt hat, dem es bisher noch nicht möglich gewesen, näher zu treten und daß man allgemein fürchtete, es sei ein Räuber."

„Ja, davon haben wir gehört," antworteten alle fünf Stimmen zugleich.

„Nun hat man mit diesen Vermuthungen gar nicht Unrecht; es ist der Hauptmann einer ehemaligen Räuberbande."

„Ein Räuberhauptmann?"

„Ja wohl; ich, der ich mit Euch spreche, habe ihn und seine Genossen mit eigenen Augen zum Tode verurtheilen gehört. Die andern wurden hingerichtet, ihn aber hat der Teufel selbst aus seinem Gefängnisse befreit."

„Aber woher wißt Ihr, daß es derselbe ist?" frug einer der Zuhörer, der alle Sachen gern deutlich erklärt hatte; „habt Ihr ihn denn gesehen."

„Ich habe ihn auch in der That gesehen; wir haben gestern Morgen vor Tages Anbruch und heute Morgen um acht Uhr mit einander gesprochen."

„Und er hat Euch nicht getödtet?

„Wie Ihr sehen könnt, nicht. Er bedurfte meiner nämlich; er glaubte mich bestechen zu können, daß ich ihn heute Nacht in unser Haus einlassen solle."

„Der Bösewicht! . . . Und Ihr habt es doch natürlich ausgeschlagen."

„Im Gegentheil, ich habe es angenommen."

„Ach, warum nicht gar?"

„In der zwischen uns verabredeten Stunde wird er in's Haus gelassen werden, aber nur, um es nicht wieder zu verlassen. Nun gebt genau Acht! . . . Ihr werdet jetzt über die Wiesen gehen, bis Ihr an unsern Küchengarten kommt, durch die Thür, die Ihr offen finden werdet, tretet Ihr dann ein und stellt Euch von beiden

Seiten der Thüre in solcher Entfernung von einander auf, daß Ihr auf Jemanden, der an Euch vorüber und zum Garten hinauslaufen wollte, schießen könnt, ohne daß Ihr selbst zu Schaden kommt. So bleibt Ihr stehen, ohne ein Wort zu sprechen, ohne Geräusch zu machen. Sobald es auf dem Kirchthurme Mitternacht schlägt (was Ihr in Eurem Hinterhalte recht gut hören könnt) so macht Euch schußfertig; ich werde alsdann Jagd auf ihn machen. Wenn ich ihn nicht erreichen kann, so wird er nothwendig, um zu fliehen, nach der Thüre zu laufen, die er offen gelassen hat und Ihr werdet dann das Verdienst haben, das Land von dem größten Banditen zu befreien, von dem man je hat sprechen hören."

Die Bauern, stolz auf ihre Theilnahme an einem so hochherzigen Unternehmen billigten Markolf's Plan und bezeugten ihre Verwunderung über dessen Muth.

„Nun macht Euch auf den Weg, es ist Zeit," entgegnete er; „während Ihr über die Wiesen hinein kommt, werde ich durch's Haus gehen und ihn einlassen."

Die fünf Männer untersuchten auf's Sorgfältigste und Genaueste die Steine und das Zündkraut ihrer Flinten, verbargen sie sodann mit Hahn und Schloß unter ihren Kitteln, um sie vor Feuchtigkeit und Regen zu schützen, und machten sich von der einen Seite auf den Weg nach Magdalenens Hause, während sich Markolf von der andern Seite eben dahin begab. Man sieht, wie befruchtend der Gedanke des Bösen ist und wie sehr er die Verstandeskräfte weckt. Markolf hatte Alles so combinirt, daß er selbst Tristan tödten und Christoph auf seiner Flucht ebenfalls in den Tod senden konnte, so daß man den letztern jener Mordthat angeklagt hätte.

Kehren wir nun, nachdem wir hier den traurigen Vorbereitungen haben beiwohnen müssen, welche bezwecken, Magdalenens Herz in doppelte Trauer zu versetzen, einen Augenblick in das Zimmer zurück, in welchem wir sie mit den beiden jungen Leuten gelassen haben.

Mehr als ein Mal hatten Bertha's Heiterkeit und tauſend ſinnreiche, liſtige Wendungen glücklich ihren Zweck erreicht, und Magdalene ihrer Beſorgniſſe enthoben. Ohne es zu wiſſen, war es ihr ſogar gelungen, Triſtan's Aufmerkſamkeit rege zu machen. Als nun aber die Stehuhr auf der Commode das zweite Viertel der zwölften Stunde geſchlagen, war die kleine Mahlzeit, die Bertha ohnehin über die Gebühr ausgedehnt hatte, vollkommen beendigt und Bertha's Thorheiten hatten für ihre beiden Zuhörer ſchon ihren Hauptreiz, die unbefangene, heitere Friſche verloren. Den von Natur ihr verliehenen glücklichen Frohſinn hatte ſie, weil ſie den ganzen Abend immer allein auf ſich beſchränkt geweſen, erſchöpft; und ſie fand zwar noch neue Wendungen und Einfälle, aber ſie waren ſchon minder gut und ihr Lächeln hatte oft ſchon etwas Gezwungenes, beſonders wenn ihre Augen auf den ziemlich unruhigen Zügen ihrer Tante hafteten.

Was ſie am meiſten in Erſtaunen verſetzte, war, daß Triſtan noch häufiger auf die Uhr ſah, als Magdalene und daß ſein Geſicht von Augenblick zu Augenblick bleicher wurde.

Sie ſtellte ſich vor die Commode, um ihnen die Uhr zu verbergen und fing dort eine Geſchichte zu erzählen an; ſie brach dieſelbe aber einen Augenblick ab und Niemand bat ſie, weiter zu erzählen. Endlich blieb ihr kein Zweifel mehr an der Fruchtloſigkeit ihrer Anſtrengungen; ſie gab alſo, des Kriegführens müde, nach, da ſie ſah, daß alle ihre Verſuche nur noch Ungeduld erzeugten und ſo verſank auch ſie in ein Stillſchweigen, das Triſtan und Magdalene gebieteriſch zu erheiſchen ſchienen.

Jedermann weiß wohl aus eigener Erfahrung, wie viel Trauriges eine Herbſtnacht auf dem Lande hat, wenn rings umher die Bäume unter dem Winde knarrend ſeufzen und der Regen unheimlich an die Fenſter pocht. Nun ſtelle man ſich erſt vor, wie dies hier erſt der Fall ſein mußte, wo zu dem Düſteren der Jahreszeit und des Ortes ſich noch dieſes zu Dreien Vereinzeltſein geſellte, das noch viel peinlicher iſt, als ein gänzliches Alleinſtehen. Denn eines jeden Einzelnen Muth wird noch um all die Hilfe ſchwächer, die er von den andern nicht erhält.

In der Qual, welche Magdalene empfand, ſah Bertha eine

Schwäche, die ſie beklagte, ohne ſie begreifen zu können; Triſtan's Angſt aber war ihr vollends ein peinliches Räthſel. Welch ſchmerzliches Schauſpiel für dieſes junge Mädchen war dieſe ſchreckliche Erwartung einer Stunde, die nicht vorwärts zu rücken ſchien! Das mindeſte Geräuſch, die geringſte Bewegung machte ſie alle ſchaudernd zuſammen fahren; ſie erwarteten die Gefahr von allen Seiten, von innen, wie von außen.

Durch das Stillſchweigen ward ihre Qual noch größer; denn dadurch wurden ſie in den Stand geſetzt, jene tauſend Schälle zu hören, die nur in ſolchen Augenblicken vernehmbar ſind, wenn der Schmerz oder die Furcht allen unſeren Sinnen einen höheren Grad von Feinheit verleiht, der nur eine Marter mehr für uns iſt.

Es fehlten nun zur Mitternacht nur noch fünf Minuten; dieſer letzte Zeitraum war der ſchrecklichſte für dieſe drei ſo guten, einander ſo zärtlich liebenden Seelen, von denen keine glaubte, daß die anderen mit ihrem Leide mitlitten und die alle, ſowohl für dieſen Augenblick als für die Zukunft, aus einer ſo grauſam beſtraften Schwäche ein tiefes Geheimniß machen wollten. Bei jedem neuen Pendelſchwung, dem einzigen Geräuſch, auf das alle mit verſchlingender Aufmerkſamkeit achteten, ſah Bertha, wie Magdalenens Bruſt immer keuchender ward. Und doch ſah man unter der krampfhaften Zuſammenziehung ihrer Geſichtszüge hervor ſchon einen Freudenſtrahl ſichtbar werden. Was Triſtan betraf, ſo hatte ſie ganz aufgehört, ihn zu betrachten, ſo mißvergnügt war ſie mit ihm, beſonders wenn ſie daran dachte, wie ſehr ſie ihn gebeten hatte, ihn in ihren Beſtrebungen beizuſtehen.

Endlich hob die Uhr aus zum erſten Schlage der zwölften Stunde; alle fuhren zuſammen und ein Schauder überlief ihre Glieder. Mit jedem Schlage, der ertönte, verloren Magdalenens Züge mehr und mehr an Spannkraft, und als endlich die Uhr den zwölften Schlag erklingen ließ, ſtieß ſie einen ſo tiefen Seufzer aus und ſchloß ſie ihre thränenfeuchten Augen mit ſo hinſterbendem Ausſehen, daß Triſtan und Bertha zu ihr eilten und ſie mit Küſſen überdeckten. Bald auch kam ſie unter dieſen Liebkoſungen wieder ganz zu ſich.

„Es iſt Nichts mehr," ſagte ſie ihnen mit beruhigendem Tone;

„ein Augenblick der Ermüdung, ... die Folgen der vorgestern durchwachten Nacht. . . . Jetzt befinde ich mich wieder ganz wohl. . . . Und Du, Triſtan?"

„Ich? Ich bin glücklich und zufrieden, Euch beide zu ſehen und in Eurer Nähe zu ſein."

Unter ſüßen, gegenſeitigen Liebkoſungen verfloß noch ein Viertelſtündchen. Die beiden Kinder verließen Magdalenen's Zimmer nicht eher, als bis ſie geſehen hatten, dieſe ſei völlig froh und unbeſorgt, und als bis ſie ihnen, nach einer herzlichen Umarmung, zugerufen hatte:

„Nun ſteht mir nur morgen früh nicht gar zu ſpät auf, Ihr beiden."

Im Augenblick, wo Triſtan und Bertha ihr Zimmer verlaſſen wollten, um ſich auf die ihrigen zu begeben, ſagte Magdalene zu erſterem:

„Habe ich doch ganz und gar daran vergeſſen, daß Markolf heute nicht nach Hauſe kommen wollte; ſei alſo ſo gut und ſieh, ehe Du Dich zu Bette legſt, noch in den Garten hinab, ob alle Thüren gut verſchloſſen ſind. . . . Erſt aber komm und gieb mir noch einen Kuß."

Als Triſtan auf die Flur hinaustrat, fand er Bertha, die zwar Magdalenens Stube früher verlaſſen, als er, die aber noch auf ihn gewartet hatte, ehe ſie in ihr Zimmer gegangen war.

„Sagſt Du mir nicht gute Nacht?" frug er ſie.

„Nein, ich bin bös auf Dich."

„Was habe ich Dir denn gethan?"

„Du haſt mir auch gar nicht ein Bischen geholfen."

„Worin hätte ich Dir denn helfen ſollen?"

„Luſtig und heiter zu ſein, die Tante zu zerſtreuen; ich hatte es Dir ja im Voraus geſagt."

„Ach wahrhaftig! Jetzt erinnere ich mich erſt daran; ich hatte es ganz und gar vergeſſen."

„Das ist sehr liebenswürdig von Dir!"

„Aber warum hast Du sie denn so sehr zerstreuen wollen."

„Weil sie sich eingebildet hatte, Du würdest heute vor Mitternacht sterben."

„Wie, deswegen? Gute Bertha. . . ."

„Ja, laß Du nur die gute Bertha sein; die ist böse mit Dir," sagte das junge Mädchen, das während dieses Gespräches in ihr Zimmer getreten und durch die halboffene Thüre mit dem auf den Flur gebliebenen Tristan plauderte.

„Gieb mir meinen Gutenacht-Kuß," sagte Tristan, der seit einer Viertelstunde alle seine Qualen vergessen hatte.

„Ja doch, warum nicht gar; Du hast durchaus Nichts gethan, um ihn zu verdienen; ich allein habe die Erfindung gemacht, ein Verlobungsmahl zu geben, ich allein bin liebenswürdig gewesen. Ja ich war noch gescheiter; ich habe seit heute Morgen die Stehuhr und Deine Taschenuhr und die Wanduhr, kurz alle Uhren im Hause vorgerückt, ohne daß es Jemand bemerkt hat."

„Wie spät ist's also jetzt eigentlich?" frug Tristan mit plötzlich brechender Stimme.

„Ohngefähr ein Viertel vor Mitternacht; gute Nacht, Du garstiger Tristan!" rief das neckische Mädchen und schlug die Thüre vor ihrem Bräutigam zu, dem bei ihren letzten Worten ein eisig kalter Fieberschauer das Blut in den Adern zum Erstarren brachte.

Letztes Kapitel.

Doch wenn Du traurig biſt und weinſt,
Mich von Gefahr umringet meinſt,
Sei ruhig, ſteh' in Gottes Hut
Er verläßt kein treu liebend Blut.
W. Hauff. Lichtenſtein.

Als Triſtan allein geblieben, war er die Treppe hinabgeſtiegen und in den Garten getreten, aber mit einer ſo mechaniſchen, automatenartigen Bewegung, daß er ſich, ohne daß er es ſelbſt wußte, in derſelben Allee befand, in der er zwei Tage vorher mit Bertha auf- und abgegangen. Er ſchritt langſam einher, die Hand auf's Herz gelegt und allen Schreckniſſen ſeines Todesglaubens wieder anheimgefallen. Da trat plötzlich ein Mann, den er nicht zu erkennen vermochte, hinter einem Baume hervor, ſprang auf ihn zu, hielt ihn mit ſeinen beiden ſtarken Armen feſt, hob ihn wie ein kleines Kind in die Höhe und hielt ihn dann auf Armeslänge weit von ſich, um bei dem düſteren Schein eines bewölkten Himmels ſeine Züge zu erkennen. Endlich ſtellte er ihn wieder zur Erde und ſagte:

„Ich erwartete Dich."

„Du biſt es! So hatte ich mich doch nicht getäuſcht."

„Ja wohl, ich bin es, Kleiner, und ſehe, daß ich mich auch nicht geirrt habe. Als ich Dich am Laufe meiner Piſtole hielt und mich wirklich überzeugt hatte, daß Du es ſeieſt, da begriff ich, daß ich etwas Böſes vorgehabt hatte und ich glaube, daß, wenn ich nicht genöthigt geweſen wäre, zu entfliehen, ich Dich um Verzeihung gebeten haben würde. Doch nun biſt Du ja endlich da! Weißt Du wohl, daß ich Dich ſchon ſeit zehn Jahren ſuche?"

„Und weshalb biſt Du hieher gekommen?"

„Um Dich mit mir zu nehmen."

„Mich, großer Gott!"

„Ja, Dich. Ich langweile mich dabei, allein zu rauben und zu morden. Meine alten und meine neuen Kameraden ſind alle auf

die eine oder die andre Art geſtorben; das iſt mir übrigens ganz einerlei geweſen. Aber mit Dir geht es mir ſonderbar. Hätte ich nicht ſicher gewußt, daß ich Dich einſt noch wiederfinden werde, ſo hätte ich mich ſo oft fangen laſſen, als man es gewollt hätte. Armer Kleiner!" fuhr er fort, indem er ihn mit einem ſeltſamen Ausdruck von Zärtlichkeit betrachtete. „Du haſt doch Alles, was Du brauchſt?"

„Still," ſagte Triſtan, „ich glaube, Geräuſch hinter dieſer Hecke gehört zu haben."

„Nein, es war nur der Wind," ſagte Chriſtoph, nachdem er einen Augenblick hingehorcht.

Triſtan aber hatte Recht; die Hecke war beweglich geworden, und was ſie bewegte, war nicht der Wind, ſondern Markolf. Er hatte erſt Chriſtoph in den Garten hineingelaſſen und alsdann eine Leiter an die Mauer gelehnt, auf der er bis an Triſtan's Fenſter geſtiegen war, um dort zu warten, bis die verhängnißvolle Mitternacht vom Thurme herab verkündet werde. Da er aber Jemanden aus dem Hauſe hatte herausgehen hören, ſo war er von der Leiter herabgeſtiegen und als er erkannt hatte, es ſei Triſtan, ſo war er ihm von Weitem nachgeſchlichen. Da er ihn mit dem Rothbart ſprechen ſah, ſo hatte er ſich hinter die Hecke geſtellt und das Geräuſch, das Triſtan vernommen, rührte von dem Laufe ſeiner Flinte her, die er durch die Zweige der Hecke hingeſtreckt hatte. Nachdem Alles wieder ſtill geworden, hörte er, wie der Räuber weiter ſprach:

„Da ich nicht zu Dir kommen kann, um bei Dir ein Faulenzerleben zu führen, ſo mußt Du mit mir gehen."

„Denkſt Du das wirklich, Unglücklicher?"

„Freilich, ich habe daran gedacht ſeit dem Tage, wo ich aus dem Gefängniſſe entflohen bin."

„Weißt Du denn aber gar nicht, wie unrecht Du handelſt? Haſt Du gar keine Furcht vor Gott?"

„Höre, Kleiner, ich habe meinen Gott, ſo gut wie ein Anderer und glaube, daß, was geſchehen iſt, auch geſchehen mußte. Meines Vaters Vater war daſſelbe, was mein Vater war, ich, ſein Sohn, war es desgleichen; Du, der Du auch ſein Sohn biſt, mußt es nun ebenfalls ſein."

Hier ſchwieg Chriſtoph; denn man hörte in der Ferne heftig an die Hausthür pochen.

„Weshalb klopft man da?"

„Ich weiß nicht. Ach, eben fällt es mir ein, es iſt, glaube ich, einer unſerer Diener, der in die Stadt gegangen iſt und ſpäter zurückkehrt, als er glaubte."

Er machte eine Bewegung nach dem Hauſe hin, um zu öffnen.

„Nein, ich laſſe Dich nicht fort," ſagte Chriſtoph und hielt ihn mit ſeinem eiſernen Arme feſt, „Du mußt mir erſt antworten."

„Ich wollte viel tauſend Mal lieber ſterben, als auf Deinen Vorſchlag eingehen. Höre wohl, was ich Dir ſage; Dein umherſchweifendes Leben iſt unaufhörlich von Gefahren bedroht, in unſrem Vaterlande biſt Du ſchon zum Tode verurtheilt; ſuche nun von hier aus die benachbarte Grenze zu erreichen; von da aus iſt es ein Leichtes, in die neue Welt hinüber zu ſchiffen, wo Du ein neues Leben beginnen kannſt, um Dein früheres voll Verbrechen und Miſſethaten zu ſühnen und in Vergeſſenheit zu bringen. An den Mitteln dazu ſoll es Dir weder jetzt noch in Zukunft fehlen; ich verpflichte mich, Dir jedes Jahr eine für Deinen Bedarf hinreichende Geldſumme . . . . ."

„Wer verlangt Geld von Dir?" unterbrach ihn der Räuber. „Ich habe deſſen genug gehabt, und wenn ich es noch haben will, ſo weiß ich es mir zu verſchaffen. Aber Dich will ich, Dich, den mir dieſe Frau geſtohlen hat."

„O, ich bitte Dich, ſprich nicht von ihr," ſagte Triſtan und trat einen Schritt rückwärts, als wollte er ſich entfernen.

„Bleib," ſagte Chriſtoph, ... „Hörſt Du, man klopft nicht mehr an die Hausthüre, ich habe ſie öffnen hören . . . . Bleib, ja ich ſage es Dir noch einmal, dieſe Frau hat Dich geſtohlen."

„Unſeliger! Dieſe Frau, die mich aus dem Elende errettet hat, dieſe Frau, der meine von der Eurigen geführte Hand meuchleriſch den Dolch in's Herz zu ſtoßen, ſo nahe daran war, weißt Du auch, daß das unſere Mutter iſt?"

„Unſere . . . . ! Nein, nein, das wußte ich nicht!"

„Glaubst Du nun noch, daß ihr Recht auf mich nicht größer ist, als, das Du in Anspruch nimmst?“

Christoph dachte einen Augenblick nach, dann sagte er mit gesteigerter Leidenschaftlichkeit:

„Nein! Wer hat Dich erzogen? Wer hat Dich gerettet, geschützt, gerächt? Ich war es, merk' Dir es wohl und, koste es, was es wolle, Du mußt mit mir gehen.“

„Koste es, was es wolle, sagst Du; ist dies eine Drohung? Soll es ein neues Verbrechen bedeuten?“

„Ich vernünftle nicht, wie Du; aber was ich will, das will ich.“

„Christoph, vor zwei Nächten bist Du mir im Traume erschienen; Du kamst, um mir zu sagen, daß ich heute, zu dieser Stunde, sterben werde.“

„Wenn Du nicht mit mir gehen willst, Kleiner, so könnte ich vielleicht Recht gehabt haben, Dir dies zu sagen.“

„Nun, so tödte mich.“

„Ich will Dich nicht tödten, aber ich werde Dich auch nicht hier lassen. Was soll jetzt aus mir werden, nun ich Dich nicht mehr zu suchen brauche. Nein, bei allen Mächten der Hölle sei es geschworen, lebendig lasse ich Dich nicht hier.“

„So tödte mich, sage ich Dir, denn ich verabscheue Dich, ich werde Dir lebendig nimmer folgen.“

„Du verabscheuest mich! Nun, um so schlimmer für Dich!“

Christoph hob den Arm . . . . .

Im selben Augenblicke schlug die Kirchglocke zwölf Uhr.

Ein Flintenschuß, begleitet von einem Schrei kam hinter der Hecke hervor.

Christoph drehte sich um sich selbst herum und sank rückwärts auf den feuchten Sand nieder und murmelte: „Gott habe Mitleid mit mir!“

Tristan trat entsetzt zurück; da stürzten zwei Frauen in seine Arme; es waren Bertha und Magdalene.

„Ihr, Ihr hier!“ rief er und zog sie fort von dem Leichnam, den sie noch nicht bemerkt hatten.

„Ja, der Paſtor iſt gekommen .... Er hat Dich geſucht .. .. Er hat Markolf geſucht .... hier iſt er!"

„Mein Freund, mein guter, lieber, junger Freund," ſagte der brave Geiſtliche und ſchloß ihn in ſeine Arme; „nicht wahr, es iſt mir doch auch gelungen, den Schuß ganz abzulenken? Du biſt doch nicht verwundet?"

„Nein, theurer Freund," ſagte Triſtan und drückte ihm warm die Hand. Sodann wandte er ſich wieder zu den beiden Frauen hin:

„Erhole Dich, Bertha, es iſt Nichts .... Erholen Sie ſich, Frau Koppen."

„Nicht mehr dieſen Namen, nie mehr!" rief Magdalene; „nenne mich fortan Deine Mutter; ja, Herr Paſtor, ich bin ſeine Mutter."

Triſtan wollte ſie unterbrechen.

In demſelben Augenblicke knallten im Küchengarten fünf Büchſen und jeder dieſer Schüſſe ſandte Markolf eine Kugel zu. Dieſer hatte nämlich die Beſinnung gänzlich verloren und war durch die offene Thüre des Küchengartens entflohen, ſo daß ihn die wartenden Bauern für den bezeichneten Räuber hielten.

Magdalene hat nie erfahren, daß der Unbekannte, den Markolf einige Minuten vor ſeinem eigenen Tode erſchoſſen, ihr Sohn Chriſtoph geweſen ſei.

Digitized by Google

Weibliche Lebens-Prüfungen.

Von

Carl von Schmidt.

Erſtes Kapitel.
Ein Mädchenherz.

„Er liebt mich! Ich werde geliebt!“

Dieſe Worte wurden leiſe und zu wiederholten Malen mit einer von Aufregung zitternden Stimme von einem jungen Mädchen ausgeſprochen, das ſeit einer Stunde an ihren Balcon gelehnt ſtand, ohne daß ſie von der friſchen Kühle der Nachtluft noch von dem verwirrten Geräuſch des ſäuſelnden Laubes ringsumher aus ihrer tiefen Träumerei geweckt wurde. Es war nach der Rückkehr von einem Ball im Freien. Selma hatte ihren guten Vormund herzlicher als gewöhnlich umarmt, ihrer Schweſter warm die Hand gedrückt und war dann in aller Eile in ihr einſames Schlafzimmer geflohen, da ſie ungeduldig war, ihr aufgeregtes Gemüth zur Ruhe zu bringen und ihrer Empfindungen ſich ſelbſt bewußt zu werden, oder vielmehr, da ſie ſich danach ſehnte, ſich dem Eindruck einer bisher unbekannten Freude hinzugeben, der Wonne, ſich von dem Manne, dem ſie im Stillen allen Andern vorgezogen, geliebt zu wiſſen. In's Zimmer getreten, hatte ſie damit angefangen, ſich ihres Putzes zu ent-

um die Ermüdung nach einem bis tief in die Nacht hinein verlängerten Ball, um die ſpäte Stunde, noch auch um ihre zu erlöſchen drohende Lampe zu kümmern, bleibt ſie unbeweglich, der kühlen Friſche der Nacht ausgeſetzt und verſunken in den entzückenden Genuß des leiſe fächelnden Windes, der in dem dunkeln Grün des Laubes ringsumher ſich brechenden Strahlen des Mondlichtes, kurz all jener Zauberkraft, mit der eine ſchöne Nacht, beſonders in jenen ſeltenen Augenblicken, wo unſre Empfindungen uns reichlich zuſtrömen, ſo mächtig auf unſere Seele wirkt.

Er liebt mich! Dieſe drei Worte offenbaren das ganze Geheimniß der Aufregung und des ſtillen Glückes des jungen Mädchens. Selma iſt achtzehn Jahre alt. Geſtern, ja am Morgen deſſelben Tages noch war ſie ein muthwilliges, unbefangen naives, unüberlegtes Kind, das von den Myſterien des Lebens noch Nichts wußte, das nur den Eindrücken des Augenblickes lebte. Alle ernſten Ideen, beſonders die Worte: Liebe, Ehe, Pflichten, Leidenſchaften, geſellſchaftliche Stellung, waren bisher Töne geweſen, die ſie nur mit dem Ohre vernommen, die aber ihre Geiſteskräfte unbeſchäftigt gelaſſen hatten. Die Liebe und die Ehe ſchienen ihr zwar die Beſtandtheile zu ſein, welche ihre Zukunft bilden ſollten; aber wie fern lag ihr dieſe Zukunft ſelbſt noch! Wenn ſich Gedanken der Art ihrem Geiſte aufdrängten, ſo bezog ſie dieſelben zunächſt auf ihre älteſte Schweſter, indem ſie unklar daran als ein Glück dachte, das ihrer Schweſter lange vor ihr zukommen müſſe, die ja nur noch ein Kind ſei. Ernſt v. Rheinſtern war der liebenswürdigſte junge Herr, den ſie kannte. Sie hegte die vollkommenſte Bewunderung für ſeinen ſchönen Wuchs, ſein elegantes Aeußere, ſeine Leichtigkeit im Geſpräche, ſeinen ſüß tönenden Geſang und vor Allem für ſein feines Benehmen, ſeine Kenntniß der vornehmen Welt und den zarten Tact, der ihn vor vielen Anderen auszeichnete. Er war in ihren Augen ein höher ſtehendes Weſen; ſie folgte ihm in ihrer Unbefangenheit mit den Augen, lauſchte auf ſeine Worte, fühlte ſich geſchmeichelt, wenn er mit ihr ſprach; aber ihm gefallen, ihn lieben, um wieder geliebt zu werden, daran hatte Selma nie gedacht.

Als ſie an dieſem Morgen in aller Frühe ihren ſchönen, blendend weißen Putz angelegt hatte, verſprach ſie ſich viel Vergnügen von einem fröhlichen Tage, den ſie mit guten Freunden und in einer

liebenswürdigen Gesellschaft auf dem Lande zubringen und dessen Beschluß ein Ball sein sollte. Aber unter ihren Gedanken hatte keiner eine ausschließliche Herrschaft über den andern sich angemaßt und wenn Ernst nicht ein Theilnehmer des Festes gewesen wäre, würde sich Selma fast ganz eben so gut amüsirt haben. Ernst befand sich aber daselbst, Ernst, der sich durch seine äußeren Vortheile vor allen andern jungen Leuten auszeichnete und dessen Huldigungen alle Frauen einander streitig machten. Sein Blick suchte von ihrer ersten Begegnung an nur Selma; er setzte sich neben sie, wählte sie, um ihr seinen Arm anzubieten, kurz er hatte sie den ganzen Tag hindurch nicht verlassen. Seine Blicke waren stets ausdrucksvoll gewesen, alle seine Gespräche bezeugten seinen Wunsch zu gefallen; nie hatte sich sein Geist so reich, so vielseitig gezeigt, nie war sein Benehmen so höflich, so herzlich gewesen. Für Selma waren diese ehrfurchtsvolle Ergebenheit, diese eifrigen Huldigungen, diese besondre Mühe, die man sich gab, um ihr zu gefallen, etwas Neues. Bis auf diesen Tag hatte Selma in der Gesellschaft gewissermaßen nicht zu den thätigen Mitgliedern gehört; man bewunderte ihre unbefangene Anmuth, ihre sich entfaltende Schönheit, aber Huldigungen richtete man nur an ihre Schwester. Nun schienen in einigen Stunden alle ihre Fähigkeiten auf ein Mal ihre Entwickelung zu erhalten; ihre Eigenliebe fühlte sich geschmeichelt, ihr Geist fand Gefallen und Reiz an einer ernsthaften Unterhaltung, in der man ihr die erste Gelegenheit, sich zu zeigen, gab; und auf ihre Seele wirkten zugleich die Eindrücke eines inneren Gefühls von Glück und die äußeren Empfindungen eines schönen Himmels, einer von Balsamdüften geschwängerten Luft und reizender Aussichten. Den Tag über störten jedoch diese mannigfach eindringenden Gefühle die Ruhe in Selma's Gemüth nicht, im Gegentheil verschmolzen sie zu einem Gefühle vollkommener Befriedigung, das eben so entfernt von Unruhe wie von Langeweile war. Die Gegenwart Ernst's nahm nicht das junge Mädchen ganz in Anspruch, sondern vermehrte nur den Reiz ihrer Umgebung. Erst am Abend, als nach dem gemeinsamen vertrauten Zusammenleben des Tages die Gesellschaft sich in Paare zerstreute und bei dem Schalle einer fröhlichen Musik die Reihen sich zum Tanze verschlangen, befand sich das junge Mädchen unter dem Einfluß von Eindrücken, die es bis auf den heutigen Tag nicht geah-

net hatte. Ernſt's Worte, die mit jedem Augenblick zärtlicher und beſtimmter wurden, beunruhigten ihr Gemüth und erfreuten es doch zugleich, während ſie in ihrer Seele die deutliche Idee einer erwiederten Liebe erweckten. Selma wußte ſelbſt kaum, was ſie geantwortet und welche Empfindungen ſie an den Tag gelegt habe; ihre Worte waren ihr gewiſſermaßen vom Inſtinkt eingegeben worden, und die Stunden waren unklar und flüchtig, wie ein Traum vorübergeeilt. Jetzt nun in der Einſamkeit ſucht ſie ihre Erinnerungen zu ſammeln und ſich von den erhaltenen Eindrücken Rechenſchaft abzulegen, aber vergeblich; ſie vermag die Träumerei, welche ſich ihrer bemächtigt hat und ihr ſtets ein und daſſelbe Bild vorführt, nicht abzuſchütteln; ſie kann ſich Nichts klar machen, als daß Ernſt ſie liebt und daß auch ſie plötzlich Liebe zu ihm fühlt.

Indeſſen wurde mit den ſpäten Nachtſtunden die Luft immer friſcher und feuchter und die Lampe, der es an nährendem Oel fehlt, giebt nur noch einen erſterbenden Schein. Selma, welche durch die rein körperlichen Empfindungen der Kälte und der Furcht aus ihrer tiefen, gedankenvollen Träumerei erweckt wird, ſpringt plötzlich auf und ſagt zu ſich ſelbſt:

„Mein Gott, was iſt mir denn, was geht mit mir vor? Wie! So tief in die Nacht hinein wachen und ſo viel nachdenken, weil ein Mann Worte der Liebe zu mir geſprochen! Nun, wenn man mich liebt, ſo iſt dies ein Beweis, daß ich kein Kind mehr bin, daß ich mich alſo nicht wie ein ſolches aufführen darf. Weshalb und wozu alſo dieſe Unruhe, dieſes Erſtaunen, dieſe Aufregung? Warum erſcheint mir plötzlich mein ganzes Leben unter einem andern Lichte? . . . Liebe! Aber iſt das denn nicht etwas Böſes? . . Iſt die Liebe nicht eine Sünde? . . . Nein; . . . wenn Ernſt mich liebt, ſo wird er mein Gatte werden, und alsdann iſt die Liebe keine Sünde. Weshalb denn alſo dieſe ſonderbare Unruhe? . . . Offenbar iſt dies ein Geheimniß, das ich nicht für mich behalten darf. Nun gut, ich werde es morgen dem Prieſter unter dem Siegel der Beichte anvertrauen . . ., aber nein, ich werde nie den Muth dazu haben. . . . Was ſoll ich ihm übrigens ſagen? Ich habe nichts Böſes gethan. Wohlan denn, ſo werde ich Alles meiner Schweſter geſtehen. . . . Aber ſie iſt ſo ſtreng gegen mich und behandelt mich, wie ein Kind. Und doch, ich fühle es, es iſt meine Pflicht, ihr Alles zu ſagen.

Ich habe keine Mutter mehr, der ich mich anvertrauen könnte .... Ach, ich habe meine Mutter nie gekannt; ... Niemand will von meiner Mutter mit mir sprechen. .. Ich weiß gar Nichts von ihr. O, wie viel glücklicher ist meine Schwester! Sie hat meine Mutter gekannt, ist von ihr erzogen worden, erinnert sich ihrer und man spricht mit ihr auch über dieselbe. .. Wir haben denselben Vater gehabt, aber nicht dieselbe Mutter. .... Das ist Alles, was ich weiß. .... Ach! Dieser Gedanke war bisher der einzige, der mein Leben verdüstert und mich bekümmert gemacht hat; ich habe es noch Niemanden gesagt, aber ich werde es Ernst sagen. Segne Du mich, seliger Geist meiner Mutter, erleuchte mich, auf daß ich erkenne, ob ich Ernst lieben darf und ob ich fähig bin, ihn glücklich zu machen. Leite Du mich in diesem Leben, theure Hingeschiedene, und unterstütze Du Dein armes, verwaistes Kind. .... Lehre Du mich, o Gott, das Gute erkennen und gieb mir Kraft, es auszuüben."

Selma war während dieser Worte vor dem Crucifix über ihrem Bette auf die Kniee gesunken. Beruhigt durch das Gebet, legte sie sich nun zu Bette und schlief bald in Frieden ein, indem sie noch die beiden theuern Namen ihrer Mutter und ihres Ernst vor sich hinsprach.

Zweites Kapitel.
Eine vertrauliche Mittheilung.

„Wie hast Du die Nacht verbracht, Alexandrine? Hast Du Dich von der gestrigen Ermüdung erholt?"

„Nein; Hitze und Staub waren gleich unerträglich, und ich habe davon ein überaus heftiges Kopfweh bekommen. Ueberhaupt sind mir die Landpartien zuwider und ich kenne nichts Unausstehlicheres, als einen Ball im Freien."

„Und doch," entgegnete Selma, „tanzest Du so gern und es ist so hübsch in freier Luft zu tanzen."

„Ich finde das gerade abscheulich; bald ist man der Kälte ausgesetzt, bald ist man wieder erhitzt; die Toilette kommt um alle

Frische, dabei wird man todtmüde und muß obendrein mit allerhand Leuten tanzen . . . . ."

„Nun, Du kannst Dich doch nicht beklagen, Du hast doch freie Wahl unter den Cavalieren gehabt; sie haben Dir ja alle um die Wette ihre Hand angeboten. Ich . . ich habe den ganzen Abend mit . . . Herrn von Rheinstern getanzt."

„Ja wohl, Ernst hat sich gestern ausschließlich mit Dir beschäftigt. . . Er hat Dich wahrscheinlich als ein Kind betrachtet, mit dem man spielen kann, ohne daß es etwas auf sich hat. Denn Nichts hat einen solchen Einfluß auf ihn, als die Furcht, man möge ihn fälschlicher Weise beschuldigen, er mache einer Dame die Cour und vor Allem scheut er eine Entdeckung seiner wirklichen Gesinnungen."

„Ernst! Sprichst Du von ihm? Nein, da irrst Du Dich, liebe Schwester, für ihn bin ich kein Kind mehr."

„Glaubst Du also, daß er ernstlich . . . ."

„Ich glaube, daß Herr von Rheinstern, wenn er anders ein ehrlicher Mann ist, in vollstem Ernste mit mir gesprochen; denn man macht keiner Dame, sie sei noch so jung, nur zum Scherze eine Liebeserklärung."

„Ja, wenn Herr v. Rheinstern Dir eine Liebeserklärung gemacht hat, dann ist es etwas anderes. Ich selbst, als Deine ältere Schwester, würde es ihm sehr schlecht auslegen, wenn er sich auf Deine Kosten lustig machen wollte. Andrer Seits aber muß ich Dich auch darauf aufmerksam machen, liebes Kind, daß wir Frauen gar oft in Versuchung gerathen, bloße artige, galante Redensarten für Liebeserklärungen zu halten und da den Anfang einer ernsthaften Zuneigung zu sehen, wo nur ein flüchtiges, an einem Abend entstandenes, an demselben Abend auch wieder erstorbenes Sichhingezogenfühlen stattfand."

„Du hast Recht, Alexandrine, das kann sehr leicht der Fall sein. Daher sage ich auch nicht, daß Ernst mich für das ganze Leben liebt, sondern ich sage nur, daß er mich gestern zu lieben schien. Und gerade, weil ich jung und unerfahren bin, komme ich zu Dir, liebe Schwester, um von Dir Unterstützung und guten Rath zu erbitten."

Indem Selma dieſe letzten Worte ausſprach, reichte ſie mit einer herzlichen Bewegung ihrer Schweſter die Hand; dieſe aber zog die ihrige zurück. Nach einem hierauf eingetretenen augenblicklichen Stillſchweigen richtete Alexandrine mit trockenem Tone an ihre Schweſter die Frage, welches denn die Worte ſeien, in denen Ernſt ſeine Liebeserklärung an ſie gerichtet. Dieſe Worte hätte nun Selma freilich gern für ſich behalten; denn eine, wenn auch noch ſo vertrauliche Mittheilung derſelben an einen Dritten benahm ihnen all jenen beglückenden Zauberreiz eines tief im Herzen verborgenen ſüßen Geheimniſſes; ſie war aber von Natur zu offenherzig, als daß ſie einer directen Frage ein Stillſchweigen hätte entgegenſetzen können und ſo erzählte ſie, während holde Röthe ihre Wangen färbte, ihrer Schweſter ausführlich und mit allen Umſtänden die Ereigniſſe des geſtrigen Abends. Alexandrine biß ſich die Lippen und konnte nicht verhehlen, welch peinlichen Eindruck die Erzählung auf ſie machte. Endlich ſagte ſie:

„Wenn Herr v. Rheinſtern nur aus Leichtfertigkeit ſo geſprochen und gehandelt hat, ſo iſt er gegen Dich in hohem Grade ſtrafbar; und doch täuſche Dich nicht, Selma; ich kann unmöglich glauben, daß er ernſthaft an Dich denkt."

„Aber warum denn nicht? Herr v. Rheinſtern iſt frei und ungebunden; er ſucht ſich zu verheirathen; worin ſiehſt Du ein Hinderniß oder eine Schwierigkeit, daß er mich liebt?"

„Aber .... Das iſt mir nie in den Sinn gekommen. Herr v. Rheinſtern ſucht ſich zu verheirathen; aber ein Kind, wie Du noch biſt, kann unmöglich für ihn paſſen. Er muß eine Frau haben, die Etwas vorſtellt, die ſein Haus halten, ſeine Feſte leiten kann. . . Ernſt iſt ehrgeizig, er bedarf einer Gattin, die ihn in ſeiner Laufbahn zu unterſtützen vermag. . . . Er müßte eine thätige Gemahlin haben, die mit einem überlegenen Geiſt ausgeſtattet wäre und Weltkenntniß beſäße. . . ."

„Und kennſt Du eine ſolche Frau?"

Selma that dieſe Frage faſt ſtammelnd; denn ein entſetzlicher Verdacht hatte in dieſem Augenblick in ihrem Gemüthe ſich erzeugt, der nämlich, daß ihre Schweſter auf ſie eiferſüchtig ſein könne und daß Ernſt Alexandrinen vielleicht früher geliebt habe.

„Ich ſpreche ganz im Allgemeinen," entgegnete letztere, „ohne meine Gedanken bei irgend einer beſtimmten Perſon in Anwendung bringen zu wollen."

„Denn ſiehſt Du, Alexandrine, wenn es auch nur ein einziges weibliches Weſen gäbe, das auf Herrn v. Rheinſtern rechtlich begründete Anſprüche machen zu können glaubte, ein weibliches Weſen, gegen das er irgendwie eine Verpflichtung eingegangen wäre, ſo wollte ich um keinen Preis die Nachfolgerin dieſer Dame ſein. Denn ſiehſt Du, ich kann mir kein ſo unglückliches Geſchöpf vorſtellen, als eine betrogene Frau und Nichts ſcheint mir ſo erbärmlich, als Frauen, welche bei den Verräthereien der Männer die Rolle der Mitſchuldigen übernehmen. Ich bitte Dich, ſag' es mir doch ja, ob es irgend eine Frau giebt, die ſich über Herrn v. Rheinſtern beſchweren kann; ich ſchenke ihm alsdann ſicherlich kein Gehör mehr und mein Benehmen gegen ihn ſoll fortan nur meine Verachtung ausdrücken."

„Nein, Selma, nein; meines Wiſſens wenigſtens hat Herr v. Rheinſtern keiner Dame ernſtlich die Cour gemacht; ich habe doch auch, wie mir ſcheint, Nichts geſagt, was Dich zu einer ſolchen Vermuthung berechtigt hätte?"

„Nun ſo habe ich für mein Benehmen nur eine Richtſchnur zu befolgen, nämlich Ernſt's Liebe zu verdienen und zu beurtheilen, ob er der meinigen würdig iſt. Und nun wollen wir, wenn es Dir recht iſt, unſern Vormund nicht länger auf uns warten laſſen, ſondern uns zum Frühſtück begeben."

Die beiden jungen Mädchen gingen in das Speiſezimmer, wo in der That Herr v. Emmbold ihrer ſchon wartete. Dieſer ihr Vormund war ein guter alter Mann, der ſie herzlich liebte und ihnen eine unbegrenzte Freiheit ließ. Selma hatte aus dem Grunde nicht daran gedacht, ihn zu ihrem Vertrauten zu machen, weil ſie wußte, wie eifrig er wünſchte, ſeine theuern Mündel auf convenable Weiſe zu verheirathen, wie er daher, anſtatt auch nur den entfernteſten Einwurf gegen Ernſt zu erheben, ſich vielmehr beeilt haben würde, die Sache ſofort abzuſchließen. Herr v. Emmbold, ein ausgezeichneter Gelehrter und beſonders berühmter Mathematiker und Naturforſcher, hatte noch in ſeinem hohen Alter, — er war über die Siebenzig weit hinaus — eine Art Naivetät und Unſchuld

oder, wenn man will, Unwiſſenheit gewiſſer Dinge behalten, wodurch ihm manche in unſrer civiliſirten Welt nöthig gewordene Feinheiten ganz fremd geblieben waren. Gut, nachſichtig, mild und duldſam, kannte er Nichts von den conventionellen Regeln und beurtheilte alle Dinge nach den einfachen Naturgeſetzen. Durch dieſe Art und Weiſe ſeines Denkens war er ein trefflicher, guter, liebenswürdiger Mann von erfreulicher Originalität und Selbſtändigkeit des Charakters geworden, beſaß aber keine der Eigenſchaften, die nothwendig waren, um dieſen zwei jungen Mädchen, die ihm ſeit ihrer früheſten Kindheit anvertraut worden waren, als Leiter und Vormund zu dienen.

An dieſem Tage nahm er einen ſeiner Lieblingsſtoffe auf und unterhielt ſeine Mündel mit einer langen Abhandlung über das Inſtitut der Ehe, indem er dabei gelehrte Unterſuchungen darüber anſtellte, was ſie in allen Jahrhunderten und bei allen Nationen geweſen und indem er bis auf die urſprüngliche Quelle derſelben zurückging, wie ſie uns die Bibel in der ſymboliſchen Geſchichte von Adam und Eva giebt.

Gelehrte Abhandlungen der Art waren den beiden Schweſtern nichts Seltenes und lockten gewöhnlich ein loſes Lächeln auf ihre Lippen; denn wenn es ſich nur um Wiſſenſchaft handelte, dachte der gute Herr von Emmbold ganz und gar nicht daran, die zarte Empfindlichkeit junger und weiblicher Ohren zu ſchonen. Dies Mal aber ſchenkten beide junge Mädchen ſeiner Abhandlung nicht die geringſte Aufmerkſamkeit, ſo intereſſant auch der Stoff derſelben war. Denn was ihr Gemüth in dieſem Augenblick feſſelte, war nicht die Ehe als abſtracter Begriff, ſondern die Ehe in ihrer Wirklichkeit und Wahrheit. Sie blieben nachdenklich und ſchweigſam, weil beide ungeduldig waren, ſich allein zu befinden, um ſich von der Aufregung, welche ihnen die Unterhaltung von heute Morgen verurſacht, zu erholen und zu zerſtreuen.

Schon waren Selma's Illuſionen ihrer erſten glänzenden Friſche beraubt. Die Möglichkeit, ſie könne betrogen und getäuſcht worden ſein, erfüllte ihr Gemüth mit einem entſetzlich quälenden Zweifel. An die Stelle der köſtlichen Eindrücke und Empfindungen war eine peinliche Angſt getreten. Faſt that es ihr Leid, daß ſie ſich ihrer Schweſter anvertraut hatte. Ihre Gedanken waren vor-

her ſo ſüß geweſen, und nun hatte ein jedes Wort dieſer letzteren ſie mit Bitterkeit übergoſſen. Andrer Seits freute ſie ſich auch über das Ergebniß dieſer Unterhaltung, denn, dachte ſie, im Grunde kenne ich eigentlich Ernſt's Charakter nicht und es wäre wohl möglich geweſen, daß er meiner Schweſter und mir zu gleicher Zeit die Cour gemacht hätte. Jetzt bin ich hierin wenigſtens vom Gegentheil überzeugt.

Alexandrine ihrer Seits war durch die vertrauliche Mittheilung ihrer Schweſter ſchmerzlich verwundet worden. Denn bis dahin hatte ſie in Selma nur ein Kind ohne alle Bedeutung geſehen und daher Ernſt's fleißiges Erſcheinen im Hauſe ihres Vormundes lediglich auf ihre Rechnung geſetzt, indem ſie der eigentliche Gegenſtand ſeiner Beſuche zu ſein glaubte. Sie hatte ſich freudig in dieſem Gedanken gewiegt, weil er die Erfüllung ihrer theuerſten Wünſche war. Alexandrine war jung, ſchön, reich, war früh in die große Welt gekommen und hatte in Folge der zahlreichen ihr daſelbſt zu Theil gewordenen Huldigungen die gefährliche Gewohnheit ſich angeeignet, überall dominiren und Effect machen zu wollen. Die natürlichen Anlagen in Alexandrinen waren gut geweſen. Sie beſaß einen ſcharfen Verſtand und einen thätigen Geiſt, deſſen Anwendung unter einer guten Leitung ihr von vielem Nutzen geweſen wäre; denn ſie war eine Frau, die zur Vollbringung großer Dinge fähig war. Unglücklicher Weiſe aber war durch das tägliche Zuſammenkommen und Leben mit einer lediglich auf eitle Dinge gerichteten Geſellſchaft, welche nur die ſchlechten Leidenſchaften aufregt, ihr Charakter verdorben und ihr Geiſt verengt worden. Die Gewohnheit einer rein äußerlichen Exiſtenz, in welcher das Weſen ſtets dem Scheine geopfert wird, hatte in ihr Gemüth den Keim zu einem unermeßlichen Stolz geſenkt, der auch bald in wucheriſcher Größe darin aufſchoß und alle edleren Gefühle verdrängte. Weil Alexandrine keine innern, ſtillen Seelengenüſſe kannte, hatte ſie ſich ein Leben voll rauſchenden Glanzes geſchaffen. Der Ehrgeiz war der Hebel ihrer Handlungen geworden, ohne daß ſie jedoch einen klaren Begriff von dem Gegenſtande hatte, den ſie erſtreben müſſe, um ihre Wünſche zu erfüllen. Obgleich ſie viel geſucht war und es ihr an Coquetterie gar nicht fehlte, hatte ſie doch noch keinem ihrer Bewerber eine ernſtliche Ermuthigung angedeihen laſſen, noch

dem Gefühl der Liebe den geringſten Zutritt zu ihrer Seele verſtattet. Denn ſie war feſt entſchloſſen, nur einen Mann von hohem Range zu heirathen, deſſen geſellſchaftliche Stellung mit den Träumen ihres Ehrgeizes in Einklang ſtände.

Als ſie den Grafen Ernſt v. Rheinſtern kennen lernte, ſchien es ihr, als hätte ſie den Mann gefunden, der alle von ihr begehrten Eigenſchaften in ſich vereinige.

In der That beſaß Ernſt Graf von Rheinſtern außer ſeinen perſönlichen Eigenſchaften alle von Alexandrinen gewünſchten Vortheile. Er war zwar nur wohlhabend, nicht reich, aber ſein Rang und ſeine hohen Familienverbindungen ſchienen ihm in der diplomatiſchen Laufbahn, die er mit Erfolg betreten, einen raſchen Fortſchritt zu verſprechen.

Anfangs war es bei Alexandrinen nur eine Berechnung des Verſtandes, welche ſie dazu bewog, daß ſie den Grafen an ſich zu feſſeln verſuchte. Es ſchien ihr, daß, da ſie beide in Bezug ihrer geſellſchaftlichen Stellung vollkommen für einander paßten, ein Gelingen ihrer Pläne unfehlbar ſei. Erſt als ſie einen gewiſſen, ihr unerklärlichen Widerſtand gewahr ward und zugleich jeden Tag den äußeren Vorzügen des Grafen größere Aufmerkſamkeit ſchenkte, fing ſie an, eine ſehr lebhafte Zuneigung für ihn zu empfinden, die zu einer Leidenſchaft ward, für welche ſie keine Empfänglichkeit in ihrem Gemüthe vermuthet hatte.

Es war Alexandrinens erſte Liebe, und ſie trug in ihrer Seele natürlich den Sieg über den Ehrgeiz davon. Wäre ſie wieder geliebt, wäre ſie begriffen und auf die rechte Art geleitet worden, ſo hätte ihr noch ſchwankender Charakter ſich zum Beſſeren erheben können. Da ſie die Wonnen einer wahren Liebe ſich zuweilen vorſtellte, ſo gab es Augenblicke, wo ſie, um eine ſolche vom Grafen zu erlangen, ihm allen äußeren Glanz des Lebens hätte opfern mögen. Fortan hing von dieſem Manne nicht nur ihr Glück und ihre Ruhe, ſondern gewiſſermaßen auch ihre Moralität ab. Noch hoffte ſie Alles, da erſchien plötzlich Selma und öffnete ihr durch ihre vertrauliche Mittheilung die Augen. Nun ging in Alexandrinen eine fürchterliche Kriſis vor; Groll, Beſchämung, Neid, Eiferſucht, Haß ſtürmten zugleich auf ſie ein. Um all dieſen böſen Leidenſchaften die Spitze zu bieten, hätte es einer Tugend bedurft, die ſtark

genug war, um auch noch über den Augenblick der Probe hinaus fleckenfrei zu bleiben. Was aber Alexandrinen vor Allem fehlte und was das wesentlichste Element aller Tugend ist, war die Tapferkeit der Selbstbeherrschung. Sie gab sich den mannigfachen Gefühlen, die in ihr tobten, hin, ohne auch nur den leisesten Versuch eines Widerstandes zu machen und so war ihre Natur unwiderruflichem Verderben anheimgefallen.

Drittes Kapitel.

Zwei Schwestern.

Gern hätte Alexandrine noch irgendwie einen Zweifel an Ernst's wirklichen Gesinnungen bewahrt; aber seit dieser Epoche widmete er Selma ausschließlich und eifrig seine Huldigungen und legte seine Absichten unverkennbar an den Tag. So mußte sich Alexandrine selbst das Geständniß machen, daß sie den Vorzug, den Herr von Rheinstern ihrer Schwester gewährte, von Anfang an hätte bemerken können, wäre sie nicht durch die eingebildete Ueberlegenheit, welche sie vor derselben voraus zu haben glaubte, verblendet worden.

Alexandrine und Selma waren zwei reizende junge Mädchen; ihre ganze sowol körperliche als geistige Erscheinung aber war dermaßen unterschieden, daß man sich nothwendig zu einer Wahl zwischen Beiden entschließen und daß man gewissermaßen, wenn man der einen von beiden den Vorzug gab, die andre zurücksetzen mußte. Alexandrine, obgleich früh in die nördlichen Provinzen des Königreichs gekommen, gehörte doch durch ihre Mutter und durch ihren Geburtsort dem Süden Europas an, wo sich ihr Vater in diplomatischer Stellung befunden und ihre Mutter geehelicht hatte. Ihre stark markirten, scharf ausgeprägten Züge, ihr dunkler Teint, ihre feurig glühenden Augen, die Raschheit ihrer Bewegungen, ihre lebendige Einbildungskraft und die mehr phantastische Gestaltung ihres Geistes bezeugten diesen südlichen Ursprung hinlänglich. Die falsche Bildung, die sie erhalten, die zur Gewohnheit gewordene stete Zerstreuung und die Maske, welche ihr die Convenienz auf-

zwang, waren nicht im Stande geweſen, die Urſprünglichkeit und Schnellkraft dieſes Charakters zu zerſtören. Alexandrine war liebenswürdig, geiſtreich, phantaſtiſch, launenhaft und zeigte ſich faſt jeden Tag von einer andern Seite. Bald heiter, bald wieder traurig, jetzt muthwillig, einen Augenblick darauf ernſt, erſt feurig und leidenſchaftlich und dann eiskalt, heute abſtoßend trocken, morgen herzlich ſich hingebend, ja ſogar manches Mal häßlich, weil niedergeſchlagen, öfter freilich ſchön und lebensfriſch. So fand man tauſend Fehler an ihr auszuſetzen und doch konnten ſelbſt ihre ärgſten Widerſacher ſich dem unwiderſtehlichen, bezwingenden Reiz, den ſie zuweilen ausübte, nicht ganz entziehen. Alexandrine glich einem jungen, aus ſeinem Erdreich in einen anderen Boden verpflanzten Gewächs. Wäre ſie von der milden Wärme der Liebe durchdrungen worden, ſo hätte ſie ihren wahren, innigſten Seelenduft ausgehaucht und Jedermann damit erfreut; unter der Treibhausgluth der Eitelkeit und des Ehrgeizes, welche von den Sitten ihrer Umgebung genährt ward, verdampfte ihr Wohlgeruch und veränderte, ja verſchlechterte ſich ihre Natur.

Ganz anders war Selma. Ihre Mutter, deren Familie urſprünglich aus Schleſien ſtammte, hatte die Bekanntſchaft ihres Vaters am Rheine gemacht, wohin ſie durch Familienverhältniſſe gerathen war und wohin Herr von Grünthal nach ſeiner Rückkehr aus Italien in die Hauptſtadt und nach dem Tode ſeiner erſten Gattin, als hoher adminiſtrativer Beamter verſetzt worden war. So gehörte Selma durch ihre Abſtammung ganz dem Norden an. Ihr Teint, deſſen Farbe durchſichtig hell war, röthete ſich bei der mindeſten Seelenregung; ihre Züge waren unendlich zart, aber man mußte ſie lange Zeit betrachten, um den ganzen Reiz ihres Engelsgeſichtes gewahr zu werden. Ueber ihr Benehmen, ihre Reden, ihre Stellungen war eine unbeſchreiblich holde Lieblichkeit ausgegoſſen und eine Art von Langſamkeit und Nonchalance in ihrem Weſen verliehen ihr nur einen neuen, anmuthigen Reiz. Ihr Charakter war eine Vereinigung der vorzüglichſten Eigenſchaften, hatte aber nichts Glänzendes, nichts auf den äußeren Schein Berechnetes, nichts ſich Vordrängendes. Es war, wenn man ſo will, ein negativer Charakter, deſſen Vorzug in einer Abweſenheit aller Fehler beſtand und deſſen poſitive Eigenſchaften nur, wenn die Gelegenheit dazu

vorhanden war, nach und nach ans Licht traten. Alexandrine fiel beim ersten Anblick auf; Selma konnte lange Zeit unbemerkt bleiben, aber der erste Eindruck, den sie auf eine fremde Phantasie machte, war dafür auch sicherlich eine wonnig zarte Empfindung und wurde gewiß immer stärker. Alexandrine bot ein schönes Bild mit glänzenden, reichen Farben, wodurch die große Menge sicher zum Beifall verlockt wurde; Selma's Werth dagegen lag in den Einzelnheiten ihres Wesens und um sie richtig zu würdigen, mußte man sie lange beobachtet haben. Alexandrine mit ihrem Charakter war als Frau durchaus nicht auf dem rechten Platze; sie war eine geborene Künstlerin im weitesten Sinne dieses Wortes und hätte müssen unter minder steifen Sitten, unter einem lachenden Himmel und auf einem Schauplatze leben, wo sie ihre Fähigkeiten ungehemmt ausbilden und entwickeln konnte. Selma dagegen fand im Glücke Anderer ihr eigenes; eine stille, ruhige, umgrenzte Häuslichkeit, in der dieselben Beschäftigungen regelmäßig sich wiederholten, das war die Sphäre, in der sie am liebsten hätte leben mögen und die auch für ihren Charakter und ihre Seelenrichtung am Besten paßte.

Graf Ernst von Rheinstern, der viel Weltkenntniß und in Bezug auf Frauen eine große Erfahrung besaß, hatte kurz nachdem er sie kennen gelernt, beide Schwestern ihrem wahren Werthe nach gewürdigt. Alexandrinen's Reize verfehlten freilich auch auf ihn ihren Einfluß nicht; aber er erschrack vor ihren Launen und ihrer schrankenlosen Phantasie und konnte sich der Furcht nicht erwehren, er werde, wenn er sie zur Gattin nehme, durch ihre geistige Ueberlegenheit beherrscht werden. Bei Selma dagegen fand er eine Naivetät, eine Herzensreinheit, eine Fähigkeit, sich Andern zu opfern, eine Nachgiebigkeit des Charakters, eine Sanftmuth und eine Gelehrigkeit, welche ihm eine Bürgschaft für die Eigenschaft waren, die er bei einer Frau am meisten suchte, nämlich eine völlige Unterwerfung und Ergebung in den Willen ihres Gemahls.

Ob Er fähig sei, Selma glücklich zu machen, das brachte er durchaus nicht in Anschlag; denn Herr v. Rheinstern war ein Egoist durch und durch. Dabei war er aber in seinem Benehmen so artig, so höflich, so gefällig, war im Umgang so sanft und stets gleichmäßig, war mit seiner Zeit und bei vielen Gelegenheiten selbst mit seiner Börse so freigebig, daß selbst seine vertrautesten Freunde diesen

Egoismus nicht geargwöhnt hätten und daß er selbst, wenn er mit der Händ auf dem Herzen sein Gewissen geprüft hätte, sich für den großmüthigsten Menschen würde gehalten und ausgegeben haben.

Das lag daran, daß bei Ernst v. Rheinstern wie bei Alexandrinen die natürliche Anlage gut gewesen, aber durch den täglichen verderblichen Umgang mit der sogenannten höheren Welt verschlechtert worden war. Er war früher unbeschränkter Herr seiner Handlungen und eines für einen einzelnen jungen Mann beträchtlichen Einkommens gewesen, hatte im Leben keinen Stand, keinen Zweck, kein ernstes Bestreben und besaß eine außerordentliche oberflächliche Bildung. So hatte er sich denn mit einer wahren Wuth allen Vergnügungen hingegeben und sich bald daran gesättigt. Mit fünf und zwanzig Jahren war er gegen Alles abgestumpft, verursachte ihm Alles Langeweile. Da er nun nicht mehr wußte, was er mit seinem Dasein anfangen solle, hatte er sich in die Reihen der Diplomatie gestellt und suchte nun ein reiches Ehebündniß zu schließen, um seine gesellschaftliche Stellung abzurunden und zu vervollständigen.

Er war lebhafter Leidenschaften wohl fähig, aber von Herzen dürr und trocken. Er wollte sich verheirathen und wünschte eine Frau zu bekommen, die ihr Hauswesen liebe; er selbst aber konnte sich nicht einmal einen Begriff von häuslichen Freuden machen. Unter dem Anschein einer Güte, die ihn Nichts kostete, bezog er Alles nur auf sich; dabei war er ein ehrlicher Mann, soweit ihn die Scheu vor der öffentlichen Meinung dazu zwang und hatte sich in politischen Beziehungen zu einem gewissen Liberalismus von der Art öffentlich bekannt, wie er eine Zeit lang in den höchsten Cirkeln selbst Modeton war. Wie man aber ohne wenigstens zehntausend Thaler jährlicher Einkünfte leben könne, davon hatte er gar keinen Begriff.

Dies war der Mann, der durch seine glänzende äußere Erscheinung zugleich die beiden jungen und reizenden Mündel des Herrn von Emmbold ganz für sich eingenommen hatte.

Herr v. Rheinstern, der in Selma wirklich sehr verliebt war und in der That nach ihrem Besitz heiß strebte, drang mit jedem Tage in sie, sie möge ihm erlauben, bei Herrn v. Emmbold um ihre Hand anzuhalten. Selma suchte, in furchtsamer Weise, dafür längere Zeit zu gewinnen. Als Vorwand diente ihr der Wunsch, den sie aussprach, ihre Schwester möchte sich zugleich mit ihr ver-

heirathen; ihr wahrer Beweggrund aber beſtand in der Gewißheit, die ſie ſeit einiger Zeit erlangt, daß Alexandrine eiferſüchtig auf ſie ſei und daß ihre Verheirathung ihre Schweſter im höchſten Grade unglücklich machen würde. Sie hoffte, die Zeit werde bei Alexandrinen eine Veränderung zu Wege bringen.

Ernſt hatte dieſes Geheimniß in Folge ſeiner geübten Erfahrung durchdrungen und fand ſomit die außerordentliche Zurückhaltung, welche die ältere der beiden Schweſtern zu ſeiner Befremdung ihm bisher bewieſen, auf eine Weiſe erklärt, die ſeiner grauſamen Selbſtſucht und unmännlichen Eitelkeit ſchmeichelte und einen hohen Genuß bereitete. Trotz deſſen fand er es ſehr unangenehm, daß dadurch die Erfüllung ſeiner Wünſche verzögert ward.

Selma ſelbſt fühlte, daß ihre Lage ihrer Schweſter gegenüber alle Tage falſcher wurde und daß dieſe durch den täglichen Anblick von Ernſt's Bewerbungen nur um ſo erbitterter werden müſſe; ſie willigte daher endlich darein, daß letzterer ſich bei ihrem Vormund feierlich um ihre Hand bewerbe.

An demſelben Abend, wo Ernſt dieſe ſo viel erſehnte Einwilligung endlich erlangt hatte, erklärte er Alexandrinen in ceremoniöſer Weiſe, wie er den Wunſch hege, ein Mitglied ihrer Familie zu werden. Dieſe bezwang ſich zwar mühſam ſo weit, daß ſie ihre Unruhe und Beſtürzung einigermaßen verbarg; in ihrer Antwort aber, daß dieſe Nachricht ihr außerordentlich viel Vergnügen bereite, konnte ſie eine merkliche Trockenheit nicht unterdrücken. Sie lenkte ſodann das Geſpräch auf allerhand gleichgültige Dinge und verließ ſehr bald das Zimmer.

Ernſt blieb mit Selma allein. Dieſe Augenblicke der Freiheit waren ihnen bisher nur ſelten geſtattet geweſen. Selma zerfloß in Thränen und bezeugte die ganze Tiefe ihres Kummers darüber, daß ſie die Zuneigung ihrer Schweſter verloren. Ernſt, um ſie zu beruhigen, ließ es an den zärtlichſten Ausdrücken der Liebe nicht fehlen. Er kniete vor ſie hin und indem er ihre Hände mit freudigem Entzücken drückte, ſprach er lange Zeit von ſeiner Zärtlichkeit, von ihrer Zukunft, von ſeiner Treue und Ergebenheit. Er wiederholte ihr unzählige Male:

„Selma! Du biſt mein Leben, Du biſt der einzige Zweck mei-

nes Daſeins, ich liebe Dich, ich bete Dich an, ich bin der glücklichſte Menſch durch Dich!"

Dieſe und andere ähnliche abgebrochene Redensarten, wie ſie der Seele entſtrömen, wenn ſie von einem wahren und echten Gefühle begeiſtert wird, wußte v. Rheinſtern ſehr gut zu gebrauchen. Selma, ganz außer ſich vor Aufregung und Glück, antwortete ihm mit all jenen holden und zarten vertrauten Mittheilungen einer erſten Liebe. Als endlich die Stunde der Trennung ſchlug, waren ſie beide nicht im Stande, ſich von einander loszureißen. Hundert Male hatten ſie die Abſchiedsworte: „Lebe wohl, auf Wiederſehen bis morgen" wiederholt, hundert Male hatten ihre Hände einander zu verlaſſen verſucht und immer wieder kam Ernſt mit einem neuen Erguſſe von Zärtlichkeit zurück. Endlich des Uebermaßes ſeiner Aufwallung nicht mehr Meiſter und von ſeiner im Augenblicke vollkommen gefühlten Leidenſchaft fortgeriſſen, ſchloß Ernſt das junge Mädchen in ſeine Arme, küßte ſie mit dem erſten heiligen Kuß auf die Stirn, nannte ſie ſeine Gattin und entfloh eilig. Selma blieb nach Ernſt's Entfernung lange, wie unbeweglich im ſtarren Nachſehen, endlich ſank ſie zum Gebet auf die Kniee und flehte zu Gott und dem ſeligen Geiſt ihrer hingeſchiedenen Mutter, Ernſt möge glücklich, ſtets glücklich ſein, ſie aber möge dieſer Welt entrückt werden, ſobald ſie nicht mehr fähig ſei, ſein Glück zu machen.

Als Selma am andern Morgen nach einem ſüßen Schlafe, in dem ſie von den ſeligſten Traumbildern umgaukelt worden war, erwachte, begrüßte ſie dieſen Tag als den ſchönſten ihres Lebens.

Viertes Kapitel.

Eine Lehre aus dem Leben.

Als Herr von Emmbold den Grafen von Rheinſtern zu einem feierlichen Beſuche bei ſich eintreten ſah, empfand er eine lebhafte Freude; denn er errieth auf der Stelle den Beweggrund des Beſuches und Nichts wünſchte er ſo ſehr, als ſeine Mündel verheirathet zu wiſſen. Da er ihrem Vater auf ſeinem Todtenbett verſprochen hatte, er wolle ſie wie ſeine eigenen Töchter betrachten und für ihr Glück ſo viel ihm möglich ſorgen, ſo glaubte er allen ſeinen Obliegenhei-

ten Genüge gethan zu haben, wenn er ſie möglichſt bald vermählte. Er hatte die Bewerbungen des Grafen wohl bemerkt, er wußte aber nicht, welcher von ſeinen beiden Mündeln ſie galten. Als Herrn von Rheinſtern der Name der jüngeren entſchlüpfte, konnte er ſich eines lauten Freudenausrufes nicht enthalten. Als er ruhiger geworden, ſagte er: „Nun das entzückt mich, daß Sie Selma lieben, dieſes ſo liebe, ſo gute, ſo ſüße, ſo holde Kind, deſſen Loos mir immer ſo viele Unruhe verurſacht hat. Denn ſehen Sie, ich bin alt und kann alle Tage abgerufen werden und dann haben dieſe armen Kinder Niemanden auf Gottes Erdboden, der ſie beſchützen könnte. Alexandrine nun wird ſich immer zu helfen wiſſen; denn ſie hat den Kopf auf der rechten Stelle und kennt die Welt. Aber dies andre Kind, das ganz naiv und unſchuldig iſt, bedarf ſtets eines zärtlichen Schutzes. Sie hat von Nichts eine klare Idee, hängt durch kein Band mit der Welt zuſammen und bringt obendrein eine Art Mackel in die Geſellſchaft mit, der freilich nur auf einem ſehr abgeſchmackten Vorurtheile beruht, der aber nichts deſto weniger auf ihr zukünftiges Loos einen ſehr nachtheiligen Einfluß hätte haben können. Ich will mich darüber ſofort ausführlich gegen Sie erklären, Herr Graf. Erlauben Sie mir nur, Ihnen vorher meinen herzlichſten Dank abzuſtatten dafür, daß Sie meiner armen Selma eine Stütze werden wollen. Sie iſt Ihrer Liebe vollkommen werth und Sie werden in ihrem Beſitze ſicherlich die ſchönſte Belohnung für Ihre Handlung finden; denn dieſes Kind iſt ein wahrer Engel.“

Ernſt, den die dunkeln, unverſtändlichen Stellen dieſer Aeußerung einigermaßen beunruhigten, erwiederte zwar Nichts, ſchien aber durch ſeine ungeduldigen Blicke eine möglichſt ſchleunige weitere Auseinanderſetzung hervorzurufen.

„Ich will alſo“, fuhr Herr von Emmbold nach einer kleinen Pauſe fort, in der er ſeinen Seſſel dem des Grafen näher gerückt hatte, ich will Ihnen alſo, Herr Graf, ein Geheimniß mittheilen, das ich bisher ſorgfältig vor Jedermann verborgen habe, und zu deſſen Eröffnung an einen Zweiten mich nur der von Ihnen gethane Schritt bewegen konnte. Es iſt dies ein Geheimniß, deſſen Kundwerdung Selma in den Augen vieler Leute ſchaden konnte, das aber auf Sie, Herr Graf, der Sie hoch über der Menge ſtehen, wohl von keinem Einfluß ſein wird. Ihre geiſtige Bildung, Ihre Kenntniſſe

und Ihr richtiges, scharfes Urtheil berechtigen mich wenigstens zu der Meinung, daß Sie nicht den Vorurtheilen des großen Haufens huldigen werden. Nun giebt es aber wohl kein abgeschmackteres Vorurtheil, als das der Geburt, kein ungerechteres als das einer legitimen Geburt."

„Wie, Sie wollen doch nicht sagen, daß . . . . ."

„Ja wohl, Selma ist nur die natürliche Tochter des Herrn von Grünthal. Das ist freilich ein Umstand, den Niemand auf der Welt weiß, da er mit seiner zweiten Gemahlin nur wenige Jahre und diese nicht in der Residenz gelebt hat, und da sie übrigens auch in ihrem Aufenthaltsorte am Rhein von Jedermann für seine rechtmäßige Gemahlin gehalten wurde. Sie wissen, daß Herr von Grünthal katholisch war und deshalb erst in Italien als Diplomat und dann in hohen administrativen Aemtern in den katholischen Rheinprovinzen unsres Staates angestellt war. Dort lernte er seine zweite Gemahlin, eine arme Waise, kennen, die nach dem Tode ihrer Eltern aus einer der Nordprovinzen des Königreiches zu entfernten Verwandten am Rhein gekommen war und durch das Hinsterben derselben plötzlich hilf- und schutzlos dastand. Er heirathete dieselbe, aber nur kirchlich, so daß nach dem in den Rheinprovinzen giltigen französischen Gesetze seine Ehe keine rechtskräftige war, weil sie nicht von der bürgerlichen Behörde geschlossen ward. Als hoher Beamter konnte er die Ungesetzlichkeit vertuschen, das Egoistische seines Benehmens als Mensch aber läßt sich keineswegs in Abrede stellen. Er wollte dadurch, daß er, wenigstens vor der Welt und den Gesetzen, ungebunden blieb, sich der gänzlichen Unterwerfung seiner Frau sicher stellen, da ihm der herrische Charakter seiner ersten Frau zuweilen lästig geworden. Seine zweite Gattin nun war in ihren traurigen Verhältnissen gezwungen, sich hierein zu ergeben. Sie hoffte, Herr von Grünthal werde im Interesse ihres Kindes endlich ihrer Ehe auch die bürgerliche rechtskräftige Giltigkeit verleihen. In der That war dies auch die Absicht meines Freundes, aber er hatte das Unglück, seine Gemahlin in Folge eines plötzlich epidemisch gewordenen Scharlachfiebers zu verlieren, noch ehe er seine Absicht in's Werk setzen konnte. Seitdem peinigten ihn Gewissensbisse über sein ungerechtes Benehmen, weil ihm kein Mittel an die Hand gegeben war, um die Zukunft der armen Selma sicher zu stellen, und

ihn eine fortwährende Unruhe über das Loos des guten Kindes quälte. Denn sie zu adoptiren verboten ihm die französischen Gesetze, weil er noch nicht funfzig Jahre alt war. Er erwartete sehnsuchtsvoll diesen Zeitpunkt, aber eine plötzlich eröffnete alte Wunde führte unvermuthet schnell seinen Tod herbei."

„So ist Fräulein Selma", frug der Graf, schüchtern ausholend, „minder vom Glücke bedacht, als ihre Schwester?"

„Ja wohl, das ganze Vermögen gehört Alexandrinen. Alles, was Herr von Grünthal in den wenigen Tagen seiner Krankheit thun konnte, war, daß er mir, seinem alten Freunde, da ich mich damals, wie Sie vielleicht wissen, in Bonn befand und bei der ersten Nachricht von seinem gefährlichen Erkranken zu ihm geeilt war, sämmtliches baare Geld, das er zufällig vorräthig hatte, zu Gunsten seines Kindes übergab. Dieses meiner Rechtlichkeit anvertraute Fidei-Commiß beträgt jetzt mit den seitdem aufgehäuften Interessen etwa fünfzigtausend Thaler in Staatspapieren, über die ich aber auch heimlich zu Gunsten der armen Selma verfügen muß; denn testamentarisch kann sie als Minorenne nicht von mir erben. Sie an Kindes Statt anzunehmen, daran haben mich gewichtige Familienrücksichten verhindert, so daß, wenn ich heute sterbe, ich das Vermögen des lieben Kindes wieder irgend Jemandem als Fidei-Commiß anvertrauen muß und das ist immer eine gewagte Sache, weil selbst bei der strengsten Rechtlichkeit des Fidei-Commiß-Besitzers die Auslieferung desselben durch unvorhergesehene Verhältnisse unmöglich gemacht werden kann. Befinde ich mich ja doch selbst beinahe in diesem Falle. Daher ist es stets mein sehnlichster Wunsch gewesen, Selma bei meinem Leben verheirathet zu wissen, damit ich ihr Vermögen in die Hände ihres Mannes überantworten kann. Sie begreifen nun meine Freude, daß Sie, Herr Graf . . . ."

„Und wie hoch beläuft sich wohl Alexandrinens Vermögen?" unterbrach Graf Rheinstern.

Der greise Vormund sah ihn befremdet an, erwiederte aber:

„Auf Grundstücke von mehr als zehntausend Thalern jährlicher Einkünfte. Es haftet auf denselben durchaus keine Hypothek noch sonstige Schuld. Im Gegentheil sind diese Güter während der Minorennität des Mädchens, da sie ihre Einkünfte nicht völlig brauchte, bedeutend verbessert worden. Niemand weiß, daß Alexandrine so

reich iſt, weil man allgemein glaubt, daß die Hälfte ihres Vermögens ihrer Schweſter gehört."

Der Graf, der ſchon bei der Eröffnung über Selma's unlegitime Abkunft ſeine Geſichtszüge verändert hatte, ward jetzt vollends ſchweigſam. Eine Pauſe trat ein. Auch ein minder feiner Beobachter hätte an dem ſtarken Muskelſpiel ſeiner Züge errathen können, daß in ſeiner Seele eine Kriſis ſich hervorarbeitete. Laſſen wir den Vorhang über den ferneren Verlauf dieſes Geſpräches fallen. Es iſt ein undankbares Geſchäft, die Fäden eines egoiſtiſchen Charakters zu verfolgen, beſonders wenn dieſer Egoismus nichts Großartiges, Ergreifendes, Marmorſtarkes aufweiſt, ſondern nur aus jener gemeinen Berechnung des Alltaglebens und der niedrigſten Lebensanſchauung hervorquillt. Graf Rheinſtern war nicht beſſer noch ſchlechter als jener Schwarm von jungen Männern, die man in allen Ecken unſerer heutigen Geſellſchaft findet, welche, nachdem ſie die ſchönſte Blüthe ihres Junggeſellenlebens verzehrt, mit nüchternen, habſüchtigen Blicken das heilige Band der Ehe ſuchen, nicht um ſich dadurch zu läutern, zu erheben und innerlich zu erquicken, ſondern um ein glänzenderes Einkommen zu erlangen und dasjenige durch äußere Ruhe zu erſetzen, was ihnen an innerem Leben abgeht. Rheinſtern hatte in der diplomatiſchen Welt erſt debutirt, aber er hatte genug Fertigkeit bereits erlangt, um ſeine empörende Herzloſigkeit mit gewandten Formen zu verhüllen. Gegenüber dem greiſen Gelehrten bedurfte er nicht einmal der diplomatiſchen Kunſt, um den Uebergang zu motiviren, der durch die Eröffnung des Herrn von Emmbold in dieſem Augenblicke in das Schickſal zweier weiblichen Weſen eingriff. Von Selma zu Alexandrinen überzugehen, daran nahm Rheinſtern nicht den mindeſten Anſtand. Er hatte in das Weſen der letzteren einen zu tiefen Blick geworfen, um von ihrer Seite eine abſchlägige Antwort zu befürchten. Selma war ein Kind. Der Gedanke, ein kindliches Herz zu brechen, konnte einen Menſchen ſeines Gleichen nicht abhalten, ſein Glück da zu ſuchen, wo es ſich am ſicherſten ihm darbot. Vielleicht ſchloß er von ſich auf die übrige Welt und beurtheilte die Gefühle Anderer nach der Bodenloſigkeit ſeiner eigenen Bruſt. Der kleine Makel, der an Selma's Geburt haftete, war hinreichend, um einen Vorwand zu ſeinem Rückzuge zu liefern.

„Ich würde ſie und mich unglücklich machen", ſagte er im Verlaufe eines langen Geſprächs endlich zu dem Alten. „In meiner Stellung, welche alle Blicke der Geſellſchaft auf mich und meine zukünftige Frau lockt, würde der leiſeſte Makel, der auf der Abkunft der letzteren haftet, ſie zu einer Zielſcheibe ewiger Médisance machen und ihr ganzes Leben verbittern. Ich bin über das Alter hinaus, wo man blos die Leidenſchaft hört bei Vollziehung eines ehelichen Bundes. Der reifere Mann hat die Pflicht, bevor er die wichtigſte Verbindung ſeines Lebens knüpft, genau zu bedenken, nicht nur, ob dieſe Verbindung ihm ſelbſt, ſondern auch, ob ſie dem Weſen heilſam iſt, das er unauflöslich an ſich feſſelt. An der Hand eines jeden andern Mannes, der das Urtheil der Welt weniger herausfordert, wird Selma weit glücklicher, als an der meinigen ſein. Der kleine Schmerz, den mein Rücktritt ihr verurſachen kann, — und vielleicht ſchmeichle ich mir ſogar hierüber zu viel — wird durch ihr ſpäteres Glück gewiß reichlich aufgewogen werden, und ſie wird den geringen Kummer der Gegenwart mir in Zukunft vielleicht reichlich Dank wiſſen. Ihrem Hauſe aber, verehrter Herr, auch nur die leiſeſte Beleidigung zuzufügen, bin ich weit entfernt, und indem ich Sie um Alexandrinen's, ſtatt um Selma's Hand bitte, glaube ich Ihnen den beſten Beweis zu liefern, daß ich mich glücklich ſchätze, eine Gattin zu wählen, die Ihnen ihre Erziehung und den geiſtigen Theil ihres Lebens verdankt."

„Mir gegenüber, mein Herr Graf, brauchen Sie gar keine Umſtände zu machen. Wenn Sie mit den Mädchen fertig werden, um mich alten Mann kümmern Sie ſich nicht. Nachdem ich in Erziehung dieſer beiden Kinder ſo weit gelangt war, daß ſie ihres Verſtandes ſich bedienen konnten, iſt es mein unverrückbarer Grundſatz geweſen, ihnen in ihren Handlungen und Neigungen völlige Freiheit zu laſſen. Vor Allem habe ich mir aber zur Pflicht gemacht, auf keine Art mir einen Einfluß auf die wichtigſte Handlung ihres Lebens zu erlauben. Ich bin ein alter Mann und kann nicht wiſſen, was ein junges Mädchen glücklich macht, daher habe ich es mir zur Regel gemacht, ſie zu bitten, ſie möchten ſich ſelbſt glücklich machen. Wir wollen ſie alſo aufſuchen und Sie werden in meinen Worten an die Damen die Beſtätigung meiner völligen Unparteilichkeit finden."

Die beiden Schweſtern waren im Salon zuſammen. Selma, in höchſter Aufregung, erwartete mit leicht begreiflicher Angſt den Ausgang der Unterhaltung zwiſchen Ernſt und ihrem Vormunde. Alexandrine kämpfte mühſam, um die ſchmerzlichen Gefühle, die ihre Bruſt beengten, in ſich zurückzupreſſen und antwortete den ſchüchternen Anfragen ihrer Schweſter, die ein vertrauliches Geſpräch anzuknüpfen ſuchte, mit abſtoßender Trockenheit.

Als Herr v. Emmbold und Graf Rheinſtern in den Salon traten, ſuchte Selma mit ſchüchternem, aber freudeſtrahlendem Auge den Blick dieſes letzteren, konnte ihm aber nicht begegnen. Alexandrine blieb unbeweglich, aber das faſt krampfhafte Spiel ihrer Geſichtsmuskeln zeigte, wie ſchwer es ihr ward, die verſchiedenen in dieſem Augenblick ſie beſtürmenden Gefühle des Grolles, der Beſchämung und des Haſſes nicht zum offenen Ausbruch kommen zu laſſen. Da trat Herr v. Emmbold auf Alexandrinen zu und ſagte:

„Mein liebes Kind, Herr Graf v. Rheinſtern hat ſo eben um Deine Hand bei mir angehalten; ich habe ihm erwiedert, dies hänge ganz und gar von Deinem Willen ab.“

Die beiden jungen Mädchen blieben wie verſteinert; keine Regung ging ſelbſt in ihrem Innern vor, denn noch begriffen ſie die geſprochenen Worte nicht. Herr v. Emmbold fuhr daher ungeſtört folgendermaßen fort:

„Herr von Rheinſtern hatte anfangs an Selma gedacht, aber ich habe ihn davon benachrichtigen müſſen, daß in Folge von Verhältniſſen, die Euch, meine lieben Kinder, bisher unbekannt geblieben ſind, Selma's Geburt nicht ganz legitim ſcheint. Herrn von Rheinſtern verbietet ſeine öffentliche Stellung eine ſolche Verbindung; er hat daher, weil er eine Verbindung mit unſrem Hauſe wünſchte, ſofort an Dich, liebe Alexandrine, gedacht. In der That paßt Ihr Beiden auch, ſowohl in Bezug auf Alter als auf geſellſchaftliche Stellung und Vermögen ſehr gut für einander. Denn was ich noch bemerken muß, in Folge jener Verhältniſſe gehört alles Vermögen nur Dir, Alexandrine.“

Selma war bleich wie der Tod geworden. Plötzlich richtete ſie ſich von ihrem Stuhle in die Höhe, ſchritt bis zu Ernſt und ihm feſt in's Auge ſehend, ſagte ſie:

„Ernſt! Iſt das wahr?“

„Fräulein, wenn Sie meine Beweggründe kennen werden, ..."

„O Sie ſind ...."

Thränen und Schluchzen erſtickten ihre Stimme und wie zuſammengebrochen wankte ſie in's Nebenzimmer, um ihrem entſetzlichen Schmerz freien Lauf zu laſſen. Graf Rheinſtern blieb mit Alexandrinen und ihrem Vormund im Saale. Nach einer Pauſe von einigen gedankenſchweren Minuten wandte er ſich mit folgenden Worten an erſtere:

„Ich begreife wohl, wie ſonderbar mein Benehmen Ihnen vorkommen muß, Fräulein Alexandrine. Wenn Sie aber einen Augenblick bedenken wollen, daß nach meinem monatelangen Werben in Ihrem Hauſe ich daſſelbe nicht ohne Reſultat abbrechen konnte, wollte ich nicht dadurch Sie Beide und mich in gleich nachtheiliges Licht ſtellen, ſo werden Sie das Harte, Auffällige meiner plötzlichen, durch die Umſtände hervorgerufenen Erklärung ſchwinden ſehen. Seit ich die Ehre habe, Sie zu kennen, hatte es den Anſchein, als ſei ich unempfindlich gegen Ihre Reize. Aber dem war nicht ſo; im Gegentheil haben von dem erſten Tage unſerer Bekanntſchaft an Sie mir nicht minder reizend geſchienen, als ihr Fräulein Schweſter. Wenn ich aber meine Huldigungen vorzugsweiſe der letzteren dargebracht, ſo geſchah dies, — ich will es Ihnen nur geſtehen, Alexandrine — weil ich gerade die Eigenſchaften, die Sie am meiſten zieren, gefürchtet habe. Es war die Furcht, Sie möchten ſich der Ueberlegenheit Ihres Geiſtes nur bedienen, um mich zu beherrſchen, es war die Furcht vor dem Uebermaß der Leidenſchaft ſelbſt, die Sie mir nothwendig einflößen mußten, — die mich bewog, mich Selma zuzuwenden, für die ich nur ein ruhigeres, ſanfteres Gefühl empfand, von der ich alſo ein ſtilleres Glück hoffte. Ich muß mich der Schwäche ſchuldig bekennen, daß mir der Gedanke, eine geiſtig überlegene Frau zu beſitzen, minder angenehm war, als der, meiner Gemahlin überlegen zu ſein. Dieſe Furcht habe ich im Grunde zwar noch, Alexandrine, und Sie allein können mich derſelben entheben. Aber ich habe Ihnen damit nur erklären wollen, weshalb ich bisher ſcheinbar Ihrer Schweſter den Vorzug gegeben. Jetzt kann ich unmöglich mehr an ſie denken, meine äußere Stellung, meine Verhältniſſe in der Welt verbieten es mir zu ſehr. Ich glaube, daß man mich bei ruhigerer Ueberlegung deshalb weder der Falſchheit

noch der Unbeſtändigkeit wird anklagen können. Auch, glaube ich, kennen Sie meinen Charakter hinlänglich, um mir keine eigennützigen, auf bloßem Geldintereſſe beruhenden Beweggründe unterzuſchieben und Sie würden mir ſicher Unrecht thun, wenn Sie meine Huldigung mit Ihrem Vermögen in Zuſammenhang brächten. Ich würde mich nicht einmal in dieſem peinlichen Moment hierüber erklärt haben, wenn ich Ihr Haus jetzt ohne Weiteres wie früher beſuchen könnte. Das iſt aber unter jetzigen Umſtänden nur möglich, wenn Sie mir, worum allein ich Sie jetzt erſuche, erlauben wollen, mich ferner in Ihrem Hauſe einzuſtellen."

Alexandrine, marmorbleich, zitternd an allen Gliedern, aber unbeweglich und mit geſenkten Augen auf ihrem Platze bleibend, ſchien entſetzlich zu leiden. Sie ſah das Gehäſſige in Ernſt's Benehmen recht gut ein und erkannte auch, daß ihr eigenes Benehmen, wenn ſie ihn in ſeinen Bewerbungen ermuthigte, noch gehäſſiger ſei. Zwar war ſie über ihren Entſchluß eigentlich nicht zweifelhaft, aber doch war das Gefühl der Scham zu mächtig in ihr, als daß ſie ihn in Worten hätte ausſprechen können, und nur in einer ſtummen Miene und Handbewegung gab ſie ihre Einwilligung zu Graf Rheinſtern's weiteren Beſuchen zu erkennen. Nicht Liebe war es, was ſie dazu bewog; denn hätte ſie dies Gefühl empfunden, ſo würde ihr Herz erweicht und dem Mitleid mit ihrer Schweſter ſo wie den Gewiſſensbiſſen wegen ihres Benehmens zugänglich geworden ſein. Die Gefühle, die in ihr kämpften, waren nur jenes ihrer verwundeten Eigenliebe und ihres getäuſchten Ehrgeizes, die wie Geier an ihrem Herzen fraßen und ſich von ihrem edelſten Gute nährten. Die Thränen, die ihre Schweſter vergießen würde, rührten ſie nicht; ſie verdroß, daß ſie ihren Triumph nicht ganz ſich verdanke und daß ſie doch nur ein Herz bekomme, das Selma ſchon früher beſeſſen. Wohl hatte ſie nun jene Zukunft errungen, von der ſie geträumt; aber ihre glänzendſten Vorſpiegelungen waren doch geſchwunden oder verbleicht. Nur aus ungeſtümem, hartnäckigem Eigenſinn, nur aus Mangel an Selbſtüberwindung wies ſie den Grafen nicht ab.

In dieſem Augenblick trat Selma roth geweint in die halboffene Thüre des Saales. Mit jenem tiefen, forſchenden Blick, den das Unglück allein hat und mit dem der Schmerz allein ſo ſcharf fremde Seelen durchdringt, erkannte ſie an Alexandrinen's bei ihrem

Eintreten ſich beſchämt zu Boden ſenkenden Augen, an Graf Rheinſtern's mühevoller Haltung und an des Vormundes unwillig abgewandtem Antlitz Alles, was hier vorgegangen. Ein neuer gewaltiger Schmerz durchzuckte ſie, aber ein höherer; nicht ihre Täuſchung ſchmerzte ſie, nein ihr that dieſe Welt voll Verderbniß und Egoismus weh, die ſich jetzt plötzlich ihrem geſchärften geiſtigen Auge aufthat.

„Alexandrine, Alexandrine!" ſagte ſie, „iſt es möglich? Iſt es wirklich? Iſt es nicht das Blendwerk eines lügneriſchen Traumes, das mich umfängt? Wie! Du willſt dieſen Mann zu Deinem Gatten nehmen! Dieſen Mann da, der geſtern noch zu meinen Füßen lag und mir eine ewige Liebe ſchwur! Vergiſſeſt Du ganz, daß ich Deine Schweſter bin, daß dieſer Mann ein Verbrechen vor Gott begangen und daß Du ſeine Mitſchuldige wirſt, indem Du ihn nur anhörſt!"

„Selma!" wagte Graf Rheinſtern ihr zu entgegnen, jedoch ohne ſie anzublicken, „Sie ſind ungerecht gegen uns beide; wenn Sie bei kälterem Blute ſein werden, nicht mehr von einem Gefühle der Liebe beherrſcht . . ."

„Liebe!" unterbrach ihn Selma mit vor Unwillen geſteigertem Tone, „Liebe! Ja, ich habe deren empfunden, es iſt noch keine Stunde her, und doch ſcheint es mir, als wäre ein Jahrhundert ſeitdem verfloſſen. Liebe! Herr Graf von Rheinſtern, könnten Sie in meiner Seele leſen, welche Verachtung Sie mir einflößen, Sie würden ſich hinlänglich beſtraft fühlen für Ihr Benehmen. Liebe! Zu dieſer Stunde giebt es kein Geſchick auf Erden, das ich nicht dem Unglück, Ihre Gemahlin zu werden, vorzöge. Doch hören Sie mich an, Herr Graf und Du, Alexandrine; ich will Euer Gewiſſen wenigſtens zum Theil der Laſt, die es daniederdrücken muß, entheben. Sie, Herr Graf von Rheinſtern, ſind im Grunde keineswegs ſo frei, als Sie vermeinen; denn ich habe Ihr Wort und Sie haben alſo eigentlich nicht das Recht, eine anderweitige Verbindung einzugehen. Nun, ich gebe Ihnen heut Ihr Wort zurück und verleihe Ihnen dieſes Recht. Ich behalte mir nichts vor, als das Recht, über Euch beide mein Urtheil zu fällen."

Herr von Emmbold, der durch ſein abgemeſſen kaltes Benehmen ſeine Mißbilligung des Vorgegangenen hinlänglich zu erkennen

gegeben und den dieser tiefe, ihm selbst unerwartete Schmerz seines Lieblings heftig ergriffen, trat jetzt zu ihr und führte sie unter beruhigenden Worten aus dem Saale, weil er einen Ausbruch gewaltigeren Unwillens und gegenseitige Erbitterung vermeiden wollte. Er verbrachte mehr als eine Stunde mit ihr, in welcher er ihr die Geschichte ihrer Herkunft, ihrer Mutter, ihres Vaters mit den kleinsten Details erzählte und in welcher er ihr erklärte, wie durch den ersten egoistischen Fehler ihres Vaters ihre Eltern trotz ihrer Liebe zu ihr sie einer so ungesicherten Zukunft ausgesetzt. Selma lauschte diesen Erzählungen gierig und richtete stets neue Fragen an ihren Vormund. Ihr Geist und Gemüth schienen hierdurch beruhigt und ihren Gedanken eine andere Richtung gegeben zu werden. Endlich erhielt sie von ihrem Vormund ein Porträt ihrer Mutter. Sie betrachtete dasselbe lange Zeit und versank darüber in ein tiefes, brütendes Sinnen. Je länger sie darin verharrte, desto mehr nahm ihr Gesicht wieder seine natürliche Farbe an und desto mehr erlangte ihre Physiognomie wieder ihren gewöhnlichen still heiteren Ausdruck. Bald hatte sie auch die Thränen aus ihren Augen verloren und sie forderte Herrn v. Emmbold auf, wieder in den Saal mit ihr zurückzukehren. Der gute Greis, der zwar ihre eigentliche Absicht nicht errieth, willfahrte ihr doch, weil er sah, sie sei nun ruhig und gefaßt.

Graf Rheinstern und Alexandrine waren unter dem peinlichen Eindruck, den Selma's letzte Worte nothwendig auf Beide hervorgebracht, geblieben. Sie hatten sich in ungeheurer Verlegenheit befunden und hatten diese Stunde theils in einem fatalen, sie laut verdammenden Stillschweigen, theils in gegenseitigen, abgebrochenen Gesprächs-Ansätzen verbracht. Ernst besaß nicht diplomatische Unverschämtheit genug, um eine Liebesscene durchzuspielen und Alexandrine ward von den entgegengesetztesten Gefühlen bestürmt. Gern hätte sie jetzt mit Rheinstern wieder gebrochen, aber die Kraft fehlte ihr, den gethanen Schritt zu widerrufen und vergeblich rang sie danach.

Beide waren erstaunt, Selma wieder eintreten zu sehen, obgleich sie andrer Seits sich fast freuten, auf eine oder die andere Art ihrem quälenden Alleinsein entrissen zu werden. Selma, heiteren Gesichtes und thränenlosen Blickes trat auf Alexandrinen zu, umschlang sie mit ihrem Arme und sagte:

„Umarme mich, Alexandrine, und Sie, Herr Graf, verzeihen Sie mir die harten Worte, die ich vorhin gegen Sie ausgesprochen. Es geschah dies gegen meinen freien Willen, da es eine Wirkung der heftigen Erschütterung war, die ich plötzlich empfunden. Ich begriff nicht, was vorging, gerieth in Erbitterung und sprach, ohne dabei nachzudenken, was mir in den Mund kam. Jetzt, da ich meine Geburt und meine Vermögens-Verhältnisse kenne, begreife und entschuldige ich Sie, Herr Graf. Die ganze Sache lag nur daran, daß der erste Stoß mich zu unvorbereitet traf. Ich freue mich, daß Sie Alexandrinen Ihre Neigung zuwenden; sie paßt in der That in allen Beziehungen besser für Sie als ich. Und Dich, meine liebe Schwester, Dich bitte ich selbst, die Bewerbungen des Herrn Grafen günstig aufzunehmen. Ich kann Dich in aller Wahrheit versichern, daß ich selbst in Deinem Glück das meinige finden werde. Gieb mir, — das ist Alles, um was ich Dich bitte, Deine Freundschaft wieder. Was ich jetzt thue, kostet mich kein Opfer; ich habe Euch beide einen Augenblick lang gehaßt, aber ich habe an diesem einzigen Augenblick für mein ganzes Leben genug des Hasses gehabt. Ich will nur sanfte Empfindungen fortan haben und ich werde mich bemühen, selbst die Hand zu segnen, die mir Wunden schlägt. Fürchtet nicht, daß eine Rückkehr zu andern Gefühlen bei mir Statt findet; es sind in dieser Stunde zehn Jahre über mich hingegangen. Jetzt begreife ich die Gesellschaft; ich begreife ihre gebieterischen Anforderungen, ich begreife die Härten, zu denen sie zwingt. Ich werde dulden lernen, ich ergebe mich in Alles und sollte ich je versucht sein zu murren, so werde ich an die Leiden meiner armen Mutter, die sie um meinetwillen ertrug, denken. — Doch ich wiederhole es Euch, von Euch beiden kann mir kein Kummer kommen. Euer Glück wird auch mich glücklich machen."

Selma sprach diese Worte mit einem so wahren Ausdruck innerlicher Ergriffenheit, daß ihre Schwester tief gerührt davon ward und von den bösen Gefühlen, die sie gegen die Arme gehegt, zurückkam, obgleich sie über ihre eigene Rolle noch mehr erröthete. Graf Rheinstern war hoch erfreut, daß jegliches Hinderniß nun gehoben und der Erfüllung seiner neuen Wünsche Nichts mehr im Wege stand. Indem er Selma anblickte, die in ihrer Trauer und Großmuth rührend zu sehen war, empfand er, daß er sie noch liebe. Aber

raſch ſtellte er, um dieſe ungelegene Wallung ſeines Herzens zu dämpfen, im Geiſte eine Vergleichung zwiſchen dem Vermögen der beiden Schweſtern an und fühlte ſich beruhigt.

Selma hatte die Empfindungen ihres Herzens in aller Wahrheit ausgeſprochen. Ihre Liebe für Ernſt war gänzlich erloſchen; ſie verzieh ihm wie ihrer Schweſter aus aufrichtiger Bruſt. Der erſte Stoß war natürlich ein ſchrecklicher geweſen. Denn ſie hatte bis dahin die Welt nur im ſchönen Lichte ihrer eigenen reinen Seele geſehen, und hatte von Illuſionen gelebt. Plötzlich ſollte ſie nun die Menſchheit haſſen und verachten lernen und das gerade durch diejenigen, die ihrem Herzen am nächſten ſtanden. Aber ſie rang mit dieſen böſen Gefühlen und überwand ſie bald, indem ſie ſich ſagte, wie viel beſſer Lieben und Segnen für ſie ſelbſt ſei. Sie legte im Innern ihrer Bruſt einen doppelten heiligen Eidſchwur ab. Sie wollte, was ſie ſelbſt betreffe, untadelhaft im Benehmen nicht blos vor der Welt, ſondern auch vor ihrem eigenen Gewiſſen zu bleiben ſuchen, an Andern aber wollte ſie alle Schwächen, alle Vorurtheile, alle Leidenſchaften entſchuldigen, beſonders wenn ſie ſelbſt das Opfer derſelben ſein ſollte.

Fünftes Kapitel.
Eine Vernunftheirath.

Seit den Vorgängen des letzten Kapitels iſt ein Jahr verfloſſen. Der Graf v. Rheinſtern bewohnte mit ſeiner Gemahlin ein prächtiges Hôtel. Selma war ihnen dahin gefolgt, da ſie kurz nach der Verheirathung ihrer Schweſter das Herzleid gehabt hatte, durch den Tod des Herrn v. Emmbold ihren beſten Freund und einzigen Beſchützer zu verlieren. Das kleine Vermögen Selma's hatte derſelbe kurz vor ſeinem Tode dem Grafen v. Rheinſtern anvertraut, der ihr die Intereſſen deſſelben jährlich auszahlen, das Kapital ſelbſt aber bei ihrer Heirath zuſtellen ſollte. Selma wußte von dieſer Anordnung und hatte ſomit, indem ſie bei ihrer Schweſter ein ſehr einfaches Leben führte, wenigſtens nicht den Verdruß, daß ſie derſelben zur Laſt war. Selma war übrigens nicht glücklich und es

bedurfte all ihrer engelhaften Sanftmuth und der Resignation, die sie sich zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht, um ihre Lage nicht vollkommen unerträglich zu finden. Herr und Frau von Rheinstern behandelten sie mit Güte, Selma aber begriff an tausend feinen Schattirungen im Reden und im Benehmen, an Kleinigkeiten, die sich aber mit jedem Tage und jedem Augenblick wiederholten, und dadurch peinlich wurden, daß man sie nicht als eine auf dem Fuße völliger Gleichheit Stehende betrachte. Man behandelte sie bald mit Härte und Unfreundlichkeit, wie man es sich gegen eine Fremde nicht erlaubt hätte, bald wandte man sie zu häuslichen Beschäftigungen und einer Art von dienstlichen Leistungen an, wie sie ihr, als der Schwester der Frau vom Hause, nicht eigentlich zukamen. Man zeigte keine wahre Herzlichkeit noch Liebenswürdigkeit im Benehmen gegen sie. Zuweilen zwar ergoß Alexandrine, von dem Bedürfnisse nach einer Vertrauten getrieben, ihr Herz in den Busen der Schwester und theilte dieser ihre wonnigen und ihre traurigen Empfindungen mit; meistentheils aber verschloß sie sich in eine zurückhaltende Schweigsamkeit Was die Geheimnisse betraf, die Selma's Herz etwa in sich schließen mochte, so erkundigte man sich danach nie; man suchte im Gegentheil nur, Alles in ihr abzustumpfen, was Leben, Mittheilungslust, schnellkräftige Selbständigkeit in ihrem Wesen war, weil diese Eigenschaften entweder dem kalten Anstande, den der hohe Rang ihrer Schwester erforderte, oder der untergeordneten Stellung, die sie selbst in deren Haus einnahm, zuwider lief. Worin aber für Selma die größte Qual lag, war die Art von Güte, mit der man sie überhäufte. Alexandrine fühlte nämlich, daß sie in den glänzenden Gesellschaften und Festen, denen sie sich nach ihrer Heirath noch mehr als je früher überließ, einer Gesellschafterin bedürfe, und verlangte daher von Selma, sie solle an allen ihren Vergnügungen Theil nehmen. Daran, daß diese sich bei denselben unerträglich langweile, ward nicht gedacht oder keine Rücksicht darauf genommen; im Gegentheil wandte Alexandrine ihre ganze Autorität als ältere Schwester dazu an, um Selma zu zwingen, sie überall hin zu begleiten. Sie behandelte bei solchen Gelegenheiten ihre Schwester immer noch, wie ein kleines Kind, und sprach mit einem Tone vertraulichen Befehlens, der keine Widerrede duldete, so daß das arme Mädchen allen Arten von

Abhängigkeit unterworfen war. Dieſes Leben, das in fortwährenden Zerſtreuungen beſtand, war ihr gehäſſig und zuwider. Sie, die ſo einfach, ſo herzlich war, deren Lieblingsvorſtellung von Glück die Idee eines ruhigen, verborgenen, einförmigen Lebens war, deſſen Reiz und Abwechſelung nur in einer friſchen und doch ſtets alten Liebe beſtehen ſollte, — ſie ſah ſich nun trotz ihrer Abneigung gezwungen, in einer rauſchenden, verderbten Welt zu leben, in der Alles Etikette, Vorurtheil, Eitelkeit und Stolz war. Oft wünſchte ſie und ſprach es auch aus, einige Tage oder wenigſtens Stunden in Ruhe und Einſamkeit, in keiner andern Geſellſchaft, als der ihrer Gedanken, ihrer Bücher, ihrer Muſik, ihrer Stickerei zu verbringen. Aber gerade dann beſtand Alexandrine am feſteſten darauf, ſie müſſe mit ihr ausgehen, lange Beſuche in Modemagazinen abſtatten, ſodann eine Reihe todtlangweiliger Viſiten machen, ſtundenlang unter der Hand der Schneiderinnen, Putzmacherinnen, des Friſeurs und dergleichen mehr aushalten, dann die Ermüdung und die Langeweile endloſer Diners ertragen und endlich bis tief in die Nacht hinein in jenen Geſellſchaften paradiren, zu denen man nur durch Rang und Geburt oder hohes Vermögen Zutritt erhält, in denen die Details der Toilette, das Kunſtſtück des Kammermädchens mehr gelten, als alle perſönlichen Vorzüge, in denen man ſich in Benehmen und Reden nach einem gemeinſamen Geſetzbuche richten muß, das alle Geiſter und Gemüther nivellirt, damit ja keine hervorragende, aus freiem Antrieb geſchehene und kräftige That die ſtrenge Einförmigkeit des feinen Tones unterbreche. Selma litt inmitten dieſer Welt doppelt; einmal nämlich durch ihren natürlichen Charakter, dem die Ueberfärbung mit der Schminke der Convenienz unerträglich war, und ſodann auch durch ihre geſellſchaftliche Stellung. Es war nämlich in Folge von Alexandrinens Heirath der Makel ihrer Geburt und ihr geringes Vermögen einer größeren Anzahl Perſonen bekannt geworden und Selma war dadurch in der Werthſchätzung — im wörtlichen Sinne — vieler Perſonen geſunken, welche ihr, ſo lange ſie Fräulein v. Grünthal geweſen und man geglaubt, ſie ſei von hoher Geburt und reich, die eifrigſten Huldigungen dargebracht hatten. Unter dieſen ſo plötzlichen und ſo fortwährend verletzenden Veränderungen im Benehmen gegen ſie, litt ſie nicht wenig und zwar aus dem edelſten Grunde. Selma hatte ſich näm-

lich fromme Ergebung und Nachſicht mit fremden Schwächen zum leitenden Geſetze ihres Daſeins gemacht. Es betrübte und quälte ſie nun tief, daß trotz ihrer guten Vorſätze ſie nicht umhin konnte, über ſolche Erbärmlichkeit der Geſinnungen ſich zu ärgern und daß ſie ſich eines gewiſſen verachtenden Haſſes gegen die Welt nicht zu erwehren vermochte.

Hätte ſie wenigſtens im Innern ihres Hauſes, in den abwechſelnden Ereigniſſen des Familienkreiſes, deſſen Theilnehmerin ſie zu ſein ſich gezwungen ſah, irgend etwas finden können, das dieſe Unannehmlichkeiten ihrer Exiſtenz in der Welt zu mildern oder ſie darin zu zerſtreuen im Stande geweſen wäre. Aber auch dieſer Troſt fehlte ihr; ſie war vielmehr bald genöthigt, Zeugin des Kummers ihrer Schweſter und ihrer fortwährenden Streitigkeiten mit ihrem Gemahl zu ſein. Ernſt hatte Alexandrinen niemals geliebt. In den erſten Wochen nach ihrer Ehe war ſie ſo ſchön und ſo verführeriſch geweſen, daß er einige Anflüge von Leidenſchaft empfunden. Bei den erſten Uneinigkeiten aber, die als eine unvermeidliche Folge des Aneinanderſtoßens von Graf Rheinſtern's eigenſinnigem und ungeduldigem Charakter mit Alexandrinens gebieteriſchem und ungeſtümem Weſen bald zwiſchen den beiden Gatten ausbrachen, entzog Ernſt ſeiner Gemahlin alle und jede Zuneigung und es trat an deren Stelle nur Kälte und Gleichgiltigkeit. Zum Unglück für Alexandrine fuhr ſie fort, ihren Gemahl zu lieben; anſtatt daß ſie ihn aber durch Sanftmuth an ſich zu feſſeln ſuchte, was ihr übrigens bei dem eingewurzelten Egoismus von Graf Rheinſtern's Charakter ſchwerlich gelungen wäre, entfernte ſie ihn durch ihr launenhaftes Weſen, ihre Vorwürfe und ihren auffahrenden Zorn vollends von ſich. Bald überhäufte ſie ihn mit Spöttereien und zog in ſeiner Gegenwart bitter auf die Ehe im Allgemeinen los; bald wiederum verfiel ſie in eine ſchrankenloſe Eiferſucht, deren Gegenſtand ſie nach dem Belieben des Zufalls angab. Dieſe lebhafte und leidenſchaftliche Frau bedurfte durchaus einer Mittheilung ihrer Kraft nach außen hin, wußte aber nicht, welchem Gegenſtand ſie ihre Thätigkeit zuwenden ſolle. Anfangs hatte ſie das Leben innerhalb der Hofintriguen verſucht, das einſt ihr ſehnlicher Wunſch geweſen; bald aber ward ſie deſſen müde, da ſie ſich ſelbſt verachten mußte, daß ſie ſo viele Mittel anwende und ſo große Anſtrengungen mache,

um ſo läppiſche, kleinliche, unvollſtändige Zwecke zu erreichen. Sie ſah zu ihrem großen Leidweſen ein, daß es für den Ehrgeiz einer Frau in der Politik kein auf edlen Wegen erreichbares Ziel gebe und daß ſelbſt die wenigen Frauen, die in Folge ungewöhnlicher Verhältniſſe und außerordentlicher Zuſtände eine politiſche Bedeutung erlangten, doch in Folge ihres Geſchlechtes ſelbſt von keinem Einfluß auf die Zukunft geweſen und nur ſich ſelbſt geſchadet hatten. Auch zu der Einſicht gelangte ſie bald, daß die mit einem großen Vermögen und einer hohen geſellſchaftlichen Stellung verknüpften Genüſſe durchaus nicht hinreichen, die unermeßliche Leere eines unbeſchäftigten Herzens und Geiſtes auszufüllen. Kaum fünf und zwanzig Jahre alt, ſchön, reich und voll Geiſt wußte ſie doch nicht, was ſie mit ihrer Zeit und ihrem Leben anfangen ſolle. Sie machte einen Verſuch, ihren Gemahl wieder an ſich zu ziehen, erkannte aber und gerieth darüber faſt in Verzweiflung, daß er ein trockener, kalter Egoiſt ſei, der ihre eigene warme Liebe nicht verdiene. Dieſe Idee entmuthigte ſie aber ſo ſehr, daß die ganze Welt in ihren Augen farblos und bleich ward; ſie ſah Nichts mehr darin, was ſich auch nur der Mühe eines Wunſches verlohnt hätte oder was ihrem Leben als Zweck dienen konnte. Es war ſo weit mit ihr gekommen, daß ſie die Liebe, die Begeiſterung, die Tugend, kurz Alles, was unſere Handlungen und Gefühle über die gemeinſte proſaiſche Alltäglichkeit erhebt, geradezu läugnete.

Für Selma war dieſe Uneinigkeit der beiden Eheleute, ſo wie der tiefe Kummer und die verzehrende Langeweile, welche das Glück ihrer Schweſter untergruben, ein überaus trauriges Schauſpiel. Wie gern hätte ſie ihrer Schweſter geſagt, ſie ſolle den Frieden in ſich ſelbſt und in ruhigen häuslichen Beſchäftigungen ſuchen, anſtatt ihre Exiſtenz in nichtigen Zerſtreuungen aufzuzehren, welche ihr Uebel nur ärger machen konnten. Wie hätte ſie dieſelbe ſo innig anflehen mögen, ſie ſolle doch ihre Leidenſchaften durch religiöſe Gedanken, durch ſüße, ſtille Zuneigungen, durch wohlthätige Handlungen zu mäßigen ſuchen. Wie hätte ſie ihr ſo gerne bewieſen, daß die Liebe allein, aber in der weiteſten Bedeutung dieſes göttlichen Wortes, ein würdiges Ziel für das Streben und Leben einer Frau ſei. Aber ſie wagte es nicht, ihrer Schweſter einen Rath zu geben, oder ihr auch nur ihre Theilnahme zu bezeugen. Denn Alexandrinen's Eigenliebe wäre

auf's Empfindlichſte verletzt worden, wenn Jemand den Anſchein gehabt hätte, als bemerke er den Kummer, der innerlich an ihr zehrte.

In das traurige Leben, das Selma auf dieſe Weiſe führte, brachte ein Ereigniß, das ihr auch die Hoffnung auf eine beſſere Zukunft bot, einige Abwechſelung. Ein junger Arzt, Namens Auguſt Hellmuth, der in allen Beziehungen eine paſſende Partie für ſie ſchien, hatte ſich in allen Geſellſchaften, wo er ſie zu ſehn Gelegenheit gehabt, an ſie geſchloſſen und ſich ſogar bei Frau v. Rheinſtern einführen laſſen. Seine häufigen Beſuche in deren Haus waren ein hinlänglicher Beweis von der Liebe, die ihm Selma einflößte und von ſeinem Wunſche, ihr zu gefallen. Obgleich er die Vortheile einer wohlhabenden und ehrenwerthen äußeren Stellung, eines angenehmen Aeußeren, eines ernſten, nachdenklichen Gemüthes und eines geſunden, geraden Verſtandes in ſich vereinigte und obwohl er durch ſeinen Charakter die allgemeine Achtung genoß, ſo gefiel er doch im Anfange Selma gar nicht, ohne daß ſie jedoch ſich ſelbſt über die Urſachen ihrer Abneigung klare Rechenſchaft zu geben vermocht hätte. Es wäre ihr und wohl Jedermann unmöglich geweſen, an Hellmuth irgend einen hervorſtechenden Fehler aufzufinden; ſein Fehler in ihren Augen war aber eben dieſer Mangel an Eigenſchaften. Dieſer Mann bot ihrer Einbildungskraft durchaus keinen Anlehnungspunkt dar; ſie fand in ſeinem Geiſte und Charakter etwas Negatives, wodurch er zu einer abſchreckenden Mittelmäßigkeit in allen Dingen herabſank. Bald jedoch machte ſie ſich ſelbſt Vorwürfe über dieſes ſtrenge Urtheil, indem ſie ſich ſagte, daß, nachdem ſie ſich von Ernſt's glänzender Außenſeite ſo gröblich hatte täuſchen laſſen, ſie Unrecht daran thue, das Solide in Hellmuth's Charakter geringſchätzig zu behandeln. War dieſer letztere nicht beinahe eine Erfüllung der Vorſtellung, die ſie ſich von einem rechtſchaffenen, ſanften, ordnungsliebenden, zu einem ſtillen, häuslichen Familienleben ganz geſchaffenen Manne gemacht hatte? Waren nicht dagegen ein heißes Gemüth, Energie, leicht entzündbarer Enthuſiasmus, raſche Hingebung an alle Dinge eben ſo viele mit dem Glücke des Familienherdes und mit einer ausdauernden Zuneigung unverträgliche Eigenſchaften? Fragen der Art ſtellte ſich Selma häufig und konnte ſie auch weder durch Verſtand noch durch Gefühl vollkommene Sicherheit hierüber erlangen, ſo ſtrengte ſie ſich dennoch

an, der Stimme Glauben zu ſchenken, welche auf dieſe Fragen bejahend antwortete. Sie ſchuf ſich nach und nach in ihrem Innern ein Ideal häuslichen Lebens und hatte ſo am Ende zu Hellmuth eine Art Anhänglichkeit gewonnen, indem ſich in ihrem Gemüthe mit dieſen Bildern unwillkürlich ſtets ſein Name verband. Sie konnte ſich ihre geiſtige Ueberlegenheit über ihn nicht verhehlen, beruhigte ſich aber durch den Schwur, den ſie ſich ſelbſt that, ſie wolle ſich zu ihrem Gatten herablaſſen und ihm die Gefühle und Fähigkeiten ihrer Seele, die er nicht zu begreifen im Stande ſei, zum Opfer bringen.

Hellmuth hatte nach einigen Monaten genauerer Bekanntſchaft nicht angeſtanden, Selma ſeine Gefühle für ſie einzugeſtehen. Beim erſten Worte beeilte ſie ſich, ihm das Geheimniß ihrer Geburt zu entdecken und ihm den Belauf ihres Vermögens genau anzugeben. Auguſt entgegnete ihr mit viel tauſend Schwüren, er liebe ſie nur um ihrer ſelbſt willen, das Vorurtheil der Geburt ſei in ſeinen Augen eine unſrer Zeit unwürdige Lächerlichkeit und er beſitze Vermögen genug für ſie Beide.

Hellmuth war in Wahrheit weder ehrgeizig, noch eigennützig; jedoch war es ihm nie eingefallen, eine Frau ohne alles Vermögen heirathen zu wollen; eine Mitgift von fünfzigtauſend Thalern aber, wie ſie Selma hatte, ſtellte ihn vollkommen zufrieden.

Er kam mit Selma nun dahin überein, er ſolle morgen bei Herrn von Rheinſtern feierlich um ihre Hand anhalten.

Als Selma ſich am Abend allein befand, knieend vor einem Crucifix, das Portrait ihrer Mutter vor ihren Augen und ihr Abendgebet mit ſtiller Andacht ausbetend, blieb ſie längere Zeit in dieſer Stellung, halb entblößt, in Mitte ihrer abgelegten Kleidungsſtücke, gerade ſo wie ein Jahr vorher, als ihr Ernſt ebenfalls ihre Zuſtimmung entlockt hatte. Wie verſchieden waren ihre jetzigen Gedanken von den damaligen! Unwillkürlich verſetzte ſie ſich in jene Epoche ihres Lebens zurück; wie geringe Zeit iſt ſeitdem verfloſſen und wie iſt doch Alles um ſie her ſo verändert! Wie ganz anders iſt beſonders ihre eigene Gemüthsſtimmung und Charakterrichtung geworden! Wie ſchön war jene Kinderzeit geweſen, wie herrlich beſonders jener erſte Abend, wo ſie von Liebe geträumt! Wie berauſchend wonnig waren ihre Gedanken, wie ſüß ihre Vorſpiege-

lungen, wie reich ihre Hoffnungen für die Zukunft geweſen! Und jetzt, noch im Morgenrothe der Jugend und des Lebens, hat ſie ſchon eine ſo traurige Erfahrung über dieſe Welt gemacht, daß ihre Einbildungskraft erloſchen und alle Gegenſtände farblos geworden ſind, und daß ſie, anſtatt ſich den Hoffnungen auf ein kommendes Glück hinzugeben, nicht einmal mehr Kraft genug beſitzt, ſich daſſelbe vorzuſtellen. Liebe! Für Hellmuth empfindet ſie keine; gerade jetzt, in der Stunde, wo ſie ihm verſprochen, ewig die ſeine zu ſein, iſt ſie ſich deſſen auf's Klarſte bewußt, daß ſie ihn nicht liebt. Und doch hat ſie dieſem Manne nun ihr Leben hingegeben; vergebens ſucht ſie dieſe lange Zukunft, über die ſie ſelbſt unwiderruflich verfügt, mit irgend einem freundlichen Schein auszuſchmücken; es will ihr nicht gelingen; Alles erſcheint ihr in einem traurig wahren, trübkalten Lichte. Ein eiſiger Schauer ergreift das arme Kind, ſie entſetzt ſich über dieſe Zukunft, ſie möchte gern wieder frei ſein, und fragt ſich ſelbſt mit Angſt, ob Nichts ſie zu löſen vermöge; ſie weint und ringt jammervoll die Hände; ſie beklagt ſich ſelbſt, daß ſie in ſo jungen Jahren und auf das ganze Leben zu einer Ehe ohne Liebe ſich verpflichten ſolle.

Seit der Epoche ihrer erſten Enttäuſchung hatte ſie ſich aller ſogenannten romanhaften Ideen entſchlagen und ſich eingebildet, die Liebe ſei zu einer glücklichen Ehe nicht durchaus nöthig. In dieſem Augenblick aber, da ihr Loos ſich entſchieden, in dieſem Augenblick, da ſie ihr Wort gegeben, das ihr in ihrem Gewiſſen eben ſo viel gilt, als der Schwur vor dem Altare, da nimmt ſie, vermöge einer Art höheren geiſtigen Anſchauung oder inneren Offenbarung, plötzlich tauſend Dinge wahr, die ihr bisher unbemerkt entgangen ſind. Von der einen Seite erkennt ſie das Glück einer Verbindung, die durch ein Gefühl gegenſeitiger Liebe herbeigeführt worden, die auf einer Uebereinſtimmung des Geſchmackes, auf einer höheren Sympathie der Seelen beruht, und in der treuergebene Pflichterfüllung einen fortwährenden lebhaften Genuß bereitet. Auf der andern Seite ſieht ſie eine Kette, an welche der Gedanke geſchmiedet und von der das Herz zuſammengeſchnürt wird und die aus dem Leben eine lange peinliche Pflicht macht, zu deren Erfüllung es eines fortwährenden Ringens und Siegens über ſich ſelbſt bedarf. Voll Angſt und Entſetzen ruft Selma laut aus:

„Nein, dieſe Heirath kann nicht vor ſich gehen. Noch iſt es Zeit; ich werde Hellmuth meine wahre Seelenlage geſtehen, er wird Mitleid mit mir haben und mich meines Wortes entbinden."

Aber plötzlich hält ſie inne und verſinkt in tiefes Nachdenken; ein unheilvolleres Bild als alle früheren, ſcheint ſich ihrem Geiſte aufzudrängen.

„Thörin, Thörin, die ich bin," ſagt ſie hierauf zu ſich ſelbſt. „Habe ich denn die Wahl? Muß ich denn nicht um jeden Preis aus dieſem Hauſe mich entfernen? Muß ich mich denn nicht glücklich ſchätzen, daß ſich noch ein ehrenwerther Mann mit mir verbinden will? Glück, Liebe, ſind das Güter, nach denen ich ſtreben darf, ich, die arme, alleinſtehende Waiſe, die keinen Menſchen in der Welt hat, zu dem ſie ihre Zuflucht nehmen kann? Muß ich es denn nicht ſchon für ein Glück achten, wenn ich irgendwo Mitleid finde, an das ich mich lehnen kann? — — Ja ich muß mich verheirathen und darf als Regel für mein Leben nur die ſtrenge Pflicht annehmen."

Der düſtre, unſelige Gedanke, der Selma's Gemüth mit ſo eiſigkaltem Hauch durchweht, iſt ein entſetzlicher Verdacht, den ſie ſeit einiger Zeit gefaßt, der ſchreckliche Argwohn, daß Graf Rheinſtern wieder in ſie verliebt geworden und daß dieſes die Haupturſache ſeiner alle Tage wachſenden Abneigung gegen Alexandrine ſei.

Sechſtes Kapitel.
Eine geſellſchaftliche Stellung.

Gleich am andern Morgen beeilte ſich Selma, ihrer Schweſter anzuvertrauen, was zwiſchen ihr und Hellmuth vorgegangen war. Alexandrine hörte es gleichgiltig an und erwiederte kalt, dieſer junge Mann ſcheine wirklich für ſie zu paſſen und ſie würde ſich ſehr freuen, ſie glücklich verheirathet zu ſehen. Darauf beſchäftigte ſie ſich mit Angelegenheiten ihres Haushaltes und mit Vorbereitungen zu ihrer Toilette, ohne an die arme Selma weiter zu denken. Dieſe

fühlte ihr Herz ſchmerzhaft gepreßt; ſie hätte gerade heute einiger liebevollen Theilnahme von Seiten ihrer Schweſter ſo ſehr bedurft! Aber Alexandrine war von ihrem eigenen Kummer in Anſpruch genommen. Uebrigens war ſie auch an Selma's Sanftmuth und ſtille Ergebung ſo gewöhnt, daß es ihr niemals einfiel, ſie könne ebenfalls ihren Kummer haben oder könne ihre Stellung unangenehm finden. Selma war in ihren Augen ein paſſives Weſen, ein gutes Kind, über deſſen Gemüth Gutes und Böſes vorübergleite, ohne einen Eindruck darauf zu hinterlaſſen.

Während ſie noch ſo beiſammen im Zimmer waren, eine Jede in ihre eigenen Gedanken verſenkt, trat Herr v. Rheinſtern ein. Er kam, um ſeiner Gattin anzuzeigen, er könne ſie auf einen Ball, der an demſelben Abend ſtattfinden ſollte, nicht begleiten. Alexandrine frug ihn in gebieteriſchem, unwirſchem Tone nach der Urſache; Ernſt weigerte ſich, ihr dieſe anzugeben. Die Gräfin brach darauf in Vorwürfe aus, auf welche von Seiten ihres Gemahls bittre Entgegnungen folgen, wodurch ein heftiger Streit herbeigeführ wird, der nur damit endigt, daß Alexandrine, bitterlich weinend, das Gemach verläßt.

Selma war, wie gewöhnlich, ſchweigſame und innerlich leidende Zuſchauerin dieſer traurigen Scene geblieben, die für ſie freilich nur eine Wiederholung öfters ſtattfindender Vorfälle iſt. Sie ſchickte ſich an, ihrer Schweſter zu folgen, als Graf Rheinſtern ihr nahe trat und, indem er ſanft ihre Hand ergriff, mit einer Stimme voll Rührung zu ihr ſagte:

„O Selma, wie grauſam hat mich das Schickſal für mein ungerechtes Benehmen gegen Sie beſtraft! Sie ſelbſt ſind Deſſen Zeuge, daß ich der unglücklichſte aller Männer bin. Ich will damit nicht gerade alle Schuld auf Alexandrinen ſchieben; es liegt nur daran, daß unſre beiden Charaktere durchaus nicht für einander geſchaffen ſind. Ja, wenn ſie Ihre Sanftmuth, Ihre engelgleiche Güte, Ihre ſo gerade Vernunft beſäße, ſo könnte ſie allen möglichen Einfluß auf mich gewinnen, könnte meinen Charakter ganz nach ihrem Belieben umwandeln und mich meiner Fehler entwöhnen. Aber ſo thut ſie Nichts als mich erbittern, mich aus meinem Naturel herausreißen und mich dadurch in jeder Beziehung zum ſchlechteſten aller Menſchen machen. Wirklich, Selma, nur

Ihre Gegenwart in meinem Hause macht mir den Aufenthalt in demselben erträglich. Und wenn ich daran denke, daß Sie hätten meine Gefährtin für's Leben werden können! . . . O Selma! Ich habe mich erbärmlich und nichtswürdig gegen Sie benommen; aber wenn Sie sehen, wie namenlos elend ich jetzt bin und wie tief ich mein Unrecht bereue, so können Sie mir Ihr Mitleid und Ihre Zuneigung nicht versagen."

Der Graf betrachtete Selma, während er diese Worte sprach, mit leidenschaftlichen Blicken und preßte ihre Hände stark und feurig zwischen den seinigen. Das arme Kind suchte sich loszumachen, wurde vor Verlegenheit und Beschämung bald roth, bald bleich und wollte doch des Grafen Worten keinen umfassenderen Sinn beilegen, als er selbst damit zu verbinden schien.

In dieser Rathlosigkeit kam ihr zarter weiblicher Tact ihr zu Hilfe. Sie glaubte Herrn v. Rheinstern nicht besser zur Vernunft und zum Bewußtsein ihrer beiderseitigen Lage zurückführen zu können, als indem sie die Gelegenheit benutzte, sofort mit ihm von Hellmuth und seinem Antrage zu sprechen.

„Ich will Ihnen," sagte sie, „eine schwesterliche Zuneigung gern zugestehen und verlange von Ihnen sogar noch mehr, eine väterliche Zuneigung. Denn Sie sind jetzt an die Stelle meines unvergeßlichen Vormundes getreten, der mir meine Eltern ersetzte. Gerade heute können Sie mir in dem wichtigsten Ereignisse meines Lebens mit Rath und That beistehen. Herr August Hellmuth wird heute bei Ihnen um meine Hand anhalten; ich liebe ihn und werde von ihm geliebt."

Herr von Rheinstern fixirte Selma, während sie sprach, mit starren, glühenden Blicken und die Reihe des abwechselnden Erröthens und Erbleichens war jetzt an ihm. Nach einer kurzen Pause aber entgegnete er mit einem geringschätzigen Lächeln:

„Nein, Sie lieben Herrn Hellmuth nicht. Er ist ein Mann von ganz gewöhnlichem Schlage, der Ihrer ganz und gar unwürdig ist und nicht im mindesten für Sie paßt. Es ist rein unmöglich, daß Sie ihn lieben können."

„Herr Hellmuth hat keine glänzende Außenseite, aber ich bin in den Stand gesetzt worden, seine soliden Eigenschaften zu würdigen; ich liebe ihn und erwarte von ihm all mein Glück."

Herr, die Gnade Gott, die wahre Gnade, die wahre Gnade ist, wenn du mich führst!

Herr, du bist mein Schutzherr, ich habe deine Gnade nicht nötig, ich habe deine Gnade nicht nötig, ich habe deine Gnade nicht nötig

„Du verzeihſt mir, Selma, Du verzeihſt mir, Du Engel des Himmels!“

Und Herr von Rheinſtern hatte ſie in ſeine Arme gefaßt, und drückte das arme junge Mädchen, die an allen Gliedern zitterte, vor Entſetzen außer ſich, ja faſt ohnmächtig ward, in wahnſinniger Leidenſchaft an ſeine Bruſt.

Der Zorn verlieh der Jungfrau Kräfte; ſie ſtieß Ernſt heftig von ſich und es gelang ihr, ſich loszureißen.

„Herr Graf“, ſagte ſie mit dem Ausdruck des lebhafteſten Unwillens, „zum zweiten Male in meinem Leben muß ich Ihnen ſagen, daß Ihr Benehmen gegen mich verbrecheriſch iſt.“

Und in athemloſer Angſt eilte ſie haſtig aus dem Gemache, und flüchtete, gleichſam ein Aſyl ſuchend, zu ihrer Schweſter. Als ſie bei dieſer ankam, wußte ſie nicht, ob ſie den Vorfall verſchweigen, oder ihn Alexandrinen mittheilen ſolle. Dieſe ward das verſtörte Weſen Selma's gar nicht gewahr; denn ſie ſelbſt ſchwamm noch in Thränen und befand ſich gerade in einem jener Augenblicke, wo ihr eine Mittheilung und Ergießung Herzensbedürfniß war. Sie vertraute daher Selma ihre bitteren Qualen an, ſchilderte ihr, wie die täglich wachſende Gleichgiltigkeit ihres Gatten ſie zur raſenden Verzweiflung bringe, da ihre Liebe zu ihm noch immer nicht erſtorben ſei, ſondern im Gegentheil zuweilen mit ſchrecklicher Gewalt erwache. Endlich malte ſie ihr die Wuth ihres Herzens bei der bloßen, entfernten Befürchtung, ſie könne eine Nebenbuhlerin haben.

Als Selma dieſes letztere hörte, ſchwur ſie ſich heilig zu, das entſetzliche Geheimniß, das ſie ſo eben erfahren, ihrer Schweſter nie zu enthüllen. Ihre ganze Hoffnung wandte ſich nun auf Hellmuth. Sie erblickte in dieſem Manne, den ſie nicht liebte, ihren Retter und Heiland und erwartete mit tödtlicher Angſt das Reſultat der Unterhaltung, die er an dieſem Tage mit Grafen Rheinſtern haben ſollte. Ihr ſehnlichſter Wunſch war es nur, möglichſt bald durch unauflösliche Bande mit ihm vereint zu ſein.

Siebentes Kapitel.
Nichts als Egoismus.

In demſelben Augenblicke, wo Graf Rheinſtern von Hellmuth's bevorſtehender Bewerbung in Kenntniß geſetzt worden, hatte er auch ſchon beſchloſſen, ihm Selma's Hand nicht zu gewähren. Seitdem er nun ein volles Jahr lang Zeuge von der Letzteren ſtiller Ergebung und engelgleichen Sanftmuth geweſen, welche durch den täglichen Gegenſatz von Alexandrinens ungeſtümem, ungeduldig heftigem Weſen nur noch rühmlicher und ergreifender hervortrat; ſeitdem er im häuslichen Umgange jeden Tag einen neuen, anmuthigen Reiz an ihr entdeckt, war ſeine Liebe mit unwiderſtehlicher Kraft wiedererwacht. Gleich Alexandrinen fand er in jenem Leben des Luxus und der Verſchwendung, das er ſich geſchaffen, in den Ehrenſtellen, die er errungen, und in der hohen ſeinem Ehrgeiz geöffneten Laufbahn nur Ueberdruß und Ekel. Zwar hätte er im Grunde keinen der Vortheile ſeiner Stellung aufgeben mögen und hatte es nie ernſtlich bedauert, daß er der Gemahl der reichen Alexandrine und nicht der ihrer armen Schweſter geworden ſei; trotz deſſen aber war es der Anblick dieſer letzteren allein, der Ernſt's Leben in ſeinen eigenen Augen einige Annehmlichkeit verlieh. Sie allein reizt ihn aus der tödtlichen Langeweile auf, in der er ſich verzehrt; ſie allein verſchafft ihm den Beweis, daß ſeine Empfindſamkeit, oder, richtiger geſagt, ſeine Leidenſchaften noch nicht ganz erloſchen ſind. Selma's Geſellſchaft iſt ihm zum Bedürfniß, ihre Liebe zu erringen oder ſie ſich gewaltſam zu unterwerfen, iſt ſein Lieblingswunſch, der Gegenſtand ſeines glühendſten Strebens geworden. Sie hat ihn geliebt, warum ſollte es ihm nicht gelingen, dieſe erſte Flamme wieder anzufachen? Dieſer Gedanke hatte jedoch ſeiner Einbildungskraft nur unklar vorgeſchwebt, die Leidenſchaft war in ſeiner Seele erſt noch leiſe emporgequollen, bis zu der im vorigen Kapitel beſchriebenen Scene, in der er ſie Selma erklärt hatte. Von dieſem Augenblick an aber hatte die Verachtung, die ſie ihm bezeugt, und der Name eines Nebenbuhlers, mit dem ſie ſich bewaffnet, plötzlich die heftigſte Aufregung in ihm hervorgerufen, worin Liebe, Haß und Eiferſucht gemiſcht waren. Es ſchien ihm, als könne er nur durch Selma le-

ben und er legte ſich tauſend Eide ab, daß er durch alle ihm zu Gebote ſtehenden Mittel es verhindern wolle, daß das arme Kind je einem andern Manne angehöre.

Als nun einige Stunden nach jenem Auftritt Hellmuth bei ihm eintrat und ſich um die Hand ſeiner Schwägerin bewarb, hatte er noch nicht Zeit gehabt, ſich die Form zu überlegen, in die er ſeine abſchlägige Antwort einkleiden würde. Unfähig, ſeine ſchlechten Leidenſchaften zu zügeln, überließ er ſich den böſen Eingebungen derſelben und ward dadurch noch weiter fortgeriſſen, als er ſelbſt es eigentlich gewollt hatte. Auf den Antrag Hellmuth's entgegnete er mit einer leicht angenommenen Miene außerordentlichen Erſtaunens zunächſt die folgenden Worte:

„Wie? Sie lieben Selma und Selma liebt Sie? Nein, Sie täuſchen ſich oder mich trügen meine Ohren; was Sie mir da ſagen, iſt unglaublich."

„Aber, Herr Graf, was finden Sie darin ſo Außerordentliches, daß zwei junge Leute, die beide frei ſind und häufig Gelegenheit gehabt haben, einander zu ſehen, Liebe zu einander gewinnen und ſich mit einander zu verbinden wünſchen?"

„Frei! Hat Selma Ihnen geſagt, daß ſie frei iſt?"

„Herr Graf v. Rheinſtern, Fräulein v. Grünthal hat ſich nie anders, als in dieſem Sinne gegen mich geäußert und ich halte Fräulein Selma für unfähig zu irgend einer Verſtellung oder Täuſchung."

„Und doch, Herr Doctor, hat Selma Sie getäuſcht; denn Sie iſt nicht frei."

„In wie fern? Welches ſind die Verbindlichkeiten, die ſie eingegangen? Ich glaube zu dieſer Frage nicht unberechtigt zu ſein."

„Ich aber kann ſie Ihnen nicht beantworten. Die Ehre meiner Familie iſt mir ein theures Gut und ich bitte Sie, über das, was zwiſchen uns beiden vorgefallen, das tiefſte Geheimniß zu bewahren. Aber es iſt meine Pflicht, Sie davon in Kenntniß zu ſetzen, daß dieſe Heirath unmöglich iſt. Selma iſt ſehr thöricht, wenn ſie glaubt, daß ich je darein willigen werde. Sie muß bei ihrer Schweſter bleiben; das iſt die einzige Stellung, die ihr anſteht. Und ich muß zugleich hinzufügen, daß ich, im Falle ſie mein Haus ohne meine Zuſtimmung verließe, ihr auch nicht einen Heller geben werde.

Zu einer Heirath aber, nicht blos mit Ihnen, ſondern zu einer jeden, die ſie aus meinem Hauſe entfernt, werde ich ſtandhaft meine Einwilligung verſagen."

„Aber noch ein Mal beſchwöre ich Sie darum, Herr Graf, ſagen Sie mir deutlich, welches die Beweggründe Ihres Verfahrens ſind."

„Ich wiederhole Ihnen, daß mir dies unmöglich iſt. Aber Sie müſſen doch wohl einſehen, Herr Hellmuth, daß nur die gewichtigſten Beweggründe mich beſtimmen können, Ihre ehrenvollen und uneigennützigen Anträge in Betreff eines armen Kindes, das auf Gottes Welt Nichts beſitzt, abzulehnen."

Dieſe Unterhaltung verſetzte Hellmuth in die größte Unruhe. Selma war alſo ſeiner Huldigung unwürdig! Selma hatte ihn getäuſcht, ſie hatte andere Verbindlichkeiten! Aber welcher Beſchaffenheit waren dieſe? Hatte ſie ein geheimes Verhältniß mit dem Grafen Rheinſtern? Dieſe und tauſend andere Vermuthungen quälten ihn. Eines aber blieb ſicher; der Graf verweigerte auf alle Fälle ſeine Einwilligung und das junge Mädchen beſaß Nichts, wenn dieſer nicht wollte.

Hellmuth hatte bei ſeiner Bewerbung auf kein Hinderniß gerechnet; Selma hatte ihm gefallen und er hatte geglaubt, an ihm ſeiner Seits würde ihre Familie auch Nichts auszuſetzen haben. Wie man ihm aber Widerſtand entgegenſetzte, war er ſelbſt zum Rücktritt bereit. Er war ein kalter, poſitiver, umſichtiger Menſch, der, weil er eben nur ſein erträgliches Auskommen hatte, nichts ſo ſehr fürchtete, als in eine pecuniäre Verlegenheit zu gerathen, und dem von Natur überhaupt jede Art von Streitigkeit zuwider war.

In den wenigen Schritten, die er aus dem Cabinet des Grafen bis zu dem Zimmer zu machen hatte, wo Selma auf ihn wartete, war ſein Eifer, die Hand derſelben zu erhalten, gar merklich kühler geworden.

Die arme Selma harrte ängſtlich ſeiner; er las dieſe Angſt in ihren Blicken und ſein erſter Verdacht einer verbrecheriſchen Verbindung zwiſchen ihr und Rheinſtern wuchs noch.

„Nun?" frug ſie.

„Gnädiges Fräulein, Graf Rheinſtern hat mir ſeine Einwilligung verweigert."

„Wie, er hat Sie abgewiesen! O Gott, mein Gott! Aber er hat ja gar kein Recht zu einer abschlägigen Antwort; er ist weder mein Vater, noch mein Vormund. Nicht wahr, Herr Hellmuth, Sie haben es ihm gesagt, daß er kein Recht hiezu hat?"

„Mein Fräulein, um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, Herr Graf v. Rheinstern behauptet, daß Sie nicht frei sind, sondern schon andre Verbindlichkeiten eingegangen haben."

„Ich! Andre Verbindlichkeiten! Wie, dieser Mensch, der sich schon so viel mir gegenüber vorzuwerfen hat, wagt es noch meinen guten Ruf durch Verläumdungen zu untergraben! O kommen Sie, Herr Hellmuth, kommen Sie, er soll es mir in's Gesicht sagen und Sie werden sehen, ob er auf dieser frechen Lüge wird zu bestehen wagen; kommen Sie mit mir auf sein Zimmer und ich will ihn entlarven, will ihn behandeln, wie er es verdient."

„Beruhigen Sie sich, theuerstes Fräulein Selma, fassen Sie sich. Zwar vermag ich den dichten Schleier, der dieses Geheimniß verbirgt, nicht zu durchschauen, aber ich glaube Ihnen und bedarf keines andern Zeugnisses für Ihre Unschuld; Ihr Wort ist mir hinreichend."

„Hellmuth, hören Sie wohl, was ich Ihnen jetzt sagen werde; Sie sollen die Wahrheit, die ganze Wahrheit wissen, wie sie außer mir nur Gott kennt. Ehe Graf Rheinstern meine Schwester heirathete, hat er mich geliebt und seine Huldigungen mir zu Füßen gelegt; als er aber meine Geburt und meine pecuniäre Lage erfuhr, hat er seine Bewerbung auf Alexandrinen übertragen. Heute, da er der Gatte meiner Schwester ist, da mich mein verstorbener Vormund unter seinen Schutz gestellt, da er mir in jeder Beziehung rücksichtsvolles Benehmen und Ehrfurcht schuldig ist, — heute wagt er es, mir die beleidigendsten Liebesanträge zu machen; ja er wagt noch mehr, er verläumdet mich in den Augen des Ehrenmannes, der mir Anerbietungen macht, um mich aus dem Abgrunde zu erretten, in dem ich mich befinde. Sie kennen nun meine ganze Lage, Herr Hellmuth; nicht wahr, sie ist entsetzlich? Ich kann nicht länger unter einem Dache mit diesem Manne wohnen, und doch wohin soll ich mich wenden? Ich habe weder Freunde, noch Beschützer, noch irgend Hilfsquellen in der Welt. Leider kann ich mich nicht einmal meiner Schwester anvertrauen; denn ihr dieses entsetzliche

Geheimniß offenbaren, hieße ihr einen Dolch in's Herz bohren. Ich habe Ihnen, Herr Hellmuth, meine Lage nun in ihrer ganzen, nackten Entſetzlichkeit geſchildert; Sie lieben mich, Sie haben mich zur Gemahlin gewählt. Bisher waren Sie es, der ſein Glück von mir erwartete, bisher flehten Sie mich an, ich ſolle Ihre Wünſche erfüllen. Jetzt bin ich es, die Sie um meine Rettung anfleht; nun beſchwöre ich Sie, mich aus dieſem Hauſe zu ziehen, mich unter Ihren Schutz zu nehmen. Es wird nun nicht mehr blos die Entgegnung einer Neigung, nicht blos die Erfüllung neuer Pflichten ſein, die Sie von mir werden zu erwarten haben, ſondern ich werde Ihnen fortan eine ewige Erkenntlichkeit, eine treue Ergebung für das ganze Leben ſchuldig ſein und widmen. Ja, Hellmuth, ich erröthe nicht, es Ihnen zu ſagen, ich bitte Sie dringend, mich zu Ihrer Gattin zu nehmen."

„Selma, ich werde mit dem Grafen Rheinſtern ſprechen; es iſt unmöglich, daß er auf ſeiner abſchlägigen Antwort beſteht.",

„Er wird ſtets ſeine Einwilligung verweigern. Nein, nein, nicht von ihm müſſen Sie mich erhalten, ſondern von ſich ſelbſt. Ich wiederhole es Ihnen; er iſt weder mein Vater, noch mein Vormund; was braucht uns alſo an ſeiner Zuſtimmung zu liegen? . . . Ach, ja, es iſt wahr, meine Mitgift, all mein Eigenthum hängt davon ab. . . Aber ſollte es möglich ſein, Hellmuth, ſollte dieſer Beweggrund Sie abhalten?"

„Sie thun mir Unrecht, Selma, Ihr Vermögen hat auf meine Gefühle für Sie niemals einen Einfluß gehabt. Nichts deſto weniger werde ich bei Ihrem Schwager darauf dringen, daß Sie es erhalten, und zwar lediglich in Ihrem Intereſſe; denn es gebührt Ihnen nun einmal von Gottes und Rechts wegen, Ihr Loos wird dadurch um ſo ſicherer ſein und, im Falle der Himmel unſre Ehe mit Kindern ſegnet, werden wir ſie um ſo leichter und beſſer erziehen können. Weshalb alſo die Sachen auf's Aeußerſte treiben und einander gegenſeitig erbittern, da durch ein ſchonendes, ſanftes Benehmen die Angelegenheit auf dem Wege der Güte ausgeglichen werden kann? Ich ſcheine Ihnen gewiß kalt, aber ich bin nur vernünftig. Die Ehe iſt eine ernſthafte Angelegenheit; man muß ſie daher nicht unbeſonnen und im Rauſche einer Leidenſchaft eingehen, ſondern mit Vorſicht und Ueberlegung dabei verfahren. Ich beſchwöre Sie darum, meine theuerſte Selma, beruhigen Sie ſich und glauben Sie an

meine Liebe; ich werde zurückkehren, mit dem Grafen von Neuem ſprechen und mit Geduld und Ausdauer werde ich ſeine Einwilligung erringen."

„Mein Gott, mein Gott," ſagte Selma mit leiſer Stimme und mit einem ſchneidenden Ausdruck tiefer Verzweiflung, indem ſie dabei ihr Geſicht mit beiden Händen bedeckte. Denn Hellmuth's Anblick that ihr in dieſem Augenblick wehe; ſie hatte ihn aufgegeben und erwartete nichts mehr von ihm.

Er empfahl ſich, ohne den Eindruck zu gewahren, den ſein Benehmen verurſachte. Als ſie allein war, ließ Selma ihrem Schmerze freien Lauf.

„Mein Gott, mein Gott," wiederholte ſie, „Nichts als Egoismus und Verderbtheit! Dieſer Hellmuth auch ein Feigling! . . . Aber nein, er iſt nur eine trockne Seele. Er giebt vor, er liebe mich, ich beſchwöre ihn flehentlich, er ſolle mich retten, indem er mich zu ſeiner Gemahlin nimmt und er begreift es nicht. Ich ſchwebe über einem Abgrund und er ſpricht von Rückſichten und ſchonendem Benehmen wegen unſerer Geldintereſſen! Und Rheinſtern, der mich ſo verleumdet! O welch vollendeter Böſewicht! . . . Aber nein, auch hier wiederum nein; er iſt nur ein gegen Alles abgeſtumpfter Menſch, der ſich langweilt und ſich aus mir einen Zeitvertreib machen will. Es ſind beide herzloſe Männer, weiter nichts. Aber was ſoll aus mir werden? Was ſoll ich arme Waiſe beginnen, ohne Stütze in dieſer Welt und feigen Verfolgungen ausgeſetzt? Mein Gott, ich habe nur Dich und auf Deine Güte habe ich Vertrauen. Du, meine Mutter, verwende Dich für Dein Kind. Nicht die Leiden fürchte ich, nicht ſie wende ab von meinem Haupte, aber das laß nicht zu, daß ich vom rechten Wege abwendig werde; zeichne Du mir ſtets die Bahn vor, die ich durch die Dornen dieſes Lebens hindurch zu wandeln habe."

Für den Augenblick hatte Selma im Gebete Ruhe gefunden und ſo viel Kraft wenigſtens errungen, daß ſie beſchloß, den Gang der Ereigniſſe abzuwarten, ehe ſie irgend einen äußerſten entſchiedenen Entſchluß faſſe.

Achtes Kapitel.
Letzter Verſuch.

Einige Tage vergingen. Hellmuth kam mehrere Male wieder, um die Gräfin von Rheinſtern und ihre Schweſter zu beſuchen; aber er ward nie empfangen. Der Graf hatte den Bedienten die ſtrengſten Befehle ertheilt, ſeine Gegenwart den Damen niemals anzuzeigen. Er willigte wohl darein, ihn in ſeinem Cabinet zu empfangen, aber nur um ihm anzuzeigen, daß, da er nie in ſeine Vermählung mit ſeiner Schwägerin willigen werde, er ihm ein Vergnügen erweiſen werde, wenn er alle Bewerbungen in dieſer Beziehung abbreche.

Was ſollte Hellmuth nun thun? Herrn von Rheinſtern ſein ſchmachvolles Benehmen vorwerfen, ihn herausfordern oder ſonſt wie zu einem entſcheidenden, öffentlichen Schritt zwingen? Dazu hätte es eines Menſchen bedurft, der von irgend einer Leidenſchaft beherrſcht wurde, wäre es nun Liebe oder wäre es Zorn geweſen. Aber wie ſollte man ſo etwas von einem Manne erwarten, der es ſich zum Geſetz gemacht, ſich nie in eine unangenehme Angelegenheit einzulaſſen? Andrer Seits brauchte er aber auch in aller Kaltblütigkeit ſich um den Grafen Rheinſtern und ſeine Einwilligung gar nicht zu kümmern und konnte trotz aller Hinderniſſe, die man ihm in den Weg legte, Selma zur Gattin nehmen. Dazu aber hätte er Energie genug beſitzen müſſen, um dieſen Hinderniſſen zu trotzen; dazu hätte er mit einem hohen Grade von Uneigennützigkeit begabt ſein müſſen, um die Laſt einer alles Vermögens beraubten Gattin zu übernehmen. Ein Menſch ohne Leidenſchaften aber iſt weder einer thatkräftigen Handlung, noch einer Verläugnung ſeiner eigenen Intereſſen, noch überhaupt einer wahren Tugend fähig. Sein Charakter iſt rein negativ; man wird ihn nie auf einem Fehler ertappen und wird daher alle möglichen Tugenden bei ihm vorausſetzen können, ſo lange er nicht in den Schmelztiegel einer Feuerprobe gekommen. Das war die traurige Wahrheit, die Selma wohl bei ihrer erſten Bekanntſchaft mit Hellmuth geahnt, von der ſie ſich aber keinen deutlichen Begriff hatte machen können.

Hellmuth ſelbſt nahm ſich nun einige Tage Zeit zu reiflicher Ueberlegung, wie er ſich wohl am ehrenvollſten gegen Fräulein v.

Grünthal benehme und ſchrieb ihr zuletzt einen langen Brief, worin er ſich von ſeinem Worte losſagte und ihr auch das ihrige zurückgab, „in Anbetracht," wie er ſich ausdrückte, „des Widerſtandes des Grafen Rheinſtern, ihres natürlichen Beſchützers, dem er nicht trotzen könne, ohne ſie ſelbſt ſowohl in ihren Vermögens-Intereſſen zu gefährden als in den Augen des Publicums zu compromittiren." Am Schluſſe ergoß er ſich in den feurigſten Verſicherungen, daß ſie ſtets einen Freund an ihm finden werde.

Selma hatte zwar über Hellmuth ihr Urtheil ſchon abgeſchloſſen, das durch dieſen Brief eben nur beſtätigt ward; trotz deſſen that ihr derſelbe unendlich wehe durch die Verachtung, welche er ihr gegen ſeinen Schreiber einflößte.

„Allein in der Welt," ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „allein in der Welt, um zu kämpfen! Aber mein Gott und meine Mutter ſind mit mir!"

Indeſſen ward die Lage des armen Kindes mit jedem neuen Tage, der verfloß, unerträglicher, ſo daß ſie immer mehr zu einem Entſchluſſe hingedrängt ward. Graf Rheinſtern ſprach zwar von ſeiner Liebe nicht mehr in klaren, ausdrücklichen Worten, aber ſein ganzes Benehmen war ein unabläſſiger Ausdruck derſelben. Leidenſchaftliche Blicke, halb geflüſterte Andeutungen, ein verſtohlener, aufgezwungener Händedruck, das waren Alles Dinge, denen ſich Selma in der vertrauten Nähe des häuslichen Umganges mit ihrem Schwager nicht entziehen konnte. Ein gänzlich verändertes Benehmen dagegen hatte Ernſt rückſichtlich ſeiner Frau angenommen. Er trat ihr in ihrer Handlungsweiſe durchaus nicht in den Weg, ihren aufbrauſenden, heftigen Vorwürfen ſetzte er nur eine vollkommene Theilnahmloſigkeit entgegen, zugleich aber bezeugte er ihr eine ſolche Kälte, eine Art ſo beleidigender Geringſchätzung, daß die unglückliche Alexandrine, gedemüthigt in ihrer Eigenliebe, verwundet in ihrem Herzen, nunmehr hin und herſchwankte zwiſchen einer Erinnerung ihrer ehemaligen Zuneigung zu ihrem Gatten und einem aufkeimenden Haß, der ſchon die Liebe zu überwinden begann.

In dieſer Lage begab ſich Selma eines Morgens zu ihrer Schweſter und ſagte zu ihr:

„Alexandrine, ich habe eine Gunſtbezeugung von Dir zu erbitten."

„Was?" fragt dieſe.

„Alexandrine, ich beſchwöre Dich darum, gieb wohl Acht auf das, was ich Dir ſagen werde und ſei in dieſem Umſtande, wo ich um Deine Hilfe und Deinen Beiſtand flehe, gütig gegen mich. Ich leide unter meiner Stellung, ich leide unter dem Glanze, der in Deinem Hauſe herrſcht und vielleicht herrſchen muß, der aber mir nicht zukommt. Ich bin nur eine arme Waiſe, ein trauriges Vorurtheil des Geſetzes hat meiner Geburt einen unauslöſchlichen Makel aufgedrückt, mein Loos muß alſo Zurückgezogenheit ſein, in der ich ihn verbergen kann. Alexandrine, erlaube mir, Dein Haus zu verlaſſen und ſei mir in dieſem Vorhaben behilflich. Bringe mich in irgend einer Familie von einfachen Sitten und ſchlicht bürgerlicher Lebensweiſe unter. Dein Gemahl wird ſich hoffentlich dazu verſtehen, meine Penſion in derſelben von dem Einkommen meines Vermögens zu beſtreiten; ſollte er ſich übrigens deſſen weigern, nun ſo würde ich mich nicht ſchämen, durch Arbeit mein Brod zu verdienen. Alles, was ich von Dir als meiner Schweſter verlange, iſt nur, daß Du mir bei dieſem Schritte hilfſt und mich mit Deiner Empfehlung unterſtützeſt."

„Selma, Du ſetzeſt mich wirklich ganz außer mir vor Erſtaunen und ich muß Dir ſagen, Du biſt thöricht, rein thöricht. Du, meine Schweſter, willſt mein Haus verlaſſen, Du willſt bei Fremden, in einſamer Zurückgezogenheit, vom Verdienſte Deiner Arbeit leben? Was ſoll denn die Welt davon denken? Was wird ſie anders meinen, als daß ich Dich mißhandle, es Dir am Nöthigſten fehlen laſſe? Ich möchte aber doch eigentlich wiſſen, worüber Du Dich zu beklagen haſt? Habe ich Dir je etwas abgeſchlagen, was Du für Deine Toilette, Dein Vergnügen verlangt haſt? Fehlt es Dir an Wohnung, an Kleidung, an irgend etwas? Was willſt Du alſo anderwärts ſuchen?"

„Alexandrine, alle dieſe Vortheile beſitzeſt Du ebenfalls; auch Du wohnſt ſchön, ſpeiſeſt gut; auch Dir wird weder für Toilette noch Vergnügungen Geld verweigert; biſt Du darum aber glücklich?"

„Leider muß ich Dir mit Nein antworten, Selma, und muß, wenn Du ihn annehmen willſt, den Rath hinzufügen, Dich nie zu verheirathen."

„Siehſt Du nun, Du arme Schweſter, Du biſt nicht glücklich,

ich bin es aber auch nicht und ich flehe Dich darum an, wie um eine Gnade, meinen Leiden eine Erleichterung zu verſchaffen. Du fragſt, was es iſt? Mein Leid iſt ein namenloſes, aber ein entſetzliches. Eine Veränderung meiner Lebensart iſt mir zum unerläßlichen Bedürfniß geworden. Vielleicht iſt es Nichts, als eine Art Gemüthskrankheit; aber ich fühle es, daß, wenn mir nicht ein Mittel dagegen wird, ich ihr unterliegen werde. Sieh', ich erflehe es von Dir, wie ich Dich um mein Leben bitten würde; geſtatte nur, mich von hier zu entfernen; laß mich, wenn es möglich iſt, ſogar die Reſidenz verlaſſen, damit ich an einen andern Ort, in eine andere Luft komme; hilf mir dazu, ich beſchwöre Dich, hilf mir."

„Helfen? Wozu ſoll ich Dir helfen? Es iſt wahrhaftig eine Thorheit, die ich nicht zu begreifen im Stande bin. Fühlſt Du Dich krank, ſo will ich den Arzt kommen laſſen; wenn er Dir einen Luftwechſel verordnet, ſo werde ich es zu veranſtalten ſehen, daß ich Dich auf das Land führen oder eine Reiſe mit Dir unternehmen kann. Aber wenn das Ganze, wie ich glaube, nur eine Caprice von Dir iſt, ſo kann ich ſie nicht befriedigen, kann nicht einer Laune zu Liebe Deinen guten Ruf einem böſen Leumund ausſetzen und Dich in eine ganz falſche Stellung bringen, Dich in Wahrheit in der Welt iſoliren, während Du hier in Deiner Familie biſt. Am allerwenigſten aber will ich darum in den falſchen Ruf einer böſen, harten Frau gerathen, mit der ihre eigene Schweſter nicht in einem Hauſe leben kann."

„Aber Alexandrine, wenn ich Dir ſage, daß ich entſetzlich leide, wenn ich Dich noch einmal bitte, mir bald, ohne Aufſchub zu Hilfe zu kommen!"

„Kind, Du leideſt! . . . Einſt wirſt Du erfahren, was die wirklichen Leiden des Lebens ſind und dann wirſt Du über Dich ſelbſt lachen, daß Du jetzt geglaubt haben kannſt, Du leideſt!"

Bei dieſen Worten ſtrömten Alexandrinens eigene Augen von bittern Thränen über und ſie benützte nun den erſten beſten Vorwand, um das Geſpräch abzubrechen und ihre Schweſter plötzlich zu verlaſſen, weil ſie ihren Kummer derſelben nicht zeigen wollte.

„Mein Gott, mein Gott!" rief Selma, „auch ſie alſo weigert ſich mir zu helfen! Ihr Schmerz erfüllt ſie ſo ganz und den meinen

will ſie nicht begreifen! Und doch iſt ſie es eben ſo ſehr, als ich ſelbſt, der ich ferneres Unglück erſparen will .... O, daß es ihr nie offenbar werde, ſie iſt ſchon ſo unglücklich! .... Aber was ſoll ich thun, mein Gott, wie ſoll ich ihr und mir helfen!"

Neuntes Kapitel.
Ein Unglück.

So verfloſſen wieder einige Tage. Da ſchlug eines Morgens während des Frühſtücks die Gräfin Rheinſtern ihrem Gemahl vor, er ſolle ſie und ihre Schweſter in ein Concert begleiten, das Abends in einem der erſten Häuſer der Reſidenz ſtattfinden ſolle, und in welchem ein großer Künſtler ſich werde hören laſſen. Ernſt nahm es mit großer Bereitwilligkeit an. Selma faßte ſofort den Entſchluß, nicht hinzugehen. Denn derartige Partien gaben Herrn v. Rheinſtern Gelegenheit zu tauſend dem jungen Mädchen gehäſſigen Vertraulichkeiten, gegen die ſie ſich nicht vertheidigen konnte. Bald war es ihr Shawl, oder ihre Mantille, die er mit verliebten Geberden um ihre entblößten Schultern legte; bald preßten in der Dunkelheit des Wagens ſeine Kniee die ihrigen, oder ſchlang er ſeine Hand um ihre Taille, ohne daß das arme Kind ihrer Schweſter gegenüber ſich zu beſchweren wagte. Den ganzen Abend über hatte ſie ſodann ſeine ausdrucksvollen Blicke zu ertragen, welche ſtets den ihrigen zu begegnen ſuchten, und ein fortwährendes Courmachen, das am Ende die Aufmerkſamkeit der Welt rege machen und, was ſie beſonders fürchtete, über kurz oder lang auch Alexandrinens Verdacht erwecken mußte. Zudem war jetzt überhaupt Selma nichts ſo lieb, als einige Stunden ungeſtörter Einſamkeit, in denen ſie, allein mit Gott und ihrem Gewiſſen, reiflich überlegen konnte, welches Mittel ſie ergreifen müſſe, um mit Ehren aus dieſer unerträglichen Lage zu kommen.

Sie beſchäftigte ſich daher ſcheinbar mit ihrem Anzuge, klagte aber ſchon im Laufe des Vormittags über ein heftiges Kopfweh, aß dann bei Tiſche wenig und ſtand früher als die andern von der Tafel auf, indem ſie eine heftige Migraine vorſchützte, welche ihr

nicht erlaube, auszugehen und ihre Schweſter zu begleiten. Selma war aber an Verſtellung ſo wenig gewöhnt, ihr Benehmen war daher bei dieſem kleinen Betruge ſo linkiſch, daß nicht blos der Diplomat Ernſt, ſondern auch Alexandrine es gewahrte. Während dieſe noch erſtaunt über den Grund hiervon nachdenkt, erfaßt ſie bei Selma's Hinausgehen einen Blick von Ernſt, der ihr mit einem überaus ſonderbaren Ausdrucke nachſah, und glaubt ſogar in Selma's Blicken eine Antwort, eine Art Einverſtändniß zu erkennen.

Zum erſten Male ſteigt ein Verdacht in ihr auf und ein ſchreckliches Gefühl der Eiferſucht beklemmt ihr krampfhaft das Herz. Sie läßt ſich jedoch nichts merken, ſondern bleibt ſchweigſam; nur belauſcht ſie ſorgſam die Haltung ihres Gemahls. Dieſer ward plötzlich ſichtbar verſtimmt, frug ſeine Gemahlin, ob ſie durchaus darauf beſtehe, in dieſes Concert zu gehen und beklagte ſich darüber, daß er in dieſer Art von Vergnügungen nichts als Langeweile finde. Nach einigen Minuten Ueberlegung aber änderte er plötzlich ſeinen Ton und ſagte zu Alexandrinen, er habe ſich ihr zur Liebe doch zu gehen entſchloſſen und er werde ſie in einer Stunde abholen. Die Gräfin erwartete ihn auch eine Stunde darauf in einem blendenden Putz, mit einem Lächeln auf den Lippen und heiterer Stirn, während die Tiefen ihrer Seele einem Meere glichen, das unter dem feurigen Sturm der heftigſten Leidenſchaften ſchäumt und kocht.

Als ſie im Concertſaale angelangt waren, ſtellte ſich Ernſt anfangs hinter den Seſſel ſeiner Gemahlin; ſobald aber das Orcheſter zu präludiren anfängt, verläßt er dieſen Platz und miſcht ſich unter eine Gruppe am andern Ende des Saales ſtehender männlicher Beſucher. Als das Concert ungefähr ſeine Mitte erreicht hatte und der fremde Künſtler ſich eben an's Inſtrument ſetzte, um ſein ſchönſtes Stück, die Perle des ganzen Abends, vorzutragen, trat Graf Rheinſtern wieder zu ſeiner Frau, ſagte ihr leiſe in's Ohr, eine wichtige Angelegenheit, die keinen Aufſchub dulde, zwinge ihn, ſich auf etwa eine Stunde zu entfernen, er werde aber nicht verfehlen, noch vor dem Schluſſe der Soirée wiederzukommen, um ſie abzuholen.

Alexandrine ward bleich, wie der Tod, als ſie ihn den Saal verlaſſen ſah; ihre Zweifel gingen jetzt in Gewißheit über. Sofort faßte ſie nun einen gewaltigen Entſchluß. Eine plötzliche Uebelkeit vorſchützend, was ihre durch die heftige innere Bewegung merklich

veränderten und entſtellten Züge leicht glaublich machten, verlangt ſie ihren Wagen und läßt ſich nach Hauſe fahren, ohne daß ſie einer Perſon aus der Geſellſchaft erlaubt, ſie zu begleiten. Einige Schritte vor ihrem Hôtel ſteigt ſie aus, tritt faſt verſtohlen in daſſelbe ein und fragt die erſtaunte Dienerſchaft, ob ihr Gemahl nach Haus gekommen ſei. Die Leute wiſſen von Nichts; nur ihre Kammerfrau tritt näher zu ihr heran und ſagt ihr verſtohlen in's Ohr, daß Graf Rheinſtern heimlich in's Hôtel gekommen ſei und ſich ſofort auf Selma's Zimmer begeben habe. Alexandrine verbietet der Dienerin, ihr zu folgen, und ſtürzt ganz außer ſich an die Thür ihrer Schweſter. Unfähig vor gewaltiger Aufregung ihrer Leidenſchaft einzutreten, bleibt ſie einen Augenblick an der Thür ſtehen und hört Seufzer, abgebrochene Worte, Schluchzen und lautes Weinen, einzelne liebeglühende Worte dringen an ihr Ohr. Das unglückſelige Weib ſucht nicht erſt, klar zu unterſcheiden, wer dieſe Worte ausſpricht und wer mit Schmerz und Verachtung darauf antwortet. Sie begreift nur das Eine, daß Ernſt dieſe leidenſchaftlichen feurigen Ausdrücke nie an ſie gerichtet hat, und vor Schmerz und Zorn ihrer Beſinnung beraubt, erſcheint ſie plötzlich in drohender Stellung, mit Wuth ſprühenden Blicken vor den Augen Selma's und ihres Gatten. Dieſer letztere hatte aber das arme Mädchen mit roher Gewalt ergriffen und in leidenſchaftlicher Heftigkeit mit ſeinen Armen umſchlungen; dieſe aber hatte ihn mit all ihrer ſchwachen Kraft zurückzuſtoßen verſucht und dabei laut geſtöhnt und geweint, Alexandrine ſah von dieſer Scene natürlich nur die äußere Geſtaltung, nämlich ihre Schweſter in den Armen ihres Gatten. Nun begann ein Auftritt, den zu beſchreiben unſre Feder wohl kaum vermag. Ernſt blieb einen Augenblick, ſtarr, wie zur Bildſäule geworden. Selma ſtieß einen herzzerreißenden Schreckensſchrei aus und will ihrer Schweſter zu Füßen ſinken. Dieſe ſtößt ſie barſch zurück und fängt an gegen ſie und den Grafen Rheinſtern ihren Zorn in den beleidigendſten und ſchmähendſten Ausdrücken zu ergießen. Sie iſt kein weibliches Weſen mehr, ſie iſt nur noch eine Furie. Vergebens ruft Selma ein Mal über das andere: „Ich bin unſchuldig, Schweſter, höre mich nur, höre mich doch.“ Rheinſtern verſuchte anfangs Alexandrinen zur Ruhe zu ſprechen, indem er betheuerte, er allein ſei der Schuldige, aber durch dieſe Worte wird ſeine Gattin nur noch erbitterter.

Endlich giebt er ſelbſt ſich einer Art von Wuth hin und bricht in heftige Vorwürfe gegen ſeine Gemahlin aus, indem er ihrem hochfahrenden, launenhaften Weſen die Schuld ſeines Unrechts beimißt. Dieſer entſetzliche Auftritt dauerte ſo lange, bis Alexandrinens Kräfte völlig erſchöpft waren; ſie ſank darauf in Krämpfe und nach dieſen in eine lange Ohnmacht. Selma, die ſelbſt mehr todt, als lebendig war, rafft alle ihre Kräfte zuſammen, um ihrer Schweſter zu Hilfe zu kommen; ſie ruft die weibliche Dienerſchaft herbei, läßt ſie zu Bette bringen und ſetzt ſich zu ihren Häupten nieder, um die Nacht über bei ihr zu wachen. Ihr Blick voll Abſcheu und Verachtung bezeugt dem Grafen, daß er ſie nicht länger mit ſeiner Gegenwart betrüben ſolle. Als aber Alexandrine aus ihrer Ohnmacht wieder zu ſich gekommen war und ihr volles Bewußtſein erlangt hatte, ſtieß ſie ihre Schweſter von ſich und gab ihr zu verſtehen, daß ihre Gegenwart ihr eben ſo verhaßt ſei, als die ihres Gatten. Selma begab ſich auf die Seite, ohne jedoch das Zimmer zu verlaſſen, und gab ſich den verzweiflungsvollſten Gedanken hin.

„Muth, Muth," ſagte ſie endlich zu ſich ſelbſt, „es iſt eine Prüfung, die mir Gott ſendet. Muth, je entſetzlicher meine Lage iſt, deſto mehr bedarf ich deſſen. Muth! Bis zum heutigen Tage habe ich blos ſtiller Ergebung ins Schickſal bedurft; jetzt aber muß ich mich mit Thatkraft bewaffnen, hinfort muß mein Leben ein fortwährendes Ringen und Kämpfen ſein; von nun an muß ich ſelbſt handeln; o mein Gott, ſei Du mit mir!"

Selma kniete nieder, betete lange und mit inbrünſtiger Andacht; darauf entſchloß ſie ſich zu dem einzigen Mittel, das ihr geblieben, nämlich auf der Stelle das Haus ihrer Schweſter zu verlaſſen, ohne dieſer je wieder unter die Augen zu treten und vor Allem, ohne mit dem Grafen Rheinſtern je noch zuſammenzukommen. Sie verbrachte die übrigen Stunden der Nacht damit, daß ſie an Alexandrinen einen langen Brief ſchrieb, worin ſie nach unzähligen Betheurungen ihrer Unſchuld, derſelben ihr ganzes bisheriges Benehmen deutlich und bis auf's Kleinſte eingehend, auseinanderſetzte, ihr ſchilderte, wie unſäglich Viel ſie bisher gelitten und ihr zuſchwur, daß ſie für die Zukunft keine angelegentlichere Sorge haben werde, als ſich den Verfolgungen des Grafen Rheinſtern zu entziehen.

Mit Tagesanbruch ging Selma auf ihr Zimmer, machte dort

aus dem Nöthigſten und Einfachſten an Kleidern und Wäſche ein leichtes Paquet, ſteckte die geringe Geldſumme, in deren Beſitz ſie ſich zufällig befand, zu ſich, kleidete ſich ſelbſt möglichſt ſchlecht und verließ im ſtrengſten Geheimniß das Hôtel. Trotz der frühen Stunde und obgleich mit dem Paquet belaſtet, ließ ſie ſich doch nicht einmal von einem Diener begleiten, ſo ſehr fürchtete ſie, Graf Rheinſtern möchte dadurch ihrem Zufluchtsorte auf die Spur kommen und ſie auch da von Neuem quälen.

Zehntes Kapitel.
Kirche, Geſetz und Geſellſchaft.

Als Selma das Hôtel ihrer Schweſter verließ, geſchah es in der Abſicht, ſich zu einer ehemaligen Haushälterin ihres Vormundes, des Herrn v. Emmbold, zu begeben, die aus dem Dienſte deſſelben getreten, um ſich mit einem armen Handwerker zu verheirathen. Da ſie raſch eine zahlreiche Familie bekommen, ſo war ſie trotz ihrer und ihres Gatten Arbeitſamkeit ſtets in kümmerlichen Umſtänden geblieben und Selma hatte mehrere Male Gelegenheit gehabt, ſie ſich durch thätige Hilfleiſtungen verbindlich zu machen. So einfach nun dieſes Vorhaben war, ſo bot dennoch ſeine Ausführung für die junge Dame nicht unbedeutende Schwierigkeiten. Gewöhnt an all die tauſend Rückſichten, die mit ihrer bisherigen hohen geſellſchaftlichen Stellung verbunden geweſen, iſt ſie jetzt ganz außerhalb ihres Kreiſes von Erfahrungen und Anſchauungen. So hat ſie ſich z. B. niemals und am wenigſten zu ſo früher Stunde allein auf den Straßen befunden; ſo kennt ſie ſelbſt das Stadtviertel, wohin ſie ſich begeben will, nur aus den wenigen Malen, die ſie es im Wagen durchrollt, wie ſie mit ihrer Schweſter auf's Land hinaus fuhr. Jetzt nun wächſt ihre natürliche Schüchternheit noch mit jeder Perſon, die ſie anzuſehen ſcheint; ſie geht daher raſcher und biegt in die erſte beſte Straße ein, auf die ſie ſtößt, damit es nur nicht den Anſchein habe, als ſei ſie ihres Weges unkundig und ſo verirrt ſie ſich in einem Labyrinth von Gaſſen und Gäßchen immer

mehr, gleichwie man zuweilen in einem peinlich drückenden Traume befangen iſt, in welchem man hundert Mal ein und dieſelbe Arbeit beginnt, ohne ſie jemals endigen zu können. Wenn übrigens Selma beſonders ſchüchtern und muthlos iſt, ſo hat dies ſeinen guten Grund. Denn wenn auch möglichſt einfach, doch aber immer mit einer gewiſſen Eleganz gekleidet, allein zu ſo früher Stunde in den Straßen, ein Paquet unter dem Arme, erregte ſie natürlich im hohen Grade die Neugier Aller, die ihr begegnen, und ſchon mehr als ein zudringlicher Burſch hat ihr frech unter den Hut geſchaut und iſt dann, von tiefem Erſtaunen beim Anblick eines ſo reizenden, engelhaften Geſichtchens ergriffen, ihr auf Schritt und Tritt nachgegangen, um irgend ein Geſpräch mit ihr anzuknüpfen, bis er das Unnütze ſeiner Verſuche eingeſehen. Selma ging dann immer um ſo eiliger und ſah weder rechts noch links um ſich, bis ſie endlich, an allen Gliedern zitternd vor Angſt und todtmüde von der ungewohnten Anſtrengung, einen Augenblick verzweiflungsvoll ſtehen bleibt. Da wird zu ihrer großen Freude in der Nähe ein anſtändiges Magazin für weibliche Waaren geöffnet; ſie tritt hinein, erholt ſich daſelbſt einen Augenblick und läßt ſich dann einen Führer geben, der ſie ohne weitere Gefährdung an die Wohnung bringt, wohin ſie gelangen will. Als ſie bei der ehemaligen Haushälterin ankam, erregte ihre Gegenwart zu ſolcher Stunde ein außerordentliches Aufſehen. Selma verlangte daher, um den neugierigen Blicken der Hausleute zu entgehen und weil ſie übrigens auch in der That das dringendſte Bedürfniß fühlte, ihre ermüdeten Glieder zur Ruhe zu bringen, vor allen Dingen ein Zimmer, in dem ſie ſich allein befinden und ſich einige Stunden auf ein Bett werfen könne. Die gute Frau, die Selma aus vollem Herzen zu dienen wünſchte, hätte ihr gern das ganze Haus, deſſen Pächterin ſie war, anbieten mögen; aber ein Zimmer, das ſie allein inne haben konnte und ein reines Bett befanden ſich in der ganzen armſeligen Wohnung nicht. Alles, was ſie thun konnte, um Selma gefällig zu ſein, war, ihr das Zimmer einſtweilen einzuräumen, in welchem die Nacht über vier ihrer Kinder zuſammen in einem großen Bette ſchliefen und ihr in der nächſten Bettzeughandlung ein Bett zu ihrem aparten Gebrauche zu miethen. In dem kleinen Zimmer neben an ſchliefen gewöhnlich das Ehepaar und ein fünftes Kind; zwei Zimmer im

zweiten Stock ſind an arme Leute vermiethet und im Erdgeſchoß iſt nach vorn heraus die Werkſtätte des Mannes, eines Tiſchlers und nach hinten ein Zimmer, in welchem die Familie den Tag über ſich aufhält, wo ſie kocht und ißt. Selma hat ſich von einem ſolchen armſeligen Leben nie einen klaren Begriff gemacht, noch weniger alſo hat ſie ſich vorſtellen können, in welch peinliche Lage und in eine wie unerträgliche Qual eine vornehm erzogene Perſon, gleich ihr, durch einen ſolchen Aufenthalt gerathen müſſe. Sie hatte ſich zwar oft geſagt, daß man ſich in einer ſchwierigen Lage wohl darein ergeben könne, minder feine und gewählte Speiſen zu eſſen, die meiſten ausgeſuchteren Bequemlichkeiten und Comforts des vornehmen Lebens zu entbehren, und faſt ganz allein, ohne Geſellſchaft zu leben. Aber nie hat ſie ſich eine Vorſtellung von dieſer Art ſchmutziger Höhle gemacht, wo ſie des Nachts nicht allein ſein kann, wo ſie den Tag über von Gegenſtänden umgeben iſt, welche ihr Ekel einflößen, weil ſie unſauber und unordentlich umherliegen, wo ſie endlich fortwährend auch geiſtig geſtört und wo ihr Ohr unaufhörlich verletzt wird von allerhand Arten von Lärm, von den ſchreienden und disharmoniſchen Reden der Geſellen, der Miethsleute über ihr und der Nachbarn. Denn was rings umher wohnt, ſind ebenfalls lauter klopfende, hämmernde, ſchmiedende, drehende, kurz geräuſchvolle Handwerker, die alle mit ſaurer Arbeit und im Schweiße ihres Angeſichtes ihr Brod verdienen müſſen und deren einzige Zerſtreuung den Tag über höchſtens darin beſteht, daß ſie einen Augenblick lang in die Werkſtätte des Nachbars gehen und ein Wort mit ihm plaudern. Selma blieb nun einige Stunden unbeweglich und wie verſteinert in dieſem ſchmutzigen und traurigen Zimmer, in dem man ſie jeden Augenblick ſtörte und beläſtigte, bald um ihr Bett zuſammen zu hämmern und das Bettzeug hinein zu legen, bald um verſchiedene Dinge zu ſuchen, deren die Kinder bedürfen. Als ſie ſich endlich einen Augenblick auf das Bett werfen konnte, um, wenn es möglich ſei, einige Stunden Ruhe zu genießen, oder wenigſtens die Augen zu ſchließen und ſich dem Anblick ihrer Umgebung zu entziehen, ward ſie bald wieder von demſelben aufgeſcheucht, weil ihr der Geruch der friſch aus rohen Tannenbrettern zuſammengezimmerten Bettſtelle unerträglich war. Indeß war es Mittag geworden und die Frau des Tiſchlers kam herauf und lud ſie ein, hinunter zu

kommen und das ärmliche Mahl der Familie zu theilen. Selma, die den Tag vorher, wie wir erzählt, nur sehr wenig gegessen, fühlte das Bedürfniß, einige Nahrung zu sich zu nehmen, und da sie auch gern Ort und Atmosphäre wechseln wollte, so stieg sie hinab. Als sie aber das schmutziggraue Stück Zeug, das die Stelle eines Tischtuches vertreten sollte, die halbausgebrochenen irdenen Teller und die große Schüssel voll Suppe gewahrte, in welcher allerhand Ingredienzien schwammen, die ihr fast ganz unbekannt waren, fühlte das arme Kind, wie es ihr beinahe zum Erbrechen übel wurde und es ward ihr unmöglich, auch nur etwas Anderes als einige Bissen Brod zu sich zu nehmen. Trotz dessen wäre sie gern eine Stunde allein mit der Familie geblieben, um den Leuten ihre Anwesenheit zu erklären; aber die Gegenwart der Gesellen machte dies bei Tische unmöglich und als diese nach dem Essen das Zimmer verlassen hatten, fanden sich einige Nachbarn ein, gute Leute zwar, aber so roh in ihrer Ausdrucksweise, daß Selma sich möglichst beeilte, in ihre Einsamkeit zurückzukehren. Sie ist an Körper und Geist dermaßen niedergebeugt, daß sie kaum noch die Kraft hat, zu weinen und zu denken und doch verursacht ihr unbehaglicher Zustand ihr eine so unsägliche Qual, daß die Stunden ihr Jahrhunderte dünken. Sie fühlte, welch entsetzliches Unglück es sei, wenn man Vortheilen, deren man bisher genossen, entsagen und wirkliche Entbehrungen ertragen muß, wenn Gesicht, Geruch und Gehör verletzt werden, wenn man seinen ermüdeten Gliedern keine Ruhe gönnen kann, wenn man dem Magen, der dringend Speise verlangt, keine gesunde Nahrung zu bieten vermag. Wie oft hatte sie an die Möglichkeit einer praktischen Ausübung jener Lehren geglaubt, mit denen die Bücher so verschwenderisch sind, die Lehren von der Geringschätzung des Reichthumes und von der Verachtung der Dinge, die das Leben behaglich machen; wie sah sie sich aber jetzt hierin getäuscht. Wie leer, wie nichtig erschien ihr jetzt jene Vorschrift, welche die Philosophen so oft im Munde führen, der Mensch solle sich, wenn ihn draußen des Unglücks Stürme umtosen, in sein Inneres, in sein geistiges Besitzthum zurückziehen und solle sich mit seinem ruhigen Gewissen begnügen. Selma fühlte sich in diesem Augenblicke innerlich und äußerlich gleich unbehaglich und hatte nur das Eine klar erkannt,

daß ein wenig gute Nahrung, eine reine Luft und ein ſauberes Bett ihr mehr innere Ruhe verſchaffen würden, als alle Vernunftgründe, die im Schatz der Weltweisheit liegen. Sie erkannte, daß das, was man Entbehrungen nennt, etwas durchaus Relatives, in den verſchiedenen geſellſchaftlichen Zuſtänden vollkommen Verſchiedenes ſei. Dieſe Leute, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, haben Alles, was ſie bedürfen und fühlen ihr Elend gar nicht, während ich, wenn ich ihre Lage theilen ſollte, eben nicht das Nothwendigſte hätte. Ein ſolcher Zuſtand wie mein jetziger würde mich, wenn er lange Zeit fortdauerte, unausbleiblich zur Verzweiflung, ja zum Selbſtmord führen, wenn ich ihm nichts als Vernunftgründe entgegenzuſetzen hätte; denn ich fühle, wie unzureichend und ſchwach dieſelben ſind. . . . Aber mir bleibt das Gebet; ſeine wunderkräftige Macht wird mich auch in den ſchwierigſten Verhältniſſen nicht verlaſſen.

O, wie doppelt unglücklich ſind die, welche leiden müſſen und nicht beten können!

* * *

Selma verbrachte eine traurige Nacht. Am andern Morgen ſtand ſie in aller Frühe auf und ging aus, nachdem ſie reiflich überlegt, welche Verſuche ſie anzuſtellen habe. Wo ſie zuerſt Hilfe ſuchte, war bei der Religion. Sie begab ſich in die Kirche, um daſelbſt im Beichtſtuhle eines Prieſters niederzuknien, der von den ſämmtlichen Katholiken der Reſidenz als der frömmſte und tugendhafteſte verehrt wurde. Selma war naturfromm und kindlich-gläubig, d. h. in ihrer Seele ruhte ein heiliger unerſchütterlicher Glaube an ein allgütiges, weiſe waltendes Weſen und ihr unendliches Sehnen nach einer beſſeren Welt galt ihr als hinlänglicher Beweis für die Unſterblichkeit ihrer Seele. Aber ſie war nicht kirchenfromm, d. h. ſie hatte die vielen äußeren Ceremonien ihres Cultus nicht eifrig betrieben. Es ſchien ihr ſtets, als bete ſie mit mehr Andacht, wenn ſie in der Einſamkeit und in ſich ſelbſt geſammelt, oder vom Schauſpiel einer ſchönen Naturumgebung begeiſtert, Gott anflehe, als wenn dies inmitten der zerſtreuenden und, man kann es wohl ſagen, durch ihre reiche äußere Ausſtattung von Gott abführenden katholiſchen Kirche geſchehe. Was

das Sacrament der Beichte betraf, ſo hatte ſie über ſeine Wirkſamkeit nie ſtreiten mögen, hatte auch nie den leiſeſten Zweifel an derſelben gehegt; aber ſie hatte immer eine außerordentliche Abneigung dagegen empfunden, zu den Füßen eines Mannes hinzuknieen und ihm ihre Seele mit all ihrer jungfräulichen Unbefangenheit und ihren naiv-kindlichen Empfindungen bloszulegen. Vor Allem aber fiel es ihr ſchwer, auf jene tiefeindringenden Fragen zu antworten, denen nur die Zartheit einer liebenden Mutter eine genügende Verkleidung zu geben vermag und die im Munde eines Mannes ſtets, mit einem wie geheiligten Charakter er auch bekleidet ſei, für die keuſche Verſchämtheit einer jungfräulichen Seele etwas Anſtößiges und Verletzendes haben. Selma trat daher auch nur ſelten in den Beichtſtuhl und ihr ſonſt ſo offenes und wahres Wort hüllte ſich gerade bei dieſer nach dem Dogma die vollſte Aufrichtigkeit verlangenden Gelegenheit in den Schleier der Zurückhaltung. Heute aber kniet ſie mit ganz andern Abſichten vor den Stellvertreter Gottes hin; ſie will ihm ihre ganze Seele enthüllen, will ihm ihre entſetzliche Lage erklären und will von der Religion und ihren Dienern erfahren, welche Hilfe ſie einem ſo ſchrecklichen Unglück reichen können.

Die Kirche iſt einſam und dunkel. Hie und da beten einige Unglückliche knieend auf dem feuchten Steinboden, laſſen ihre Seufzer zu Gott aufſteigen und bringen ihm ihre Leiden als Opfer dar. Der Prieſter, in der Haltung tiefen, in ſich geſammelten Nachdenkens, erwartet im Beichtſtuhl die reuigen Sünder und ſcheint im Voraus ſeine Fürbitte für ſie zu Gott zu ſenden. Selma wird von der Feierlichkeit dieſes Schauſpiels ergriffen; es lag etwas Rührendes, Eindringliches darin, das ihr zu Herzen geht und ihren Geiſt über das Elend ihrer augenblicklichen Lage erhebt. Sie fühlt ſich in dieſem Augenblick der Gottheit näher gerückt und begreift in einem Grade, wie ſie es bisher nie gethan, die Wohlthaten eines dogmatiſchen Glaubensbekenntniſſes und die Erhabenheit des prieſterlichen Amtes. Sie kniet nun ſelbſt auf die kalten und feuchten Steinplatten des Fußbodens nieder, ſammelt ſich in einem ſtillen und andächtigen Gebete, worin ſie Gott um Rath und Beiſtand anfleht, und tritt dann voll Vertrauen in den Beichtſtuhl, um vom Prieſter das Wort Gottes ſelbſt zu empfangen. In dieſem Augenblicke des höhern ſeeliſchen Aufſchwungs legt Selma alle Furcht und alle Schüch-

ternheit ab; ſie erzählt dem Prieſter ihre Geſchichte, ſchildert ihm ihre Stellung in der Geſellſchaft, die Liebe und die Verfolgungen des Grafen Rheinſtern, die Eiferſucht ihrer Schweſter und ihr Alleinſtehen in der Welt; ſie fleht ihn an, er möge ſie mit ſeinem Worte erleuchten, daß ſie auf der rechten Bahn gehe, er möge ihr einen hilfreichen Beiſtand leiſten. Der Prieſter hört ihr mit Erſtaunen zu und ſcheint mehrere Male nahe daran, dieſe ſeltſame Beichte zu unterbrechen; denn er iſt nur hier, um das Geſtändniß von Fehlern entgegenzunehmen, die man begangen und dieſes junge Mädchen iſt rein wie ein Engel und was ſie zu erzählen hat, ſind nur Unglücksfälle. Trotz deſſen hört ihr der Prieſter bis an's Ende zu, indem er immer noch glaubt, Selma werde am Ende doch einen Fehltritt begangen haben. Als ſie aber zu ſprechen aufgehört hat und immer noch keine Selbſtanklage aus ihrem Munde gekommen war, glaubte er, ihre Erzählung nicht richtig verſtanden zu haben und eine falſche Scham halte ſie ab, Alles zu erklären. Denn wenn ſie ſich keiner Sünde zu zeihen hat, was ſucht ſie denn im Beichtſtuhl? Der Prieſter ließ ſie daher ihre Beichte von Neuem beginnen; jetzt aber unterbricht er ſie bei jedem Wort mit Fragen. Iſt ſie auch deſſen ganz gewiß, daß ſie die verbrecheriſche Liebesgluth des Grafen Rheinſtern niemals mit empfunden hat? Bis wie weit endlich hat dieſer ſeine Angriffe auf ihre Tugend in's Werk geſetzt? Vergebens ſträubt ſich das junge Mädchen gegen das Empörende dieſer Fragen, vergebens bemüht ſie ſich über dieſelben hinauszugehen und zu ihrer gegenwärtigen Lage zu kommen. Der Prieſter beſteht hartnäckig auf ſeinen Fragen, ſtellt ſie ſogar in immer ſchärferen, deutlicheren Ausdrücken und geht aus Furcht vor einem Irrthum weiter als die Wahrheit, weiter als die Einbildungskraft des armen Mädchens ſich je verirrt hat. Selma erröthet, wird verwirrt, ſtammelt und hätte ihr nicht die Geiſtesgegenwart gefehlt, ſo würde ſie ſich geweigert haben, ferner zu antworten und würde ſofort aus dem Beichtſtuhl herausgetreten ſein. Denn ſie war unter den unzarten Worten des Prieſters leidender und ihre keuſche Seele blutete ſchmerzlicher als unter der gehäſſigen Umſchlingung ihres Verfolgers; ihr Gemüth war damals minder empört, ihre Einbildungskraft minder befleckt worden. Aber der Prieſter nimmt ihr Leiden nicht wahr; wie mit dem Secirmeſſer in der Hand ſetzt er ſeine geiſtige Anato-

mie fort. Und doch iſt es bei ihm nicht etwa eine gemeine, aus Herzensverdorbenheit hervorgehende Sinnlichkeit. Im Gegentheil iſt dieſer Prieſter ein wahrhaft heiliger Mann, der alt geworden in der Enthaltſamkeit, der ſeine religiöſen Gelübde gewiſſenhaft beobachtet, bei dem aber eben durch die ſtarre Pflichterfüllung Seele wie Körper gleich ſehr abgenutzt ſind. Nie hat er unter dem Begriff der Keuſchheit in ſeiner Seele als nothwendig damit verbunden die Begriffe von Zartheit, Schamhaftigkeit und Zurückhaltung ſich gedacht. Die Keuſchheit iſt in ſeinen Augen ein Geſetz, mit deſſen Anwendung eine Menge von Schwierigkeiten verknüpft ſind und in deſſen Auslegung zahlreiche feine Schattirungen eintreten, die man nothwendig alle ſtudirt haben muß, um nicht aus Unwiſſenheit zu ſündigen und um, wenn der Fehltritt doch begangen iſt, genau angeben zu können, bis zu welchem Grade man in den Schlamm der Sünde geſunken iſt. Ob durch dieſe Kenntniß, durch dieſe Prüfung die eigentliche Reinheit verletzt, die wahre Keuſchheit tödtlich verwundet wird, was liegt ihm daran? Als endlich der Prieſter alle Formeln unzarter Fragen erſchöpft und die Ueberzeugung erlangt hat, daß Selma rein von aller Befleckung geblieben, ſagt er ihr nichts, als was das arme Kind ſchon weiß, daß ſie nämlich vor Gott für die verbrecheriſchen Verfolgungen ihres Schwagers nicht ſchuldig iſt. Er ermahnt ſie, ſich in die Prüfungen dieſes Lebens geduldig zu ergeben und ſich dadurch den Weg zum Himmelreich zu eröffnen; beſonders ermahnt er ſie, alle Ceremonien der Kirche ſorgfältig zu beobachten, oft ſich dem Beichtſtuhl zu nähern; ſodann empfiehlt er ihr eine gewiſſe Anzahl Litaneien hinter einander zu beten, giebt ihr dann die Abſolution und wendet ſich zu einem andern reuigen Sünder, der auf der entgegengeſetzten Seite des Beichtſtuhls auf ihn wartet.

Selma war ſo vernichtet, daß ſie kaum noch Kräfte genug in ſich fand, um ſich aus der Kirche zu entfernen. Hoffnungsreich war ſie hineingetreten und verzweiflungsvoll verließ ſie dieſelbe. Sie hatte einen geiſtlichen, einen Gewiſſens-Rath geſucht, der ihre Leiden zu lindern, ihr im Namen der Religion Hilfe mit Rath und That zu geben vermöge; aber ſie hatte nichts gefunden, als Trockenheit, Einfältigkeit und abſtoßende Unzartheit. O wie grauſam war dieſe Täuſchung! von Gott ſelbſt getäuſcht zu werden! Aber nein, es wa-

ren nur diejenigen, die ſich ſeine Stellvertreter auf Erden nennen! Denn der Glaube an Gott, an ſeine allwaltende Größe, ſeine unerſchöpfliche Barmherzigkeit und Liebe iſt untrüglich. Das wiederholt ſich auch Selma viel tauſend Male, ſie bemüht ſich, den peinlichen Eindruck, den der Prieſter in ihrem Gemüth hinterlaſſen, von ſich abzuſchütteln und ihren Muth zu einem zweiten Verſuche wiederzufinden, zu einem ferneren Schritte, den ſie zu machen ſich vorgenommen.

Sie will nämlich, nachdem ſie ſich an die von Gott eingeſetzten Inſtitutionen der Kirche gewandt, nun auch zu den von den Menſchen ſelbſt eingeſetzten Inſtitutionen ihre Zuflucht nehmen.

Selma begab ſich alſo zu einem Rechtsgelehrten, der ſowohl ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit als ſeiner erprobten Rechtlichkeit halber berühmt war. Ohne ihm ihren Namen zu nennen, ſchildert ſie ihm ihre Lage in pecuniairer Beziehung, und fragt ihn, welche Mittel das Geſetz ihr an die Hand gebe, um ihren Schwager dazu zu zwingen, daß er ihr das Legat zuſtelle, welches er ihr widerrechtlich vorenthält. Ferner fragt ſie ihn, im Falle die Kraft der Geſetze nicht ſo weit reichen ſollte, welche Hilfe und Stütze für dieſen Fall die Geſellſchaft einem jungen Mädchen bieten könne, das gleich ihr in Müßiggang und Wohlſtand erzogen worden und nun plötzlich in die größte Armuth verſinke.

Der Rechtsgelehrte erwiederte ihr, ſie könne ihrem Schwager einen ſcandalöſen Proceß machen, deſſen Reſultat aber kein anderes ſein werde, als daß derjenige Theil der vornehmen Welt, der auf die eine oder andere Art Kunde davon erhalten hätte, einige Wochen lang einen pikanten Geſprächsſtoff haben würde, während ſie ſelbſt ihren Proceß verlieren und obgleich unſchuldig, doch beim Publicum ſchon durch die bloße Einmiſchung ihres Namens in eine ſo traurige Sache in einen üblen Ruf kommen würde. Die Geſetze vermöchten alſo hierin nichts.

Was nun die Geſellſchaft beträfe, ſo habe dieſelbe mit ihren Inſtitutionen bisher keinen anderen Zweck zu erreichen geſucht, als eine Aufrechthaltung ihrer Exiſtenz und in dieſer Abſicht habe ſie eine möglichſte Uebereinſtimmung der allgemeinen Intereſſen erſtrebt. Um die Intereſſen von Privatperſonen dagegen kümmere ſie ſich nicht und ſorge auch nicht dafür, eben ſo wenig wie ſie auf mora-

liſche Leiden irgend Rückſicht nehme, da ſie ſelbſt in phyſiſcher Beziehung ihre Verbeſſerungen noch nicht einmal weit genug gebracht habe, um zu verhindern, daß nicht einige Perſonen täglich in dieſer ſo hoch cultivirten Reſidenz im ſtrengſten Sinne des Wortes Hungers ſtürben.

„Ich dachte mir es wohl, daß die Sachen ſo ſtünden," ſagte Selma; „aber ich habe mich doch durch ein fremdes Urtheil erſt noch davon überzeugen wollen, um keinen Weg der Rettung unverſucht zu laſſen."

Sie dankte hierauf dem Rechtsgelehrten und ſchickte ſich an, das letzte Mittel zu verſuchen, das ihr noch übrig geblieben, nämlich die Hilfe und Unterſtützung ihrer Freunde nachzuſuchen.

Selma's geſellſchaftliche Verbindungen ſind dieſelben, als die ihrer Schweſter Alexandrine: denn da ſie dem Willen derſelben ganz untergeordnet geweſen, ſo hatte ſie dieſelben Geſellſchaftskreiſe beſucht und dieſelben Bekanntſchaften angeknüpft. In der Wahl ihrer Geſellſchaft aber waren Graf und Gräfin Rheinſtern lediglich von den Rückſichten der Eitelkeit und des Ehrgeizes geleitet worden; die meiſten Perſonen ihrer Bekanntſchaft waren entweder hohe Civil- oder Militair-Beamte des Staates oder gehörten dem höheren Adel an. Faſt alle dieſe Perſonen waren voll von den Vorurtheilen, die ihnen ihre geſellſchaftliche Stellung eingab, und lebten faſt alle in Mitte einer künſtlichen Welt, die unter der unumſchränkten Herrſchaft des Geiſtes, der Etikette und des feinen Tones ſtand und in welcher ſie Mienen, wie Ausdruck, Benehmen, wie Anzug, Sprache, wie Ausſprache, ja ſelbſt Gewohnheiten, Sitten und Gefühle den willkürlichen, alles Natürliche und Wahre ausſchließenden Geſetzen der Convenienz unterworfen waren. Die natürlichſte Folge eines ſolchen Lebens iſt, wenn nicht die gänzliche Erſtickung aller guten Keime, die in der Bruſt eines Menſchen liegen können, doch eine mangelhafte Entwickelung derſelben. Selma hat zu und bei dieſer Geſellſchaft nie Sympathien finden können, weil es ihr ganz unmöglich war, derſelben in Etwas zu gleichen. Ihre reizende Natürlichkeit und ihre Seelengüte brachen durch alle Hemmniſſe der Convenienz hindurch; es war in ihrem Weſen etwas Offenes und Freimüthiges, das mit dem ſteifen, erkünſtelten Weſen andrer Frauen ſeltſam contraſtirte. Alle jene Kleinlichkeiten und Eitelkeiten, welche für Perſonen von

einem gewiſſen höchſten Rang den Hauptſtoff der geſellſchaftlichen Unterhaltung ausmachen und ihres Lebens innerſten Kern bilden, waren ihr nichts als verächtlich und unbedeutend. Ihr Geiſt war zu naturwüchſig geblieben, als daß ſie nicht wäre erhaben geweſen über alle falſchen Vorurtheile dieſer Geſellſchaftskreiſe; ſie behielt ſich daher das Recht einer ſelbſtändigen Prüfung aller Dinge vor und nahm in Folge derſelben als Regel ihres Benehmens nur die unveränderlichen Grundſätze der Moral und allgemeinen Menſchenliebe an. Durch dieſe Art und Weiſe zu leben und zu denken war Selma eben in jenen Geſellſchaftszirkeln immer ein fremdartiges Element geblieben und ward daher eben deshalb auch nicht mit günſtigen Augen in denſelben geſehen.

Und doch muß das arme Kind — und iſt auch feſt dazu entſchloſſen — heute dieſe Leute aufſuchen und muß ihre Hilfe anflehen, indem ſie ihnen ihre Lage auseinanderſetzt, die zu begreifen dieſelben um ſo weniger fähig ſein werden, da ſie ſich vorgenommen hat, die wahren Beweggründe ihrer Trennung von ihrer Schweſter zu verſchweigen und nur die Folgen derſelben einfach auseinanderzuſetzen, um dadurch ihre Bitte um Unterſtützung mit Rath und That zu motiviren.

Sie begiebt ſich erſt zu der Freiherrin von Neuenfels. Dieſe Dame ſtand allgemein in hoher Achtung, war eine der frömmſten Kirchengängerinnen und gab auch außer dem Gotteshauſe hinlängliche Beweiſe ihrer aufrichtigen Frömmigkeit, indem ſie ihre Pflichten als Mutter und Gattin mit mehr als gewiſſenhafter Strenge erfüllte und eine reiche, von den Unglücklichen wohl gekannte Almoſenſpenderin war. Wenn Selma von irgend einer Perſon Etwas zu hoffen berechtigt iſt, ſo iſt es von dieſer Dame, für die ſie immer eine wahre Zuneigung und eine tiefe, ehrfurchtsvolle Hochachtung empfunden hat. Als ſie ihr angemeldet ward, eilte die Baroneſſe eifrig herbei. „Guten Morgen, mein liebes Kind. Wie befinden ſich Graf und Gräfin Rheinſtern? Warum haben Sie keinen von ihnen mitgebracht? Und welcher Zufall führt Sie ſelbſt ſo früh und allein zu mir? Sie ſind doch gewiß nicht zu Fuße gekommen; ihre Leute und Wagen warten doch unten auf Sie? Sie ſind vielleicht unruhig oder beſorgt, daß ich ſeit einigen Wochen nicht in die Soirée der Frau Gräfin gekommen bin? Ich muß geſtehen, daß ich

im Ganzen genommen diese großen Gesellschaften nicht liebe, und daß ich sogar diese Vergnügungen der Weltkinder tadle, weil sie den Grundsätzen des Christenthums zuwider sind und weil durch sie die Seele oft von dem Wege des wahren Heiles abwendig gemacht wird. Aber selbst aus dem Bösen kann man noch Gutes herleiten. Gerade bei diesen Festen mache ich die reichsten Sammlungen für die Armen und ich will es Ihnen gar nicht verhehlen, meine Liebe, daß dieses der Hauptzweck und vorzüglichste Grund sein wird, weshalb ich heute Abend Ihrer Frau Schwester einen Besuch abzustatten gedenke; ich will hoffen, daß Sie selbst mir in diesem guten Werke beistehen werden."

„Frau Baronesse, ich bin es gerade, die Sie um Ihren Beistand anflehen will; es kann keinen Unglücklichern geben, der Ihres Mitleids würdiger wäre, als ich."

„Sie, Fräulein?"

„Gnädige Frau Baronin, ich habe mich genöthigt gesehen, das Haus meiner Schwester zu verlassen, und stehe nun allein in der Welt, ohne Vermögen und ohne alle Stütze. Ich muß mir ein selbständiges Existenzmittel verschaffen, die Arbeit muß fortan mein Loos sein. Aber selbst dazu bedarf ich einer Stütze, einer Empfehlung. Was man mir auch anbieten möge, wenn ich nur eine ehrenhafte Stellung habe und Niemanden zur Last bin, so werde ich mich glücklich schätzen. Wenn Sie, gnädige Frau, mir behilflich sein könnten, daß ich als Erzieherin in irgend eine anständige Familie oder als Unterlehrerin in eine weibliche Erziehungsanstalt einträte, so würden Sie mich zu lebenslänglicher Erkenntlichkeit verpflichten."

„Sie bringen mich wirklich ganz außer Fassung vor Erstaunen, mein Fräulein; ich wage kaum, meinen Ohren zu trauen. Sie haben, erzählen Sie mir, das Haus Ihrer Schwester verlassen; ich will Sie nicht nach den Beweggründen Ihres Schrittes fragen, aber dieselben können nur zu Ihrem Nachtheile sich herausstellen. Selbst wenn Sie im Hause der Gräfin v. Rheinstern Unannehmlichkeiten, ja sogar Widerwärtigkeiten zu leiden gehabt hätten, wäre es Ihre Pflicht gewesen, Alles geduldig zu ertragen. Der Schritt, den Sie, mein Fräulein, gethan haben, kann, ich sage es Ihnen mit offenherzigem Freimuth, Ihrem Rufe nur schaden und muß Sie jedenfalls scharfem Tadel aussetzen. Die Religion hätte Sie lehren sollen,

wo man die Bahn mit verdoppelter Kraft betrieb. In solchen Tagen war ich auch früher, obwohl kein Arzt, ein Wohltäter für die umliegenden Ortschaften gewesen. Ich hatte Medikamente, die ich mir aus Wien hier anfertigen ließ, und die mir Wunder wirkten. Ich hatte mehr als ein Jungen Wochen zu arbeiten und mußte mich dann wieder ausruhen. Ich hatte Gelegenheit, mich in Wien Arbeit machen zu lassen und auch mit dem Gedanken gespielt, eine Wohnung zu nehmen, um dort zu sein. Aber ich konnte mich nicht dazu entschließen.

Franz Kassetti. — Ich glaube in Deinem Interesse mich darüber aussprechen zu müssen, daß Du Dich nicht in Wien niederlassen sollst. Du wirst nach Ort Deiner Kunst in meinem Hause nicht bedienen und auch allen Gelegenheiten stehen und Du wirst empfinden daß es Dir nicht gut tut. Du wirst Dich nicht mehr ausruhen können, Du wirst Dich verpflichtet sehen und wirst Gelegenheiten suchen, Dich zu zeigen, und Du wirst es bereuen, es getan zu haben.

Ich. — Ich habe mich auch schon mit diesem Gedanken getragen, doch werde ich Deinem Rate folgen. Ich werde mich nicht in Wien niederlassen, ich werde nicht in Wien wohnen, ich werde nicht in Wien arbeiten. Ich werde nur meine Ferien und Erholungszeit in Wien verbringen.

Kassetti wendet sich Hermann zu und verlangt Erzählen. Herr Hermann, der sich bisher ganz ruhig verhalten hat, beginnt sofort zu erzählen. Er erzählt, daß er in Wien Bekannte habe, die ihn zu Gesellschaften einladen. Wie soeben die erste zu der Gruppe Kassetti-Hermann-Ich hinzugetreten ist, so kommt jetzt eine zweite dazu, die sich aus Adele Kassetti, Hermann zusammensetzt.

Die neue Gruppe beginnt sofort, Adele Kassetti zu bedauern, weil sie Gesellschaften besuchen müsse, weil sie sich nicht ausruhen könne und eine Erholungskur benötigen würde. Sie sei ganz blaß. Hermann meint sarkastisch, daß sie dadurch Kassetti-Bewunderung erwecken. Jedenfalls erhalten sie, so wie die erste mit dem zu Bewundernden

überwerfen, indem er ihrer Schwester beistehe, von ihrer hohen Rangstufe herabzusteigen, wodurch der Stolz dieser letzteren sicherlich auf's Empfindlichste verletzt würde. An einigen Orten gab man ihr sogar zu verstehen, daß ihre Besuche in Zukunft sehr unangenehm sein würden und daß man sich durchaus nicht in ihre Angelegenheiten mischen wolle.

Nach drei bis vier Stunden, in denen sie durch eine Reihe solcher Besuche sich selbst die unerträglichste Marter, eine wahre Seelenfolter, bereitet hatte, kehrte sie nach Haus zurück und sagte zu sich selbst:

„Weil ich also die Schwester der Frau Gräfin von Rheinstern bin, muß ich entweder meine Ehre verlieren oder Hungers sterben!"

Sie hatte, die Wahrheit zu gestehen, auf die Hilfe ihrer Bekannten nicht gerechnet; aber von einem so trockenen, herzlosen Egoismus, wie sie ihn in Wahrheit angetroffen, hatte sie sich doch keinen Begriff gemacht. Mit gebrochenem Herzen und tief traurigem Sinne rief sie aus:

„Wie! Also auch nicht Eine Seele, die Mitgefühl für meine Leiden hätte! Da bin ich nun allein in dieser Welt, von Allen zurückgestoßen und doch habe ich, dessen kann ich Gott als Zeugen anrufen, Niemandem Böses gethan, im Gegentheil wohl nach meinen schwachen Kräften Manchem Gutes erwiesen."

* * *

In der That, wie viele Täuschungen hat das arme Kind in diesem einen Tage erlebt! Alles hat sie versucht und von Allen ist sie abgewiesen worden. Kirche, Gesetz und Gesellschaft haben ihr alle drei ihre Unterstützung verweigert und man hat die abschlägige Antwort durch Beleidigungen, die man hinzugefügt, sie noch härter fühlen lassen. Und doch was sind Religion, Gesetz und Gesellschaft, wenn sie alle drei zusammen einer schuldlos Unglücklichen nicht einmal eine Stütze, einen Zufluchtsort, einen Trost zu bieten vermögen! O leerer hohler Schall trügerischer Worte! Wahrlich wäre es nicht wünschenswerther, frei und unabhängig in Mitte von Urwäldern geboren zu sein und sich gleich den Thieren des Waldes seine Nah-

rung von einem Tage zum andern zu verſchaffen, wobei die Erkenntniß eines allmächtigen Gottes, eines Schöpfers alles Lebendigen und Exiſtirenden durch die tauſend beredten Stimmen der Natur in uns geweckt würde und wo der Glaube an ihn unerſchüttert und unentweiht bliebe; — wäre ein ſolches Leben nicht tauſendmal beſſer, als eine Erziehung inmitten einer überfeinerten Geſellſchaft, die im Schooße ihrer volkreichſten Städte für den Einzelnen nur eine Wüſte bietet, in der Geſetz und Religion zum todten wirkungsloſen Buchſtaben herabſinken, in der die Verkennung der wahren Rechte der Menſchheit ein leider! alltägliches Schauſpiel iſt, in der ein harter Egoismus allein herrſcht und in der ein armes Geſchöpf, das in ſeinem Leben nichts Böſes begangen und nichts verlangt, als die Mittel, in Ehren ſein Daſein zu friſten, in die entſetzlichſte Lage geräth und nahe daran iſt, in den Abgrund des Verderbens zu ſinken, ohne daß ſich ihm irgendwo ein Weg des Heiles darbietet.

Zu den ſchmerzlichen Gedanken dieſer Art, welche Selma drückten, geſellte ſich noch für ſie eine Furcht, die ſie entſetzlich peinigte. Es war ihr nämlich bei ihrer Rückkehr vorgekommen, als ſchliche ihr Graf Rheinſtern nach; ſie hatte nicht gewagt, ſich durch ein ſorgfältigeres Umſchauen davon zu überzeugen, weil ſie einen unangenehmen Auftritt auf öffentlicher Straße befürchtete. Aber ſchon der bloße Zweifel beunruhigte ihr Gemüth mehr als ihre ganze übrige troſtloſe Lage.

Sie erhielt nur zu bald den Beweis, daß ſie ſich leider nicht getäuſcht habe. Sie war ſeit einigen Stunden allein unter ihrem armſeligen Obdach; der Abend war ſchon ziemlich vorgerückt und Selma ſaß in traurige Betrachtungen verſenkt auf ihrem Bette; eine düſter brennende Lampe beleuchtete mit ſeinem qualmenden Lichte das Zimmer auf ſpärliche Weiſe. Da wird die Thür plötzlich geöffnet und ſie ſieht den Grafen Rheinſtern eintreten. Ein Schrei des Entſetzens entfährt ihren Lippen.

„Fürchten Sie nichts, Selma," ſagte er zu ihr, „ich komme ja weder um Ihnen Böſes zuzufügen, noch ſelbſt um Ihnen wider ihren Willen zur Laſt zu fallen. Durch einen Zufall habe ich Ihren Aufenthaltsort erfahren und ich habe Ihnen zu Hilfe kommen wollen. Das iſt alſo das Aſyl, das Sie ſich gewählt haben! Hierher alſo hat Sie Ihr Haß gegen mich geführt! Es iſt wahr, ich bin

ſchuldig Ihnen gegenüber, aber mein Verbrechen iſt ja nur eine Folge meiner Liebe. . . .“

„Herr Graf, hören Sie auf, mich mit Ihren Reden zu beleidigen, wenn Sie nicht wollen, daß ich nach Hilfe rufe und Ihre Schandthaten vor allen, ſelbſt fremden Augen enthülle. Ich glaube, Sie könnten zufrieden ſein mit dem Böſen, das Sie mir zugefügt. Meine Schweſter haſſet mich und hat mich aus ihrem Hauſe gejagt, die Geſellſchaft ſtößt mich zurück und weiſt mich aus ihrem Schooße, ich bin ohne Zufluchtsort, ohne Stütze in der Welt, ohne Mittel, mir ſelbſt zu helfen. Aber Ihr Anblick iſt noch unerträglicher für mich, als alle meine Leiden. Laſſen Sie mich allein, Herr Graf, befreien Sie mich von Ihrer Gegenwart.“

„Nein, Selma, ich darf Sie nicht verlaſſen; an mir, dem Urheber aller Ihrer Leiden, iſt es, dieſelben wieder gut zu machen. Hat Sie nicht Ihr ſterbender Vormund meiner Sorgfalt anvertraut, habe ich nicht Ihr Vermögen in meinen Händen?“

„Leider iſt dies nur allzuwahr; aber wenn auch nur noch ein Funken heiligen Ehrgefühls in Ihrer Bruſt glüht, ſo geben Sie mir mein Eigenthum heraus.“

„Selma, Alles, was ich beſitze, gehört Ihnen. Sagen Sie mir nur, welches Ihre Pläne für die Zukunft ſind, und auf welche Art Sie ſich einrichten wollen, welche Lebensweiſe Sie ſich gewählt haben, und ich bin bereit, Ihnen hilfreiche Hand zu leiſten. Aber Sie können unmöglich ganz vereinſamt und allein in der Welt ſtehen wollen, Sie müſſen nothwendiger Weiſe wenigſtens einen Freund, einen Beſchützer haben; laſſen Sie mich den ſein, wie ich es ſo gern will.“

„Herr Graf, Sie ſind ein entſetzlicher Menſch! Jedes Ihrer Worte iſt eine neue ſchmachvolle Beleidigung, die Sie mir anthun. Aber ich will ſie nicht länger ertragen. Verlaſſen Sie dies Zimmer, Herr, verlaſſen Sie es, ich wiederhole es zum letzten Male, wenn Sie nicht wollen, daß ich nach Hilfe rufen ſoll.“

„Selma, ich gehe jetzt. Aber es wird vielleicht ein Tag kommen, da Sie begreifen werden, daß es Verhängniſſe im Leben giebt, denen ſich zu entziehen menſchliche Kraft nicht ausreicht. Wir beide ſind durch ein ſolches ehernes Schickſalsband an einander gekettet, ich muß Sie lieben und Sie müſſen mir dereinſt angehören.“

Ich, in einem 18. Jahr. Herr, sind, wer Ihre andere Beschreibung Ihrer Person und Ihrer Kleidung?

Herr. Ich, ein weiter mit schwarz angethan mit bei Ihrer Kleidung.

Ich. Ich, ein weiter mit schwarz angethan mit bei Ihrer Kleidung.

die ſie wider ihren Willen gerade durch ihr furchtſames und ſchüchternes Weſen auf ſich zieht! An dem Ziele ihrer Reiſe angelangt, ſteigt ſie in dem mit der Poſthalterei verbundenen Gaſthauſe ab und läßt ſich ein Zimmer daſelbſt geben. Ehe ſie aber in dieſes Aſyl gelangt, ſieht ſie ſich den Beobachtungen und ſpionirenden Blicken einer Anzahl müßiggängeriſcher junger Leute ausgeſetzt, die ſich in dem allgemeinen Gaſtzimmer befinden und die das Kreuzfeuer ihrer Lorgnetten und Augengläſer auf ſie richten. Man kann ſich leicht denken, was ſie, die ſittſam keuſche, unſchuldſtolze Jungfrau dabei litt, als ſie ſich ſo dieſen ungezogenen, unverſchämten Blicken ausgeſetzt ſah und aus dieſen errathen konnte, welche beleidigenden Vermuthungen die jungen Leute einander über ſie mittheilen. Welch ſchneidender Contraſt zwiſchen der peinlichen Stimmung ihres Gemüthes, den düſtern Gedanken, die ſie beſtürmen und dem Elend der Verzweiflung, das ſeine Arme ſchon nach ihr ausſtreckt und jenem Gelächter, jenen ſpöttiſchen, ungezogenen Witzworten, deren Stichblatt ſie geworden. O, wie iſt die Welt ſo bösartig und wie viel Leiden fügen die Meiſten ihren Mitmenſchen zu und das nicht ſo ſehr aus Egoismus und innerer Verdorbenheit, als Sorgloſigkeit und Leichtſinn!

Selma verbrachte einige Tage auf ihrem Zimmer, ohne alle Geſellſchaft, nur mit ſich eingeſchloſſen und damit beſchäftigt, ihr Gemüth einigermaßen zu beruhigen und ihre durch ſo viele ſtürmiſche Aufregungen der letzten Tage angegriffene Geſundheit einigermaßen wiederherzuſtellen. Sodann denkt ſie daran, ſich in einem Privathauſe Wohnung und Koſt zu ſuchen. Sie hofft auf dieſe Weiſe Verbindungen anzuknüpfen, welche ihr ſpäterhin möglich machen werden, ſich ein anſtändiges und vortheilhaftes Unterkommen zu verſchaffen. Bis dahin gedenkt ſie ihre unzureichenden Geldmittel durch einige feine Handarbeiten zu vergrößern. Sie erkundigte ſich daher bei ihrer Wirthin nach einer anſtändigen Familie, in der ſie Wohnung und Koſt erhalten könne und begiebt ſich zu der, welche die Gaſtwirthin ihr nennt. Dort aber wird ihr Anſuchen ſehr trocken aufgenommen und abgeſchlagen, wobei man Selma es gar nicht ſchwer macht zu errathen, daß der Grund davon in dem ſchlechten Lichte liegt, welches ihr gänzliches Alleinſtehen in der Welt auf ihre Moralität und ihren Charakter wirft. So iſt ſie denn genöthigt, da ein längeres

Kommando des Kapitäns. Er ist Kommandeur, alle unterstehen ihm. Er spricht ihre Strafurteile, er haltet über sie. Nicht Gesetz noch Recht gilt für sie, sondern nur sein Wille. Er ist ihr Richter, ihr Gesetzgeber, ihr Gott. Er ist Herr über Leben, Tod und alle Verhältnisse. Er ist Herr über alle Angehörige, in seinem unbeschränkten Eigentum. Er ist Herr über Leben und Tod der Sklaven, die er auf seinem Schiffe hat. Er ist Herr über Ehe und Ehescheidung, und auch über Ehebruch, wenn die Ehefrau und Sklavin Kinder von ihrem Herrn und Gebieter bekommt.

Er ist Herr über Leben und Tod der Sklaven, die er auf seinem Schiffe hat.

Während ſie aber dieſe Veränderung ihrer Lage abwartet, iſt Selma der tiefſten Niedergeſchlagenheit anheimgefallen und wird ihre Geſundheit mit jedem Tage ſchwächer. Die heftigen moraliſchen Erſchütterungen, die ſie erlebt hat, die Energie ſelbſt, mit der ſie ſich hat bewaffnen müſſen, haben ihr Nervenſyſtem gewaltſam angegriffen. Jetzt da ſie in der Einſamkeit zwar Ruhe gewonnen, aber der Langeweile hingegeben iſt, jetzt, da ſie eine Beute der troſtloſeſten Erinnerungen und der unheilſchwangerſten Ahnungen geworden, jetzt fühlt ſie neben der Gemüthsleiden auch die körperlichen und durch die gegenſeitige Wechſelwirkung nehmen beide zugleich zu. Eine ſchleichende Auszehrung untergräbt das junge Mädchen, das Feuer des Fiebers reibt ſie auf, jede noch ſo geringe Ermüdung wirft ſie danieder. Sie verbringt ganze lange Stunden in einer ohnmachtähnlichen Unbeweglichkeit, auf die dann plötzlich eine peinliche Aufregung folgt. Ihre Verzweiflung wird dadurch nur immer größer; denn ſie fragt ſich, was aus ihr werden ſoll, wenn die Geſundheit ihr einziges Gut und ihre einzige Kraft, ſie auch verläßt. Sie fühlt, daß ihr friſche Luft, Bewegung im Freien, Zerſtreuungen, vor Allem aber die freundliche Sorgfalt einer liebenden Seele und irgend etwas Tröſtendes Noth thut, das ihr zu Herzen dringe, ihr neuen, friſchen Lebensmuth gebe, ſie ſtärke und aufrichte. Aber ach! ſie beſitzt Nichts, nicht einmal die Hoffnung. Sie kann nichts, als ſich geduldig in ihr Loos ergeben, ihr Schickſal leiden und ſich in langer Agonie hinſterben laſſen. Oft aber bricht ſie in wehmüthige Klagen aus und ſeufzt und weint, wie Jephtha's Tochter in den Gebirgen.

„So jung ſchon ſterben, und ſo viel gelitten haben, o, es iſt doch hart! Ich wollte ſo gerne noch leben, ich wollte ſo gerne noch das Leben genießen. O Gott, mein Gott, ſchenke mir wenigſtens noch einige Tage des Glückes, nur noch einige ſanfte und ſüße Empfindungen, damit ich wenigſtens freudig und ruhig in Deinen Schooß hinüberſchlummern kann."

Die ſchmerzvollen Tage und die traurigen Nächte, welche in dieſer Zeit mit bleiernem Schneckengange für die junge Waiſe dahinfloſſen, wer wollte ſie beſchreiben. Ihr ganzes Leben war damals eine Qual ohne Ruhe, ohne Unterlaß; denn ihr ganzer Körper ſchmerzte ſie, ihre Gedanken ſelbſt thaten ihr wehe, und Nichts, was ſie

in der Gegenwart aufrechthielte, nicht einen Strahl der Hoffnung, der auf ihre Zukunft leuchtete! Dagegen verfolgt ſie, unbeſtimmt aber unabläſſig, die Furcht, daß dieſer Stand der Dinge unmöglich lange anhalten könne, und daß dieſe peinliche Lage mit einer verhängnißvollen Entwicklung ſchließen werde.

Um ihr Unglück noch drückender zu machen, hat ihre Wirthin eben ſo plötzlich wieder einen Rückfall in ihr früheres ſchlechtes Benehmen erhalten, als die Verbeſſerung unerwartet eingetreten war. Ihre Sprache iſt jetzt auf ein Mal hochmüthig geworden und ihre Behandlung Selma's grob und roh. Seit einigen Tagen endlich, da das arme Kind nicht mehr im Stande iſt, ihr Zimmer zu verlaſſen, laſſen ſich weder die Wittwe, noch ihre Töchter bei ihr ſehen. Kaum daß in langen Zwiſchenräumen ein grobes Dienſtmädchen ſich zuweilen in ihrem Zimmer zeigt, um ſich zu erkundigen, ob ſie Etwas bedarf.

So ſind zwei Monate verfloſſen, ſeitdem Selma in dieſes Haus gekommen iſt. Da kommt eines Morgens die Wittwe auf ihr Zimmer und kündigt ihr in ſcheltenden Ausdrücken an, daß ihr Termin abgelaufen ſei, daß das Zimmer an einen andern Miether verdungen ſei und daß ſie alſo noch am heutigen Tage ihre Wohnung zu verlaſſen und ihre Rechnung zu bezahlen habe. Selma bleibt ſtarr vor Erſtaunen; endlich ſagt ſie:

„Madame, Sie ſagen mir, daß ich Ihr Haus verlaſſen ſoll! Sehen Sie denn nicht, daß ich krank und ganz außer Stande bin, mir eine andere Wohnung zu ſuchen? Was habe ich Ihnen denn zu Leide gethan, wodurch ich mir eine ſolche Behandlung zugezogen habe? Wollen Sie etwa eine größere Summe für Koſt und Wohnung? Ich habe mich ja nie geweigert, Ihnen zu bezahlen, was Sie verlangen."

„Laſſen Sie mich erſt ein Mal Ihr Geld ſehen; bisher habe ich noch Nichts davon erblickt."

„Madame, geben Sie mir meine Rechnung."

Selma wirft einen Blick darauf und ſieht mit Entſetzen, daß ſie weit mehr beträgt, als ſie an Gelde beſitzt. Zugleich aber bemerkt ſie auch, daß man ihr eine Menge Dinge, die man ganz wider ihren Willen aufgedrungen, zu unverſchämt hohen Preiſen angeſetzt hat. Sie verſucht gegen dieſe nichtswürdige Spitzbüberei ei-

nige Einwendungen zu machen, aber eine Fluth von Scheltworten, welche dem Munde der Wirthin entſtrömen, verhindern ſie am weiteren Sprechen. Selma ſammelt hierauf alle ihre Würde, gebietet dem Weibe Stillſchweigen und ſagt mit ruhigem Tone:

„Madame, ich werde Sie bezahlen und werde binnen acht Tagen Ihr Haus verlaſſen haben; jetzt aber entfernen Sie ſich aus meinem Zimmer, ich will allein ſein.“

Die Wittwe ging, ohne auch nur ein Wort zu entgegnen. Als Selma ſich nun allein befand, ergriff ſie die Feder und entſchloß ſich zu einem Schritt, vor dem ſie bisher immer zurückgeſchaudert hatte. Sie ſetzt nämlich ihrer Schweſter Alexandrine ihre traurige Lage ausführlich auseinander und bittet ſie um eine pecuniäre Unterſtützung. Sie hofft in zwei bis drei Tagen Antwort zu haben und gedenkt dann ſchleunigſt dieſes Haus zu verlaſſen.

Der Tag vergeht noch ſchmerzlicher, als die früheren. Der Auftritt des Morgens hat Selma's Uebel verſchlimmert; kaum vermag ſie noch ihren Körper zu bewegen und ihre Gedanken laſten verworren und wie mit einer Art peinlichen Alpdruckes auf ihr; ſie iſt wie in einem ängſtigenden Traume, aus dem man nicht zu erwachen vermag. Der Abend bricht herein, aber er findet ſie noch auf demſelben Platze, indem ſie ihre glühheiße Stirn zwiſchen ihre Hände preßt, als hätte ſie Furcht, ihren Verſtand zu verlieren. Plötzlich tritt die Wirthin wieder ein: „Nun, iſt das gnädige Fräulein bereit, mich zu bezahlen und mein Haus zu verlaſſen?“

„Ausziehen, ausziehen zu dieſer Stunde! Mein Gott, Madame, Sie können wohl nicht im Ernſte ſo ſprechen. Sie würden einen wahren Mord an mir begehen, für den Sie der Gerechtigkeit verantwortlich wären.

„Im Gegentheil, ich bin ganz in meinem Recht; Ihr Monat iſt abgelaufen, ich habe es Ihnen heute Morgen geſagt, Ihnen alſo hinlängliche Zeit gelaſſen; ich erwarte einen neuen Miether heute Abend, Sie müſſen alſo das Zimmer räumen.“

„Aber, Madame, haben Sie denn gar kein Mitleid? Haben Sie denn kein Herz in der Bruſt? Mein Gott, wo ſoll ich denn in dieſer Stunde und in meinem Zuſtande hingehen?“

„Geht das mich was an? Ich will Ihnen noch zwei Stunden Zeit laſſen, damit Sie zuſammenpacken, aber dann müſſen Sie fort.“

Klassen hat sie es verstanden, sich in allen drei Formen zu bethätigen, in glatten Reimen, meinen sich in einem Falle

geht dann noch eiliger als zuvor. Da befindet sie sich plötzlich, als sie um eine Straßenecke biegt, drei jungen Leuten gegenüber, die halbtrunken aus dem Wirthshause kommen und singend und lärmend, in abenteuerlustiger Laune, durch die Stadt ziehen. Sie stellen sich sofort alle drei um das junge Mädchen herum, sprechen sie in ungezogenen und beleidigenden Ausdrücken an und fügen bald zum Wort die That, indem der eine ihre Taille zu umschlingen, die andren sie unter dem Arm zu fassen versuchen. Selma schreit laut auf und bittet Gott und alle Heiligen um Hilfe und Rettung. Die jungen Leute lachen darüber laut auf, und schleppen sie gewaltsam an eine naheſtehende Straßenlaterne hin, um, wie sie sich ausdrücken, den Vogel bei Lichte zu besehen, der in ihre Hände gefallen ist. Dort angelangt, reißen sie dem armen Kinde das Tuch vom Kopfe, das ihr Gesicht verhüllte, und bleiben starr vor Erstaunen stehen, als sie ein von Thränen überschwemmtes, von Leid und Schmerz gebleichtes und mager gewordenes, aber immer noch reizendes Gesicht sehen. Einen Augenblick lang sind sie unentschlossen, was sie weiter thun sollen, so tief hat sie der Ausdruck des Entsetzens und der starren Verzweiflung ergriffen, der auf Selma's Gesichtszügen zu lesen ist. Bald aber werden sie durch den Anblick ihrer Schönheit nur noch mehr entflammt und sie schicken sich an, ihr Schlachtopfer wieder mit sich fortzuschleppen. Selma klammert sich an dem Laternenpfahle fest und widersteht ihnen mit der Kraft der Verzweiflung. Da plötzlich erscheint ein in einen Mantel eingehüllter Mann und sagt zu den jungen Leuten:

„Wie, meine Herren, Sie wollen doch nicht einem Mädchen Gewalt anthun?"

Und als er näher getreten, ruft er aus:

„Was sehe ich? Selma, Sie sind es! Meine Herren, ich kenne diese junge Dame. Sie gehört einer achtungswerthen Familie an und kann nur durch ein trauriges Zusammentreffen sehr verhängnißvoller Umstände in diese Lage gerathen sein. Ich werde sie mit vielem Vergnügen ihrer Familie wieder zuführen. Geben Sie mir Ihren Arm, Selma, und folgen Sie mir."

Die jungen Leute entfernten sich ohne Weiteres. Selma nahm den Arm an, den Graf Rheinstern ihr bot; denn dieser war der unverhoffte Retter und die Unglückliche ist so tief in unverschuldetes

Elend geſunken, daß ſie ſich ſelbſt zu dieſer Begegnung mit ihrem grauſamſten Verfolger, dem Urheber all ihrer Leiden, Glück wünſchen muß. Sie nimmt ſeinen Arm an und folgt ihm. Sie folgt ihm blindlings, ohne darüber nachzudenken, ohne mit ſich ſelbſt die Sache erörtert zu haben. Sie überläßt ſich dieſem Manne, wie einer Schickſalsfügung, der man nicht widerſtehen noch entrinnen kann. Sie fühlt ſich ſogar in ſo hohem Grade körperſchwach, daß ſie genöthigt iſt, ſich auf ſeinen Arm zu ſtützen. Da ſie vor Fieberkälte mit den Zähnen klappert und am ganzen Körper ſchaudert und zittert, ſo muß ſie es ſich gefallen laſſen, daß er ſeinen Mantel über ſie wirft. So gehen ſie ſtillſchweigend im Dunkeln, wie zwei Geſpenſter; Selma's Phantaſie iſt ſo aufgeregt, und alle ihre Organe ſind ſo geſchwächt, daß es ihr vorkommt, als ſähe ſie ſich ſelbſt vorübergehen, als wäre ſie ſchon in einem andern Leben und als wäre es nur noch ihr Schatten, der auf Erden wandelt. Eine unvorſichtige Bewegung des Grafen Rheinſtern aber rief ſie zum Gefühl der traurigen Wirklichkeit zurück. Er drückte nämlich ihre Hand zwiſchen den Fingern und preßte ihren Arm an ſein Herz. Entſetzt fuhr Selma zuſammen und frug ängſtlich:

„Herr, wo führen Sie mich hin?"

„In Sicherheit, Selma; Sie haben Niemanden auf der Welt, als mich; vertrauen Sie ſich mir an."

Die Unglückliche! Sie muß ſich ihm wohl anvertrauen. Aber ihre Kniee brechen unter ihr zuſammen, ihre Kräfte verſagen ihr völlig und ſie vermag keinen Schritt mehr zu thun.

„O, ich glaube, ich werde ſterben," ſagte ſie mit ſchwacher Stimme; „es iſt mir unmöglich weiter zu gehen."

„Komm, mein Engel, komm, faſſe Muth, wir ſind ſogleich am Ziele."

In der That auch hielt Graf Rheinſtern in einigen Augenblicken vor einem abgelegenen, armſelig ausſehenden Häuschen an. Er klingelt und eine ſehr verdächtig ausſehende Frau öffnet ihm.

„Was iſt das für ein Haus? Wem gehört es?" frug Selma.

„Es gehört Dir, Du biſt in Deiner Behauſung, mein Engel, biſt fortan vor aller Gefahr ſicher."

Bei dieſen Worten ſuchte er das arme Kind über die Schwelle der Hausthür hinein zu führen. Selma aber widerſteht einen

Augenblick, dann plötzlich erwacht in ihr der, — zur Schande der Menschheit müssen wir es sagen, in Wahrheit begründete — Verdacht, der sich bei ihr bald zu einer instinctartigen Gewißheit steigert, daß Ernst die Wittwe bestochen hat, damit sie die arme Waise aus ihrem Hause jage und diese gezwungen sei, sich ganz in des Grafen Hände zu liefern. Dieses Haus gehört ohne Zweifel dem Grafen Rheinstern und vom Augenblick an, wo sie die Schwelle desselben wird überschritten haben, wird sie sich ganz und gar in seiner Macht befinden und wird von dem Manne, der Alles gewagt hat, um sich ihrer zu bemächtigen, weder Gnade noch Barmherzigkeit zu erwarten haben.

Selma sieht deutlich, in welche Schlinge man sie verlockt hat; aber was hilft ihr jetzt dieses düstere Licht, das plötzlich ihren Geist erhellt? Was soll sie thun, welchen Kampf soll sie noch gegen ihr Schicksal eingehen? In den wenigen Secunden, die sie an der Schwelle dieses Hauses anhält, durchkreuzen alle diese Gedanken ihren Kopf, aber sie läßt sich aus körperlicher und geistiger Mattigkeit doch fortreißen und tritt in das Haus hinein. Sie folgt ihrem Führer durch dunkle Corridore und enge Wendeltreppen und kommt so endlich in ein prachtvolles Zimmer, das vom Glanze der Kerzen blendend beleuchtet, von einem knisternden Feuer erwärmt wird und in dessen Mitte sich ein mit köstlichen Speisen besetzter Tisch befindet.

Als Graf Rheinstern sieht, daß er nun endlich sein Schlachtopfer in seiner Gewalt hat und daß es ihm nicht mehr entrinnen kann, vermag er seine Freude und sein Entzücken nicht mehr zu mäßigen; er sinkt vor Selma auf's Knie, bedeckt ihre Hände mit glühenden Küssen und spricht ihr in den feurigsten Ausdrücken von seiner Liebe. . . . . Selma's Erbitterung beim Anblick dieser ausbrechenden Entzückung war so groß, daß sie plötzlich sich von einer Art Wuth ergriffen fühlt, gleich einer Rasenden von ihrem Sitze aufspringt, heiscreres, rauhes Geschrei ausstößt und irre, unstäte Blicke auf die Gegenstände wirft, von denen sie sich umgeben sieht. Das Ganze dauerte nicht eine Secunde . . . und sie schleudert sich mit gesenktem Haupte zur Erde gegen die spitzige Kante des eisernen Ofens zu, so daß sie bewußtlos und in ihrem Blute gebadet hin-

ſinkt, ehe Ernſt ihr Vorhaben nur hatte ahnen, geſchweige denn ſie hatte davon abhalten können.

Herr v. Rheinſtern glaubte, ſie ſei todt und was er in dieſem Augenblick empfand, war ſeine Sühne und Rache für Selma und das Leid, das er ihr angethan. Ernſt war kein eigentlicher Böſewicht; was die Geſetze des Staates als Verbrechen beſtrafen, hatte er bisher noch nicht begangen. Er war nur ein dürrer, ſelbſtſüchtiger Menſch, der gewöhnt war, alle ſeine Leidenſchaften zu befriedigen. So würde es ihn wenig gerührt haben, daß er ſeiner verbrecheriſchen Liebe die ganze Zukunft des jungen Mädchens geopfert, daß ſie in langſamer Agonie ſich aufgezehrt hätte und hingeſtorben wäre, wenn er ſeine Begier durch ihren Beſitz geſtillt hätte. Aber ſie jetzt todt zu erblicken, reizende Verführungspläne in eine ſo entſetzliche Kataſtrophe ausgehen zu ſehen, gewiſſermaßen eines Mordes ſchuldig ſein und ſich der Ahnung nicht erwehren können, daß eine Angelegenheit der Art einen Mann, und ſei er noch ſo reich und noch ſo mächtig, vor ein Criminalgericht und auf das Zuchthaus führen könne, — das waren ſchreckliche, Schauder einjagende Empfindungen, wodurch Graf Rheinſtern wenigſtens eine Art von Gewiſſensbiſſen kennen lernte, diejenigen nämlich, welche die Furcht einflößt. Mit irrem, unſtätem Blick betrachtet er das Schlachtopfer ſeines Verbrechens und wagt es nicht, ihr näher zu treten. Sie liegt da, ganz leblos, weiß wie ein Leichentuch, mit einer breiten Wunde an der Stirn, aus der das Blut reichlich herausſtrömt. Mit Schauder und am ganzen Körper zitternd, nimmt er es endlich über ſich, ſie von der Erde aufzuheben und auf ein Bett zu legen. Sodann entſchließt er ſich, das alte Weib, die einzige Bewohnerin dieſes traurigen Hauſes zu rufen, damit ſie ihm helfe, das Blut vom Boden aufzutrocknen und die Wunde zu verbinden. Während dies geſchieht, ſpürt er, ob er in dem unglücklichen jungen Mädchen noch ein Zeichen des Lebens entdecken könne; aber ſchon iſt eine Stunde verfloſſen und noch immer ſieht er ſie eiskalt und unbeweglich da liegen, ohne daß ſeine Hand ein Herzklopfen wahrzunehmen, oder ſein über ihr Geſicht geneigtes Ohr einen Athemzug zu vernehmen im Stande iſt, der auch nur zur leiſeſten Hoffnung berechtigt. Ernſt ſchwebt in einer entſetzlichen Angſt; ein finſtrer Gedanke durchſchießt ihm das Gehirn: wenn ſie nämlich

todt ist, wie soll er den Leichnam verbergen? Ja, dieser feine, elegante, vornehme Weltmann, der nicht für lasterhaft, im Gegentheil allgemein für einen großen Menschenfreund gilt, hatte einen Augenblick lang den abscheulichen Gedanken, sein Gewissen mit einer Handlung zu beschweren, deren Entdeckung ihn jeden Augenblick hart an den Rand des Schaffotes oder auf dasselbe bringen kann. Er wollte die ganze Katastrophe in tiefes Geheimniß hüllen, wollte den Leichnam den Augen der Welt entziehen und sich somit eines Meuchelmordes schuldig bekennen.

Aber der Vorfall hat einen Zeugen gehabt an dem alten Weibe und es wären unendliche Schwierigkeiten zu überwinden, um die Spur des Verbrechens ganz zu verwischen. Ist übrigens die Unglückliche auch wirklich ganz todt? So begriff denn Graf Rheinstern, daß, da er das Vorgegangene nicht ganz zu verbergen im Stande ist, der klügste Entschluß, den er fassen kann, der ist, der Sache volle Oeffentlichkeit zu geben. Er entschließt sich daher, sofort einen Arzt oder Wundarzt in der Stadt aufzusuchen und dem Vorfall einen glaubwürdigen Anstrich zu geben.

Bald kam er auch mit dem besten Wundarzt der Stadt zurück und sobald dieser Selma's Wunde untersucht, erklärt er, daß sie zwar nicht geradezu auf den Tod gefährlich sei, daß aber die Kranke sich in einem mehr als beunruhigenden Zustande befinde. Der würdige Mann verbrachte fast die ganze Nacht am Bette der Kranken, ehe es ihm gelang, sie völlig wieder in's Bewußtsein zurückzurufen. Als sie endlich die Augen aufschlug, schien sie erstaunt über die Gegenstände und Personen zu sein, von denen sie sich umgeben sah und strengte sich an, ihre Erinnerungen zu sammeln. Sobald aber ihre Augen den Grafen Ernst herausgefunden hatten, wandte sie sich angstvoll zu dem Wundarzt und rief mit flehendem, verzweiflungsvollem Tone aus:

„O, retten Sie mich, entfernen Sie diesen Menschen, retten Sie mich, helfen Sie mir."

Der Wundarzt, der wohl bemerkte, daß hier etwas Außergewöhnliches vorgegangen sein müsse, bat das junge Mädchen, sich zu beruhigen, indem er sie versicherte, sie laufe durchaus keine Gefahr und er werde sie nicht verlassen. Darauf wandte er sich zum Grafen Rheinstern und sagte:

„Mein Herr, Ihre Gegenwart ſcheint dieſer jungen Dame in hohem Grade zuwider zu ſein und der Zuſtand, in dem ſich dieſelbe befindet, iſt allzugefährlich, als daß ich irgend Etwas geſtatten dürfte, was einen ſchädlichen Eindruck auf ſie ausüben könnte. Es iſt übrigens dringend nothwendig, daß die Familie des Fräuleins von ihrem Zuſtande in Kenntniß geſetzt wird, damit ſich ein Glied derſelben zu ihr begebe, das ſie geziemend pflegen könne."

„Möge Fräulein befehlen," ſagte Graf Rheinſtern mit demüthigem und unterworfenem Tone, „und es ſoll ihren Befehlen nachgekommen werden."

„Nun," ſagte Selma mit fieberhafter Aufregung und Energie, „ſo will ich, daß Sie dieſes Haus auf der Stelle verlaſſen, falls man mich nicht anderswohin transportiren kann. Zugleich wünſche ich, dieſer Herr hier (indem ſie auf den Wundarzt wies) möge ſo gütig ſein, mir eine Krankenwärterin ſeiner Wahl zu geben, und daß er ſofort meiner Schweſter, der Gräfin Rheinſtern in der Reſidenz, meine Lage brieflich anzeige."

Graf Rheinſtern mußte in Alles willigen. Der Wundarzt, der ſich für Selma lebhaft intereſſirte, bequemte ſich ihren Wünſchen und trug für deren pünktliche Erfüllung Sorge. Zwei Tage darauf traf Alexandrine bei ihrer Schweſter ein. Sie hatte den erſten Brief Selma's, worin ihr dieſelbe ihre ſchreckliche Lage ſchilderte, nur wenige Stunden früher, als den des Wundarztes erhalten, welcher ihr mit wenigen und ſchlichten Worten den gefährlichen Zuſtand ihrer Schweſter anzeigte. Schon ſeit längerer Zeit von der Unſchuld derſelben überzeugt, fühlte ſie nun tiefe und lebhafte Reue über ihr hartes, ungerechtes Benehmen und beeilte ſich, ſo viel es noch in ihren Kräften ſtände, das Geſchehene wieder gut zu machen.

* * *
* *
*

Zwölftes Kapitel.

Kampf und Ergebung.

Zehn Jahre sind verflossen. Die beiden Schwestern haben diesen ganzen langen Zeitraum getrennt von einander gelebt. Selma war nach langer Krankheit mühsam erst in einem der schlesischen Gebirgsbäder genesen. Dort hatte sie die Bekanntschaft eines Gutsbesitzers aus Oberschlesien gemacht, der den Namen ihrer verstorbenen Mutter führte und wie sich bei näherem Gespräche auswies, ein väterlicher Oheim derselben war, der aber zur Zeit, da Selma's Mutter ihre heimathliche Provinz verlassen hatte, ebenfalls sich außerhalb derselben befand und so die Spur derselben ganz verloren hatte. Dieser Großoheim Selma's, ein älterer, kränklicher Mann ging freudig in den Vorschlag seiner Nichte ein, welche ihn bat, zu ihm ziehen zu dürfen. Sie hatte sich jedoch, weil sie ihre Unabhängigkeit unverletzt erhalten wollte, ausbedungen, daß sie ihm eine Pension zahlen werde und so wohnte sie denn auch mit ihm in Ratibor, wohin er gezogen war. Alexandrine, welche diesem Entschluß ihren vollkommenen Beifall schenkte, hatte indeß auch den Grafen Rheinstern gezwungen, der Waise das ihm für dieselbe anvertraute Legat auszuliefern und diese hatte es in Staatspapieren sicher untergebracht, so daß sie fortan wenigstens vor den äußern Bedürfnissen des Lebens gesichert war.

Die beiden Schwestern hatten einander Anfangs ziemlich häufig geschrieben; später war ihr Briefwechsel seltener geführt worden; die eintretenden Pausen wurden immer größer und die Briefe selbst nur Anzeigen der äußerlichen, wir möchten sagen, officiellen Ereignisse ihres Lebens, während gegenseitige vertraute Herzensergießungen über Vorgänge des inneren Lebens durchaus nicht Statt hatten. Alexandrine hatte Selma die Anzeige von der Geburt eines Knaben gemacht, und hielt sie stets von den Beförderungen ihres Mannes unterrichtet, der die ganze diplomatische Carriere mit vielem äußeren Glanz durchgemacht und den sowohl sein Monarch als auch die fremden Höfe, an die er gesandt wurde, mit Orden und andern Ehrenzeichen überhäuften. Sie selbst hatte ihn auf mehreren seiner Sendungen begleitet, lebte stets in den höchsten und feinsten Gesellschaftskreisen und war fortwährend mit Vergnügungen und Zerstreuungen beschäftigt. Diesen prunkvollen Briefen setzte Selma in den hrigen die Beschreibung der Einzelnheiten eines einfachen, still und inbekannt dahinfließenden Lebens entgegen. Sie hatte etwa ein uahr nach ihrer Uebersiedelung zu ihrem Großoheim einen braven und guten, ehrenwerthen Mann von reiferem Alter geheirathet, der

Achilles Statius'ist in Alex. von Achilles war, daß ich das Alles schon wußte und besonders Plato. Johannes Philoponus und Simplicius, die Beide in Aristot. Phys. geschrieben haben, wie Philipp Mel. in Alex. Ich habe sie nicht gesehen. Ich glaube, Philoponus ist der Grammatiker, der Simplicius der Philosoph. Ich habe sie nicht gesehen. Ich habe sie nicht gesehen. Ich habe sie nicht gesehen

ten, war natürlich die äußerliche, ſichtbare Veränderung ihrer Züge. Sie betrachteten einander mit gegenſeitigem Erſtaunen, das, obgleich auf verſchiedenen Beweggründen beruhend, doch bei beiden gleich groß war. Sie würden einander übrigens nicht erkannt haben, ſo verändert waren beide, hätten ſie nicht eben von ihrer Identität anderweitige Beweiſe gehabt. Selma war, als ſie vor ihrer Abreiſe in's Bad von Alexandrinen Abſchied genommen, bleich, eingefallen und zerrüttet geweſen. Und jetzt im vollen Glanze ihrer Schönheit, mit hellgefärbten, vollen Wangen und mit einer ſchönen abgerundeten Körperfülle, war ſie ganz und gar einer jener herrlichen Flamänderinnen ähnlich, wie wir ihnen in Rubens' weltlichen Gemälden zur Ergötzung unſrer Augen und unſres Schönheitsgefühles ſo gern begegnen. Alexandrine dagegen trug auf ihren blaſſen, eingeſunkenen Zügen die unverkennbaren Zeichen langen Leidens. Zuweilen zwar leuchteten in ihrer Phyſiognomie noch Spuren ihrer ehemaligen Schönheit, wenn irgend ein Geſprächsgegenſtand ſie zu lebhafter Theilnahme anregte und das Feuer ihrer Augen entflammte. Gewöhnlich aber machten ihr glanzloſer, ſtarrer Blick, ihre zuſammengekrampften Züge, und eine fortwährende düſtre Zerſtreutheit ihres Geiſtes, welche auf eine Verdüſterung ihres Gemüthes zu ſchließen berechtigte, ſie für Alle unkenntlich, die ſie in der Blüthe ihrer Schönheit und im Culminationspunkt ihrer Lebendigkeit geſehen hatten. Selma's Geſichtszüge dagegen trugen ſtets den Ausdruck der Ruhe und des Friedens auf ſich; man ſah ſie ſtets achtſam auf alle ihre Umgebungen. Und wenn man auch zuweilen wahrnahm, daß ſie in dem Genuß einer angenehmen Empfindung ihr ganzes Weſen aufgehen ließ, ſo hatte man doch nie Gelegenheit, jenes Inſichverſenktſein zu bemerken, das auf eine innere Unruhe und Beängſtigung ſchließen läßt.

Die beiden Schweſtern ſtellten ſolchergeſtalt eine ſorgfältige Prüfung all der äußeren Kennzeichen an, welche ein Merkmal der in der Tiefe des Herzens ruhenden Geheimniſſe ſind. Auf Selma machte dieſe Prüfung einen tief ſchmerzlichen Eindruck; denn ſie erkannte, daß nicht blos das Geſicht bei Alexandrinen verblüht iſt, ſondern daß dieſes eben nur ein getreuer Spiegel davon iſt, daß auch ihres Herzens, ihres Geiſtes und ihrer Einbildungskraft Blüthen erſtorben ſind und keine Frucht getragen haben. Ihre Ausdrucksweiſe iſt dürr und trocken, ihre Geſpräche haben etwas Menſchenfeindliches an ſich. Ein ganz anderer iſt der Eindruck, den Gräfin Rheinſtern durch den Anblick ihrer Schweſter erhält. Als ſie die Reiſe zu ihr antrat, hatte ſie ſich ein Urtheil über das, was ſie antreffen werde, im Voraus gebildet. Sie hatte geglaubt, Selma ſei durch ihre Heirath auf eine untergeordnete Rangſtufe hinabgeſtiegen, ihr Mann ſei nur eine Art reichgewordener Bauer und ſie hatte

und Kapelle Gottes, als auf dem Felsen von der Gemeinde, wie die Heilige Schrift lehrt, und wie es ja auch unsere Bekenntnisschriften bezeugen. Wir sind nicht Papisten, die Christum verlassen, und sich einen Menschen zum Grunde legen, auf den unser Vertrauen gesetzet werde. Wir setzen die Gemeinde nicht an Christi Stelle, sondern wir halten sie für Christi Braut, für Christi Leib, für Christi Kapelle, für Christi Tempel, in welchem Christus wohnet, und in welchem Er Sein Wort verkündigen, und Seine Sakramente verwalten lässet. Wir halten sie für eine Kapelle, welche Christus hat selbst gebauet, und welche Er selbst geheiligt hat, und welche Er selbst täglich heiligt und reiniget durch Sein Wort und Sakrament. Wir halten sie für eine Kapelle, welche Christus hat selbst gebauet

[illegible] [illegible] [illegible] [

Gründe hat der von Gott Berufene, sich zu entziehen. In Gott vertrauen, Gottes Willen wissen und thun, seine Ehre suchen und seinen Namen heiligen, das ist Gottseligkeit. Wer sie hat, der hat Gott lieb, und wen Gott liebt, den liebt er wieder. Wenn er nun sieht, daß er ihn liebt, so wird er ihn segnen, und wo er segnet, da ist Leben, und wo Leben ist, da ist Hoffnung. Wo Hoffnung ist, da ist Freude, und wo Freude ist, da ist Gott. Wo Gott ist, da ist Alles, was Gott ist, Alles, was Gott hat, Alles, was Gott kann. Wenn Christenheit, Kirche, Gemeinde, Jünger Christi sich nun wieder einig sind, wie sie sind, so wird Gott sie segnen, wie er sie gesegnet hat. Wenn sie sich wieder lieben, wie sie sich geliebt haben, wenn sie sich wieder Brüder, wie sie sich Brüder sind, wenn sie sich wieder Christen, wie sie sich Christen sind, wenn sie sich wieder Jünger, wie sie sich Jünger sind, wenn sie sich wieder Alles und mit Allen sind, wie sie sich Alles und mit Allen sind, wenn sie sich wieder Alles sind, wie sie sich Alles sind, wenn sie sich wieder Alles haben, wie sie sich Alles haben, wenn sie sich wieder Alles können, wie sie sich Alles können, wenn sie sich wieder Alles thun, wie sie sich Alles thun, wenn sie sich wieder Alles lassen, wie sie sich Alles lassen, wenn sie sich wieder Alles leiden, wie sie sich Alles leiden, wenn sie sich wieder Alles hoffen, wie sie sich Alles hoffen, wenn sie sich wieder Alles glauben, wie sie sich Alles glauben, wenn sie sich wieder Alles wissen, wie sie sich Alles wissen, wenn sie sich wieder Alles sagen, wie sie sich Alles sagen, wenn sie sich wieder Alles verstehen, wie sie sich Alles verstehen

Deiner Abreiſe iſt mein Haus für mich wahrhaft zur Hölle geworden. Graf Rheinſtern behandelte mich immer ſchlechter und liebloſer und ich erwiederte es ihm, indem ich ſeinem Willen und ſeinem Aufbrauſen einen hartnäckigen unabläſſigen Widerſtand entgegenſtellte; unſer Beieinanderſein endete jedes Mal in ſo ſtürmiſchen Auftritten, daß wir einander zu den Speiſe-Stunden auswichen. War ich im Unrecht? Sollte ich mich unterwerfen und der rohen Heftigkeit eines Mannes, den ich verachtete, nichts als geduldige Ergebung in mein Loos entgegenſtellen? O, man weiß nicht, was das für eine Frau ſagen will, wenn ſie gezwungen iſt, ihren Mann zu verachten! Alle Qualen laſſen ſich ertragen, aber dieſe bleibt ſtets unerträglich. Konnte ich dieſem Manne ſein infames Benehmen gegen Dich je verzeihen? Und ſeitdem hat er ſich obendrein allen Ausſchweifungen ergeben; die ärgſte Liederlichkeit, trunkene Orgien, öffentlicher Scandal, Verführungen, ja ſelbſt Verbrechen der gemeinſten Art, — Alles hat dieſer Menſch gewagt und hat ſich dadurch in meinen Augen immer verächtlicher gemacht, ſo daß er zuletzt zum wahren Ekel für mich geworden iſt. Mit jedem neuen Laſter, das er ſich aneignete, mit jedem neuen Schurkenſtreich, den er heimlich beging, wuchs mein Haß; aber was wollte ich thun? Mich geduldig in mein Loos ergeben? Nein, das hätteſt ſelbſt Du nicht gethan. Mich von ihm ſcheiden laſſen? Ja, das wäre meine Pflicht geweſen, aber elende Geld-Rückſichten und die jämmerliche Scheu vor der Aufgebung meiner hohen Stellung in der Geſellſchaft haben mich davon fortwährend abgehalten. So habe ich denn meinen Schmerz zu übertäuben geſucht, ich habe mit einer wahren Wuth alle Vergnügungen aufgeſucht, ich habe mich der vollkommenſten Verſchwendung übergeben, und bin, — mein Geſtändniß Dir gegenüber ſei meine Strafe, — bis hart an den Punkt geſunken, der Frauen, die ſich ſelbſt ehren, von denen trennt, welche geſunken ſind. Wenn ich dieſe äußerſte Grenze meiner Pflicht noch nicht überſchritten habe, ſo darf ich mich deshalb nicht loben; kaum darf ich es ſogar meinem grenzenloſen Stolze allein zuſchreiben, daß ich meine Pflicht nicht mit Füßen getreten. Nein, die wahre Urſache iſt nur, daß ich noch keinem Manne begegnet habe, der mir eine Leidenſchaft einzuflößen fähig geweſen wäre. Dieſe Welt, in der ich lebe, ſie dürfte und würde mich nicht verdammen; denn ſie ſelbſt giebt mir täglich das Beiſpiel der ungerügten und ungeahndeten Pflichtübertretung und ſie würde in dem Benehmen meines Gatten eine hinlängliche Rechtfertigung einer Untreue von meiner Seite erblicken. Aber eben dieſe Welt iſt unter ihrer glänzenden Außenſeite ſo verderbt und erbärmlich, daß ſie nicht einmal ein kräftiges Laſter aufzuweiſen hat. Und doch nennt man ſie die hohe Welt! O, wer mich heilen könnte von der tiefen Verachtung, die ich gegen die Menſchen hege, wie ich ſie ken-

am Leben! Wie ihn wandte, Leichen um ihn lagen! Ueberall war sein Weg voller Tode! Wo sich diese hoben, wo in Todesqualen sich diese wanden, da war sein Weg gewesen! Schreiende Gefangene waren vor ihm niedergesunken, und ihr Blut hatte seine Füße gerötet! Wo sich diese Leichen häuften, da war er gegangen! Wo diese Leichen in Todesqualen sich wanden, da war er gewes

zählen. Ja, ich bin glücklich, ich bin es besonders, weil Alles, was mich umgiebt, mich liebt und mich achtet; in den Augen und dem Lächeln meiner Kinder liegt ein Paradies für mich. Aber glaube ja nicht, daß ich zu diesem Glücke, und besonders zu dem Gefühl und Bewußtsein desselben so ohne Weiteres gelangt bin. Nein erst, indem ich ihm gewissermaßen entsagte, habe ich es gefunden. Ich habe vorher leiden, viel leiden müssen; ich habe mich vor allen Dingen von dieser Erde losgelöst fühlen und mich doch darein ergeben müssen, zu leben; ich habe im strengsten Sinne des Wortes das Leben als eine Prüfung, als ein fortwährendes Leiden, als einen Aufenthalt im Jammerthale betrachten müssen. Vor Allem aber mußte ich fortwährend jenes leitende Princip fest im Auge behalten, mit dem ich mich gleich bei den ersten Uebeln waffnete, die mich trafen, das Princip einer ausharrenden Ergebung, eines Kampfes nicht gegen das Schicksal, nein gegen mich selbst. Wohl ist es ein schwerer Kampf, aber schön ist die Palme, die den Siegreichen mild die Stirn umfächelt, und oft dachte ich an die Worte Herder's, die unser lieber Vormund uns oft sagte:

Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer, wer sich selbst bezwang.

„Als ich Dich verließ und von Warmbrunn aus mit meinem alten Großoheim hieher in diese fremde, rohe Gegend zog, da war ich ganz zerbrochen an Leib und Seele; es schien mir, als wäre meines Lebens Zweck nun erfüllt, und als bliebe mir nur die Ruhe des Grabes noch zu hoffen. Mein Oheim war alt und gebrechlich. Ihm flößte es Unruhe und Besorgniß ein, daß ich nach seinem, jeden Tag zu befürchtenden Tode wiederum allein in der Welt stehen würde, und mich ergriff Entsetzen bei diesem Gedanken. Er schlug mir vor, ich solle Moorheim, dessen Rechtlichkeit und Güte er durch mehrjährige Erfahrung kannte und mir mit seinem Worte verbürgte, zum Gatten nehmen. Wir empfanden für einander eine gegenseitige Achtung, von einer noch so leisen Zuneigung war aber durchaus nicht die Rede. Er wollte sich verheirathen, um Jemanden im Hause zu haben, der seine Wirthschaft führen könne; ich heirathete ihn, um nur eine Stütze und Stellung in der Gesellschaft zu haben. Nun, Alexandrine, was ich Dir jetzt sage, weiß nur Gott, keine andere sterbliche Seele. Das erste Jahr dieser Ehe ohne Liebe war das qualvollste meines ganzen Lebens. Ich empfand keine Liebe für meinen Gatten und glaubte sie nie empfinden zu können, weil er in Folge seiner Erziehung unter mir steht, d. h. durch jene tausend Nuancen, von denen jede einzeln unbemerkbar ist, die aber in ihrer Gesammtheit den Werth einer feineren Erziehung ausmachen. Ich thörichtes Kind, erst hatte ich

geglaubt, daß das Leben ſchon für mich zu Ende ſei, dann wieder war ich erſchrocken bei den tauſend Wechſelfällen, welche die Zukunft mir noch bieten könne, und nun war ich gar in Verzweiflung darüber, daß mein Loos unveränderlich feſtgeſtellt ſei. Ich fühlte mich ſo jung, ſo voll Lebensluſt, die Welt beſaß noch ſo viele ſchöne Güter, die ich hätte genießen mögen, und mein jetziges Daſein war ſo traurig, ſo dumpf und bleich, ſo farblos, ſo ohne Zukunft! Meine Verzweiflung wuchs noch, als mein Gatte ſich in, mich zu verlieben anfing; ich fühlte mich gereizt bei dem Glück, das er in dieſem Gefühle fand und das ich nicht zu theilen vermochte. O, wie ſchlechte Gedanken hatte ich da zuweilen . . . Wie hing da mein Schickſal manches Mal von der geringſten Kleinigkeit ab! . . . Denn hätte mein Gatte nur eine leiſe Ahnung von einem dieſer Gedanken haben können, ſo war mein ganzes Lebensglück verloren, unwiederbringlich dahin. Aber Gott kam mir zu Hilfe. Er ſandte mir den unausſprechlichſten aller Genüſſe, den, der mit jedem Tage größer wird, und der alle böſen Faſern und Keime aus Herz und Seele ausrottet. Ich ward Mutter, und nun begreife ich das Leben, wie ich es nie vorher begriffen hatte. Wie erbärmlich, wie klein, wie verächtlich dünkten mich nun alle meine Träumereien, meine Sorgen, meine Bekümmerniſſe! Wie erröthete ich bei mir ſelbſt, daß ich an meiner Anhänglichkeit an den Vater meines Kindes hatte einen Zweifel hegen können! Alle Gegenſtände, die mir vor Augen waren, nahmen eine andere Geſtalt an; ich lernte die Güter, mit denen mich das Glück überhäufte, würdigen und ihrem wahren Werthe nach ſchätzen. Fortan gab es keine Traumgebilde, keine Luftgeſpinnſte mehr für mich; nur die Wirklichkeit, die ja die Wahrheit iſt, exiſtirte für mich. Dieſe Wirklichkeit ließ ich mir genügen; ich bin glücklich mit Allem, was ich beſitze, und verlange Nichts darüber hinaus. Ob es noch ein größeres Glück giebt; ob man alle Neigungen und Sympathien des Herzens zugleich empfinden kann, ich weiß es nicht und will es nicht wiſſen . . . Mir iſt es genug, daß ich meinen Gatten achten, alſo auch lieben kann. Ich bete meine Kinder an, und hoffe ihnen eine ſchützende Führerin durch das Leben ſein und ſie ſtets auf dem rechten Pfade leiten zu können. Darin beſteht mein Glück, Alexandrine, daß ich meinen Gatten achten kann, und darum biſt Du Aermſte unglücklich, weil in Deiner Ehe dieſes Band von vornherein gefehlt hat. Du biſt zu bedauern und zum Theil zu entſchuldigen; weniger aber ſind es andere Frauen, welche die wahren Güter dieſes Lebens, eine ehrenwerthe Familie und die Achtung und Liebe ihrer Umgebungen beſitzen und ſich damit nicht zu begnügen wiſſen, ſondern ſich aus Luftgeſpinnſten ein Unglück weben, oder einem Ideale von Glück und Vollkommenheit nach-

(d) Le Comité de la réglementation des produits dangereux peut, par règlement, prescrire des normes pour l'application du présent article.

(e) Le présent article ne s'applique pas à l'égard d'un produit dangereux qui est un explosif au sens de la Loi sur les explosifs.

Digitized by Google

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Deutschland und Belgien.

Unter Mitwirkung von Gustav Freytag, Julian Schmidt, Karl Mail, Wilhelm von Merck, Max Schneckenburger, Wilhelm Arnsberg, Dr. Adolf Wilbrandt, Dr. Wilhelm Jordan, Dr. Wilhelm Scherer, Dr. Wilhelm Müller, Dr. Ludwig Bamberger, Dr. Wilhelm Goldbaum, Dr. Heinrich Rudolf Hildebrand, Dr. Ludwig Hahn, Dr. Ludwig Pietsch, Dr. Ludwig Walesrode

Ilaura von Caſtilien.

Trauerſpiel in drei Acten.

Von

Guſtav Kühne.

Perſonen.

Alfonſo, König von Portugal.
D. Pedro, ſein Sohn.
Donna Iſaura, Prinzeſſin von Caſtilien.
D. Garcia, D. Leon } im Gefolge des Königs.
D. Luis im Gefolge des Prinzen.
D. Gomes, Bella } im Gefolge der Prinzeſſin.
Erſter, Zweiter } Hofmann.
Bote. Pagen. Diener. Hofleute. Die Granden des Reiches. Masken. Mauriſche Tänzerinnen.

(Schauplatz: in und um Liſſabon. Zeit: noch vor Entdeckung der großen Seewege.)

Erſter Act.

Scene 1.

Königlicher Park. Rechts und links Ruheplätze. Hinten ſteigt ein Pfad über die Berge auf. Der König mit D. Garcia, D. Leon und andrem Gefolge, von der Jagd zurückkommend.

König.

Ja, müde, alt und mürbe, wie wir Alle,
Wir letzten Kinder einer alten Zeit.
Saturn, ſagt man, verzehrt im eignen Fleiſch
Sich ſelbſt und ſchafft ſich allzeit wieder neu.
Wir — zehren an uns ſelbſt, ohn' uns zu friſten
Im kommenden Geſchlecht, das uns nicht ähnelt.
Es wird ein and'res Volk mit and'rem Blut,
And'ren Gebrechen, Sünden und Gelüſten. —
— So Gott will, auch mit and'ren Tugenden! —
Warum ſagſt Du das nicht? greifſt mir nicht in
Die Rede? hilfſt mir nicht, die Grübelei'n
Verwinden? Träger Freund und Knecht! — Gebt Wein!
(man lagert ſich.)

Garcia.

Ich kümm're mich zu wenig um das Neue,
Und denke, fahr' ich luſtig in die Grube: —
Was nach mir — (lagert ſich.)

Leon.

Wem des Ruhmes Tempel feſt
Und ſicher ſteht, wie Eurer Majeſtät,
Der darf, wie Jupiter im Kreis der Seligen,
Sorglos der Heiterkeit ergeben ſein.
Die Schlachten, die Ihr ſchlugt, ſind Eure Säulen.
Geſchirmt iſt Portugal, geehrt, gefürchtet.
Mein Fürſt, im Buche der Geſchichte ſteht
Der Nam' Alfonſo feſt mit goldnen Lettern.
Gleich groß in Waffen wünſch' ich keinen Zweiten.
Das kommende Geſchlecht muß gleichſam ſich

Verſchnaufen, ſich beſinnen auf ſich ſelbſt.
Eu'r Sohn mag Künſte pflegen, Wiſſenſchaften.
Es thut dem Lande gut, iſt er kein Held.

Garcia.

Hauptſache bleibt, nicht über Künft'ges grübeln.
Die heut'ge Zeit, die zehrt vom Fett der vor'gen,
Und das hält vor! (Er trinkt.)

König.

(ſteht auf, wirft den Becher bei Seite und tritt vor.)
Hier fühl' ich wieder,
Daß die gemein're Creatur, die ſich
Aus ſchlecht'rem Stoff erzeugt, ſo viel voraus hat!
Ich fühle ſchwer, weshalb ich höh'rer Art.
Ich hab' mehr Sorgen, deshalb bin ich König.
— Mein Sohn, mein Sohn! (Der König ſteht ſinnend. Leon tritt vor, den Blick auf ihn gerichtet.)

Scene 2.

Prinzeſſin Iſaura mit Bella in Mannestracht als Pilgrime, nebſt Gomes und Gefolge. Die Vorigen.

Gomes.

Ihr ſeid erſchöpft, Prinzeſſin?

Iſaura.

Nennt mich nicht!
Wir ſind belauſcht.

Garcia. (zum König.)

Pilgrime, Herr, da läßt
Sich Neues hören. (Er nähert ſich den Fremden.)
Geht's nach Paläſtina?

Gomes.

Wir ſind verirrt, wir kamen ab vom Wege
Nach Liſſaben.

Garcia.

So ruht hier, bis der Abend
Uns ſämmtlich heimgeleitet.

Gomes.

Dank Euch, Herr.
Wir haben Eil' und finden uns wohl ſelbſt.
Doch finden wir uns ſchwer in Portugal.

Garcia.

Wie das, Ihr Herrn? Ihr ſeid in Portugal.

Gomes.

Ich meine — in des Landes Eigenheiten.
Wir hofften Glanz und Pomp auf allen Wegen.
Naht doch die künft'ge Herrſcherin des Landes,
Caſtiliens Perle, Schmuck und Herrlichkeit.
Sie zieht aus Spanien heran. Wir ſind
Caſtiliſch Volk, das ihr vorausgeeilt.
Wir glaubten, Eile thät' hier noth, um uns
Im großen Strom der Völker, die hier kämen,
Das hohe Brautpaar zu begrüßen, noch
Ein Plätzchen zu gewinnen. Doch es ſcheint,
Als hätt's noch Zeit mit fürſtlichem Empfang.
Spurlos betraten wir des Reiches Grenze,
Vergeblich ſpähend nach des Feſtes Freuden,
Caſtiliens Hoheit würdig zu empfangen.

König.

Dom Garcia, gebt den Fremden das Geleit.
Sie ſcheinen Edle, führt ſie in das Schloß.
Auf Wiederſehn, Ihr Herr'n, in Liſſabon.
(Garcia mit den Fremden ab.)

Scene 3.

Der König, Leon und Gefolge.

König.

Wie nun, Leon? O o, mein Gram bleibt jung.
Seht, von der Straße aus verklagt das Volk
Beim alten König ungekannt den Sohn.
Ha, muß ich's denken, daß des Reiches Erbe
So ohne Sinn, ehrlos, unadelig,
Die Pflicht verſäumt! Ich glaubt' ihn längſt ſchon dort,
Caſtiliens Hoheit an der Grenz' erwartend
Mit Ehrendienſt. Derweil ſitzt er daheim
Im trüben Schlamme müßiger Gedanken,
Sich ſättigend mit leerem Hirngeſpinnſt,
Wie dieſer alten Erde ſchlechter Bau
In beſſre, feinre Form ſich ließe bringen.
Glaubt mir, er grübelt, wie der runden Kugel
'Ne ſchlank're Taille ſtände, um ſie zuzuſtutzen.
Ja er beweiſt Euch, daß an beiden Enden
Die Erde ſich ſchon plattgedrückt. Gebt Acht,
Wir finden ihn bei ſeinen Himmelsgloben.

Er ſpeculirt in blaue Luft, erträumt
Sich neue Welten fern im Ocean,
Macht ungekannt auf die Geliebte Verſe,
Derweil ſie ſchon an unſrer Schwelle harrt.

Leon.

Mein Fürſt, der Prinz —

König.

Geht mir, Ihr Philoſophen!
Kopfhängerei der jungen Zeit, die brütend
Zum Gott ſich ſchwellt, dem Froſche gleich,
Der ſich mit eignem Athem füllt und bläht. —
O Schwelgerei des Müßiggangs! Fluch dem
Geſpenſt des ſelbſtgefäll'gen Eigendünkels! —
Seit von der hohen Schule er zurück,
Gefällt er mir nicht mehr. Sein Mark iſt welk,
Sein Sinn erſchlafft, ihn reizt nicht mehr die Welt.
Leichtſinnig iſt er nicht — o wär' er's doch!
Statt mit dem Nichts zu buhlen, grübelnd
Dem Gaukelſpiel der Lüge zu verfallen.
Wir waren jung, wir übermüth'gen Geiſter,
Voll toller Streiche, küßten friſche Wangen
Und lachten uns geſund.
Der Ernſt des Lebens fand uns dann gewappnet.
Die heut'ge Jugend hinkt und ſchleicht an Krücken,
Und fröſtelt, wo wir innerlich erglüht.

Leon.

Mein Fürſt, der Frieden will auch ſeine Helden.
Sie werfen auch ihr Leben in die Schanze.
Was ſie erobern, liegt im Reich der Geiſter
Und was hier ſeltſam klingt, das wird zur That,
Sobald die Stunde der Erfüllung ſchlägt.

König.

Menſch, Menſch, ſie ſchlägt! Die Braut ſteht an der Pforte.
Seht mir, biſt Du ſchon reif zur neuen Herrſchaft?
Helft mir hinweg, mir ſchwirrt der Kopf! haha!
Lauft doch zum Könige der neuen Zeit
Und ſagt, Caſtiliens Hoheit wolle warten,
Bis ihm beliebt, die Raupe abzuſtreifen.
Eh' ſich aus ſolchem denkenden Gewürm
Ein Schmetterling entpuppt — Gott ſoll mich ſtrafen!
Da kommt er her mit ſeinen Spießgeſellen
Des Müßiggangs. Ich will ihn jetzt nicht ſehen.
Fort, fort! Mein väterlicher Zorn iſt reif. (Alle ab.)

Scene 4.

(Dom Pedro mit Dom Luis, Arm in Arm. Später erſcheinen Iſaura, Bella, Gomes und Gefolge mit Dom Garcia auf dem Pfad, der den Berg hinanſteigt.)

Pedro.

Nochmals gegrüßt mir von Coimbra, Freund!
Ich wollt', ich könnte heute noch zur See,
Fort über die Azoren weit hinaus.
Gern wüßt' ich, ob der ahnungsvolle Sinn
Mich ſicher führte, wie Inſtinct das Thier,
Das ganz von fern ſchon ſeine Beute wittert.
Mir ſagt's der Geiſt, dort hinter jenem Meere
Dämmert ſchlaftrunken eine neue Welt;
Sie ſtreckt geheimnißreich und hoffnungsvoll
Mit grünen Küſten uns die Arm' entgegen.
Es lockt Euch fort, ſagt Ihr? Iſt reif die Zeit,
Wird das Jahrhundert ſeinen Helden finden.

Luis.

Wenn Einer, ſo ſeid Ihr's, mein edler Fürſt.

Pedro.

Mein königlicher Vater ſchilt mich Träumer!
Sieh zu, daß Du Dir feſtes Land eroberſt
Vom ſpan'ſchen Boden, der in's Meer uns drängt!
So ſpricht er und mir widert ſeine Rede.
Ich will auch Land, das jenſeits ſchlummernde!
Ich kenn' es und ich halt' es feſt im Geiſt!
Bevor die Wahrheit Wirklichkeit geworden,
Schien ſie von je ein Mährchen oder Traum.

Luis.

Seid Ihr erſt König, Prinz, ſeid Ihr allmächtig.

Pedro.

Werd' ich's vollenden? O ich weiß es nicht!
Könnt' ich's nur pflegen! — Doch ich habe Gram. —
Ich bin vielleicht der Schatten nur des Helden,
Der ihm voranläuft, geht einſt auf die Sonne!
Doch ſtill! ich bin hier längſt vertauſcht, verwandelt.
Allmächtig ſagſt Du? — großer Gott! — ich Sklav!
Ja in Coimbra war ich frei, war Menſch.
Doch hier am Hof — der Erſte nur von Sklaven,
Der ſeiner Ketten ſpottet — und ſie trägt!
Ein Fürſt — er könnte Schöpfer ſein — und iſt
Nur erſter Figurant des großen Spiels.
Am Hof' iſt Alles überkommnes Schema.
Die Welt iſt fertig, feſte Erbſchaftsmaſſe,

Du Cornwall mit weiten Armen blickt,
Du Erz- und Zinnland, Bergeswand,
Wer hat mich vor meine Zeit hier
Auf deine Küste hingesandt?

Schon, wie ich sinne, ist mir der Gedanke fast fern,
Daß ich einst Tristan war, Isolden Geliebter,
Und daß ich sie, die Irin, die Königin,
Aus Irland geholt für meinen Oheim, König Marke.

Wie mir Tristan, Isolde, Cornwall, Irland
Und Marke, sag' ich, so gleichgültig
Wie Namen sind, die ich einst hörte
Im Traum, so hör' ich sie jetzt an, wie
Ein Traum, der mir erzählt wird.
Nur daß Du hier bist, sag' ich, und daß ich bin!
Und daß Du Du bist, und ich ich!
Dieses ist es, Gleich wie mich, so Dich!
Und daß wir beide hier sind!
Dieses Gefühl ist es, wie es scheint,
Das mir Dich so nah verbindet,
Daß es mir fast wie Selbstbetrug erscheint,
Dir zu sagen, wie ich Dich liebe.
Du kannst Dich nicht von mir trennen,
Du kannst Dich nicht, auch wenn Du es wolltest,
Von mir losreißen, ich bin Dir
Zu nah, zu nah, auf ewig Dir
Zu nah, als daß ich Dir sagen könnte,
Wie ich Dich liebe, Du Teil meiner Selbst!

Wie ich, und auch wie Marke, so sei es Marke,
Wie Cornwall, so sei es Cornwall,
Wo meine Heimat auf Erden sei?

Wo meine Heimat, wo meine Wiege stand,
Wo meine Mutter, meine Amme,
Wo meine Kinder, meine Gattin,
Wo meine Freunde, meine Feinde,
Wo meine Feinde, meine Freunde,
Wo meine Feinde, meine Freunde,
Wo meine Feinde, meine Freun

Pedro.

Nicht die geringſte. Selbſt wo jeder Knecht
Des Herzens Heiligthum ſich ſtreng bewahrt,
Bin ich ein Sklav. Du weißt, ich bin verlobt.
Vermähl' ich mich, weil meine freie Seele
Die zweite Hälfte fand, mit der vereint
Ich meinen Himmel mir erfliegen will?
Ich liebe nicht, ich wußte nie, was Liebe.
Und bin verlobt nach Pflicht, nach Staatsgebrauch,
Nach hergebrachtem Zwang der alten Satzung.

Luis.

Entſpricht die Fürſtin ihrem Ruf, mein Prinz —

Pedro.

Ich will nicht bitter ſein; ſei Du nicht blind!
Gebt mir 'nen Strohhalm, und ich preiſ' Euch Gott
Und ſeine Weisheit in dem ſchlechten Ding.
Bringt mir die Wunderblume, ſagt: Du mußt ſie
Schön finden! — Seht, mir widert ſchon ihr Duft.
Mit freier Wahl find' ich den Gott heraus
Aus unſcheinbarſtem Ding, — gezwungen, nirgends!
Ich habe keinen Sinn mehr für ein Weib,
Die Reize ſelbſt ſtehn auf dem Formular. —
Ich füge mich dem äußeren Geſetz,
Weil die Geburt mich dazu auserkor,
Doch Eins ſteht feſt für Tod und Ewigkeit:
Die innre Freiheit ſoll kein Gott mir rauben!

Scene 5.

(Der König hinter der Scene: Dom Pedro, Pedro, Prinz! Der König tritt ſtürmiſch ein. Leon und Gefolge ihm nach.)

König.

Find' ich ihn hier, den Erben meines Throns,
Im müß'gen Schatten des Poetenwinkels?

(Er beſinnt ſich, da Dom Pedro, ihm entgegentretend, ihn erſtaunt anblickt. Der König winkt, das Gefolge tritt ab. König und Pedro allein. Dieſer mißt ihn mit fragenden Blicken, Jener ſchweigt.)

Pedro.

Mein Fürſt und Herr, führt Euch ein Unfall her?
Habt Ihr ein Mißgeſchick?

König.

Ein großes, ſchweres.

Pedro.

Mein Vater, ſprecht.

König.

Ich habe einen Sohn.

Pedro.

Verzeiht, ich lächle. Wer trägt die Schuld davon?

König.

Dom Pedro iſt von meines Stammes Blut,
Doch nicht von meines Stammes Geiſt.
(Pedro ſieht geſpannt und ſtolz auf.)
Ich witt're Entartung.

Pedro. (halb für ſich.)

O! weil ich kein Nimrod bin!

König.

Weil er den Ruf der Ehre nicht verſteht.

Pedro. (auffahrend.)

Mein König! — doch ich weiß, daß Ihr mein Vater.

König.

Nur zu! Doch ſchlimm genug, muß ich Dich ſtacheln,
Daß Du den Ruf der Ehre in Dir ſpürſt!

Pedro.

Seid Ihr mein Richter: ſeid mein Kläger erſt.

König.

Derweil Du hier in träger Ruhe ſchlenderſt,
Harrt an der Schwelle unſres Reichs die Braut,
Caſtiliens Hoheit. Herr des ew'gen Himmels!
Wann ließ ein Ritter ſeine Dame harren?
Iſt denn dies jüngere Geſchlecht ſo fromm,
Idylliſch blöde, — kapuzinerhaft?
In beiden Fällen ſchreit's zum Himmel auf.
Willſt noch in Büchern Dir Dein Schickſal deuten?
Dir die Geliebte in den Sternen ſuchen?
Sie ſteht und harrt, und klopft an Deine Pforte!

Pedro.

Mein Fürſt, ich ſandte meinen Hofſtaat aus,
Die hohe Braut gebührend zu geleiten.
Sie an der Grenze ſelber zu empfangen,
Schreibt das Geſetz nicht vor, ein Stellvertreter,
Mein Obermarſchall reitet ihr entgegen.

König.

Er hat gut reiten und beeilt ſich nicht.
Ein Bräutigam, der ſollte Flügel nehmen.

Pedro.

Mein Fürſt, Ihr ſeid Poet.

König.

Ihr ſchlauer Kopf,
Dreht Ihr die Sache um! Ich ein Poet!
Feurig für Euch? Schlimm, ſchlimm! Mit weißem Haar!

Pedro.

Mein König, hier iſt Alles Form. Der Staat
Gibt mir die Braut, nicht eigne freie Wahl.
Der feierliche Act iſt nur ein Brauch.
Der Prinz vermählt ſich, nicht der Menſch in mir.
Wo ich nicht Herr und Schöpfer meines Thuns,
Kann ich nicht freudig fühlen, nicht als Menſch.
Nehmt mir den Willen, und ich bin ein Ding,
Maſchine, die ihr Räderwerk betreibt.

König.

Die Logik macht mich wirr. Aus welcher Schule — ?
Den Mönch, bei dem Du dieſe Weisheit ſogſt,
Den laſſ' ich hängen. Himmel und Natur!
Du ſollſt dem Inbegriff der Schönheit Dich,
Der Perle aller Weiblichkeit vermählen. —
Und fühlteſt Du denn nie für Frauenſchönheit?

Pedro.

Hier iſt die Rede, Herr, von Donn' Iſaura.
Wir wechſelten die Bilder, wie es Brauch.
Wir ſandten uns Geſchenke, wie es üblich.
Der Staat fügt unſre Hände in einander,
Die Kirche thut's dem Staate zu Gefallen.
Wir ſelber fügten uns nach Standesbrauch,
Es iſt die hohe Pflicht, der wir uns beugen.
Von Neigung kann hier nicht die Rede ſein.
Ich liebe nicht, nach Vorſchrift nur zu lieben.

König.

Sophiſt, Du liebſt, wo du nicht anders kannſt.
Ich ſeh' Dich noch im Staube vor ihr knien,
Abbitte thun mit heiligen Gelübden.
Was eigne Wahl, was freie Macht der Liebe!
Das iſt 'ne Tugend für den rohen Haufen.
Auch füllt die Liebe nicht des Mannes Leben.
Sein erſter, — letzter Inhalt iſt die Ehre.
Und die erheiſcht hier mehr zu thun, als was
Der Brauch verlangt. — O Deiner Mutter denk' ich!
Der Spruch der Staaten hatt' auch uns vermählt,
Doch flog' ich ihr mit Sturmeshaſt entgegen.
Doch wozu ruf' ich aus der Gruft den Geiſt,
Den Geiſt der Liebe, der ſchon lange ſchlummert!

Wie's Euch gelüſtet, Prinz von Portugal!
Handelt buchſtäblich nach dem Formular!
Und ſeid Ihr Fürſt, — Gott ſchütze Portugal! —
Seid's, weil Ihr müßt, nicht weil Ihr's heilig wollt, —
Buchſtäblich nur, — ein bloßer Kartenkönig.

Pedro.

Mein Vater —

König.

Ich bin fertig, Prinz, lebt wohl.
He, mein Gefolge! — Gott ſei mit Euch, Amen!
(König und Gefolge ab.)

Pedro.

Ich ging zu weit. Ich will bis auf den Schein
Den Vorwurf einer Läſſigkeit beſeit'gen.
Wo man nicht fühlt nach innerem Geſetz,
Gewinnt ſich leicht die Meiſterſchaft der Form.
Heda, Ihr Herren, werft Euch ſchnell zu Pferd!
(Dem Luis und Gefolge kommen.)
Laßt ſatteln ungeſäumt, wir wollen ſelbſt
Dem Marſchall nach, der hohen Braut entgegen.
Fort über Liſſabon hinaus, die Nacht
Hindurch, und mit dem erſten Morgenſtrahl
Begrüßen wir die Hoheit von Caſtilien.
(Das Gefolge ab. Luis bleibt.)

Pedro.

Im Grunde, Freund, meint es der Vater gar
So übel nicht. Ich ſoll nicht denken, ſoll
Den Kopf mir nicht mit Grübelei'n zermartern.
Wozu bezahlt der Fürſt denn ſeine Räthe,
Betreibt höchſt eigen ſelbſt er dies Geſchäft?
Mein guter Vater ſucht mich zu zerſtreuen!
Er ſchiebt mir eine Puppe in die Arme,
Ne ſchöne Puppe mit bemalten Wangen.
Spielzeug thut noth, iſt uns die Zeit zu ernſt!
Freund, wirf die Bücher, Cirkel, Himmelsgloben,
Wirf all den Plunder in den Schlund des Meers!

Luis.

Nehmt es ſo bitter nicht, mein Prinz.

Pedro.

Was bitter!
Ich denk' auf Zuckerbrot für ſchöne Lippen,
Ich bin ganz aufgelöſte Flüſſigkeit!
Was bitter! Bittres ſchmeckt, wer Freiheit koſtet.
Nur Ihr gemeinen Erdenſöhne habt

Die Wahl und Qual. Das iſt ein ernſt Geſchäft.
Wir Prinzen wollen Spielzeug, guter Freund.
Kommt, gebt mir Zuckerwerk für meine Puppe!
Haha! mein ſchönes Püppchen von Caſtilien!
(Lachend ab. Luis folgt.)

Scene 6.

Einfaches Gemach. Garcia führt Iſaura, Bella, Gomes und Gefolge herein.

Garcia.

Nehmt ſo vorlieb mit dieſem Raum, Herrſchaften.

Bella.

Ihr führtet uns durch viele Straßen, Herr,
Des königlichen Liſſabon. Es dunkelte
Bereits. Sagt an, in welchem Stadttheil ſind wir?

Garcia.

Dicht an beim königlichen Schloß. Geruht's
Vom Fenſter aus den Platz zu überſchaun.

Gomes.

Nehmt unſern Dank vorläufig, werther Herr,
Doch nennt uns auch den güt'gen Wirth und Gönner.

Garcia.

Bleibt mein Geheimniß. Habt doch Ihr das Eure!
Doch ſeid gewiß, Ihr kamt in beſte Hände.
Darauf mein Wort. Des Danks bedarf es nicht.
(Empfiehlt ſich den Damen und geht.)

Iſaura.

Der alte Waidmann war wohl gar der König?
O eilt ihm nach, und ſeht, wo er verſchwindet.
(Gomes ab.)

Bella.

Wie, unſer Wirth der König? Gute Nacht
Dann, luſt'ge Mummerei! Noch vor der Zeit
Ertappt, iſt ſchon das Maskenſpiel zu Ende.
Es iſt ſo hübſch, vermummt die Welt zu ſchaun,
Und unbelauſcht zu lauſchen, unſichtbar
Dem Schauſpiel zuzuſehn, — ein Scherz für Götter!

Iſaura.

Für Nixen und Kobolde auch. Fürwahr,
's kommt mir geſpenſtiſch vor. Und wie gewagt,
Statt zu ertappen, ſelbſt ertappt zu werden!
(draußen Fanfaren.)

Bella. (die ſich an's Fenſter zurückgezogen.)
Seht, ſeht, Ew. Hoheit! Welch ein ſchöner Zug!
Ein Held zu Roß mit einem Schwarm von Rittern.
Er trägt die Farben Portugals, auch die
Caſtiliens; ſeht! ein Diadem am Helm.
(Jubelruf von außen.)
Gomes. (tritt ein.)
Dom Pedro zieht mit glänzendem Gefolg
Und lautem Jubelruf des ganzen Volks
Der Fürſtin Braut entgegen, die auf morgen
Erwartet wird. So hört' ich auf mein Fragen.
Bella.
Da zieht er hin. (Vom Fenſter zurücktretend.
Ihr mochtet ihn nicht ſehn?
Iſaura. (Zerſtreut.)
Du ſahſt ihn, Bella?
Bella.
Mir ſchwirr'n die Sinne noch.
Dom Pedro ritt den Andaluſier,
Als wenn Apoll mit ſanfter, loſer Hand
Den dunklen Geiſt des wilden Aufruhrs zügelt. —
Und wir ſind hier! — Er zieht in's leere Weite.
Iſaura.
Wir kommen morgen ihm zuvor. Ich zittre,
Wie ein Spion ertappt, entlarvt zu werden.
Entfliehen wir, ſobald der Morgen graut.
Und kehren als Wir ſelbſt zur Stadt zurück
In aller Form, mit allem Pomp Caſtiliens.
(zu Gomes.) Send' einen Boten ab, daß mein Gefolg,
Das im Verſteck des Waldes harr't,
Gleich in Bereitſchaft. Morgen ziehn wir dann
In eigener Geſtalt nochmals hier ein
Als dieſes Landes, dieſer Krone Braut.
Und werden feierlich ihm angetraut.
(Legt Mantel, Muſchelhut und Maske ab.)
Iſaura.
O ich bin müde.
Bella.
Mit Fug und Recht, der weite Weg —
Iſaura.
Nicht das, Bella, nicht körper-, ſeelenmüde.
Wie jeder, dem ein liſt'ger Streich mißglückt.
Dom Pedro wollt' ich unerkannt mich nahn,
Mein Schickſal kennen, eh' es mich erfaßt.

Bella.

Des Prinzen Bildniß war Euch nicht genug.

Iſaura.

Bildniſſe trügen. Häßliche ſind ſchön,
Macht ſie der Strahl des Geiſtes raſch lebendig,
Und todt bleibt Schönheit, fehlt ihr Lebensquell.
Doch was gilt Frauenherzen äußre Schönheit!
(iſt aufgeſtanden.)
Nach Geiſteskraft gelüſtet uns bei Männern,
Nach jenem Dämon, der die Welt bezwingt,
Daß wir anbetungsvoll vor ihm uns beugen. —
In ſeine Seele blickt' ich gern hinunter,
Bevor er ſich beachtet weiß. Was mir
Die Späher Widerſtreitendes gemeldet,
Iſt trüglich. Jagd und Krieg ſcheint nicht ſein Spiel.
Roh alſo iſt er nicht. Doch kann er feig ſein.
Barmherz'ger Himmel! Blutdurchnäßte Hände
Will eh'r ich küſſen als des Feigen Wange;
Ein ſeidner Bube iſt des Weibes Ekel. —
Er liebt, ſo ſagt man, Kunſt und Wiſſenſchaften.
Iſt er ein Denker, — kann er fühllos kalt, —
Poet, — ein blumenduft'ger Träumer ſein,
Der nach den Sternen ſeufzt, den Mond beſingt,
Und all ſein Herz für alle Welt zerpflückt.
Man ſagte mir, er treibe Himmelskunde.
Was kümmert mich der Lauf der fernen Welten!
Hienieden ſuch' er nach dem Lebenspuls.
Ein Weib hat ſeinen Himmel nie ſo fern.
Was in der Luft ſich ballt, was jenſeits ſchwimmt,
Nährt nicht ihr Herz, und läßt ihr Auge blind. —
— An's Ungewiſſe hin bin ich vermählt;
Wer ſagt mir, wie das dunkle Loos mir fiel?

(Vorhang fällt.)

Zweiter Act.

Scene 1.

Empfangssaal. Hofleute, unruhig durch einander.

Erſter Hofmann.

So früh am Tage! Reiſte ſie die Nacht?

Zweiter. (am Fenſter.)

Aurora liebt, die Welt zu überraſchen,
Und niemand anders als Aurora — ſeht! —

Erſter. (ebenfalls an's Fenſter getreten.)

Die Sonne ſelbſt in aufgeblühter Schöne!
Und unſer Alter, will ſagen Majeſtät,
Iſt ganz durchglüht, magnetiſch ganz erfaßt
Vom Morgenſtrahl, vom Glanz Caſtiliens.
Er hebt ſie lächelnd, flüſternd, ſacht vom Zelter.

Zweiter.

Der Prinz iſt nicht zurück. Wie faſſ' ich das?
Verfehlt, verfehlt? Bedenkt! auf offner Straße!

Erſter.

Mein Freund, das ſind Geheimniſſe der Nacht.

Zweiter.

Geheimniß? Gut. Doch ſagt, wo kommt ſie her?

Erſter.

Wenn ſie Aurora iſt, — kommt ſie aus Oſten!

Zweiter.

Aus Oſten! hm! die Gegend iſt ſehr breit.

Erſter.

Still, ſtill!

Scene 2.

Der König führt die Prinzeſſin an der Hand. Gefolge.

König.

Ihr kommt auf Flügeln und ihr bringt mir Flügel.
Ich fühl' mich neu beſchwingt. Die alte Hand,

Sie leitet Euch und zittert nicht. O Zaubermacht
Der Jugend, rasch verjüngst du alle Welt!
Ich selbst, ich alter Stamm mit Winterschnee,
Fühl' den allmächt'gen Wandel, blick' Euch an
Und bin durchglüht von heil'gem Frühlingsdrang.
Glüh'n mir die Wangen, nicht Beschämung ist es,
Daß statt der Jugend Alter Euch empfängt.
Laßt mich erröthen, freudig überrascht
Vom Lebensglück, das Ihr in Euch mir bringt.
Du theurer Sproß des früh geschied'nen Freundes,
Du Kleinod, das Castilien Portugal
Geschenkt! Mit diesem Kuß sei mir willkommen!
(küßt ihre Stirn.)

Isaura.

Küßt mir die Lippen auch, und seid vertraut,
Als sähen wir uns nicht zum ersten Mal.
Ich hab' geglaubt, als Braut Einzug zu halten.
Nehmt mich als Waise, die aus weiter Ferne
Die Heimath suchend, einen Vater fand.

König.

Du machst mich heimisch wieder in mir selbst.
Ich litt im eignen Haus' an Einsamkeit.

Isaura.

Und Euer Sohn, Dom Pedro?

König.

Mann ist Mann.
Ein Jeder schafft sich eine Welt für sich.
Seit mein Gemahl heim ging, war ich vereinsamt;
Herr Trübsinn höchstens zog als Gastfreund ein.

Isaura.

Von nun an werd' ich Wache bei Euch halten,
Der Freude Cherub sein mit blankem Schwert.
Mit Laubwerk will ich Euch die Schläf' umwinden,
Daß alle Welt erstaunt, wie Frühlingsgrün
Sich so verwegen schmiegt an Silberschnee.
Was Eures Prinzen Ungestüm vielleicht,
Was seiner Wildheit allzu kecke Jugend —

König. (für sich.)

O kann sie spotten auch?

Isaura.

Was er als Mann verbrach, will ich vergüten.
Vom ersten Augenblick seid Ihr mir Vater.
Wie ich vermählt auch bin, habt Dank, habt Dank,
Daß ich Euch Kind sein darf.

König. (für ſich.)
Sie kennt ihn ſchon,
Sein unerquicklich menſchenſcheues Weſen,
's iſt klar, ſie hörte ſchon, was weltbekannt.

Iſaura.
Ihr ſteht verſunken? Klopft der Gaſtfreund an,
Herr Trübſinn?

König.
Nicht doch, ich beſann mich nur,
Und brauche Zeit, mich in mein Glück zu finden.
O Thoren! die ihr meint, es gäb' kein Glück
Auf Thronen! Wo die Herzen ſo entfeſſelt,
Gibt's Glück, daß ich es kaum zu bergen weiß.
Laßt die Poſaunen ſchallen, Pauken wirbeln!
Iſaura von Caſtilien hoch!
(Eh' die Muſik tönt, erſchallt von draußen eine Trompete.)
Wer thut von draußen Einſpruch?
(Pagen ab. Hofleute durcheinander:)
Der Prinz, der Prinz!

Scene 3.

Dom Pedro tritt ein mit Gefolge. Begrüßung.

Pedro.
Ich ſteh' beſtürzt, beſchämt vor Euch, Prinzeſſin.
Lahm tönt mein Jubelruf ob Eurer Ankunft,
Lahm, weil er hinkt. Und doch war meine Säumniß
Vorſchnelle Eile. Ich reite Euch entgegen
Und muß zurück, um Euch am Ziel zu finden.
Mein Marſchall auch, den ich vorausgeſandt!
Ihr wär't ſchon hier, ſo tönt's auf allen Wegen.
Ich bin ein Schütz, der in die Ferne fehlte,
Weil er nicht weiß, daß ihm ſo nah ſein Ziel.
Ein Schütz, der ſtatt zu treffen, ſich nur ſelbſt
Getroffen fühlt. (mit einer Handbewegung auf's Herz.)

Iſaura. (für ſich.)
Alſo ein Redekünſtler!
(laut.) Der heut'ge Tag beſchenkt mich reich mit Gütern,
So reich, daß ich's dem Zufall danken möchte,
Wann er den Reichthum weiſe mir vertheilt.
Ich hab', derweil Ihr außen bliebt, mein Prinz,
Die Majeſtät mit Kindespflicht begrüßt.
Habt Dank, daß Ihr den Vater mir geſchenkt.

König.

O ſüßes Herz! (König und Iſaura ſprechen leiſe mit einander. D. Luis tritt zum Prinzen.)

Luis.

Ich preiſ' Euch glücklich, Prinz, ſo voll Gefühl
Iſt ſie —

Pedro.

Gefühlvoll — ja, wie jede Waiſe.
Entbehrung macht bedürftig. Das Geſetz
Gilt überall in Hütten und Paläſten.
Nur Zufall, nicht Verdienſt iſt ſolche Tugend.
Sättigt ein Herz von Kindheit auf mit Liebe:
Es fühlt ſich übervoll. Laßt es entbehren,
Und es verlangt in glüh'ndem Durſt danach.
Wer arm, will reich ſein, und wer reich, dem ekel's.
Almoſen bettelt ſie, gleichviel von wem!

Luis.

Nie ſah ich gleiche Schönheit, Prinz.

Pedro. (ſie betrachtend, ernſt.)

Bei Gott!
— Sie wäre ſchön, wenn ſie mein Weib nicht wär'
Nach Staatsbeſchlüſſen, ſtatt nach freier Wahl. —
Ich glaub', mein Auge ſteht im Dienſt des Staates,
Ein will'ger Knecht dem äußern Machtgebot!
Find' ich ſie ſchön, weil ich nicht anders darf?
O Lug und Trug der feilen Urtheilskraft!
Vernunft und Phantaſie, ſind ſie beſtechlich,
So bleib' Du ſtandhaft, Herz, wofern Du nicht
Mit Freiheit ſchalteſt über Dein Geſchick.
Ich ſoll hier lieben. Nun, bleib' rein, mein Herz,
Und ging ich einſam durch des Lebens Wüſte!

Iſaura. (zum König.)

Seht nur Dom Pedro, Herr. Ganz Philoſoph,
Ganz mit ſich ſelbſt beſchäftigt. Gelt! ich wandl' ihn
In kurzer Zeit Euch in ſein Gegentheil.

König.

Thut das, dann ſchwör' ich Euch auf Zauberkünſte.

Iſaura.

Gebt Acht! Wir Frauen ſind Guerilla, die
Mit kleinen Künſten ſiegen. In großer Schlacht
Sind wir verloren.

König.

Siegen heißt hier neu
Erſchaffen. Thut das, und ich bet' Euch an

Wie eine Gottheit. Doch das thu' ich ſchon,
Du Holde!

Iſaura. (zu Pedro.)

Prinz, Ihr rittet einen Rappen.
Ihr reitet wild.

Pedro.

Und mußt' Euch doch verfehlen!
Ich werde nie den Rappen wieder reiten,
Der mich ſo trog, mich in die Irre führte.
Doch gibt's ein Roß, das Euren Weg gefunden?
Ihr rittet auf des Windes Fittichen,
Man weiß nicht, welchen Pfad Ihr eingeſchlagen,
Eu'r Weg ging ſpurlos durch die Lüfte hin.
Mit Recht nahmt Ihr nicht blos Beſitz vom Lande,
Nein, auch die Luft iſt dienſtbar Euch, Prinzeſſin.
Ihr ſeid fürwahr uns aus der Luft beſcheert,
Seid, will ich ſagen, eine Gunſt von oben.
Doch laßt herab Euch, bleibt in unſrer Sphäre,
Auf feſtem Boden, Hoheit, uns erreichbar!

Iſaura. (für ſich.)

Sehr ſpitz, wenn auch galant.
(laut.) Mein Prinz, ich bitte,
Forſcht weiter nicht den Wegen nach, die ich —

Pedro.

Geſteht es denn, Ihr ſeid auf Nebenwegen —
Wo nicht, ſo ſeid Ihr noch für mich Phantom.
Erlaubt, daß ich die ſchöne Hand erſt faſſe,
Zu fühlen, daß Ihr ein lebendig Selbſt.

Iſaura. (ihm die Hand verweigernd.)

Ihr ſeid ſo witzig wie gewandt und liſtig.
Statt Euch in Anklagſtand zu ſetzen ob
Der Säumniß, deutelt Ihr's, daß ich nun gar
Die Schuld'ge ſcheine. Löſt das Räthſel Euch.
Ihr rittet einen ſchnellen Andaluſier,
Und ich 'nen zahmen Zelter; ich ſehr langſam,
Und kam doch ſchneller hier zum Ziel als Ihr.
Der heiße Rappe ſchoß am Ziel vorbei.
In Zukunft, bitt' ich, tauſchen wir die Pferde.
Ganz Spanien nennt Euch einen wilden Reiter,
Schilt Nimrod Euch, der Jagd und Krieg nur liebt.
Sagt, ſeid Ihr das? Ich fürchte Eure Raſchheit,
Kam ich gleich ſchneller hier an's Ziel als Ihr.

Luis. (zum Prinzen.)
Seht, Prinz, die Pfeile ihres Witzes ſind
Geſchärft!

Pedro. (zu Luis.)
Ein eingelerntes Spiel!

Iſaura.
Ich bitt' Euch,
Tauſcht meinen Schimmel um für Euern Rappen.

Pedro.
Euch zu Befehl. — Ihr ſaht das Thier bereits?

Iſaura.
Nicht das. Ich ſprach vom Hörenſagen nur.
Wir Fürſten denken, fühlen, binden, löſen
Nach dem Geheiß der Welt, wie wir ſogar,
Ohn' uns zu ſeh'n, zu kennen, uns verbanden.

Pedro. (zu Luis.)
Die Wendung überraſcht.

Luis. (zum Prinzen.)
O glaubt, mein Fürſt,
Sie fühlt ſo ſchwer, vielleicht weit ſchwerer noch
Als Ihr, den Opfertod des freien Willens!

Pedro.
Prinzeſſin, reichen Fürſten ſich die Hände,
Stehn ſie in höh'rem Dienſt als nur im eignen.
Der Völker Wohl, nicht eigne Herzenslaune,
Iſt Maßſtab unſres Thuns. So faßt es auf.
Das hebt uns über die gemein're Sorge.

Iſaura.
Gemein're Sorge? Ihr denkt nicht edel von
Euch ſelbſt, iſt das Eu'r Ernſt!

Pedro.
— Wie meint Ihr, Fürſtin?
Wer dürfte ſcherzen, wo es gilt, den großen,
Den ſchweren, und ſo heil'gen Schritt zu prüfen!
Hart iſt's, daß Ihr zu uns gehören müßt
Ohn' Eure Wahl. Doch nehmt's im höhren Sinn,
Daß zweier Völker Wohlfahrt es erheiſcht.
Wir ſind ſelbſtlos um großer Zwecke willen.
Nehmt ſo den Bund.

Iſaura.
Nehmt Ihr's denn ſelber ſo?
Mit Selbſtverleugnung, ohne Haß und Groll,
Daß hier der eigne freie Wille ſchweigt?
Nehmt Ihr es ſo?

Pedro.

Ich — wünsch' es so zu nehmen.

Isaura. (für sich.)

O unbarmherz'ger, dünkelvoller Stolz,
Könnt' ich dich stürzen, tief im Staub dich sehen!
(laut.) Zum Abschluß nun! Wie Ihr es nehmt, Dom Pedro,
Seid Ihr Castiliens Fürstin anverlobt.
Das Weib, Isaura, reicht Euch nicht die Hand.
Und so verlob' ich mich dem Erben Portugals.
Den Menschen in Euch mein' ich nicht, Dom Pedro,
Den geb' ich frei, weil frei ich selber bin.
Wenn er mein werth, gehör' ich zu ihm selbst,
Bis dahin bleibt mein Herz der Fesseln ledig.
Zwei Völker reichen sich die Hand zum Bunde,
Nichts weiter, Prinz, ich schwör' es hoch und heilig!

Pedro. (für sich.)

Die Sprach' ist neu, bei Gott!
(laut.) Erlaubt, Prinzessin —

Isaura.

Nehmt meine Hand! (Dom Pedro ergreift die ihrige.)
(laut zum König und zur Versammlung.)
Wir sind verlobt, mein König,
Der Erbe Portugals — Castiliens Tochter!
Laßt es verkünden mit Posaunenschall,
Daß es die Völker wissen!

König.

Heil und Segen Euch!
(Er segnet sie, während Beide knieen.)
Die versammelten Großen: Heil, Heil dem königlichen Paar!
(Kanonenschläge und Fanfaren.)

König.

Verlobung heut und morgen die Vermählung!

Pedro.

Gebt Ihr die Einstimmung dazu, Prinzessin?

Isaura.

Castilien vermählt sich Portugal.

Pedro.

So seid Ihr heut zum letzten Male frei.

Isaura.

Mit nichten, Prinz. Der Mensch in Euch bleibt frei,
Wie ich es selbst, der Fürst nur ist gebunden.
Ich bin nicht Eure Wahl, Ihr nicht die meine.

Pedro.

Verzeiht! Der Grundsatz hält nicht Stich, Isaura.

Vor dem Altare ſchwört Ihr Treue mir;
Wo nicht, Prinzeſſin, iſt der Bund nicht gültig.

Iſaura.

Ich ſchwör' aufs Wort, nicht auf den Sinn des Wortes.

Pedro. (lächelnd.)

Sophiſtin, Ihr? Iſaura, wie?

Iſaura.

Meint Ihr,
Das Spinnennetz der ſchlauen Künſtelei
Sei Vortheil nur, nur Vorbehalt für Männer?
Ihr täuſcht Euch ſehr. Im freien Reich des Geiſtes
Verlangt das Weib das gleiche Recht mit Euch.

Luis. (zum Prinzen.)

Wie mannbar kühn und keck!

Pedro. (zu Luis.)

Es fehlt nur, daß
Der Lippe weicher Flaum zum Wald erwächſt
Und ſeine Speere ſtreckt wie ſpan'ſche Reiter.

König. (tritt vom Hintergrunde vor.)

Erlaubt mir, ſchöne Tochter, gebt die Hand,
Ich führ' Euch in die Zimmer, wo Ihr hauſet.

Iſaura.

Lebt wohl, mein Prinz, und ſeid gewiß, mit morgen
Hört Eure Freiheit noch nicht auf.

Pedro.

Doch, doch!
Ich bin Eu'r Sclav ſeit heute ſchon.

Iſaura.

O ſtill!
Ihr ſeid Schönredner, ein gewandter Fechter!
Ihr müßt in mir wohl dem Geſchlechte huld'gen, —
Das weiß ich, dafür ſeid Ihr Cavalier.
Doch über alle Ritterpflicht hinaus
Geht noch ein andrer Dienſt, den ich nicht nenne, —
Mißbrauchen ſoll man heil'ge Namen nicht, —
Der Dienſt iſt Cultus, faſt Religion.
Wo Ihr nicht Prieſter ſeid, noch gläub'ger Laie,
Seid Ihr entbunden, Prinz, von aller Pflicht.
(Der König tritt abermals zu ihnen.)
Seht, Herr, wir fechten nach der Schule; — er
Mit überlegnen, doppelſchneid'gen Waffen.
Ich nur mit kleinen, ſpitz'gen, wie's ein Weib,
Ein armes Weib vermag. — Gehabt Euch wohl! —
Kommt, hoher Herr und Vater! — Eins noch, Prinz!

Wenn Ihr als Ritter mir zu huld'gen denkt,
So bitt' ich nochmals, tauſchen wir die Roſſe.
Nehmt Ihr den zahmen Zelter in die Schule,
Der langſam, aber ſicher mich geführt,
Und mir gebt Euren Rappen, der ſo wild
Zum Ziele ſchießt und es verfehlt. Ihr wollt?

Pedro.

Zu Dienſten ganz. Doch ſaht Ihr nicht mein Pferd.

Iſaura.

Ihr reitet mir es vor.

Pedro.

Beſtimmt die Zeit.

Iſaura.

Zu Abend — oder wenn es Euch bequem.

Pedro.

Dann noch heut früh, wenn Ihr erlaubt. Ich geb'
Zu Nacht ein Feſt den Freunden von Coimbra.
Ein alter Brauch, ein Junggeſellenfeſt,
Die Grenze zwiſchen Freiheit und Vernunft.

Iſaura.

Wo iſt das Feſt?

Pedro.

Es iſt ein Maskenſcherz,
Ein Männerbacchanal auf meiner Villa.
Ich geb' der Freiheit dieſen Abſchiedsſchmaus,
Damit, ungläubig wie Ihr ſeid, Ihr ſeht,
Daß es mein Ernſt, fortan Eu'r Sclav zu ſein.
(Er gibt der Prinzeſſin bis zur Thür das Geleit, wo der König ſie empfängt und abführt nebſt Gefolge.)

Scene 4.

(Dom Pedro allein.)

Pedro.

Ein Sclav? Bin ich ſo weit ſchon? Frauenknecht?
Ein ſeidner Bube, der die Schleppe trägt
Und lächelnd ſeufzt und weinend girrt und ſchmachtet?
Hat ſich die Welt ſo grenzenlos verkehrt
Zum Spielball grillenhafter Weiberlaunen? —
(Nachdenklich.)
Schön iſt ſie, ja. Sie ſoll es ſein; doch herrſchen?
Iſt Schönheit gleich zur Herrſchaft auch berufen?
Seht Euch doch um im Reiche der Natur!

Was ſchön iſt, läßt ſich lieben, ſchweigt und duldet.
Seht hin, ſchön ſind die Lilien des Feldes.
Sie lieben ſtill und ſtumm, ſie prunken nicht.
Die Blume blüht und harrt, bis man ſie bricht.
(Auf und abgehend. Nach einer Pauſe:)
Schönheit iſt Zauberei! — Bin ich denn wehrlos?
Ganz rettungslos der Willkür preisgegeben? —
Mir fällt 'ne Fabel ein. 'ne Spinne ſaß
Und ſpann ihr Netz im üpp'gen Sonnenſchein.
Jetzt will ich lauſchen auf 'nen hübſchen Fang!
Sprach ſie im Uebermuth des Selbſtvertrauens.
Dann kam's heran, recht ſeltſam groß und ſchwer.
Es ließ ſich garnen, — ſieh! Da hing's im Netz,
Umwoben rings von hundertfachen Fäden.
Triumph! ſo jubelte die Spinne ſchon,
Und ſtürzt ſich über den gefang'nen Feind.
Doch wie ſie ſchon mit gier'gen Spitzen taſtet,
Durchbohrt ein Stachel ſie bis tief in's Herz,
Und was Gefang'ner ſchien, flog luſtig brummend
Fort aus dem feingewob'nen Kerkernetz.
— Iſt das die Fabel, die hier Menſchen ſpielen?
Glaubſt Du Dich Siegerin, Du ſchöne Spinne?
Nimm Dich in Acht: Du fingſt die Weſpe ein! (ab.

Scene 5.

(Die Prinzeſſin. Bella.)

Bella.

Ihr geht hier fehl, Prinzeſſin.

Iſaura. (ganz mit ſich beſchäftigt.)

Ein Maskenfeſt, fern von dem Aug' der Welt.
Iſt das wohl Brauch, am Tage der Verlobung!
In welch' Geheimniß hüllt ſich mir ſein Sinn?
Er fröſtelte ſo kluggeſtellte Reden;
Geheim vielleicht nährt er verſteckles Feuer?
O Welt! ich wittre ein verlornes Leben! —
In was für Orgien berauſcht er ſich?
Wo fühlt er warm? Ich muß es, muß es wiſſen,
In welcher Leidenſchaft ſein Herz ſich badet!
Ertapp' ich ihn, ſo will ich ihn entlarven,
Ausſchrein in alle Welt, daß ich verrathen.
Der Bund der Völker, noch iſt er zu löſen,
Zu ſprengen noch das Band der Sclaverei!

Ich bin nicht ſein, iſt er der Meine nicht!
— Doch Gott! was raſ' ich da? Hör' mich nicht, Bella,

Bella.

Ihr haßt den Prinzen!

Iſaura.

Haß? Ja Haß! ganz recht.
Doch iſt's im Grunde mehr ein Rachgefühl.
Mein Mädchenſtolz, — kannſt Du es tadeln, Bella? —
Des Weibes Ehre ward ja ſchwer gekränkt
Von ſeiner fühllos kalten Seele. O!
Was ſag' ich kalt! Mit Kälte kann man ringen,
Im heißen Kampfe ſprühen Funken auf!
Doch — o mein Gott! — ſo glatt und ſchlangenhaft,
So ſicher und ſo unantaſtbar fertig!
Gorgonenartig müßte ihn erſchrecken,
Wer ihn aus ſeiner Ruhe ſchütteln wollte!
Ich will ihn ſtürzen! Ja, ſo wahr ich athme.
Was ſoll mir dieſes Thrones Diadem!
Sein Herz ſei meine Beute! — Bella, Bella!

Bella. (für ſich.)

O Himmel, das iſt Haß nicht, das iſt Liebe.

Iſaura.

Erſinne mir ein Mittel, mich zu rächen. —
Soll das mein Loos ſein an des Mannes Seite? —
Wie froſtig ſtill er auf mich niederſah! —
Fühlſt Du das, Mädchen, mach' ein Gift ausfindig,
Kein ſchädlich böſes, nein, ein heilendes,
Das ich zu Nacht auf ſeine Schläfe träufle.
Muß es ein Schmerz ſein, was ihn zu mir führt,
So ſei er ſanft, kein blutig Herzeleid! (ſie weint.)

Bella. (für ſich.)

Sie ſollte karg thun und enthaltſam ſcheinen.
Das nur zwingt Männerſtolz zu unſern Füßen!
Doch ſeltſam, daß die Raſerei der Liebe
Sich dunkelfarbig trägt, wie Zorn und Grimm!
Und Zorn und Liebe ſind auch in der Haſt
Sich ähnlich, in der Hitze der Entſchließung.
Ihn heut noch ſehen, unerkannt ihm nahen,
Das wird der Plan, das iſt das Gift, womit
Sich Liebe rächt und — nährt.
(laut.) Prinzeſſin, hört!
Gebt nur den Muth nicht auf. Iſt ſtolz der Mann,
So ſind wir liſtig. Käuflich iſt doch Jeder
Für Liſt!

Iſaura. (erhebt ſich ſtolz.)
Wer ſagt Dir, daß ich muthlos bin?
Vergiß die Worte. Prüfen will ich ihn,
Heimlich erſpähen ſeiner Seele Grund.
Find' ich ihn ſträflich, löſ' ich mich von ihm.
Werd' ich als Fürſtin Plänen aufgeopfert,
So bin ich Weib doch, und ertrüge nicht
Ein unglückſelig liebeleeres Leben.

Bella.
Hört mich, Prinzeſſin! Wie ich draußen ſtand,
Sah ich 'ne Schaar mauriſcher Tänzerinnen.
Ich frage: ſind die zum Vermählungsfeſt —
Zum Feſt des Prinzen ſeien ſie beordert.
In dieſer Hülle ſchleichen wir uns ein.
Iſt es ein Maskenſcherz, wohlan, mein Prinz,
Wir bringen ihn, 'ne Larve für 'ne Larve!
Wir ſtreichen uns die Haut mit ſaft'gem Braun,
Damit wir recht zigeunerhaft, recht mauriſch —

Iſaura.
Mir eine Maske, Bella.

Bella.
Dann ſeid Ihr kenntlich!

Iſaura.
Als Rachefurie will ich ihm erſcheinen.
Zu meinen Füßen ſeh' ich ihn noch heut.
Fort, fort! der Tag iſt hin. Eil' dich und ſchweig!
(Zu verſchiedenen Seiten ab. Bella, den Finger auf den Mund.)

Scene 6.

Garten des Prinzen. Abend. Bunte Lampen in den Gebüſchen. Masken auf und ab. Dom Pedro, noch unmaskirt, kommt mit Dom Luis; dieſer im Mantel, die Maske in der Hand.

Pedro.
Ich geb' Dir Vollmacht, Freund, auf die Juwelen,
Mein beſtes Hab und Gut ſei Dein, wenn Du
Das Schiff mir ſtellſt zum fertigen Gebrauch.
Doch heimlich, denn mein Vater unterſagt's.
Nur für den Nothfall halt' mir dieſe Flucht
Auf die Azoren offen. Land und Himmel
Drückt ſchwer und tief, und eh' der Athem ſtockt,
Laßt mich hinaus in's wilde weite Meer.
Mit Ungeheuern will ich kämpfen, nicht
Mit Menſchen, deren Luft verpeſtet iſt

Von Lug und Trug und abgefeimter Satzung.
Doch still! Wer weiß, wo meine Seele scheitert!
(Sie wenden sich zu einem Schwarm Masken.)
Gegrüßt, Ihr Herrn! Nehmt dies als Abschiedsfest,
Das ich der Jugend und der Freiheit gebe.
Genießt es noch mit vollen Zügen, Freunde.

Eine Maske.

Mein Fürst, das wär' der Freude Schwanenlied!

Pedro.

Das ist's. So lang ich mit Euch Weisheit trieb,
Durft' ich auch toll sein, um das Gleichgewicht
Zu halten. Beides hört nun auf für mich,
Der Etiquette und der Kette wegen,
Die ich bald trage. Hof- und Ehmann sind
Gleich sehr von Weisheit und von Tollheit fern.
Ein Mittelding von beidem, Langeweile.

Maske.

Mein Prinz, Ihr nehmt es düster.

Pedro.

So nehmt es lustig, wenn Ihr einen Freund
Begrabt. Heda, Musik! Laßt Tänzer kommen!
Daß, wer nicht selbst in Wirbelkreise stürzt,
Sich doch am Anblick labt. Ist Einer mürrisch
Wie Uhu in der Spalte alter Mauern,
Und sieht er nur Bewegung, Glanz und Licht,
So schweigt sein Gram und hält sich scheu und still.
(Zimbeln, Trommeln und Flöten hinter der Scene.)
Habt Ihr die maurische Musik zur Hand,
So fehlt's auch nicht an braunen, sammt'nen Wangen

Luis.

Denkt Ihr noch an Zenobia, mein Prinz?

Pedro.

Wie ich so toll verliebt war in die Kleine,
Das braune Heidenkind! Wißt Ihr es noch?
Lacht mich doch aus! 's war meine erste Liebe!

Luis.

Mein Prinz, Ihr nahmt es tragisch fast.

Pedro.

Das ist's ja, was so närrisch an der Sache.
Zenobia hieß sie, wie die große Königin
Des Morgenlandes. Glühender gibt's keine Sonne
Am Firmament des heißen Indiens.
Und doch war ihre Liebe ganz nur Unschuld.

Nehmt nicht die weiße Lilie als Symbol,
Die braunen Wüſtenkinder nehmt, die ſind
Ganz ränkelos, ganz Einfalt und Natur.
Das braune Mädchen hing ſo treu an mir!
Da hört ſie plötzlich, wer ich bin. Im Nu
Iſt ſie entflohn, ſpurlos vor mir zerſtoben,
Ein Meteor, ein Phänomen des Südens.

Luis.

Wir hörten niemals wieder von der Kleinen.

Pedro.

Freund, Freund, mein Glück!

Scene 7.

(Mauriſche Mädchen treten auf. Iſaura und Bella unter ihnen in gleicher Tracht.)

Pedro.

Ha, ich muß lachen,
Seh' ich, daß dieſe braunen Tänzerinnen
Euch Söhnen von Coimbra treulich folgen
Wie einem Heer die Marketenderinnen.
(lachend.) Minerva ſchone Euch in ihrem Zorne,
Wenn ſich Frau Venus in ihr Handwerk miſcht!
(Tanz und Muſik.)
Seht! ſeht! die dunkle Wetterwolke naht.
Die Pauken raſen und die Flöten ſchmachten.

Luis.

Hoheit, Ihr ſeid noch ohne Maske.

Pedro.

Recht, gebt her.
(Er zieht ſich in den Haufen zurück und maskirt ſich. Während die Tanzenden ſich im Mittelgrund ausbreiten, tritt Iſaura in den Vorgrund.)

Iſaura.

Jetzt ſteh' mir bei, du zweifelvolle Gottheit!
Gewinn — Verluſt — mein Glück ſteht auf dem Spiel.
— Ich muß es wiſſen, wo er ſterblich iſt.
Und weiß ich ihn verloren, gottverlaſſen,
Dann kehr' ich ſchaudernd in mich ſelbſt zurück,
Und will erſtarr'n, wie Niobe zu Stein,
Soviel ſoll Salz in meinen Thränen ſein.

Bella. (tritt zu ihr.)

Sie ſind beſtochen, Fürſtin, ſind zu Willen Euch.
(Beide ziehen ſich unter die Tanzenden zurück. Die mauriſche Muſik wird ſtürmiſcher, die Masken miſchen ſich unter die Tänzerinnen. — Der Prinz

tritt, maskirt, wieder in den Vorgrund zur Seite. Iſaura verläßt den Kreis der Tanzenden und tritt mit der Gebärdenſprache des Fandango zu ihm.)

Pedro.

Das iſt nicht mauriſch, das iſt ſpaniſch.

(Iſaura umkreiſt ihn. Die Pantomime des Fandango drückt Suchen und Fliehen, Sehnſucht und Verlangen aus.)

Pedro.

Nun, Nymphe, ende Deine Schlangenkreiſe.
Du haſt mich abgelöſt von aller Welt.

(Tänzerinnen und Masken haben ſich allmälig in den Hintergrund zurückgezogen. Der Platz iſt frei. Pedro und Iſaura ſind allein.)

Pedro.

Laß ab, der Wirbeltanz ergreift die Seele.
(für ſich flüſternd.) Bei Gott, das Weib iſt ſchön! Biſt Du Zenobia?
Nein, nein, ich weiß es. Sag, wie nennſt Du Dich?
Dein Tanz war ſpaniſch!

(Iſaura legt den Finger auf ihre Lippen. Sie nöthigt ihn zum Sitzen, kniet vor ihm nieder und ergreift ſeine Hand.)

Pedro.

Alſo doch Zigeunerin.

(Er hält die flache Hand hin. Sie macht Zeichen.)

Pedro.

Ich kann die ſtumme Sprache mir nicht deuten.
Sag' mir die Zukunft, Weib. — Ha, wie Dein Puls
Noch fliegt! So ruh' Dich aus, Dein Kopf brennt heiß.
— So traurig ſenkſt Du Deine Stirn?
Erſt lauter Raſerei der Freude — und nun?

(Sie bedeckt mit beiden Händen ihr Geſicht.)

Gilt das der Zukunft? Wie? So trüb' iſt die?
Sag' mir mein Schickſal, Mädchen! droht mir Unglück?

Iſaura.

Du biſt ſehr arm, ſehr einſam und verlaſſen.

Pedro.

Wer wär' das nicht! Sag' meine Zukunft mir!

Iſaura.

Die Gegenwart iſt wicht'ger als die Zukunft.

Pedro.

Die Gegenwart iſt fertig, iſt gemacht,
An jener nur läßt ſich noch bau'n und ändern.

Iſaura.

Die Gegenwart wächſt unter Deinen Händen,
Sie war vor einem Augenblick noch Zukunft.
Aus ihr, ja aus Dir ſelber, Menſch, entſteigt,
Was Thoren Zukunft, was ſie Schickſal nennen.
Das, was Du haſt, das ſichert Dir die Welt.

Pedro.

Seltſam! — Prophetin meiner Gegenwart!
So ſag, wie ſteht's mit mir?

Iſaura.

Du biſt verlobt,
Morgen vermählt!

Pedro. (für ſich.)

Ich bin erkannt. Will ſeh'n, wohin das führt.
(laut.) Du ſagſt nichts Neues mir. Ich bin verlobt,
Morgen vermählt. Doch was erwächſt daraus?
Heil oder Unheil?

Iſaura.

Heil oder Unheil!

Pedro.

Du äff'ſt mich, biſt mein Echo nur.

Iſaura.

Zukunft iſt nur ein Echo Deiner ſelbſt.

Pedro.

Doch ſprich, wie werb' ich um die Gunſt des Schickſals?

(Iſaura ſchweigt, ſteht auf und wendet ſich ab, verhüllten Hauptes.)

Pedro.

Du ſchweigſt?

Iſaura.

O Prinz!
Du wirſt geliebt! von einem Herzen, das
Sich ſtill verzehrt und in der Aſche glimmt!

Pedro.

Seltſam Geſchöpf! Die Stimme bebt, ihr Buſen
Wogt bang und ſchwer. Sie iſt kein Mohrenmädchen.
Wozu die Larve auch? — Verzeiht mir, Schöne!

(Er will ſie demaskiren. Sie ſpringt zurück und zieht einen Dolch.)

Pedro.

Bewaffnet auch? — Du räthſelhafte Pythia, —
Jugend entſchließt zu Deinem Handwerk ſich
Nicht leicht. Zigeunermütter pflegen ſonſt
Mit ſolchen Sprüchen uns zu necken. Jugend
Weiß nichts von Zukunft, fühlt nur Gegenwart,
Und trinkt vom Becher, bis ſie taumelnd ſinkt.
— Ich bin geliebt! — O laß mich's denken, Du,
Du ſei'ſt es, die mich liebt. — Ihr güt'gen Götter,
Berauſcht Ihr mein Gefühl, ſeid Ihr's, die Ihr
Dies Oel ins Herz mir träufelt? —
Wie nenn' ich Dich? Laß Deine Hand mich faſſen.

Du zitterſt bang zuſammen, ſcheues Herz?
Birg hier Dein Haupt. Hör' an, ich liebe Dich.

Iſaura.

Zenobia nanntet Ihr? — Wer iſt Zenobia?

Pedro.

Ein Traumbild war's, ohn' alle Wirklichkeit,
Ein Trug der Sinne, Meteor der Wünſche!
Wie Spreu zerflog ſie, als mein Arm ſie faßte.
Dich will ich halten, — ſei kein Trugbild mir!
Nach einem Herzen voll Unſterblichkeit
Lechzt meine Seele. Reiche mir den Becher!
Du ſtaunſt mich an? — Laß mich Dein Augenlicht
Erſpäh'n. Seid, Lippen, ſtill; ihr Wangen, rührt
Euch nicht, noch ſeid ſo neidiſch —
(Er nimmt ihr die Maske ab und ſtarrt ſie an.)

Iſaura. (beſchämt und entzückt zugleich.)
Dom Pedro!

Pedro.

Bei allen Heiligen! Iſaura, Ihr?
Prinzeſſin!

Iſaura.

Pedro!

Pedro.

In der That, ich bin
Erſtaunt. — Die Maskenfreiheit ſo zu brauchen —

Iſaura.

Erbarmen, Prinz. Straft! und verzeiht! doch was!
Bedarf es der Verzeihung, wo die Macht
Der Liebe flügelſchnell ſich Lieb' erobert!
Ich fand ihn aus in ſeines Herzens Tiefen.
Er liebt mich, eh' ich noch ein Recht auf ihn.
Wohl iſt die Liebe blind, doch leuchtet ihr
Des innern Geiſtes ewig helle Sonne.
Ihr ſaht mich nicht, und fühltet doch die Seele
Magiſch getrieben; wolltet nicht mein Herz,
Und wähltet doch, was Euch die Götter boten!
Den Menſchen fand ich aus in Euch, nun ſeid
Ihr Gatte mir, nicht blos Gemahl. Hab' ich
Eu'r Herz, trag' ich mit Stolz auch Eure Krone.
O halte feſt, du meine trunkne Seele,
Laß dich im Rauſch nicht himmelan zerfliegen!
Ich bet' Euch an, weil Ihr mich liebt.

Ich lieb' Euch, weil ich Euch anbete.
O Wirrwarr der Gedanken, wer kann dich lösen!
(Sie lehnt Ihr Haupt an seine Schulter.)

Pedro.

Faßt Euch, man kommt.

Isaura.

Jetzt maurisch Mädchen wieder. Zenobia!
Lebt wohl, lebt wohl! (sie nimmt die Maske vor.)

Pedro.

Heiland der Welt, wie seltsam!
(Die Musik ist wieder ganz laut und nahe. Die Tänzerinnen schwirren herum. Isaura verschwindet in dem Haufen.)

(Vorhang fällt.)

Dritter Act.

Scene 1.

Thronsaal. Staatsrath. Der König auf dem Thronsessel, neben ihm zur Linken der Sessel der Königin leer, zur Rechten der Sessel des Prinzen ebenfalls leer. Dom Leon, Dom Garcia und die Großen des Reiches.

König.

Ermüdet von des Lebens langem Dienst,
Vom Sturz des Pferdes jüngst auch noch gelähmt,
Empfang' ich Euch nun wohl zum letzten Mal.
So wie ich schleiche, ist noch Kopf und Herz
Gar heiß erfüllt von unsres Landes Wohl,
Doch ist's ein Brüten nur, ein nächtlich Dämmern.
Des Handelns frischer Quell ist mir versagt.
Im langen Dienst ist manches uns gelungen,
Mit Eurer Hülf', Ihr Herren und Getreuen.
Ein Fürst ist nichts als seines Volkes Erster.
In ihm erfaßt es sich als Mittelpunkt,
In ihm wird es Person. Die Sterblichkeit
Des Menschen streif' er ab, des eigenen
Bedünkens Willkür, Laune und Begier
Hör' auf in eines Fürsten Brust zu gelten.
Volkswille, in Eins erfaßt, das sei der Fürst.
— Ist etwas werth an meinem Lebensthun,
So ist's, weil Portugal gelebt in mir.

Mein Wille war, was Portugal gewollt.
Mein Werth liegt ganz in meines Volkes Werth.
Nicht mir gehört Volk, Land und Thron, vielmehr
Ich ihm, und über jedes Haupt hinweg
Ragt hoch, steht heilig da das Vaterland,
Dem Alle wir mit Leib und Geist zu eigen.
— Mich trieb im Dienst, ich kann's, Ihr Herrn, Euch sagen, —
Oft unbewußt ein heiliger Instinct.
Ich habe mit den Kön'gen nicht geklügelt,
Die Rechnenkunst der hohen Staatsweisheit
Verstand ich nicht, ich schlug den Feind aufs Haupt,
Weil das der Drang des Blutes so erfordert,
Und weil ich fühlte, daß mein Volk so fühlt.
Das wißt Ihr, die Ihr Portugiesen seid.

Leon.

Ja, Herr, Ihr sagt es und Eu'r Volk mit Euch.
Muth galt uns Tugend, und die Ehre Klugheit,
Und seht, wir haben Portugal ganz neu
Geschaffen und als unabhängig Reich.
Wir haben es in Reih' und Glied gestellt
Mit allen Völkern pyrenä'scher Insel.
Der Spanier, der uns grollt, er ist aus Furcht
Uns Bruder, und Castiliens Perle selbst,
Isaura's jungfräuliches Heldenherz,
Gewannt Ihr Euch für Eures Thrones Erben. —

König.

— Das, Kinder, war des Alten letzte That.
Und füllte uns nicht andrer Gram das Herz,
Ich könnte, ob der guten letzten That
Mit Freuden in die Gruft der Väter fahren.
— Doch that ich Alles — heilig schwör' ich das! —
Nicht meinem Hause nur, nein, meinem Volke.
Alles für Portugal! — Darum seid Ihr,
Die Großen meines Volks, so gut die Erben
All dessen, was uns heilig war und ist,
Als Pedro, meines Hauses einz'ger Sproß.
Des eignen Hauses Hallen dehn' ich aus,
So weit die Woge unser Ufer schlägt,
So weit die Zunge Portugiesisch tönt. —

Leon.

Und wo sie tönt, seid Ihr der Stolz des Landes.

König.

Noch gab es keinen König Portugals,
Der nicht des Landes Ehre tief gefühlt,

Doch ſeht, Ihr Herrn, ich bin nun alt und mürbe,
Und wenn, — es könnte ja der Fall ſich ſtellen
Als Unglück und auf kurze Zwiſchenzeit, —
Wenn läſſ'ge Jugend, launenhafter Dünkel,
Nicht ſchlimm geartet, doch nicht mannesfeſt,
Wenn — ſag' ich —, nahe liegt der Fall uns nicht,
Denn Pedro, unſer Sohn, beſinnt ſich auf ſich ſelbſt, —
Wenn, ſag' ich, einſt, in fernen Tagen
Kindiſche Schwäche, die in Träumerei
Sich wälzt, nicht eingedenk ſein ſollte unſrer Ehre,
Dann, Söhne Portugals, das ſchwört mir heilig!
Seid Ihr die Säulen unſres Volks und Throns!
Legt auf dies Pergament die Ehrenhand,
Die, ſo vom Herzen kommt, legt auf das Kreuz
Des Schwerts, hebt dann die Rechte hoch gen Himmel,
Und ſchwört, daß Portugal Euch heiliger
Als Alles in der Welt, auf Tod und Leben.

Leon.

Das ſchwören wir, ſo Gott uns helfen mag!

Alle.

Wir ſchwören es!

Garcia.

Lang lebe noch, glorreicher König Du,
Als Zierde, Lieb' und Stolz des Volkes!

Die Großen.

Ein dreimal Hoch Alfonſo dem Erlauchten!

(mit gezückten Degen, mit Schwenken der Hüte u. ſ. w.)

König. (ſetzt ſich wieder; nach einer Pauſe.)

Der Erſte nach mir fehlt. Der Schwur bleibt ihm
Erlaſſen nicht. Stets ſäumt er, wo es gilt.
Er ſoll es mir als Portugieſe ſchwören,
Daß er des Landes Ehre heilig wahrt
Gegen jedweden, — wär's der König ſelbſt!
— Und nun, Ihr Herrn, bedenkt den einzlen Fall,
Der uns zuſammenrief. Bergvölker ſind's,
Ein Haufe wilder Burſche an den Grenzen,
Die unſre Ruh' bedrohen, lärmende
Geſellen, die aus ihres Hinterhalts
Verborgnen Schluchten auf den Pilger ſtürzen,
Tribut uns weigern, und heimtück'ſchen Krieg
Uns mitten in den Schooß des Friedens bringen.

Scene 2.

Iſaura ſtürzt mit fliegenden Gewändern in den Saal. Der König ſteht auf, die Großen entblößen ihre Häupter. Aufregung.

Iſaura.

Ihr Herrn verzeiht, — Ew. Majeſtät, — der Prinz —
Sein Roß ſtürzt herrenlos in's Thor der Burg,
Mit Schaum bedeckt, mit wildverwornen Mähnen.
Der Prinz iſt auf der Jagd ſeit Tag und Nacht.
Und während Ihr des Reiches Wohl betreibt,
Ringt ſeine Zukunft mit Gefahr und Tod!

König.

Er ging zur Jagd nicht ohne ſein Gefolge.
Doch kann ein Unfall — ſeht nach dem Infanten!
Beruhigt Euch, Prinzeſſin!

(Einige der Herrn ab. Der König ſteigt vom Thron und tritt zu Iſaura.)

König.

Seht, ſeht! was Ihr aus meinem Knaben macht!
Aus einem Nimrod wird wohl noch ein Held.
In wenig Tagen habt Ihr ihn verwandelt.

Iſaura. (für ſich.)

O bittrer Wandel, mir zum Fluch!

König. (zur Verſammlung.)

Wer ſah des Prinzen Pferd?

Iſaura.

Ich ſelbſt, mein Fürſt.
Es iſt mein Zelter, den er ſo verwildert.

König.

Ha, den Ihr tauſchtet für den Andaluſier.
— Nun, reitet er die zahmen Thiere wild,
Und zähmt die Beſtien des wilden Waldes,
So wird er uns dereinſt noch Schlachten liefern.

Iſaura. (für ſich.)

Ja, gegen Herzen, die er kalt zerknickt!

König.

Ihr Holde, Theure, Ihr ſeht blaß, verſtört —

Iſaura.

Verzeiht, wenn eines Weibes Sorg' und Angſt
Sich eindrängt in den weiſen Rath der Fürſten —
— O ich bin grenzenlos vernichtet!

König.

Was war das?

Iſaura. (raſch zurücknehmend.)

Still! Nichts, nichts, ein eitles Wort!

König.

Kind, Kind! ein eitles Wort das Wort „vernichtet?“
Handhabt die Zunge feſter, bitt' ich Euch
Um Gott!

Scene 3.

Pedro tritt raſch ein, die rechte Hand verbunden. Die Vorigen.

Iſaura.

Da iſt er ſelbſt!

Pedro.

Verzeihung, Herrn, Verzeihung, Majeſtät!
Daß ich ſo ſpät hier — (erblickt Iſaura; halb für ſich:)
Wie! mein Weib im Staatsrath? —
So ſpät Theil nehme an der hohen Sitzung.
Ein Unfall auf der Jagd — ich ſtieß dem Eber
Die Klinge ſeitwärts in den Rachen, — ſchief, —
Sie ſprang, und über das Gefäß hinweg
Faßt' mich ſein Hauer in den rechten Arm,
Bis mit der Linken ich den Dolch ihm zückte
In ſeine Weichen. — Athemlos ſaß ich
'ne Weile vor dem hingeſtreckten Eber,
Der ehrfurchtsvoll ſein Haupt geſenkt, mir huld'gend. —
Wie ich mich wende und auf Rückzug denke, —
— War ausgezogen ohne mein Gefolg —
Hat ſich das Roß, der zahme, bleiche Schimmel,
Feig aus dem Staub gemacht, bringt falſche Mähr
Ins Schloß, und eh' ich es zu Fuß erreiche,
Iſt Alles in Allarm, mich aufzuſpüren.

Leon. (zu Iſaura.)

Wohl Euch und uns!

Pedro.

— Mein Fürſt, Ihr habt mich oft geſchmäht, daß ich
Den Eber, den ich in dem Wappen führe,
Noch nicht verdient. Heut bring' ich den Tribut,
Ich liefr' Euch eigenhändig in die Küche
Den königlichen Eber, wenn Ihr wollt.

König. (für ſich.)

Das klingt wie Hohn.
(laut.) Ihr geht zu weit, mein Sohn.
Feldherr iſt nicht, wer handgemein ſich macht,
Sich ausſetzt und nach eitlen Thaten dürſtet.
Wollt Ihr die Sau abfangen, lernt es erſt
Von unſern Jägern. — Doch, was zürn' ich denn!

Mich freut Eu'r friſches, luſtiges Beginnen!
Und jetzt, da unſres Thrones Stamm ſich zeigte,
Zur Sach', Ihr Herrn, der Staatsrath iſt beiſammen,
Und laßt uns weiter jenen Punkt erwägen,
Wie wir des Bergvolks zügelloſen Sinn
Beſchwicht'gen. — Bleibt, Prinzeſſin, bleibt! Damit
Ihr ſeht, wie hoch wir Euch in Ehren halten,
Kommt, kommt, und nehmt auf dieſem Seſſel Platz,
Wo weiland ſaß mein königlich Gemahl.
Ich weiß, ſo weit mein Scepter reicht, den Platz
Nicht würd'ger zu beſetzen als mit Euch,
Caſtiliens Glanz, Portugals Luſt und Stolz!
Erlaubt, mein Prinz, daß eh' Ihr ſelber König,
Euer Gemahl den Thron der Väter ziert.
(Er führt die Prinzeſſin auf den Thron zu dem Seſſel neben ſich. Der Prinz nimmt den ſeinigen ein, verläßt ihn aber bald wieder in der Lebhaftigkeit der Rede, und tritt dann in den Vorgrund.)

König.

Bedeckt Euch, Herrn. (Die Granden bedecken ſich.)
Es war die Rede hier
Von unſerm Bergvolk, das ſich uns empört,
Die Ruh' uns kränkt, den goldnen Frieden ſchmälert,
Tribut verweigert, Mannſchaft uns verſagt.
Die Geißeln, die wir haben, ſind uns Bürge,
Daß wir im Stande, Blut um Blut zu zahlen.
Mein Prinz, der Ihr den Eber ſchlugt, ſagt an,
Wie zügeln wir des Bergvolks wilden Trotz?

Pedro.

Da Ihr ſcherzhaft vom Eber ſprecht, mein Fürſt:
Ein Volk iſt nicht zu fangen wie ein Wild.
Macht Ihr es erſt zur Beſtie, daß es raſ't,
So gleicht's dem Eber nicht, der Hyder, die
Sich doppelköpfig wieder zeugt. Je mehr
Ihr mäh't, je furchtbarer wächſt ihr die Macht.
Tilgt Ein Geſchlecht Ihr — o! die Nachgeburt
Bleibt doppelt Euch den Dank der Rache ſchuldig.
— Gebt frei das Volk: dann iſt es Euer Freund.
Tribut iſt ſchmählich, nehmt Ihr ihn in Menſchen.
Das Bergvolk kenn' ich, Kinder der Natur
Sind nicht zum Dienſt der Sclaverei gemacht.

König.

Iſt das des königlichen Prinzen Wort?

Pedro.

Ihr fordert es; ich gab es Euch, mein Fürſt,
So rein wie es in meiner Seele wächſt. —

Prayer to Almighty Jesus Christ.

Almighty Jesus Christ, Son of God, who
Art the Lord of Lords, and the King of Kings,
Who art the Prince of Peace, and the Saviour
Of the World, who art the Resurrection
And the Life, who art the Light of the World,
Who art the Bread of Life, who art the Way,
The Truth, and the Life, who art the Good Shepherd,
Who art the Lamb of God, who art the Alpha
And Omega, who art the Beginning and the End,
Who art the Rock of Ages, who art the Rose of Sharon,
And the Lily of the Valley, who art the Bright
And Morning Star, who art the Desire of all Nations,
Who art the Author and Finisher of our Faith,
Who art the Captain of our Salvation, who art
The Mighty God, who art the Everlasting Father,
Who art the Wonderful Counsellor, who art the Holy One
And the Just, who art the Advocate with the Father,
Who art the Propitiation for our Sins, who art
The Faithful and True Witness, who art the Head
Of the Church, who art the First and the Last,
Who art He that liveth and was dead, and behold
Thou art alive for evermore, Amen, and who hast
The Keys of Hell and of Death, who art the Son
Of God, who art the Son of Man, who art
Worthy to receive Glory and Honour and Power,
For Thou hast created all things, and for Thy
Pleasure they are and were created, who art
Worthy to receive Glory and Honour and Power,
For Thou hast redeemed us to God by Thy Blood
Out of every Kindred and Tongue and People
And Nation, who art worthy to receive Glory
And Honour and Power, for Thou hast made us
Unto our God Kings and Priests, and we shall
Reign on the Earth, who art worthy to receive
Glory and Honour and Power, for Thou art
Worthy to receive Glory and Honour and Power,
Blessing and Honour and Glory and Power be
Unto Thee that sittest upon the Throne, and unto
The Lamb for ever and ever, Amen.

Hymn 4.

By Bishop Ken, A.D. 1709.

Awake, my Muse, in Numbers
Of Heavenly Harmony, and sing
The Glories of the Lord of Hosts,
The Universal King.

Sing Him, ye Heavens, and Earth, reply,
By Mountains, Seas, by Forests, Floods,
And Groves, and Springs, and Caves, and Mines,
And all the Secret Deeps.

Sing Him, ye Stars, that gild the Night,
And Angels, sing His Throne on High,
Ye Thrones, and Dominations,
Ye Glories of the Sky.

Sing Him, ye Heavenly Virtues,
Cherubim and Seraphim,
Sing Him, ye Principalities,
And Powers, and Mighty Hosts.

Sing Him, ye Golden Trumpets,
Sing Him, ye Silver Bells,
Ye Spirits of the Trembling Heart,
And Touch the Tuneful Strings.

Sing Him, ye Sacred Prophets,
Sing Him, ye Learned Choirs,
Sing Him, ye Saints, and Martyrs,
And Holy Men of Zeal.

Sing Him, ye Pious Penitents,
Sing Him, ye Humble Souls,
Ye Virgin Choirs, and Holy Youths,
And Children sing His Praise.

Sing Him, ye Hills, and Valleys,
Sing Him, ye Trees, and Plants,
Ye Fountains, and ye Floods,
And all ye Living Souls.

Sing Him, ye Fowls of Heaven,
Sing Him, ye Flocks, and Herds,
Ye Beasts of Prey, and Cattle,
And Worms, and Insects sing.

Sing Him, ye Fishes, in the Sea,
Sing Him, ye Dragons, and the Whales,
Sing Him, ye Hosts of Creatures,
That dwell in Land, or Sea.

Sing Him, ye Heavens, and Earth, reply,
By Mountains, Seas, by Forests, Floods,
And Groves, and Springs, and Caves, and Mines,
And all the Secret Deeps.

Sing Him, ye Stars, that gild the Night,
And Angels, sing His Throne on High,
Ye Thrones, and Dominations,
Ye Glories of the Sky.

Sing Him, ye Heavenly Virtues,
Cherubim and Seraphim,
Sing Him, ye Principalities,
And Powers, and Mighty Hosts.

Sing Him, ye Golden Trumpets,
Sing Him, ye Silver Bells,
Ye Spirits of the Trembling Heart,
And Touch the Tuneful Strings.

Sing Him, ye Sacred Prophets,
Sing Him, ye Learned Choirs,
Sing Him, ye Saints, and Martyrs,
And Holy Men of Zeal.

Sing Him, ye Pious Penitents,
Sing Him, ye Humble Souls,
Ye Virgin Choirs, and Holy Youths,
And Children sing His Praise.

Sing Him, ye Hills, and Valleys,
Sing Him, ye Trees, and Plants,
Ye Fountains, and ye Floods,
And all ye Living Souls.

Sing Him, ye Fowls of Heaven,
Sing Him, ye Flocks, and Herds,
Ye Beasts of Prey, and Cattle,
And Worms, and Insects sing.

Sing Him, ye Fishes, in the Sea,
Sing Him, ye Dragons, and the Whales,
Sing Him, ye Hosts of Creatures,
That dwell in Land, or Sea.

Wer nicht Verräther iſt am Vaterland,
Der folge mir!

(Der König eilt mit gezogenem Schwert ab, alle Granden desgleichen ihm nach mit dem Ruf: Heil König Alfons! Heil! Iſaura ſteigt langſam die Stufen vom Thron herab. Der Prinz, unbewegt im Vorgrunde.)

Scene 5.

Die Prinzeſſin, noch an den Stufen des Thrones, nähert ſich Pedro.

Iſaura.

Mein Fürſt —

Pedro. (fährt aus ſeinem Sinnen auf.)
Prinzeſſin, wie? Ihr hier, verzeiht!

Iſaura. (nach einer Pauſe.)
Ich hab' Euch Andres zu verzeihn, Dom Pedro.
Wenn ſich die Gattin zu dem Gatten ſtellt,
So nimmt ſie wahr ihr gutes Recht, nichts weiter. —
(ſchmeichelnd.) Ihr ſeid nicht ganz verlaſſen in der Welt.
Der König und der Vater gab Euch preis —
Das Vaterland müßt Ihr erobern erſt —

Pedro.
Bei dem, was heilig Himmels und der Erden,
Das will ich! Vaterland, du biſt mein eigen,
Des Volkes Zukunft wird die meine ſein.
Ich will's erobern mir und meinen Plänen!
Nicht mit Gewaltherrſchaft gemeiner Kunſt.
Wo ich regiere, ſoll die Freude blühn.
Es gibt auch Helden, die den Frieden pflegen,
Faſſ' ich das Scepter Portugals mit Händen,
Der dürre goldne Zweig ſoll Blüthen treiben,
Er ſoll, ich ſchwör's, der Welt ein Oelzweig werden.
Halbgötter wollt Ihr, rings bedient von Sklaven,
Die zähneknirſchend ihren Groll verbeißen.
Nehmt Euern Ruhm, nehmt Euer Flittergold!
Mir eckelt vor ſo täuſchenden Trophäen —
Ich will — Trotz ſei geboten Eurem Hohn —
Ich will ein friedlich Land voll Menſchenglück.
Das Spinnennetz voll künſtlich feiner Ränke
Zerreiß' ich Euch. Halbgötter ſtürz' ich in
Ihr Nichts, und Sklaven mach' ich mir zu Menſchen.
Ein Paradies ſoll blühn in meinen Staaten,
Ein Volk von Brüdern ſei mein Portugal,
Natur ſoll herrſchen, wo ich König bin.

Iſaura. (nach einer Pauſe.)
Und bin ich Euch gar nichts in Eurer Welt?
(Pedro ſchweigt.)
Iſaura. (beleidigt.)
Mein Fürſt, Ihr miedet mich, ſeit wir vermählt.
Glaubt Ihr Euch frei, weil ich's im Scherz ſo nahm?
Pedro.
Ich bitt' Euch, denkt nicht arg von mir, Prinzeſſin.
Iſaura. (ſchmeichelnd.)
Wollt wirklich einſam ſein im Paradies,
Das eigenmächtig Ihr der Welt aufzwingt?
Pedro.
Aufzwingen? — Was Natur und freie Wahl
Verbindet, iſt dem ſklav'ſchen Zwang enthoben.
Nur wo die Satzung unter Menſchen gilt,
Wo Ketten binden, nicht die freie Wahl,
Da bäumt das Herz ſich gegen Tyrannei.
Iſaura.
O ſchirmt mich, ſchirmt mich, himmliſche Gewalten!
Pedro.
Um Gott, was iſt Euch, Fürſtin? Führ' ich Euch
Zu Euren Fraun?
Iſaura.
Nein, ſteht mir Rede, bleibt!
Bin ich ſo fremd Euch wirklich, wie Ihr ſagt?
Gab uns nur fremde Willkür an einander? —
Fühlt das Gewicht des ganzen ſchweren Wortes —
Bedenkt's bei Eurem ew'gen Seelenheil!
— Ihr ſtaunt, Ihr zögert — all ihr guten Engel!
Leiht Eure Zunge mir, gebt Flügel, Flügel!
(ſie ſinkt vor ihm nieder.)
Ein Weib kniet vor dem Mann und fleht um Liebe.
Wohl iſt das Frevel an dem Stolz der Seele,
Doch Nacht umwirrt die Sinne mir! — O Pedro,
Denkt Ihr denn gar nicht meiner Liebe mehr?
Nicht Eures Herzens, das ich mir erobert?
Pedro. (für ſich.)
Erobert nicht, erliſtet, ja, bei Nacht und Nebel!
Iſaura.
Die Fürſtin ward verlobt dem Fürſten, da
Gab frei ich Euch, weil bandenlos ich ſelbſt.
Doch warf ich ab der Fürſtin Kleid, und kam —
Als Weib zu Euch — — Gebt Ihr mir Hohn für Demuth?
(halb aufſtehend.) — O eines Mannes Herz iſt Tigertücke.

Seid Löwe doch, wofern Ihr Raubthier ſeid!
(weinend und zuſammenſinkend.)
— Meint Ihr, es war nur Scherz, daß ich Eu'r Herz
Gewann in einer Maske eitlem Trug?
O nur in höchſter Noth wirft ab ein Weib
Des Stolzes letzten Schleier. — Frei wär't Ihr?
(aufſtehend, aufgerichtet, dreiſt.)
Du biſt nicht frei mehr, wenn ein Weib Dich liebt.
Die Liebe gibt ihr Anwartſchaft auf Dich.
Und fliehſt Du weit bis an den Rand des Meeres,
Sie folgt Dir nach mit ihrem Fackelbrand.
Nimmſt Flügel Du der lichten Morgenröthe,
Ein Weib taucht ſich in die Unendlichkeit,
Verfallen biſt Du ihr auf ewig, ewig! —

Pedro.

Beruhigt Euch, kommt zu Euch ſelbſt doch wieder!
Der Mann iſt rauh. Mild ſei das Weib. Die Sanftmuth
Der Frauen öffnet uns das Paradies.

Iſaura. (bitter lächelnd.)

Ihr Thoren wähnt, die Liebe ſei ein Engel!
(ernſt, groß.) Ein Cherub — ja! mit Feuerflammenſchwert!
Er treibt Euch aus dem Paradies der Ruhe,
In das ſich Eure Eigenſucht gebettet!
O, o, ein Engel — dunkelroth von Wangen, —
Den Brand hat Eure Tücke angefacht! —
Ein Dämon, blutroth! voller Gluth und Rache —
(mit Raſerei.) Laßt mich Euch ſtrafen — ha! Euch oder mich —
So heiß ſei die Umarmung unſrer Seelen!
(Sie ſtürzt auf ihn ein, reißt ihm den Dolch vom Gürtel und zückt ihn über ſich und ihm. Der Prinz entwaffnet ſie, der Dolch fällt zu Boden.)

Iſaura. (zuſammenſinkend.)

Ohnmächtig Weib! Ich bin vernichtet!

Pedro.

Beſinnt Euch! Fieberiſch tobt Euer Blut.

Iſaura. (ſich aufraffend.)

Beſinnen? Ja! beſinnen auf mich ſelbſt!
Das will ich, und Du lehrſt mich, was ich ſoll.
Dank Dir! Es iſt ein Henkerwort, doch es
Macht frei vom Jammer meiner Schmach. Getroſt!
Ein Weib beſinnt ſich endlich auf ſich ſelbſt! (Sie eilt ab.)

Pedro. (ihr nach.)

Iſaura, Iſaura, ich laſſ' Euch nicht allein!
(Die Kammerfraun treten ihm entgegen. Er bleibt ſtehen, beſinnt ſich und geht zur Seite ab, während jene der Prinzeſſin folgen.)

Scene 6.

Iſaura's Zimmer. Iſaura, Bella und Kammerfrauen, haſtig.

Nehmt mir den Schleier fort. Den Flügel auf!
Ich athme Flammen. Setzt den Nachttrunk hin.
Die Ampel dort. Dann geht, laßt mich mir ſelbſt.

(Kammerfrauen ab.)

Bella.

Ich ſpiel' Euch nun das Schlummerlied?

Iſaura.

Nein, nein, nicht heute! Sing' es für Dich ſelbſt,
Und ſchwing' Dich auf den Tönen weit hinweg.
— Entkleide mich. Die Spange fort, das Haar
Gelöſt — ſo ſo! ich athme wieder. Komm,
Küß mir die Hand. Nun öffne die Chatulle.
Dort find'ſt Du Tropfen, die — den Schlaf befördern.
Vergreif' Dich nicht, und nun leb wohl, leb wohl!
Grüß' mir Caſtilien, wenn Dein Lied Du ſingſt.

(Bella verſchüchtert ab. Iſaura ſtürzt in den Vorgrund.)

Iſaura. (mit ausgeſtreckten Armen.)

O eine Feuerſäule leuchte mir
Aus dem Gewirr der ſternenloſen Nacht!
Gibt es am weiten Firmament der Welt
Noch eine Leuchte für ein weiblich Herz,
Wenn liebeleer es daſteht, eine Waiſe,
Ein Spott der Schöpfung, auf ſich ſelbſt ein Hohn!
Haſt, Allerbarmer, Du den Abgrund wohl
Ermeſſen, der ein mißgeachtet Weib
Umfängt? O Wüſtenei, o endlos dunkle!
Das alte Chaos war ein Paradies
Von Möglichkeiten. Durch das Nachtgewirr
Lief glitzernd hier und da ein Schimmerſtreif.
Und irrte qualvoll auch die bange Seele:
Das kleinſte Irrlicht macht noch hoffnungskühn!
(zerknirſcht.) — Ich gab den Stolz dahin, um Liebe bettelnd,
An beidem arm, kehr' ich zu mir zurück,
Und finde ausgebrannt des Herzens Stätte,
Die ſonſt ein Freudenſaal voll Kerzenglanz.
— Ha! ſchüttle nicht den Wahnſinn aus den Locken.
Sieh, ſieh! die Flamme leckt gen Himmel hin.
Räch' deine Ehre, Weib! Liebe ſei Haß!
Erſchrick die Welt, dann kennt ſie deine Macht!
— So kühlen Hohn haſt Du, — Du bleicher Träumer?
So ſchlagt, ihr Flammen meiner Seele, ſchlagt
Nur meine Trümmer raſch in Lohe auf.

(bitter.) Aus meiner Aſche deutet er ſich dann
Des ſchönen Lebens heiligſten Gehalt.
(verhöhnend.) Ich ſchwaches Weib? — Ha, zittre Du vor mir!
(wild.) In Dein Gedächtniß, in Dein zähes Herz
Grab' ich mich ein mit ätzend ſcharfem Griffel,
Ja, mit der Reue Zahn, der ewig nagt!
(Sie eilt nach dem Becher, ſchüttet Tropfen ein und hebt das Gefäß in die Höhe.)
Dies, Pedro, hier, auf Dein Geheiß: Beſinnt
Euch, Fürſtin! — So beſinnt Iſaura ſich!
Die Fürſtin rächte, was das Weib verbrach!
(Sie trinkt haſtig. Dann erſchrickt ſie heftig, greift über die Stirn und ſchleicht dann über die Bühne. Vor dem Ruhebett bleibt ſie ſtehen.)
Du ſchleichſt ſehr träg, du kühler Strom des Todes.
Ich hielt dich für 'nen heißen Fiebertrank.
Im Rauſch genoſſen und im Rauſch verdampft,
So wählt' ich dich — und nun, ſo langſam legſt du
Auf mich die Hand des bleiernen Gewichts!
(Lehnt ſich aufs Ruhebett.)
Und ſterbe ſinnlos, zwecklos hin?
— Hab' ich denn niemand, niemand, der mich liebt?
Der König. Ja, der alte Mann — doch nein,
(fröſtelnd.) Was nutzt mir ſeine winterliche Sonne!
O Pedro, Pedro!
Du konnteſt mir ein ew'ger Maitag ſein.
— Mit Blitzen zündet ſich kein Frühling an.
Zu raſch entfaltet, heißt zu raſch geſtorben. —
(Nach einer Pauſe, um ſich blickend.)
Es iſt ſo ſtill wie in der engen Gruft.
— Wär' ich ſchon todt, ſo fragte ich nach Gott.
(aufſtehend.)
Wie groß, wie luſtig iſt das Reich der Sterne!
Und blick' ich rückwärts auf der Erde Thun,
Hör' ich hinaus bis in die weit'ſte Ferne.
Auch ſel'ge Geiſter können nimmer ruhn.
(Sie nimmt die Ampel.)
Konnt' ich den Platz nicht lebend mir erwerben,
Laßt mich, laßt mich an ſeiner Seite ſterben! (ab.)

Scene 7.*)

Dom Pedro's Zimmer. Der Prinz mit Dienern und Fackeln. Nachher ein Page.

Pedro.

Zu Pferd den ganzen Tag, ſagſt Du? Mein Vater?

*) Die Bühne bleibt dunkel bis zur Scene 9., wo mit den Fackeln zugleich die Lampen vorn aufgezogen werden.

Mit ſeiner Wund' am Fuß! O launiſch Alter!
Um Jugend zu beſchämen, der Natur zu trotzen!
Vielleicht nur, weil mein Gleichmuth ihn verdroß.
O mißgeſtalte Welt! — —
Erneut mir den
Verband

(Ein Page kommt.)

Nun raſch! wie geht es der Prinzeſſin?

Page.

Sie hat die Kammerfraun entlaſſen, ſcheint
Zu ruhn, Licht ſeh' ich nicht mehr in den Fenſtern.

Pedro.

Die Nacht bezwingt den allerherbſten Tag! —
— Verlaßt mich, löſcht die Kerzen!
Laßt mir die Fenſter frei, damit der Strahl
Des jungen Tags mich munter findet.

(Begleitung ab. Der Prinz allein.)

Pedro.

O Allmacht Du, Gewohnheit! zwingſt Du alles
Doch endlich in die Bahn, die Du beherrſcheſt?
Der Nachtſturm ſchüttelte ſo wild ſein Haupt,
Die Zwietracht griff ſich ſelbſt ins Schlangenhaar —
Und nun — Betäubung, Schlaf! — Und flieht die Nacht,
Dann reibt der junge Morgen ſich die Wimpern,
Lacht über die Geſpenſterfurcht und gähnt
Und ruft: Es war ein leerer, eitler Traum!
— Und doch biſt Du mir mehr als Traum, Iſaura.
Dein Herz, wie Flammen heiß, wie Lilien rein, —
O gebt mir Raum, daß ich den Zauber faſſe,
Der meine Welt durchdringt, den Zwieſpalt ſühnt,
Der Kopf und Herz jäh von einander riß.
O laßt mich's denken, daß im Schooß der Zeit
Sich mir die Ahnung eines Glücks erſchließt,
In dem die Zweifel ſich des Lebens löſen.

(Er lehnt ſich aufs Ruhebett zurück.)

Scene 8.

Pauſe. Dann tritt Iſaura ein mit der Ampel. Pedro.

Iſaura.

Die Wache, Alles ſchläft. Der Tod nur wacht!
— Hier ſein Aſyl? — Noch einmal zittert mir
Die Seele. — Ha! ſo ruhig ſchläft er
Nach einer Mordthat! — Mordthat? Nein, o nein,

Man mordet Weiber nicht, man ſchleudert ſie
Bei Seit' nur. — Ruhig, ſtillbezwungnes Herz!

Pedro. (ſich aufrichtend.)

Wer biſt Du, bleiches Bild, geſtorbne Seele?

Iſaura.

Wohl, wohl, ein ſchon geſchiednet Geiſt bin ich,
Und ſchwebe noch als Seraph zu Dir nieder.
Gib mir die wunde Hand, ich habe Balſam.

Pedro.

Mein Weib, Iſaura! Gottes ew'ger Engel!

Iſaura.

Ich war Dein Weib. — Jetzt ſteh' ich Dir ſchon fern!

Pedro.

Du hier? — ſo bleich, ſo ſtill? — ich kränkte Dich!

Iſaura.

Du wirſt mich lieben, wenn ich nicht mehr bin.

Pedro.

Du biſt noch. Fühl' ich's nicht mit meinen Armen?
Ich will kein Jenſeits! Was ich hab', iſt mein!

Iſaura.

Ich überſtieg die Schranke ſchon —
Und blicke heimwärts noch auf Dich zurück.
— Auf Erden ſuche Dir ein andres Weib.
Das Vaterland ſei fortan die Geliebte,
Für die Du lebſt und ſtirbſt! Von Paradieſen
Träumſt Du hienieden — Gib Wirklichkeit dem Traum!
Beglück Dein Volk und gib das Leben frei!
Sei Menſch als König! Was an Lieb' ein Weib
Zu fordern hätte, hinterlaſſ' ich erblich
Dem Volke, deſſen Fürſt und Freund Du wirſt.
Das iſt Iſaura's letzter Wille. — Leb' wohl!

Pedro.

Beim heil'gen Himmel, ſprichſt Du irre, Weib?

Iſaura.

Nach Deinem Denken ſprach ich allzeit irre.
— Laß ab von mir. — Ich ſteh' am Ufer ſchon.
Reiß nicht zurück mich in den wilden Strom!
Du wollteſt frei ſein, Pedro. Nun, ſo ſei es!
Auf Wiederſehn! Dort oben werd' ich ſein,
Was Dir von nun das Vaterland hienieden.

(Sie geht. Er ſtarrt ihr knieend nach, mit ausgeſtreckten Händen. Sie wendet ſich, ſchmerzlich und feierlich:)

Heiland der Welt!

(dann ſtürzt ſie leidenſchaftlich in ſeine Arme)

Noch einmal laß Dich faſſen
Mit irdiſcher Gewalt an's wilde Herz!
— Ich wollt' als Heil'ge ſterben, aber ſo —
So ſtirbt es ſich im Rauſch des ſüßen Weh's!
Die That bleibt mein, bleibt mein Geheimniß. — O!
(ſie ſtirbt.)

Pedro.

Ihr ew'gen Götter, und wer iſt der Mörder?
(er lehnt ſich aufs Ruhebett.)
Wer iſt der Mörder hier, der Thäter dieſer That?
(herumtappend.) Wer iſt hier? Ha! wen faſſ' ich hier?
Mich ſelbſt?
Bin ich der Mörder? — Raſerei des Schickſals!
Bin ich's, Iſaura's Mörder? (er ſinkt zuſammen.)
(Pauſe. Er erhebt ſich.)
Die That bleibt mein, bleibt mein Geheimniß — das
Sprach ſie. — Ich hab' dies Weib verkannt, gemordet! —
(er ſtürzt neben ihr nieder. Geräuſch draußen. Pauſe.)

König. (hinter der Scene.)

Hier ſagſt Du, Bella, hier verſchwand ſie,
Ein Geiſt, ſo ſtill, ſo feierlich, — wo — wo?

Scene 9.

König, Bella, Leon, Garcia, Luis, die Granden und Gefolge, mit Fackeln.
Pedro.

König.

O Erd' und Himmel! Wer hat mir das gethan!

Pedro. (erhebt ſich halb vom Boden.)

Mir, mir, mein Vater! hat man das gethan!

König.

Wer ſtahl mir dieſe Perle aus der Krone?
— Gerechter Gott! die Krone ſinkt ihr nach.
Ihr meine Granden! ſteht mir bei! Ihr nach!
(Er ſinkt dem Gefolge in die Arme.)

Die Granden. (dumpf murmelnd.)

Der König! Gott! der König!
(Gruppe. Pedro erhebt ſich.)

Pedro.

Mein Vater! Wollt Ihr das Geleit ihr geben?
Eilt Ihr Iſaura nach, ſie einzuholen?
Vater! Mein Fürſt! — Er ſchweigt. — So tretet her
Im Halbkreis um mich. Sperrt die Thüren, hört!
Ihr ſeid hier Richter! Gebt den Spruch, hört, hört!

Die ungeheure That iſt mein, ich bin —
Ich bin Iſaura's Mörder!
(Schweigen, Verwunderung in Blicken und Gemurmel.)
Leon. (vortretend.)
Mein Prinz, der Schmerz gibt Euch das irre Wort.
Pedro.
O ſeid barmherzig und verdammt mich raſch!
Ich klag' mich an, ich bin des Todes ſchuldig!
Leon. (nach einer Pauſe.)
Mein Prinz, Ihr findet keinen Richter hier.
Pedro.
O weiſt mich Alles denn hinauf zu ihr?
(Geräuſch von außen, Waffenlärm und Gefecht. Der König erholt ſich. Ein Bote ſtürzt herein und macht an Leon eine Meldung. Leon eilt ab mit ihm.)
Pedro.
Nehmt hin mein Schwert, ich trag's nicht mehr mit Ehren.
Ein Todesſpruch iſt eine Gnade hier.
Nehmt Ihr mein Schwert, nehmt Ihr — ich bin Gefangner.
(Er reicht den Degen herum. Jeder weigert ſich, ihn anzunehmen.)

Scene 10.

Leon tritt wieder ein. Die Vorigen.

Leon.
Die Schaaren aus den Bergen ſtürmen an.
Sie haben rings den Palaſt ſchon umzingelt.
Ihr Muth hat ſich in Raſerei verwandelt.
Hört Ihr ſie toben, wild und wuthentbrannt!
(Waffenlärm und Geſchrei draußen.)
Pedro. (mit gezücktem Schwert.)
Ich fand hier meine Richter nicht. Wohlan!
Der Gott der Schlachten halte mir die Waage! u. ſ. w. *)

*) Wir bitten die geneigten Leſer um Entſchuldigung, wenn wir ihnen die Schlußſcene vorenthalten. Der Autor ginge, brächten wir das ganze Stück, nach deutſchen Begriffen ſeines Rechtes verluſtig, von der Bühne honorirt zu werden. — Der Ablauf der Handlung iſt kürzlich dieſer. Pedro ſtürzt in den Kampf; die Granden ihm nach. Der König ſpricht ſich ſelbſt das Wort des Troſtes: Den Tod ſuche Pedro, aber die Ehre werde er, ob todt, ob lebend, finden. Dann wendet der König ſich zu Iſaura's Leiche und ſpricht in der Klage um ihren Tod das Schlußwort.

D. Redaction.

Der Wüſtenſohn.

Eine Epiſode aus dem Leben eines Wiener Salons.

Mitgetheilt von

Caroline B. von S.....y.

In dem Salon der Baronin Z. in Wien war es wieder ein Mal ſehr voll. Das Geſpräch rollte vom Hundertſten zum Tauſendſten. Der Hof, das Theater, die Praterfahrten, die endenden Winterfreuden, neu angeknüpfte Liebesverhältniſſe u. ſ. w. wurden gründlich und mit jenem naiven Ernſt beſprochen, welcher den Wiener Salons, entfernt von aller Theilnahme am politiſchen Leben, wie ſie ſind, eigen iſt.

— Die ſchöne Gräfin, Eliſa von Th***, entſchließt ſich alſo doch zu einer zweiten Heirath?

— Haben Sie dieſe Neuigkeit auch gehört?

— Allerdings.

— Sie heirathet Paolo Rizzi, jenen Italiener oder Araber, der ſo viele Reiſen gemacht hat, und ſo allerliebſt davon zu erzählen verſteht.

— Iſt es möglich?

— Der Mann iſt ja in Bezug auf europäiſche Geſittung ein wahrer Neuling; ſeine Freunde haben ihm den Namen: der Wüſtenſohn gegeben.

— Es iſt ein merkwürdiges Original, der mit dem farblos eintönigen Hintergrunde unſerer gewöhnlichen Geſellſchaft, in der alle Welt einander gleicht und einander nachahmt, wunderbar abſticht. Dieſer Mann wenigſtens gleicht keinem andern; vielleicht iſt er deshalb um Nichts beſſer, aber wenigſtens hat er den Reiz der Neuheit.

—Er iſt in der Geſellſchaft ein ſehr unterhaltender Mann, aber ich habe durchaus nicht die Ueberzeugung, daß ein origineller Charakter eine ſehr wünſchenswerthe Eigenſchaft für einen guten Ehemann iſt.

—Ich meinerſeits möchte mich fürchten, die Gemahlin eines Mannes zu werden, der ſo heftige Leidenſchaften zu beſitzen ſcheint.

—Dafür kann doch ein ſolcher wenigſtens mit Heftigkeit lieben und hat alſo immer einen bedeutenden Vorzug vor vielen unſerer jungen Herren voraus.

—Ja wohl, und dieſe Eigenſchaft iſt die hauptſächlichſte von allen; ich habe es oft bemerkt, wie dieſer Mann von ſo ſtolzem, hochmüthigem, herriſchem, leidenſchaftlichem, heftigem Charakter zum geſchmeidigen, weich nachgiebigen Kinde wird, ſobald er ſich in Eliſens Gegenwart befindet.

—Mit einer Handbewegung, einem Blick macht ſie aus ihm, was ſie will.

—Glauben Sie, daß Eliſa Paolo liebt, daß ſie überhaupt zu lieben fähig iſt?

—Sie iſt eine ſo kalte Frau.

—Aber, mein Gott, wenn ſie ihn heirathet, ſo iſt das doch wohl der beſte Beweis, daß ſie ihn liebt.

—O, Rizzi hat eine Million im Vermögen.

—Da thun Sie Gräfin Eliſa Unrecht; ſie beſitzt ſelbſt große Güter in Ungarn und hat mehrere ſehr vortheilhafte Partien ausgeſchlagen, ſo daß man ſie nicht gut im Verdacht haben kann, als ließe ſie ſich ſehr von ſo materiellen Intereſſen leiten.

—Ich bin froh, daß ſie ſich endlich einmal verheirathet, damit man nur nicht mehr von ihrer Heirath ſprechen hört. Alle Tage gab man ihr einen neuen Anbeter, ohne daß es je auf etwas hinauslief.

—Das iſt die Schuld der Geſellſchaft, nicht die Eliſa's.

—Sie konnte ſich doch wirklich nicht etwa blos deshalb verheirathen, damit die Andern ſie nicht mehr verheirathen. Und man kann ihr doch auch nicht nachſagen, daß ſie coquett ſei.

—Man weiß gar nicht, was ſie iſt; ſie iſt gar nicht, wie alle anderen Frauen.

—Ja, ſie hat alle Dinge in ihre Beſtandtheile zerlegt; ſie vermag nicht mehr, ſich unbefangen einem Eindruck hinzugeben.

—Das Nachdenken hat bei ihr das Gefühl ertödtet.

—Das iſt mir zu tiefſinnig, davon verſtehe ich nichts. Aber eine Gerechtigkeit muß man doch der Gräfin Th*** widerfahren laſſen; ſie prunkt nie mit ihrem Geiſt. Sie iſt im Reden und Benehmen durchaus einfach und anſpruchslos.

—Ihr Stillſchweigen eben klagt ſie an; ſobald die Unterhaltung irgendwie ſchaal wird, oder ſich nur ein klein wenig zur Mediſance hinneigt, ohne welche man doch am Ende in Geſellſchaft nicht leben kann, ſo ſpricht ſie kein Wort mehr.

—Ich will ihr gern alle mögliche Gerechtigkeit widerfahren laſſen; aber ſo viel iſt ausgemacht, ſie iſt im Allgemeinen nicht ſehr beliebt.

—Und doch iſt ſie eine Frau von einer ſeltenen geiſtigen Ueberlegenheit.

—Vielleicht eben aus der Urſache.

So ſprach jede der anweſenden Damen ihr Wörtlein, bildete jeder der Herren ſeine Vermuthung über zwei Perſonen, die Nichts ſo ſehnlich wünſchten, als daß man ſich gar nicht mit ihnen beſchäftige. Die erſte Bedingung aber, der man ſich unterwerfen muß, wenn man in der Geſellſchaft lebt, iſt dieſe, als Nahrungsſtoff für ihre Unterhaltung zu dienen. Was ſollten auch drei Viertheile der ſogenannten feinen Welt anfangen, wenn nicht Geburten, Sterbefälle und Heirathen der Anderen ihnen zum Texte ihrer Geſpräche dienten.

* * *

Eliſa und Paolo waren mehr als viele andere Perſonen geeignet, die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen; denn beide beſaßen einen nicht alltäglichen originellen Charakter. Bei Paolo war dies vorzüglich eine Folge der Umſtände. Italiener von Geburt, war er in einem Alter von 18 Jahren mit der franzöſiſchen Expedition nach Egypten gekommen. In türkiſche Gefangenſchaft gerathen, war es ihm nach einigen Jahren gelungen, zu entfliehen. Er hatte Arabien, Syrien, Paläſtina, Perſien unter verſchiedenen Verkleidungen und in mannichfachen Geſtalten durchſtreift, hatte ſodann nach Indien zu

bringen gesucht, war aber von den Argusaugen der eifersüchtig ihren Schatz bewachenden Engländer zurückgewiesen worden und hatte sich endlich in Bagdad, im Dienste des dortigen Pascha, als Arzt und Baumeister niedergelassen. Nicht etwa, als hätte er jemals die zur Bekleidung dieser beiden Aemter nöthigen Studien gemacht; es war für ihn genug gewesen, Europäer zu sein. Bei einem solchen setzte man universelle Kenntnisse voraus. Rizzi hatte einige oberflächliche Begriffe von Arznei- und Baukunst und wich daher dieser doppelten Verantwortlichkeit nicht aus. Wenn ihm der Pascha befahl, Bäder zu erbauen, Moscheen zu errichten, ihm seine Frauen oder seine Hofbeamten zu heilen, so versuchte er die Sache, probirte Dies und Jenes, machte arge Mißgriffe, behielt aber sein sicheres Wesen bei und hatte zudem ein wunderbares Talent, Gründe für alle Dinge aufzufinden. Starb der Kranke, so war er vom Schicksal dazu bestimmt; stürzte eine Moschee zusammen, so bewies Paolo mathematisch, daß die Gesetze des Gleichgewichtes nicht gehörig beobachtet worden waren. Freilich stand jedes Mal, wenn sich der Pascha in seinen Erwartungen verrechnet hatte, nichts weniger als sein Kopf auf dem Spiele; obgleich derselbe aber seinen Vorgänger meuchlerisch ermordet, vierzig Mitglieder von dessen Familie und zehn bis zwölf von seiner eigenen hatte hinrichten lassen, so war er doch von Herzen nicht bös. Uebrigens waren für ihn Paolo's wunderbare Erzählungen über Europa, die dem Asiaten reizender däuchten, als die ihm alltäglich gewordenen Märchen der Tausend und Einen Nacht, ein Bedürfniß geworden. Er liebte die Europäer sehr, sowohl weil sie in jenen Landen etwas überaus Seltenes sind, als auch weil er an ihre Universalkenntnisse glaubte und sie und ihre Behauptungen für um so unfehlbarer hielt, je unwissender er selbst, als ächter Türke, war.

Paolo war in dieser Stellung doppelt vom Glück begünstigt worden. Ein Mal nämlich hatte er sich im Dienste des Pascha ein ungeheures Vermögen erworben und Gelegenheit gefunden, es allmälig und unbemerkt durch die Vermittelung eines Consuls nach Europa zu schaffen. Sodann war es ihm möglich geworden, Se. Hoheit den Pascha unter dem Vorwande eines Urlaubs zu verlassen und in seine Heimath zurückzukehren. Seitdem er den Orient bewohnte, war es sein sehnlichster Wunsch gewesen, in sein Vaterland

heimzukehren, civiliſirte Völker wiederzuſehen, europäiſche Sitten und Gewohnheiten wiederzufinden, unter Chriſten zu leben. Welch ein Glück dieſes Alles ſei, das fühlen wir, die wir es beſitzen, gar nicht, und erſt der lernt es ſchätzen, der auf dem Rücken eines Kameeles die Wüſte durchſtrichen hat, und dem man, als einem Ungläubigen, einem Hund, einem Giaur, in's Geſicht geſpieen, und der von den Türken beſtohlen und geſchlagen wurde. Für unſern Paolo, der in dem alten Ninive geweilt, während es von den drei Landplagen, Krieg, Peſt und Hungersnoth, heimgeſucht worden, für ihn, der eine Reihe von Jahren unter der willkürlichen Laune eines Paſcha gezittert, dem es zu jeder Stunde einfallen konnte, ihm mit aller Höflichkeit die ſeidene Schnur zur eigenen Erdroſſelung zuzuſenden; für ihn, der außerhalb aller Civiliſation geſtanden, und für den das Leben alle Genüſſe verloren hatte, welche es bei uns durch die Sicherheit und Feſtigkeit der Zuſtände erhält: — für ihn erſchien das nur aus der Ferne geſehene Europa als das Land der Geſetzlichkeit, des brüderlichen Zuſammenlebens, der Freiheit, des Luxus, des Wohlſtandes, der Behaglichkeit. Er ſehnte ſich danach, wie der durſtige Reiſende nach dem Quell ſich ſehnt, den ſeine Phantaſie ihm ſchon von fern vorſpiegelt, wie er im Glanz der ſich brechenden Sonnenſtrahlen funkelnd, aus dem Felſen hervorbricht und im ſtäubenden Bogen auf den friſchen Raſen rings umher niedertröpfelt.

Wenn unſere Dichter in behaglicher, nachläſſiger Stellung auf einem Sopha ruhend, die Bernſteinſpitze ihrer mit duftendem türkiſchen Tabak gefüllten Meerſchaumpfeife im Munde und eine Taſſe aromatiſch ſtärkenden Kaffee vor ſich, das Land des reinen Mokka, des unverfälſchten Latakie, des wonnig berauſchenden Opiums und der unbewölkten Sonne in Ghaſelen und andern orientaliſch träge ſich hindehnenden Verſen ſingen, wenn ſie ſelbſt die Türken beneiden, daß ſie ſich ungeſtörter den Wonnen eines göttlichen Müßigganges hingeben können: ſo ſind dies eben Poeten, die nicht wiſſen, daß die ganze gerühmte Glückſeligkeit des Orients in Nichts weiter als in den rein ſinnlichen Genüſſen des Schlafes, der Trunkenheit u. ſ. w. beſteht.

Paolo dagegen, der aus Erfahrung wußte, wie ſchnell erſchöpft dieſe orientaliſchen Genüſſe ſind, und wie ſie nur einen Zuſtand leerer Abſpannung und unbehaglichen Unbefriedigtſeins hinterlaſſen;

Paolo sah Europa durch ein buntfarbiges Glas. Sein Wunsch, dahin zurückzukehren, wuchs nur durch die Schwierigkeiten, die es für ihn hatte, Bagdad zu verlassen, so wie durch die Gefahren, von denen er auf jedem Schritte seiner Reise bedroht wurde, und von denen er in Anatolien die größte überstand, indem er rein ausgeplündert und schwer am Leben bedrängt ward, so daß er dem Tode nur durch die Schnelligkeit seines trefflichen Araberrosses entging. Endlich kam er in Konstantinopel an, und da er seiner sämmtlichen Papiere beraubt worden, so mußte er sechs Monate warten, ehe er einen Ferman des Sultan erhielt, der ihm erlaubte, sich einzuschiffen. Aber nun landet er endlich im Hafen von Triest, er ist in Italien, in seinem Vaterlande, er ist in Europa, wo der Schutz der Gesetze herrscht, wo die Civilisation alle ihre Wohlthaten verbreitet hat. Der Wüstensohn stürzt hastig an's Land, eilt zu seinen Landsleuten hin, reicht ihnen die Hand, erzählt ihnen seine Freuden, seine Leiden, schildert ihnen, wie glücklich er sich fühle, daß er sich wieder mitten unter seinen Brüdern befindet, welche sich zu derselben Religion bekennen und dieselbe Sprache reden, wie er. Aber man lacht ihm in's Gesicht, man hält ihn für einen dem Tollhaus Entsprungenen, und bald sieht er sich allein, verlassen von allen Uebrigen, von denen ein Jeder an sein Tagewerk gegangen ist. In seiner Einsamkeit nun erwachen die Bedürfnisse des Körpers; er spürt, daß er Hunger und Durst hat und daß er eines Obdaches bedarf. Da er nun auf seiner Reise geplündert worden war und sein langer Aufenthalt in Konstantinopel ihn den Erlös einiger auf seiner Flucht geretteten Juwelen gekostet hatte, so war ihm nach Bezahlung der Reisekosten kein Heller Geld geblieben. Er geht also an das erste, beste Haus, klopft an die Thüre und bittet um gastliche Aufnahme; aber man antwortet ihm, dies Haus sei keine Herberge, und schlägt ihm dann die Thüre vor der Nase zu. Paolo erinnert sich an die Gastfreundschaft nicht blos der Wüstenaraber, sondern selbst der Türken und stößt einen tiefen Seufzer aus; es war dies eine erste, bittere Enttäuschung. Zu seinem Glücke besitzt er einen schönen Caschemirshawl; er verkauft ihn und setzt mit dem dafür erhaltenen Gelde traurig seine Reise fort. Er begegnet Niemandem, der ihm die Hand drückt, Niemandem, der ihn auch nur freundlich ansieht; denn Niemand kennt ihn und seine äußere

Erſcheinung iſt armſelig, während ſein fremdartiges Ausſehen, ſeine exaltirten, überſpannten Reden faſt die eines Wahnſinnigen ſcheinen. Paolo ſehnte ſich faſt wieder in ſeine Wüſten zurück. Endlich kommt er in Mailand, ſeinem Geburtsorte, an. O Freude! O Glück! Da iſt ſeine Familie, hier ſind ſeine Freunde. Paolo erkundet ihre Wohnungen und ſucht ſie auf. Er findet einige von ihnen; endlich wird er an liebende, treue Herzen gedrückt, Thränen der Zärtlichkeit baden ſein Geſicht, befreundete Hände drücken warm die ſeinigen. Als er aber ſeine Stimme wieder gefunden, als er nach ſeinem Bruder, ſeiner Schweſter, ſeinem theuerſten Freunde und nach andern nicht viel minder theuren Perſonen fragt, wie wird ihm da zu Muthe, als er auf alle ſeine Fragen eine und dieſelbe Antwort erhält! Die verhaßte Herrſchaft der Tedeschi! Er, der ſein Vaterland als ſelbſtändige cisalpiniſche Republik in allem Taumel der jungen Freiheit verlaſſen, findet es nun plötzlich unter fremder Herrſchaft wieder.

—Wie, ſagte er, für das ſo ferne, halb barbariſche Griechenland hat ſich Europa erhoben, und Italien, das in ſeiner eigenen Mitte liegt, ein Land voll fühlender, edelherziger Männer hohen, gebildeten Geiſtes, Italien, noch heute ein Herd und Studienſaal der ſchönen Künſte, liegt unter dem Joche einer fremden, ſeiner Nationalität widerſtrebenden Macht, und ſeine edelſten Söhne zerſchmettern ſich das Haupt in fruchtloſem Ringen gegen die Gewalt!

Paolo wird von ſeinen Freunden mit Mühe beruhigt; man ſagt ihm, daß leicht ein Polizeiſpion in der Nähe ſein könnte.

—Die Polizei! fragt Paolo, was heißt das? Was bedeutet das Wort?

Man erklärt es ihm.

—Ach! ruft er, nichts von dieſer Art exiſtirt bei den Türken und die geſetzloſe Willkür der orientaliſchen Regierungen iſt wahrlich leichter zu ertragen, als das Spionirſyſtem der europäiſchen.

Mit vieler Mühe beruhigten endlich Paolo ſeine Freunde, unter denen ſich Mancher befand, welcher der öſterreichiſchen Regierung das Wort redete und die materielle Blüthe ins Licht ſtellte, in welche die Lombardei durch die Verbindung mit den deutſch-öſterreichiſchen Provinzen geſetzt wurde. Paolo beſchloß das Weſen dieſer Regierung an der Quelle zu ſtudiren. In dem Bewußtſein jedoch, wie

viel ihm zur Kenntniß europäiſcher Zuſtände fehle, beſchloß er eine große Reiſe durch Europa anzutreten und erſt am Schluſſe derſelben Wien zu beſuchen. Im Beſitze einer Million reiſt man im Grunde in Europa nicht ſchlecht, und bald hatte ſich eine gewiſſe Luſt an der civiliſirten europäiſchen Behaglichkeit bei ihm eingeſtellt.

Das erſte heftige Aufbrauſen ſeines ſüdlichen Blutes war vorüber, und wie es bei allen ſanguiniſchen Charakteren zu gehen pflegt, war auf die erſte Hitze und Energie, da ſie nicht gleich zur That werden gekonnt, eine gewiſſe Abſpannung und Erſchlaffung gefolgt. Zudem hatte er im Orient — an ein gewiſſes dolce far niente, an ein ruhig, ohne große politiſche oder andere Aufregung hinfließendes Leben ſich gewöhnt. Daher behagte ihm weder Paris, das der gefüllten Pulverkammer eines Schiffes gleicht, auf deren Mündung die brennende Lunte liegt, ſo daß jeden Augenblick das Fahrzeug mit all ſeinen Bewohnern in die Höhe fliegen kann; noch gefiel ihm London, der hunderttauſendarmige Rieſe der Induſtrie mit ſeinem Steinkohlendampf und ſtinkendem Nebel, mit ſeiner drängenden, ſtoßenden, in unruhigem Erwerbsdrang raſtlos hin und her wogenden Bevölkerung. Um ſo mehr dagegen ſagte ihm das ſtillere und doch großſtädtiſche, an Freuden und Genüſſen reiche Wien zu. Er beſchloß daher um ſo leichter, ſeinem früheren Plane treu zu bleiben und in Wien einen längeren Aufenthalt zu nehmen. Das mäßige, halbitalieniſche Klima, die zahlreiche Colonie Italiener, die allgemein verbreitete Kenntniß der italieniſchen Sprache, die man in Wien findet, die italieniſche Oper u. ſ. w. machen, daß der Italiener ſich leichter an Wien, als an jede andere Stadt gewöhnt, und laſſen ihn eine halbe Fortſetzung ſeines Vaterlandes daſelbſt finden, um ſo mehr, wenn er ein Lombarde oder Venetianer iſt und alſo in ſeiner Heimath ſich ohnehin an die weißen Militair-Röcke und germaniſchen Sitten der öſterreichiſchen Soldaten und Behörden gewöhnen lernen mußte. Für Paolo hatte Wien noch eine eigene Anziehungskraft. Die große Zahl von Türken und Griechen, die daſelbſt, ihre orientaliſchen Sitten beibehaltend, wohnen, die ununterbrochene Verbindung, in welcher die Kaiſerſtadt mit Konſtantinopel und dem Orient ſteht, befriedigten eine gewiſſe Theilnahme an morgenländiſchem Leben und Treiben, welche ſich durch ſo viele Jahre bei ihm eingeniſtet hatte. Gleich ſo vielen anderen

verhätſchelte ihn bald das materielle Leben Wiens; er ſchlug ſich alle Gedanken an Politik aus dem Kopfe und ließ die Dinge, an denen er nichts ändern konnte, ihren Gang gehen. Er verſprach ſich dafür, ſeine Börſe um ſo reicher allen Unglücklichen zu öffnen und ſich ſelbſt jenem größten aller Genüſſe hinzugeben, einem Genuß, der ihm während ſeines Aufenthalts im Orient durch das Unſichere ſeiner Stellung und die Sehnſucht nach Europa vergällt wurde, jenem völligen Nichtsthun, das nur der Lazarone unter ſeinem Lorbeerbaume und der Morgenländer auf ſeinem Divan ganz kennt, dem göttlichen Müßiggang, wie ihn Anaſtaſius Grün, ein echter Wiener, ſo ſchön beſungen.

Bald jedoch wird Paolo aus dieſem Zuſtande der Seligkeit und Ruhe von einer argen Plage aufgeſtört; er fand ſich vereinſamt und fing an das Bedürfniß einer Herzensneigung zu fühlen. Seine Eltern hatte er früh verloren, ſeine Geſchwiſter waren auch während ſeiner langen Abweſenheit geſtorben und ſo hatte er eigentlich die heiligen Freuden des Familienlebens und der Häuslichkeit nie gekannt noch genoſſen. Er hatte höchſtens hie und da einen Freund ſich erworben, aber nur, um durch die baldige Trennung ſich einen Schmerz mehr zu bereiten. Obgleich er jetzt in der Mitte einer civiliſirten Geſellſchaft lebte und aller ihrer Genüſſe ſich erfreute, fühlte er ſich dennoch faſt ſo einſam und verlaſſen, als da er in der Sahara-Wüſte oder in Bagdad und Iſpahan war. Sein Herz ſteht allein da und heiſcht dringend irgend eine Beſchäftigung, eine ausſchließlich ihm zugehörige Neigung. Paolo ahnt die Liebe, ein Gefühl, das die Frauen des Orients in ihrem herabgewürdigten geſellſchaftlichen Zuſtande nicht in ihm hatten erwecken können. Er fängt an, ſeine Gedanken auf die Ehe zu richten.

Er wirft ſeine Augen um ſich her auf die Töchter des Landes, und ſieh, er hat nur die Verlegenheit der Wahl; denn alle Frauen gefallen ihm und ſein Herz ſchwankt von der einen zu der andern, ohne daß es ſich zu entſcheiden vermag. Er ſelbſt, der ſchöne hohe Mann, gefällt allen Damen und ſie beeifern ſich, die meiſten freilich nur aus Coquetterie und Eitelkeit, um die Wette, ihn an ihren Siegeswagen zu feſſeln. Sie finden in den Sonderbarkeiten, durch die ſich Paolo auszeichnet, und in den Contraſten, die er ſowohl mit andern als mit ſich ſelbſt bietet, einen eigenthümlich anziehen-

den Reiz. Er iſt zugleich der rohe Naturſohn und der civiliſirte Menſch, die drei Naturen der Italiener, Araber und Türken ſcheinen in ihm verſchmolzen. Seine gebräunte Geſichtsfarbe, abgemagerten, ſcharf markirten Züge, ſeine blendend weißen Zähne, ſeine lichthell ſtrahlenden blauen Augen, ſeine ganze ſo bewegliche, wenn er ſich ereifert, höchſt ausdrucksvolle Phyſiognomie, die ſelbſt bei völliger Ruhe durch eine zuckende Bewegung der Lippen von der Lebhaftigkeit ſeiner Empfindungen zeugt, die ſchöne Gravität, Zurückhaltung in ſeinen Bewegungen, durch welche doch zuweilen die Blitze der Leidenſchaft flammend hervorzucken, — dieſes Alles offenbart in Paolo beim erſten Anblick ſeinen ſüdeuropäiſchen Urſprung, den ein langer Aufenthalt im Orient und deſſen erſchlaffende, thatkraftloſe Sitten und Gewohnheiten zwar ſtark verwiſcht, aber doch nicht ganz vernichtet haben. Dieſelbe Originalität bieten auch ſeine Geſpräche dar; ſeinen Geiſt hat er nicht aus den Büchern ſich erworben, er trägt kein erborgtes, alltägliches Gewand, ſondern er iſt durchaus ſeinen eigenen Eingebungen überlaſſen, reich an ſelbſterlebten Thatſachen und Erfahrungen, daher voll Gedanken, aber rauh und roh, nackt und unverhüllt im Ausdrucke. Beſonders eigenthümlich aber iſt Paolo Rizzi in ſeinem Benehmen gegen die Frauen; es zeigt ſich in allen Geſprächen, die er mit ihnen führt, eine ſeltſame Miſchung chevalereſker Anbetung und ſultaniſcher Geringſchätzung; durch ſeinen Aufenthalt im Orient gewöhnt, ſie zu verachten und als Sclavinnen zu behandeln, fällt es ihm zuweilen ſchwer, jene Höflichkeit, jene zarte Sorgfalt ſich anzueignen, mit der wohlerzogene Männer den Frauen huldigen, um ſie für ihre untergeordnete geſellſchaftliche Stellung wenigſtens einigermaßen zu entſchädigen.

Dieſelben Contraſte zeigten ſich überhaupt in Paolo's ganzem Charakter. Von Herzensgrunde gut, war er in ſeinen Formen rauh; je nach den Perſonen, mit denen er ſprach, war er leutſelig oder hochmüthig; er konnte im höchſten Grade geduldig ſein und ließ ſich eben ſo oft von ſeiner aufbrauſenden Natur fortreißen. Inſtinctmäßig zu allen guten Handlungen hingeriſſen, ermangelte er gänzlich einer gewiſſen Zartheit im Benehmen, welche man nur durch die tägliche Berührung mit einer feineren Geſellſchaft erlangt. Endlich fehlte es ihm bis zu einem gewiſſen Grade ſelbſt an Em-

pfindſamkeit; denn auch dieſe erwirbt man nur im Umgange mit zarteren Perſonen, wie ſie freilich durch allzugroße Zartheit auch ertödtet wird. Paolo nun beſaß mehr leidenſchaftliches Feuer als er empfindſam war.

Als Paolo ſich nach Liebe zu ſehnen anfing, erzählte er es mit aller ihm eigenen Unbefangenheit in den weiblichen Kreiſen ſeiner Bekanntſchaft und erhielt dadurch in den Augen der Frauen einen Reiz mehr. Lange ſchwankte er in ſeiner Wahl, bis er der Gräfin Eliſa von Th*** begegnete. Erſt da lernte er ein Gefühl kennen, welches als ein neuer ungewohnter Gaſt in ſeine Bruſt einzog; Eliſa ward für ihn bald die einzige Frau, die auf Erden exiſtirte.

* * *

Eliſa befand ſich in derſelben geiſtigen Stimmung, wie Paolo; auch ſie fühlte ſich vereinſamt und der Wunſch nach einer innigeren Seelenverbindung ſtieg in ſtillen Nächten und Stunden heiß in ihr auf. Sie war in ihrem zwanzigſten Jahre Wittwe geworden, nachdem ſie kurze Zeit mit einem älteren, ungeliebten Manne vermählt geweſen, der ſie aus Eiferſucht zu einem faſt klöſterlichen Leben verurtheilt hatte. Jetzt nun, ſchön, jung, reich und unabhängig, hatte Eliſa anfangs, wie ſo viele andere in ihrer Lage, beſchloſſen, ſich nicht wieder in neue Bande ſchlagen zu laſſen, ſondern die Vortheile zu genießen, welche das Leben ihr bot. Der großen Welt durch ihren Rang angehörend und ſeit ihrer Wittwenſchaft eine fleißige Beſucherin derſelben, hatte ſie ſich bald von einem Kreiſe von Anbetern umgeben und überall von Huldigungen umringt geſehen. Eliſa aber war weder eitel noch coquett, weder leichtſinnig noch frivol; ſie wurde daher bald der neuen Lebensweiſe überdrüſſig. Sie erkannte, daß ein ſolches Leben ein trauriger Gebrauch von den Gaben wäre, welche Natur und Glück ihr in gleich reichem Maße verliehen hatten, und ſtellte ſich nun die Frage, worin für eine Frau, die ſich geziemend benehmen wolle und auf ihren guten Ruf halte, die Unabhängigkeit beſtehe? Lange Zeit dachte ſie darüber nach, wie ſie eine rechte Mittelſtraße zwiſchen dem Geſellſchaftswirbel, der ſie täglich

mit ſich fortriß und einem gänzlichen Alleinſtehen finden könne? Sie verſuchte es, ſich nach und nach aus der großen Welt zurückzuziehen, die Anzahl ihrer Bekanntſchaften einzuſchränken, ſich eine vertrautere Geſellſchaft zu bilden und einen größeren Theil des Jahres, als ſie bisher gepflegt, auf ihren Gütern zuzubringen. Eine treffliche Erziehung hatte ſie mit den neueren Sprachen und ihren großen Dichterwerken bekannt gemacht; eine angeborne Leidenſchaft für Malerei und Muſik, der ſie durch ihr großes Vermögen vollauf Genüge thun konnte, — welch reiche Quellen der Beſchäftigung und unverſiegbarer Genüſſe! Ihr Geiſt erhielt ſo ſtets neue Nahrung und doch blieb er zugleich auch ruhig und unaufgeregt. Trotz deſſen, oder vielleicht eben deshalb fühlte Eliſa ſtets eine Leere in ihrer Seele. Sie empfand bald, daß Frauenfreundſchaften dieſe nicht ausfüllten, während Männerfreundſchaften gefährlich und darum unzuverläſſig wären. Ueberdem erkannte ſie, daß Jeder innigere und ausſchließlichere Zuneigungen hege, als man ihr gewährte, daß alle ihre Genüſſe unfruchtbar wären, weil ſie dieſelben mit Niemandem theilte und daß ihre Stellung daher eine falſche ſein müſſe. Denn obgleich ſie höchſt conſequent und zurückhaltend in allen ihren Schritten und aus Furcht, ſich zu compromittiren, überaus vorſichtig beim Anknüpfen neuer Verbindungen war, ſo entging ſie dennoch der Médisance nicht ganz und das gelindeſte Urtheil, das man über ſie fällte, war, ſie ſei eine ſonderbare Perſon.

Allmälig fühlte Eliſa, wie der früher gefaßte Entſchluß, ſich nie mehr zu verheirathen, ſchwächer in ihr ward, und faſt ohne es ſich ſelbſt eingeſtehen zu wollen, fing ſie an, ſich nach einem Manne zu ſehnen, der ihr zuſage. Da ihr Herz noch nicht darein ſprach und ihre Vernunft allein ſie leitete, dieſe aber durch die traurige Erfahrung ihrer früheren Ehe und durch fünf Jahre des Nachdenkens erleuchtet ward, ſo fühlte ſie ſich in ihren Forſchungen bald abgeſtoßen. Sie erſtaunte, wie Männer, die ihr in geſellſchaftlichen Beziehungen am Beſten gefielen, zu einem häuslichen Glück ſo wenig geſchaffen waren. Nicht ſo ſehr hervorſtechende, in's Auge ſpringende Fehler oder Laſter waren es, die ſie zu tadeln fand, als vielmehr ein Mangel an wünſchenswerthen Eigenſchaften oder Ueberfluß an Eigenheiten, die einem andern, minder intereſſirten Beobachter unbemerkt entgangen wären. Wie ſollte ſie ſich entſchließen,

die Gefährtin eines Mannes zu werden, dem man freilich nur Einen, aber den um ſo gewichtigeren Vorwurf machen konnte, daß er vollkommen langweilig ſei! Oder ſollte ſie einem Andern die Hand reichen, der zwar in Geſellſchaft als eine der anziehendſten Perſonen erſcheint, der aber das Unglück hat, daß er ſich über Alles langweilt. Wieder ein Anderer beſitzt zwar die allerſeltenſten Eigenſchaften, aber er macht ſich lächerlich. Ein dritter wäre vollkommen, wenn er nicht allzu großen Anſpruch darauf machte, es zu ſein. Und wie ſoll man jenen lieben, der ſelbſt eingeſteht, daß ſein abgeſtumpftes Gemüth keiner Empfindungen mehr fähig iſt? Wieder einem Andern fehlt es an Zartheit des Benehmens, während ein Dritter bis zum Ueberdruß ſüßlich iſt; dieſer da iſt von heftig aufbrauſendem Charakter, jener dagegen weibiſch ſchwach und dabei der Schlimmſte unter Allen. Man wird vielleicht einwenden, daß dieſe Beurtheilung der Männer eine ganz einſeitige und ungiltige ſei, weil ſie blos den Mann der Geſellſchaft, wie er ſich in Abendcirkeln und auf Bällen zeigt, auffaßt; der Mann der Familie iſt ein ganz anderer. Man kann in öffentlicher Verſammlung langweilig oder ſpöttiſch, lächerlich oder erhaben, blöde oder ſüßlich ſein; man kann Fehler haben, auf die man mit Fingern deutet und darum doch im Kreiſe der heiligen Häuslichkeit der liebendſte Gatte, der zärtlichſte Vater ſein. Aber wo ſollte Eliſa den Maßſtab finden, wo die Gelegenheit, einen Mann von ſeiner innern, innigſten Seite kennen zu lernen? Solche Eigenſchaften zeigen ſich blos bei näherem, vertraulichem Umgange, und Eliſa war ihr Ruf viel zu heilig, als daß ſie einen ſolchen Umgang je hätte pflegen können. Nur dasjenige, was ein Mann öffentlich und in der Geſellſchaft errathen ließ oder zu verbergen ſuchte, fiel ihrem Urtheile heim.

So erſchien denn Paolo in Eliſens Augen mit einem großen Vortheil, mit dem nämlich, in einer monotonen Geſellſchaft, welche durch ihre ſymmetriſchen Formen und durch ihr Syſtem des Schicklichen die verſchiedenſten Gemüther einander gleich macht, indem ſie ihnen allen einen ähnlichen äußeren Anſtrich verleiht und ſie zwingt, niemals ſich neu und anders als die andern zu zeigen.

Paolo kannte die Geſetze der Schicklichkeit durchaus nicht; ſeine ganze Höflichkeit war eine inſtinctartige, ſie kam aus ſeinem wohlwollenden Gemüthe. Er nahm nie Verpflichtungen an, die ihm

nicht auf Vernunft begründet erſchienen, und unterwarf ſich ihnen nur, inſofern ſie einen nützlichen oder angenehmen Zweck hatten. Nie glaubt er ſich zu ſprechen verpflichtet, wenn er Nichts zu ſagen hat, und wenn er ſpricht, ſo ſagt er ſeine Gedanken ganz ſo, wie ſie ihm in den Kopf kommen. Als er Eliſen das erſte Mal ſah, gab er ſeine Bewunderung ſofort kund, bewies ſie ihr aber nicht durch jene kleinen Aufmerkſamkeiten und alltäglichen Galanterien, welche bewirken, daß alle Liebe in unſern geſellſchaftlichen Cirkeln einander gleich ſieht und zum Sterben abgeſchmackt iſt, ſondern man konnte ſie an einer Art von Ergriffenſein erkennen, das ihn in einiger Entfernung von ihr feſthielt, während doch ſein Blick mit ſtummer Beredſamkeit unabläſſig und bewundernd an ihr haftete.

Das erſte Wort, das er an die Gräfin richtete, war, als Eliſa eines Tages von der anſteckenden Kraft des ſchlechten Beiſpiels ſich fortreißen ließ und anfing zu verleumden und über ernſthafte Dinge zu ſpötteln. Da trat ihr Paolo plötzlich näher und rief aus:

„Ach, gnädige Frau, ſind Sie wirklich auch wie die Andern, ſpöttiſch und boshaft? Dann müßte ich ja aufhören, Sie zu lieben!"

Eliſa, von einer ſo ſonderbaren Liebeserklärung gefeſſelt, verſprach Paolo, ſich die Fehler abzugewöhnen, die eigentlich weder in ihrem Gemüthe noch in ihrem Charakter lagen. Sie hatte damit gewiſſermaßen ſich verpflichtet, ſie wolle ihm zu gefallen ſuchen.

Bald konnte es ihr nicht entgehen, daß Paolo ſie leidenſchaftlich liebte; jedes ſeiner Worte war ein Ausdruck ſeines tiefſinnigen Gefühles. Er ſeiner Seits errieth bald, daß Eliſa ſein Gefühl erkenne und da er ſich nicht zurückgewieſen ſah, ſo zweifelte er nicht daran, daß ſie ihn ebenfalls liebe und er betrachtete ſie, wie ihm anverlobt, noch ehe irgend eine Erklärung hierüber zwiſchen ihnen beiden gewechſelt worden war.

Er hätte ſich arg täuſchen können, wäre Eliſa das geweſen, was ſie zu ſeinem Glücke nicht war, nämlich eitel und coquett. Als er ihr daher vorſchlug, ſie ſolle ihr Loos mit dem ſeinigen verbinden und dabei von ihrer gegenſeitigen Liebe, wie von einer ausgemachten Sache ſprach, fiel es ihr weder ein, dies zu läugnen, noch ihn durch unnütze Verzögerungen zu plagen. Sie ſchilderte Paolo den Zuſtand ihrer Seele mit derſelben Offenherzigkeit und Einfachheit, mit welcher er ihr den ſeinigen offenbart hatte und beide ſey-

ten endlich einen nicht allzufernen Zeitpunkt für ihre eheliche Verbindung feſt.

Da man gerade im Frühjahr ſich befand, wo Eliſa auf eines oder das andere ihrer Güter ſich zu begeben pflegte, ſo kündigte ſie ihre Verlobung in den herkömmlichen Formen den Geſellſchaftskreiſen, die ſie beſuchte, an und lud einige Freunde ein, auf ihrem Schloſſe, ziemlich nahe an der ungariſchen Grenze, die Sommermonate mit ihr zu verbringen, damit auch Paolo ſelbſt ſchicklicher Weiſe hinkommen konnte.

Eliſa und Paolo ſehnten ſich beide gleich ſehr nach dem Augenblick, da ſie ſich aus dem geräuſchvollen Taumel der großen Stadt entfernen konnten. Denn in Wien waren ſie ſtets von einem Kreiſe Gleichgiltiger oder Neugieriger umringt, welche alle ihre Worte und Handlungen ſpionirend überwachten, ſo daß ſie fortwährend in den engſten Schranken der hohen Convenienz gebannt blieben. Sie hatten einander daher nur ſelten allein ſehen und eine andere Sprache als die der Welt mit einander ſprechen können, da ſie nur ſelten nicht zu fürchten brauchten, daß man ihre Geſpräche weiter erzählen und ſie einer müßigen, ſchwatzenden, mediſirenden Geſellſchaft als Text ihrer Gloſſen auftiſchen werde.

Paolo, der ſich in die Natur dieſer geſellſchaftlichen Hinderniſſe nicht zu finden vermochte, ärgerte ſich zuweilen über Eliſa, daß ſie dieſen Rückſichten mehr nachgab, und ward gegen die zudringlichen Beſucher zuweilen etwas auffahrend. Er wünſchte ſich bei dieſer Gelegenheit wieder einmal in ſeine alte orientaliſche Geſellſchaft zurück, wo ihm das fatale Wort „Convenienz" nie eine Freude verſtört hatte. Aber alle dieſe kleinen Hemmniſſe dienten nur dazu, ſeiner Liebe eine noch größere Gewalt zu verleihen. Nicht ſo jedoch war es bei Eliſen. Sie hing mit der Außenwelt durch zu viele Bande zuſammen, als daß ihre Liebe ihr alleiniges und innerſtes Geheimniß bleiben konnte; jener zarte, jungfräuliche Hauch, der ein heiliges Gefühl umgiebt, wurde durch rohe Hände abgewiſcht. Seitdem die erſten Symptome ihrer Zuneigung zu Paolo ſich offenbart hatten, war ſie von vorgeblichen Freunden und Rathgebern aller Art umlagert worden, welche ſie in dieſer Angelegenheit den rechten Weg führen wollten. Die einen rühmten ihr Paolo's unermeßliches Vermögen, während andere ihr ſagten, ſie ſolle ihm mißtrauen, weil

der größere Theil ſeiner Reichthümer außer Landes ſtände und er ſelbſt zwar ein öſterreichiſcher Unterthan, aber kein Deutſcher wäre. Noch andere riethen ihr ab und machten ſie aufmerkſam auf die Mängel in Rizzi's Charakter, auf ſein heftiges Weſen, ſeine Freimüthigkeit, die ſie Grobheit nannten, vor Allem aber auf ſeine orientaliſchen Gewohnheiten. Alle aber beſtürmten Eliſen mit Fragen über den Zuſtand ihres Herzens, über ihre Geſinnung in Betreff Paolo's, noch ehe ſie ſelbſt hierüber hatte in's Klare kommen können. Alle endlich behaupteten, beſſer als ſie zu wiſſen, was ſich für ſie paſſe und was ſie glücklich machen könne.

Arme Eliſa! So umringt, gehetzt, belauſcht und ausſpionirt, der Gegenſtand der Forſchung ſo vieler Neugierigen, das leidende Opfer ſo vieler, nicht einmal immer gutgemeinten Dummheiten, wie hätte ſie da wirkliche, wahre Liebe empfinden können? Wie ſoll man lieben, wenn eine ganze neidiſche Welt darum weiß und einen jeden unſerer Schritte beobachtet?

— — — — Die engſten Bande ſind's,
Die zarteſten, die das Geheimniß flicht.

So verließen alſo beide fröhlich die beengende Stickluft-Atmoſphäre der großen Stadt und als ſie, in Begleitung einiger ausgewählten Freunde, auf dem Schloſſe der Gräfin ankamen, das in der reizendſten Umgebung und fern genug von der Hauptſtadt lag, um ſie vor läſtigen Beſuchern ſicher zu ſtellen, da ſchien es ihnen, als athmeten ſie freier.

* * *

Man befand ſich in jenen erſten ſchönſten Tagen des Frühlings, da das Grün ſaftig aus der Erde ſproßt, da die Sonne angenehm wärmt, ohne zu erhitzen, da die ganze Natur von Liebe durchſchimmert wird, da die lebendigen Weſen ſelbſt ſich in eine Quelle neuen Lebens zu tauchen ſcheinen. So verlebten auch Eliſa und Paolo die erſten Tage in einer Art von Verzauberung. Sie konnten ſich nicht genug am Genuſſe dieſer ſchönen, in ihrem zarteſten Glanze erſchimmernden Natur erfreuen, deren Lächeln dem des harmloſen Kindes glich. Sie wurden nicht müde, dieſes ſchöne Land zu durchſtreifen, nach ſeinen wunderherrlichen Ausſichten Ent-

Schlafgemächer empfahlen sich vorzüglich zum Lieben. Kommt Ihr Mann auch auf den Gedanken, sich in diesen Raum einzuschleichen? Nein, Madame, Sie können ganz ruhig sein. Ich habe mich nicht in Ihr Zimmer geschlichen, um Sie zu überraschen, sondern um mich zu verbergen. Ich bin nicht Ihr Liebhaber, sondern ich bin Ihr Verfolger. Ich bin nicht gekommen, um Ihnen Freude zu machen, sondern um Ihnen Angst einzujagen. Ich bin nicht gekommen, um Ihnen Vergnügen zu bereiten, sondern um Ihnen Schmerz zu verursachen. Ich bin nicht gekommen, um Ihnen Küsse zu geben, sondern um Ihnen Wunden beizubringen. Ich bin nicht gekommen, um Ihnen Liebe zu schwören, sondern um Ihnen Rache zu schwören. Ich bin nicht gekommen, um Ihnen Ehre zu machen, sondern um Ihnen Schande zu machen

und fühlte ſich ihm in Wirklichkeit zugethan. Sie freute ſich, daß ſie ihn im vertrauten Umgange ſo hatte beurtheilen können und zweifelte nicht, daß ſie in dieſer Ehe ihr Glück ſicher finden werde.

Ein geringfügig ſcheinender Umſtand brachte plötzlich eine durchgreifende Veränderung in Eliſa's Stimmung hervor.

Ihr Himmel bedeckte ſich plötzlich mit Wolken und zwar im buchſtäblichen Sinne des Wortes. Es folgte auf das ſchöne Wetter plötzlich Regen, und zwar nicht etwa einer jener vorübergehenden Wolkenbrüche, welche nur das Angenehme haben, daß ſie das Grün der Fluren erquicken und den Staub der Straßen löſchen, ſondern ein hartnäckig anhaltender Regen aus ſchwarz bedecktem Himmel, der auch ſobald nicht aufzuhören verſprach und über die ganze Natur eine traurige, einförmige, die Seele verdüſternde Färbung ausgoß.

Was ſoll man auf dem Lande anfangen, wenn es regnet? Was man in der Stadt thut, ſich zu einer Geſellſchaft vereinigen und ſich beſchäftigen. Wenn man in ſich ſelbſt Hilfsquellen hat, ſo langweilt man ſich nirgends, das iſt eine alte Wahrheit; wenn man aber ſieht, wie viele Leute ſich überall langweilen, ſollte man nicht glauben, daß jene Wahrheit irgend Jemanden zu Nutz kommt. Doch, wie dem auch bei Andern ſein mochte, Eliſa und ihre Geſellſchaft waren alle darauf vorbereitet, vom Regen während ihres ländlichen Aufenthalts betroffen und in's Zimmer geſperrt zu werden. Ein Jeder der Eingeladenen hatte ſeine Beſchäftigung; ſie ließen ſich daher, um ihrer neuen Lage den möglichſten Vortheil abzugewinnen, in dem behaglichſten Saale des Schloſſes ein großes, offenes Kamin-Feuer anzünden und begaben ſich ſämmtlich dahin.

Es war zehn Uhr des Morgens. Die Unterhaltung war ſchon beim Frühſtück einigermaßen erſchöpft worden, Jedermann beſchäftigte ſich daher jetzt auf ſeine eigene Weiſe. Eliſa ſtickte und las abwechſelnd; die Männer durchflogen die neu angekommenen Zeitungen und Journale, blätterten in den Brochüren, welche die Tagesintereſſen beſprachen und machten ſich dann an ihre Correſpondenz; die Muſik war man übereingekommen für den Abend aufzubewah-

[illegible] [illegible] [illegible] [

einen Prosaiker; ich will hoffen, daß Sie doch wenigstens die Prosa Ihrer eigenen Muttersprache werden lesen können."

Es waren die lebendig beredten, gluthvollen Briefe, die Ugo Foscolo unter dem Namen Jacopo Ortis geschrieben. Paolo that eine Zeitlang, als ob er lese; Elisa aber, die ihn nicht aus den Augen verlor, bemerkte bald, daß er das Haupt auf die Brust hinabfallen ließ und die Augen schloß.

— Wie, sagte sie, Sie schlafen über diesem Buche ein?

— Nein, aber wenn ich Ihnen die Wahrheit gestehen soll, so muß ich Ihnen sagen, daß mich dieses Studium entsetzlich ermüdet.

— Paolo, ich will Sie zu nichts zwingen, was Ihnen unangenehm ist; meine Absicht war im Gegentheil, Sie an dem größten Vergnügen Theil nehmen zu lassen, das ich kenne.

— In diesem Falle, gnädige Frau, bitte ich Sie um die Erlaubniß, mir meine Vergnügungen ganz nach meinem eigenen Geschmack wählen zu dürfen; denn ich muß gestehen, alle den Kopf anstrengenden Studien sind mir zuwider.

Bei diesen Worten legte Paolo sein Buch hin. Elisa, die ihre Lectüre fortsetzte, verlor ihn jedoch nicht aus dem Auge und beobachtete alle seine Bewegungen. Sie sah, wie Paolo einige Zeit in den auf dem Tische liegenden Taschenbüchern und Modejournalen blätterte und deren Kupferstiche sich ansah, dann aufstand und einige Gänge durch das Zimmer machte, sich wieder an's Feuer setzte und da er seinen bisher eingenommenen Platz nicht bequem genug fand, ein Sopha an den Kamin rollte, behaglich sich auf dasselbe hinlehnte und mehr als eine Stunde unverrückt in derselben Stellung blieb. Nach Verlauf derselben machte er wieder einen Gang durch das Zimmer, sah sich lange die an den Wänden hängenden Gemälde an, öffnete einen Augenblick das Pianoforte und fuhr mit den Fingern ganz unkünstlerisch über die Tasten hin, schlug es wieder zu und trat an's Fenster, wo er großes Vergnügen daran zu finden schien, auf den von seinem Athem angelaufenen Scheiben mit dem Finger Figuren zu zeichnen. Endlich verließ er das Zimmer und Elisa, die ihm durch das Fenster nachsah, bemerkte, wie er erst in den Stall, dann in den Hof trat und lange Zeit den Himmel und den auf die Erde herabströmenden Regen beobachtete; dar-

auf trat er wieder in den Salon, nahm daſelbſt ſeinen frühern Platz auf dem Sopha wieder ein und ſchien feſt entſchloſſen, denſelben ſobald nicht wieder aufzugeben.

—Mein Gott, ſagte Eliſa zu ſich ſelbſt, ich glaubte ſchon alle Arten Männer zu kennen, welche eine Frau in der Ehe unglücklich machen können; aber an den müßig gehenden Mann hatte ich nicht gedacht.

Kurze Zeit, ehe man ſich zur Mittagstafel begab, ließen die anweſenden Herren nach und nach von ihren Beſchäftigungen ab und in Folge dieſer ſelbſt entſpann ſich ein Geſpräch über Literatur und die neueſten Erſcheinungen derſelben. Anaſtaſius Grün, der gräfliche Dichter demokratiſcher Freiheit, hatte zu dieſer Zeit durch ſeine Spaziergänge eines Wiener Poeten die ganze Ariſtokratie Oeſterreichs in Alarm gebracht. Man war ſtolz darauf, ein ſo großes Talent zu den ſeinigen zählen zu können und ſchmollte doch andrerſeits über die gefährlichen adelswidrigen Tendenzen des alarmirenden Dichters. Von da ging dann die Unterhaltung auf Literatur überhaupt und die hervorragendſten Schriftſteller der Zeit über. Kurz es war eine Unterhaltung, wie ſie eben Männer zu führen pflegen, welche auf den Höhen der Geſellſchaft ſtehen und den Erſcheinungen des geiſtigen Lebens in allen Nationen mit aufmerkſamen Augen folgen, und worin einem Jeden Gelegenheit ward, in ſeinen Urtheilen über dieſe Schriftſteller und ihre Werke, über ihre guten, wie über ihre tadelnswerthen Eigenſchaften, Proben ſeines geſunden Menſchenverſtandes, ſeiner äſthetiſchen Befähigung, ſeiner mehr oder minder freien Geſinnung und ſeiner Beredſamkeit in Darlegung des Urtheils ſelbſt zu bekunden. Das Geſpräch ward daher mit Lebhaftigkeit und Wärme geführt und alle Anweſenden, ſelbſt die Gräfin, nahmen eifrigen Antheil daran; nur Paolo verharrte in Stillſchweigen. Eliſa frug ihn endlich, welches denn ſeine Meinung über dieſe Dinge ſei.

—Ich habe nicht ein Wort von alle dem verſtanden, was ſeit einer Stunde geſprochen worden iſt, entgegnete in aller Naivetät der Wüſtenſohn.

Eliſa erwiederte nichts; aber dieſer Morgen war für ſie an ernſten und peinlichen Gedanken reich geweſen.

Einige Tage noch beobachtete ſie mit genaueſter Sorgfalt Paolo.

Sie gelangte zu der festen Ueberzeugung, daß sein Müßiggang und seine Unwissenheit unheilbare Uebel wären, und ihr Entschluß ward demgemäß gefaßt.

Sie nahm Paolo bei Seite und sagte zu ihm:

— Was ich Ihnen jetzt mittheilen werde, wird Sie vielleicht betrüben; aber da Sie selbst im höchsten Grade freimüthig sind, so werden Sie mir für meine Offenherzigkeit wohl auch Dank wissen. Wir passen nicht für einander, unsere Verbindung könnte nur unser gegenseitiges Unglück verursachen; es ist besser, wir brechen ab.

— Abbrechen! rief Paolo, starr vor Erstaunen und Schreck; wodurch habe ich Ihnen plötzlich so sehr mißfällig werden können?

— Sie haben mir nicht mißfallen, ich habe durchaus keine Ursache zur Klage gegen Sie, ich kann Ihnen keinen Vorwurf machen, Sie sind immer noch in meinen Augen die seltene Vereinigung der schönsten Eigenschaften, aber ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß . . . daß — stotterte Elise — daß unsere Charaktere durchaus nicht mit einander übereinstimmen können.

— Aber weshalb, ich bitte Sie.

— Nun, wenn Sie durchaus darauf bestehen, daß ich es Ihnen sage, Ihr Müßiggang erschreckt mich.

— Das heißt, weil ich mich nicht mit Lesen beschäftigen kann! Und deshalb verstoßen Sie mich! Aber bedenken Sie doch, gnädige Frau, daß in drei Viertheilen der bewohnten Erde man kaum weiß, was das heißt, lesen und schreiben! Ja selbst in den Ländern, wo es so viele Bücher giebt, dienen sie nur zur Beschäftigung der müßig gehenden Leute. Das Volk, das im Schweiße seines Angesichts sein Brod verdienen muß, hat nicht Zeit zum Lesen. Und was lernen Sie denn selbst aus den Büchern? Weiß ich, der ich so viele verschiedene Länder und Nationen kennen gelernt habe, nicht mehr davon, als wenn ich, anstatt sie mit meinen eigenen Augen zu sehen, nur in Büchern von ihnen gelesen hätte? Was können Sie für ein Vergnügen daran finden, einen Mann von einer Beschäftigung in Anspruch genommen zu sehen, die ihn für den Augenblick fast des Gebrauches seiner Sinne beraubt, da er nichts von dem wahrnimmt, was um ihn her vorgeht? Und wo liegt denn die Nothwendigkeit, stets seinen Geist zu beschäftigen? Ist man nicht glücklicher, wenn man, in sich selbst versenkt, das Leben durch

ner as the Bible is to Christian people. In matters of Religion they have their own Rites, by which they are governed, and which they observe with the greatest Exactness. Their Priests are Men of Learning, and Masters of Eloquence, and are very much esteemed by the People.

They are by Art of the Loadstone directed to any Part of the Island, as Ships are at Sea by the Compass. For which purpose there is a large Building erected, wherein there is a Loadstone of a prodigious Magnitude, which is suspended in such a Manner, that it will turn round with Facility, if the Force it is endued with be not resisted by some Counter-power. Now, as to the Manner of applying it to the Purpose for which it is designed, there is a Contrivance of Pillars placed round it, at the Distance of about Four Yards from it, to the Number of Eight, with Spaces between them.

ARTICLE XXXVII. OF THE ROYAL PALACE.

The Royal Palace is a most magnificent Structure, built entirely of Marble, and is supported by Pillars of the same, and is of a square Form, and encompassed with a Wall of Marble, which is Twenty Cubits high, and Ten Cubits thick, and has Twelve Gates of Brass, and Twelve Towers, one at each Gate, and Twelve Towers at the Corners of the Wall. The Gates are of Brass, and the Towers are covered with Plates of Gold. The Wall is Two Hundred Cubits from the Palace, and is Two Thousand Cubits in Circumference. The Palace is Four Hundred Cubits square, and has Twelve Towers, one at each Corner, and Twelve in the Middle of the Sides. The Towers are Two Hundred Cubits high, and are covered with Plates of Gold. The Palace is covered with Plates of Gold, and has Twelve Gates of Brass, and Twelve Towers, one at each Gate, and Twelve Towers at the Corners of the Wall. The Gates are of Brass, and the Towers are covered with Plates of Gold. The Palace is covered with Plates of Gold, and has Twelve Gates of Brass, and Twelve Towers, one at each Gate, and Twelve Towers at the Corners of the Wall. The Gates are of Brass, and the Towers are covered with Plates of Gold.

ARTICLE XXXVIII. OF THE ROYAL PALACE.

The Royal Palace is a most magnificent Structure, built entirely of Marble, and is supported by Pillars of the same, and is of a square Form, and encompassed with a Wall of Marble, which is Twenty Cubits high, and Ten Cubits thick, and has Twelve Gates of Brass, and Twelve Towers, one at each Gate, and Twelve Towers at the Corners of the Wall. The Gates are of Brass, and the Towers are covered with Plates of Gold. The Wall is Two Hundred Cubits from the Palace, and is Two Thousand Cubits in Circumference. The Palace is Four Hundred Cubits square, and has Twelve Towers, one at each Corner, and Twelve in the Middle of the Sides. The Towers are Two Hundred Cubits high, and are covered with Plates of Gold. The Palace is covered with Plates of Gold, and has Twelve Gates of Brass, and Twelve Towers, one at each Gate, and Twelve Towers at the Corners of the Wall. The Gates are of Brass, and the Towers are covered with Plates of Gold.

und ſind mehr werth als wir; ich gehöre einer Geſellſchaft an, die jedenfalls reif, vielleicht bis zum Faulen überreif iſt; ich kann mich daher mit Ihnen nicht in Einklang ſetzen. Nicht weil Sie nicht leſen, ſchlage ich Ihre Hand aus, ſondern weil ich aus dieſer einzigen zwiſchen uns obwaltenden Verſchiedenheit alle übrigen erkannt habe.

* * *

Paolo begriff Eliſen nicht, da er aber in ſich überzeugt war, daß ſie nur ihre innerſte Herzensmeinung ausſpreche, und da in ſeinen Augen einem Jeden das Recht zuſtand, frei über ſeine Perſon zu ſchalten, ſobald das Herz keine Einwendung hat, ſo richtete er keinen Vorwurf an ſie, ſondern verſchloß, männlich ſtark, ſeinen tiefen Schmerz in ſeine Bruſt.

Für Eliſa beſtand nun noch eine Hauptſchwierigkeit, nämlich die, unverheirathet ſich wieder der Welt zu zeigen und die verleumderiſchen Vermuthungen derſelben ruhig hinzunehmen; eine Schwierigkeit, der ſchon manche Frauen erlegen ſind. Denn wie viele haben nicht ſich ſchlecht verheirathet, weil ſie, wenn ſie einmal ein Verhältniß angeknüpft hatten, blos deshalb es nicht wieder abbrachen, um ſich nicht dem Gerede der Leute auszuſetzen!

Eliſa ſtand höher als dieſe kleinlichen Rückſichten. Sie erſchien mit würdevollem Benehmen wieder in der Welt und gab ſich nicht einmal die Mühe, das neugierige Publikum von der Urſache ihres Bruches mit Paolo zu unterrichten. Nur den wenigen vertrauteren Freunden, welche ſie danach offen fragten, antwortete ſie mit erzwungener Leichtigkeit und mit ſchmerzlicher Ironie:

—Nun, um Ihnen die volle Wahrheit zu ſagen, es geſchah blos, weil ich bei Zeiten bemerkt habe, daß er nie ein Buch aufſchlug.

—Was, aus ſolchem Grunde? . . . .

—Ja wohl; was ſoll man in unſerm Jahrhundert und in unſerer Geſellſchaft mit einem Manne anfangen, der nicht lieſt?

Die Virtuosin.

Novelle
von
Julius Feſter.

Es war ſpät am Abend. In dem reichen Salon eines prächtigen Hotels in Wien ſaß eine bejahrte Dame ſinnend, wie es ſchien, im bequemen Lehnſeſſel vor dem hell flackernden Kaminfeuer. Plötzlich richtete ſie den Oberkörper in die Höhe und ſchien auf das Geräuſch mehrerer vorbeifahrenden Wagen hinzuhorchen.

— Endlich wieder einmal geendet! ſprach ſie vor ſich hin; o mein armes Kind! — fuhr ſie, in die Arme des weichen Seſſels zurückſinkend fort — wenn Du es nur begreifen könnteſt, daß dieſe Concerte, dieſe Phreneſie der Muſik und der Violintöne, — Dich dem Grabe zuführen! Unglückliche Mutter, die ich bin! — Ihre Stimme wurde mehr und mehr ein unverſtändliches Murmeln und erſtarb allmälig. Da öffnete ſich die Thür und von einem ältern und einem jüngern Manne gefolgt, trat oder hüpfte vielmehr ein Mädchen von 15 bis 16 Jahren im einfach weißen Kleide einer Concertſpielerin, dabei aber einen ſchweren Kranz natürlicher Blumen in den Haaren und Blumenſträuße in den Händen, in das Zimmer und auf die alte Dame zu, und indem ſie voll Herzlichkeit dieſelbe umarmte, überreichte ſie ihr die Blumen mit den Worten: Dieſe Zeichen meines Triumphes, der Anerkennung meiner Kunſt übergebe ich Dir, liebe Mutter, damit Du Dich derſelben erfreueſt und Dein liebes Geſicht nicht immer ſo trauervoll mich anſchaue.

Die Mutter nahm die Blumenſträuße an und den ſchmerzlichen Zug, der ihr Geſicht im Anfang überzogen, zurückdrückend, wandte ſie ſich mit mehr als conventioneller Freundlichkeit zu dem mitangekommenen jüngern Herrn:

Sonne an dem, wie es scheint, ewig gleich sich erhebt und sich ewig gleich wieder abwendet. Wie wenig Wahres wird es sein, was sich in solchen Worten ausspricht, wie wenig Wahres!

Und doch, wie viel Wahres! Wie viel Wahres, wenn wir es nicht mit dem Wahren verwechseln, wenn wir es nicht für das Wahre halten, wenn wir es nicht für mehr halten, als es ist!

Wir haben es hier mit einem Wahren zu thun, das nur ein Wahres ist, weil es Wahres in sich enthält. Wir haben es mit einem Wahren zu thun, das nur ein Wahres ist, weil es Wahres in sich enthält, das nur ein Wahres ist, weil es Wahres in sich enthält, das nur ein Wahres ist, weil es Wahres in sich enthält

nes Innern, ich wagte es nicht, ein Glied zu rühren, noch mit den Augen zu zucken, unverwandt hefteten ſich meine Blicke auf das Weſen, das ich geboren und das mir nun, wie von fremden Mächten beherrſcht, gegenüberſtand. Ihre auf mich gerichteten Augen ſchienen mich nicht zu ſehen, nicht zu kennen; einmal ſchien ſie meine Tochter und dann wieder ein übernatürliches Weſen, das ihre Geſtalt angenommen und ſich ihrer Gliedmaßen bediene, zu irgend einem mir unbekannten Frevel. Und ich konnte nicht heraus aus dieſem Zuſtande, meine Angſt nahm immer zu und doch war es mir unmöglich, aufzuſtehen und zu fliehen oder nur das Auge abzuwenden. Dieſes peinliche Gefühl ſteigerte ſich immer mehr und im „Preſto" verlor ich das Bewußtſein des Ortes, wo ich mich befand, und meiner Umgebung. Aber ſelbſt in dieſem halb bewußtloſen Zuſtande erſchütterten mich noch die Töne wie zuvor, daſſelbe Gefühl der Angſt durchbebte mich, meine Augen waren wie von einem Nebel umhüllt, in dem ich das Bild meiner Tochter auf- und niederſchweben ſah, hin- und hergezerrt von ſcheußlichen Larven, die nach den Tönen der Violine tanzten und ſich häßlich geberdeten. Nur gegen Ende ſchwebte ein roſiger Duft hervor, aus dem eine edle Geſtalt ſich emporhob, die mit den letzten Takten ihre Hand ſchützend ausſtreckte über das mit dem Tode ringende Kind und es liebend zu ſich emporhob, die häßlichen Larven verſcheuchend. Dies ſah ich aber nur ſchattenhaft bleich an mir vorüberziehen; denn ich hatte die Beſinnung ſchon faſt gänzlich verloren und muß nun wohl in die Convulſionen gefallen ſein, in welchen Sie mir ſo hilfreich beiſprangen.

—Nerven! Nichts, als überreizte Nerven! murmelte der Vater, während der Fremde, ſichtbar ergriffen, ſtumm daſaß.

—Seit jener Zeit aber, fuhr die Mutter fort, iſt es mir ganz unmöglich, einen Ton von Fanny's Inſtrument zu hören; an einen Beſuch ihrer Concerte darf ich gar nicht denken; aber ſelbſt wenn ich ſo allein zu Hauſe bleibe und mir nur meine Tochter im Concerte ſpielend denke, ergreift mich ſtets ein Schauder. Wenn ich auch die Erfahrungen jener Viſion als ſolchen keinen Glauben beimeſſe, ſo kann ich mich doch der traurigen Ahnung oder Furcht nicht erwehren, es möchte dieſe ungezügelte, maßloſe Liebe zu ihrem Inſtrumente und deſſen Tönen ein dämoniſches, feindliches Princip ſein,

und in verschiedenen Gestalt und Beschaffenheit. Man ist der Meinung, daß sie Gespenster seien, die Leute quälen.

Ein Mann, der in Kaiserslautern wohnte, ging einmal in der Nacht durch den Wald, als er unten, wie er meinte, ein Licht sah. Er ging darauf zu, und als er hinkam, war es ein Mann, der ihn bat, er möchte ihm helfen, einen Baum aufheben, der ihn niedergedrückt habe.

Ein Mann, der in Kaiserslautern wohnte, ging einmal in der Nacht durch den Wald, als er unten, wie er meinte, ein Licht sah. Er ging darauf zu, und als er hinkam, war es ein Mann, der ihn bat, er möchte ihm helfen, einen Baum aufheben, der ihn niedergedrückt habe. Er half ihm, und der Mann dankte ihm, sagte, er sei ein Geist, und sie wollen ihn nicht eher ruhen lassen, bis er sich selbst erhängt habe.

Ein Schneider kam einmal von Kaiserslautern herauf und ging durch den Wald, als er unten ein Licht sah, wie er meinte, ein Haus. Er kam zu dem Fenster, es waren aber lauter Gespenster, die ihn baten, er möchte ihnen helfen, einen Baum aufheben, der ihnen auf dem Leibe liege. Er half ihnen, und sie dankten ihm, sagten, sie seien Geister, und sie wollen ihn nicht eher ruhen lassen, bis er sich selbst erhängt habe. Auf der Stelle, wo sie ihn baten, ihnen zu helfen, ist ein Kreuz gesetzt worden, das man noch sieht.

Ein Mann, der in Kaiserslautern wohnte, ging einmal in der Nacht durch den Wald, als er unten, wie er meinte, ein Licht sah. Er ging darauf zu, und als er hinkam, war es ein Mann, der ihn bat, er möchte ihm helfen, einen Baum aufheben, der ihn niedergedrückt habe. Er half ihm, und der Mann dankte ihm, sagte, er sei ein Geist, und sie wollen ihn nicht eher ruhen lassen, bis er sich selbst erhängt habe. Auf der Stelle, wo sie ihn baten, ihnen zu helfen, ist ein Kreuz gesetzt worden, das man noch sieht.

Ein Mann, der in Kaiserslautern wohnte, ging einmal in der Nacht durch den Wald, als er unten, wie er meinte, ein Licht sah. Er ging darauf zu, und als er hinkam, war es ein Mann, der ihn bat, er möchte ihm helfen, einen Baum aufheben, der ihn niedergedrückt habe. Er half ihm, und der Mann dankte ihm, sagte, er sei ein Geist, und sie wollen ihn nicht eher ruhen lassen, bis er sich selbst erhängt habe. Auf der Stelle, wo sie ihn baten, ihnen zu helfen, ist ein Kreuz gesetzt worden, das man noch sieht.

bei manchem Adagio in einem großen weiten Luftmeer, von einem Muſchelkahne getragen und auf- und niedergehoben; in der Ferne ſteht die Sonne, rothglühend, wie beim Untergange, aber unbeweglich, und mein Kahn trägt mich nach ihr zu; — unter mir, in weiter Ferne, erſcheinen Dörfer und Städte, ganz klein, kaum dem Blick erkennbar, aber im herrlichſten Abendroth; und das Licht der Sonne bricht ſich in manchem Meere oder an einer vorüberſchwebenden Wolke und dann umgiebt mich ein Meer von Farben und ich nähere mich immer mehr der Sonne, bis endlich mit dem Schluſſe des Tonſtückes Alles verſchwindet.

— Das iſt ſo weit nicht von einer Viſion entfernt, erwiederte der Vater; aber die Noten? vergiſſeſt Du die nicht in dem Farbenmeere?

— O, mein Vater, verſpotte mich nicht! antwortete die Kleine mit wehmüthig bittendem Tone. Du weißt ſehr wohl, daß ich nur von der Idee, von der Vorſtellung ſpreche, die ich beim Spielen habe, daß ich aber recht gut weiß, daß ich hier unten ſtehe und ſpiele.

— Aber in Conzerten, warf der Gaſt ein, wenn Sie öffentlich ſpielen, haben Sie dann dieſelben Empfindungen, dieſelben Vorſtellungen?

— In Conzerten? entgegnete ſie, leicht erröthend, ich weiß nicht, ob ich das ſagen ſoll und ob Sie und mein Vater mich nicht verſpotten!

— Sie können verſichert ſein — ſprach aufmunternd der Fremde.

— Sehen Sie, begann die Virtuoſin ſchüchtern und man ſah, daß es ſie eine Ueberwindung koſte, ſo ihr Inneres fremden Blicken zu enthüllen, das ſie bisher wie eine keuſche Mimoſe in ihrem Buſen verſchloſſen hatte — ſehen Sie, wenn ich vor der großen Verſammlung eines Conzertſaales erſcheine; wenn ich auf die Eſtrade trete, die mich auf einmal über Alle erhebt, die nun mit Aufmerkſamkeit ſich mir zuwenden; wenn bei dem erſten Ton meines Inſtrumentes Alles verſtummt: dann bilde ich mir ein, erhabnere, edlere Gefühle, als die ganze Verſammlung zu hegen, ich halte mich für ein höhres, beſonders begabtes Weſen, deſſen Aufgabe es iſt, dieſelben Empfindungen, die ich früher beim Spielen dieſes Stückes hatte, in Allen, ſelbſt im Unempfindlichſten, zu erwecken. In dieſer Vor-

ſtellung gehe ich gewiſſermaßen einen Kampf mit der Apathie des Publikums ein; aber ohne die einzelnen Geſichtszüge zu bemerken, glaube ich dann nach einiger Zeit geſiegt zu haben und nun reißt mein Spiel mich ſelbſt dahin im Triumph und erfüllt mich mit Entzücken. Daher könnte ich der geliebten Violine weder für mich noch öffentlich entſagen und ſollte ſie mich auch, wie die Mutter wohl mit allzuviel liebender Beſorgniß ſich ängſtigt, zum Verderben führen.

— Wohl, o wohl führt ſie Dich zum Verderben! ſeufzte die Mutter für ſich hin, während der Vater, laut das Wort nehmend, ſich alſo zu ſeinem Gaſte wandte.

— Ich kann allerdings nicht umhin, in den Worten Fanny's einige Ueberſpannung zu erblicken, indeſſen läßt es ſich doch nicht läugnen, daß der Künſtler, auch der blos ausübende, alſo der Virtuoſe, in gewiſſer Hinſicht über dem Publikum ſteht, erſtens durch ſeine Geſchicklichkeit in der Behandlung ſeines Inſtrumentes, wodurch er ſchon an und für ſich den Zuhörer erfreut, da die Nettigkeit der Paſſagen, oder ein gehaltener und doch mit verſchiedenartigen Nüancirungen gegebener Ton ſchon durch die Vollkommenheit der Ausführung Entzücken erregt; ſodann aber auch dadurch, daß der Virtuoſe allein es vermag, irgend eine meiſterhafte Compoſition würdig vorzutragen. Dadurch muß er nun nothwendig das Publikum allmälig zu ſich heraufheben, um es zum wahren muſikaliſchen Verſtändniß heranzubilden, und ſo hat denn Fanny, wenn man die phantaſtiſchen Ausdrücke etwas herabſtimmt, ganz recht.

— O mein Vater, Du verſtehſt mich nicht! rief Fanny, während der Fremde raſch hinzuſetzte: Ich glaube, ich habe Sie verſtanden.

Nach einigen Worten gleichgiltiger Unterhaltung empfahl ſich der Gaſt und ließ die Familie ſich zur Ruhe begeben.

Eduard Hammer, ein junger Berliner, von angenehmem Aeußern, tüchtiger Schul- und Univerſitätsbildung, dabei als Sohn eines höhern Staatsbeamten mit den Sitten der feinen Welt vertraut, mit poetiſchem, für alles Schöne offnem Sinne, war ſeines Vergnügens oder von einem höhern Standpunkte aus betrachtet, der Fortſetzung ſeiner Ausbildung halber nach Wien gekommen. Sein Erſcheinen in dem eben beſchriebenen Zirkel iſt wohl durch das angeführte Geſpräch hinlänglich erklärt, es bleibt uns nur übrig, über

zu Mittag. Um 12 Uhr Mittag Abendmahl und die Leute sind wieder in ihre Häuser gegangen. Um 1 Uhr Nachmittag sind die Leute wieder zum Versammlungsplatz und es ist Predigt gehalten worden. Um 3 Uhr Nachmittag ist Predigt gehalten worden und um 4 Uhr Nachmittag ist Predigt gehalten worden. Um 5 Uhr Nachmittag ist Predigt gehalten worden und um 6 Uhr Nachmittag ist Predigt gehalten worden. Um 7 Uhr Nachmittag ist Predigt gehalten worden und um 8 Uhr Nachmittag ist Predigt gehalten worden. Um 9 Uhr Nachmittag ist Predigt gehalten worden und um 10 Uhr Nachmittag ist Predigt gehalten worden. Um 11 Uhr Nachmittag ist Predigt gehalten worden und um 12 Uhr Nachmittag ist Predigt gehalten worden. Um 1 Uhr Nachmittag ist Predigt gehalten worden und um 2 Uhr Nachmittag

von dem Schreiber Gottes. Dieser Gedanke ist der Grund der Bibel. Wenn wir diesen Gedanken nicht haben, dann ist die Bibel nicht mehr als andere Bücher. Wenn wir diesen Gedanken haben, dann ist die Bibel mehr als alle Bücher der Welt. Wenn wir diesen Gedanken haben, dann ist die Bibel das Buch der Bücher. Wenn wir diesen Gedanken haben, dann ist die Bibel das Buch, das uns Gott gegeben hat, damit wir durch dasselbe Gott kennen lernen und Gemeinschaft mit ihm haben

Jetzt gehen die drei wirklich gerade auf sie zu! Sie marschieren in drei Schritt Abstand. Bernd in Mitte eines Dreiecks, dessen Spitze Hans bildet. Sie kommen näher und näher. Sie sind nur noch zwanzig Schritt von ihnen entfernt. Da ruft Hans: „Halt!“ Sie bleiben stehen. Hans tritt vor und sagt: „Ich habe die Aufgabe bekommen, mit euch zu reden. Wollt ihr freiwillig mitkommen, oder müssen wir Gewalt anwenden?“ Die Antwort ist ein Lachen. Hans wendet sich um und sagt: „Ihr habt es so gewollt!“ Er tritt zurück in die Reihe. Sie gehen weiter. Sie sind nur noch zehn Schritt von ihnen entfernt. Da ruft Hans: „Halt!“ Sie bleiben stehen. Hans tritt vor und sagt: „Ich habe die Aufgabe bekommen, mit euch zu reden. Wollt ihr freiwillig mitkommen, oder müssen wir Gewalt anwenden?“ Die Antwort ist ein Lachen. Hans wendet sich um und sagt: „Ihr habt es so gewollt!“ Er tritt zurück in die Reihe. Sie gehen weiter. Sie sind nur noch fünf Schritt von ihnen entfernt. Da ruft Hans: „Halt!“ Sie bleiben stehen. Hans tritt vor und sagt: „Ich habe die Aufgabe bekommen, mit euch zu reden. Wollt ihr freiwillig mitkommen, oder müssen wir Gewalt anwenden?“ Die Antwort ist ein Lachen. Hans wendet sich um und sagt: „Ihr habt es so gewollt!“ Er tritt zurück in die Reihe. Sie gehen weiter. Sie sind nur noch drei Schritt von ihnen entfernt. Da ruft Hans: „Halt!“ Sie bleiben stehen. Hans tritt vor und sagt: „Ich habe die Aufgabe bekommen, mit euch zu reden. Wollt ihr freiwillig mitkommen, oder müssen wir Gewalt anwenden?“ Die Antwort ist ein Lachen. Hans wendet sich um und sagt: „Ihr habt es so gewollt!“ Er tritt zurück in die Reihe. Sie gehen weiter. Sie sind nur noch zwei Schritt von ihnen entfernt. Da ruft Hans: „Halt!“ Sie bleiben stehen. Hans tritt vor und sagt: „Ich habe die Aufgabe bekommen, mit euch zu reden. Wollt ihr freiwillig mitkommen, oder müssen wir Gewalt anwenden?“ Die Antwort ist ein Lachen. Hans wendet sich um und sagt: „Ihr habt es so gewollt!“ Er tritt zurück in die Reihe. Sie gehen weiter. Sie sind nur noch einen

mentes ihre Sprache. Anfangs unbeſtimmt, dann immer heftiger bemächtigte ſich ein unbekanntes, unnennbares Sehnen ihres Innern, immer ergreifender wurden die Töne, immer zarter und bebender ihr Bogenſtrich, bis endlich Alles in einem leiſe bebenden Pianiſſimo erſtarb.

Die erſte Liebe hatte plötzlich in ihrem Buſen geknospet und ſich eben ſo raſch zur ſchönen, prangenden Blüthe entfaltet, das Kind war unter dem Kuß des auf den Tönen einherſchwebenden Liebesgottes zur Jungfrau geworden, und wenn ſchon der Beifall und die Begeiſterung des Publikums kein Ende nehmen wollten, — dieſer Abend hatte über ihr Schickſal entſchieden, von jetzt an wollte ſie die Gefühle, die ihr eigen gehörten, der Oeffentlichkeit nicht mehr preisgeben. Sie trat nicht mehr auf, zur Freude ihrer Mutter; aber im entfernten Zimmer des Hauſes ſprach ſie ihr Sehnen, ihre Furcht und Hoffnung, — ihre Liebe aus auf ihrem Inſtrumente und immer inniger wurde der Klang ihrer Töne. Auch im Geſellſchaftsſaale wollte ſie ſich nicht mehr hören laſſen und bald verlor ſich die Menge, die in der Bewundrung ihres Spieles mehr der Mode als dem inneren Triebe gehuldigt hatte.

Eduard aber blieb. Immer inniger wurde er von dem Weſen gefeſſelt, das zuerſt in Tönen ſich ihm enthüllt, ihm ſeine Gefühle mitgetheilt hatte. Glaubte er früher, ſie verſtanden zu haben, ſo wagte er es jetzt nicht, den auf ihm ruhenden Blick, dieſes reizende Geſtändniß der ſchönſten Liebe, wie ſie es ihm in dem letzten Conzerte abgelegt zu haben ſchien, auf ſich zu beziehen; aber auch ihm erſchien das Mädchen jetzt als Jungfrau und die Liebe, die ſich ſeiner bemächtigt hatte, trieb ihn immer und immer wieder hin zu ihr, in das Haus, in den Salon ihrer Eltern. Bald war er der Freund des Hauſes und hatte ſeine Liebe, ſo wie ſeine Abſichten dem Vater mitgetheilt, der eben ſo wenig als die Mutter etwas dagegen einzuwenden hatte; ihr aber, der Geliebten, hatte er ſich noch nicht entdeckt, die Entſcheidung ſeines Geſchicks in liebender Bängniß von einem Tage auf den andern verſchiebend.

In ihr hatte die ſchamvolle Keuſchheit der Jungfrau die Oberhand gewonnen und wenn ſie auch unbeſtimmt ſeine Liebe zu bemerken glaubte, ſo blieb ſie doch immer mehr zurückhaltend, und von einem Ausſprechen ihres Gefühls, wie an jenem Conzerttage, konnte

sie in Lumpen, die Kinder sind nur in die Hemdchen gekommen, und wenn diese Kinder nicht bald ins Bett kommen, so werden sie krank.

Ich will nicht weiter von dem Elend reden, das Deutschland in Folge des Krieges heimgesucht hat, ich will nicht weiter von dem Elend reden, das in Folge des Krieges über Frankreich gekommen ist, ich will nicht weiter von dem Elend reden, das in Folge des Krieges über Belgien gekommen ist, ich will nicht weiter von dem Elend reden, das in Folge des Krieges über Italien gekommen ist, ich will nicht weiter von dem Elend reden, das in Folge des Krieges über Rußland gekommen ist, ich will nicht weiter von dem Elend reden, das in Folge des Krieges über Serbien gekommen ist, ich will nicht weiter von dem Elend reden, das in Folge des Krieges über Polen gekommen ist, ich will nicht weiter von dem Elend reden, das in Folge des Krieges über Armenien gekommen ist, ich will nicht weiter von dem Elend reden, das in Folge des Krieges über Mesopotamien gekommen ist, ich will nicht weiter von dem Elend reden, das in Folge des Krieges über Palästina gekommen ist, ich will nicht weiter von dem Elend reden, das in Folge des Krieges über Syrien gekommen ist, ich will nicht weiter von dem Elend reden, das in Folge des Krieges über Persien gekommen ist, ich will nicht weiter von dem Elend reden, das in Folge des Krieges über Arabien gekommen ist, ich will nicht weiter von dem Elend reden, das in Folge des Krieges über Afrika gekommen ist, ich will nicht weiter von dem Elend reden, das in Folge des Krieges über Amerika gekommen ist, ich will nicht weiter von dem Elend reden, das in Folge des Krieges über Australien gekommen ist, ich will nicht weiter von dem Elend reden, das in Folge des Krieges über Asien gekommen ist, ich will nicht weiter von dem Elend reden, das in Folge des Krieges über Europa gekommen ist, ich will nicht weiter von dem Elend reden, das in Folge des Krieges über die Welt gekommen ist.

Ich will nicht weiter von dem Elend reden, das in Folge des Krieges über die Welt gekommen ist,

Ein Theaterdichter.

Novelle
von
C. H. Geibler.

Herr und Frau von Sonnenwald waren plötzlich und unerwartet die Erben eines begüterten Seitenverwandten ihres Hauses und durch dieſe Erbſchaft aus wohlhabenden zu reichen Leuten geworden. Sie hatten in Folge deſſen ihren Aufenthalt in einer Provinzialſtadt Preußens, zu deren näherer Bezeichnung wir nur ſagen können, daß ſie eine Univerſitätsſtadt iſt, verlaſſen, um fortan in Berlin zu wohnen. Die Ehe dieſer beiden jungen Gatten konnte eine wahre Seelenverbindung genannt werden; ſie beruhte auf einer natürlichen Uebereinſtimmung der Charaktere, der Neigungen und des beiderſeitigen Geſchmackes und bot durch ihre Tiefe und Innigkeit ein in den höheren Kreiſen unſerer Geſellſchaft etwas ſeltenes Schauſpiel. Beide waren jung, ſchön, geiſtreich und gehörten ehrenhaften und nicht unvermögenden Familien des preußiſchen Adels an. Sie hatten lange Jahre ein Verhältniß der Liebe und gegenſeitigen Erwartung durchgelebt, ehe ſie an das Ziel ihrer Wünſche gelangt waren. Als ſie einander zu lieben angefangen hatten, waren ſie beide noch ſehr, ſehr jung geweſen und der junge Mann hatte eben erſt ſeine Univerſitätsſtudien begonnen. Das war aber auch das einzige und eben nicht ſehr erhebliche Hinderniß, das ſich ihnen entgegenſtellte; und da ſie zudem während dieſer Jahre durchaus nicht verhindert waren, einander alle Tage zu ſehen, ſo diente dieſe Probezeit nur dazu, daß ihre Liebe eine immer größere Innigkeit, einen ſtets mächtigeren Reiz erhielt. Wie ſüße Jahre waren das für dieſe jungen Leute, in denen ſie nur für einander lebten, in denen für

jeden ihrer Tage ein bestimmter Zweck vorhanden war, der eines Wiedersehens auf den Abend, wo ihr ganzes Leben dem Einen Zwecke ihrer innigeren Verbindung zustrebte und von dem Einen Gefühl der gegenseitigen Liebe ausgefüllt war, das in seiner unversiegbaren Fülle ihnen mit jedem Tage eine Quelle stets neuen Glückes wurde. Diese Jahre, in denen sie ihre Gewohnheiten und Lieblingsneigungen einander ablauschten, um sie selbst anzunehmen, waren die beste Vorbereitung für das engere trauliche Zusammenleben einer Ehe. Sie gewöhnten sich in dieser Zeit durch eine vollständige Aufrichtigkeit in allen ihren Gesprächen ihre Seelen mit einander zu verschmelzen. Ihrer ewigen Liebe sicher, hatten sie weiter keine Furcht, als sich derselben nicht würdig genug zu bezeigen, und sie arbeiteten daher in gemeinsamer Uebereinstimmung daran, geistig vollkommner zu werden, damit sie das große Glück, das ihrer wartete, wahrhaft zu genießen fähig wären.

Endlich hatte Herr von Sonnenwald seine Studien vollendet und zugleich seine Großjährigkeit erreicht, so daß, da er sowohl als Caroline von Steinberg, — so hieß seine Geliebte, — unabhängige Waisen waren, ihrer Vereinigung Nichts weiter im Wege stand. Das Glück ihrer Ehe ward durch die in vier Jahren rasch auf einander folgende Geburt dreier schönen Kinder auf die höchste Stufe gesteigert. Caroline ergab sich jetzt ganz und gar der Erziehung ihrer Kinder und damit, so wie mit dem ihr sichern Besitz der ausschließlichen Liebe ihres Gatten, war die Summe ihrer Wünsche gestillt. Allgemein beliebt und geachtet, eine glückliche Mutter, feurig liebend und geliebt, erst als Jungfrau, dann als Gattin, hatte sie nur eben diese Eine Liebe gekannt, nur dieses Eine Glück gewünscht und so floß ihr Leben dahin wie ein heiterer Traum. Nur Eins fürchtete sie zuweilen. Wenn sie mitleidigen Blickes auf die Unglücksfälle sah, welche die Menschheit betreffen, dann sagte sie, erschreckt und ängstlich, zu sich selbst: „Ach, wenn mir nur Gott nicht meinen Gatten oder meine Kinder raubt!“ Der Tod war der einzige Schicksalsschlag, der sie treffen zu können schien. Diese Furcht war für Caroline eine heilsame, weil sie ihr das Herz in der Brust weich erhielt und verhütete, daß sie nicht, gleich vielen andern, „stolz und glückgehärtet“ ward. Im Gegentheil blieb sie allen zarteren Gefühlen des Erbarmens und Mitleids zugänglich,

weil fortwährend der Gedanke an die Nichtigkeit aller irdiſchen Dinge und an die Gebrechlichkeit aller Größe und allen Glückes hienieden ſie läuterte und an ihre Menſchenpflichten mahnte. Wenn ſie von irgend einem Unglück erzählen hörte, preßte ſie ſich an ihren Gemahl oder drückte ihre Kinder an ſich und flehte ganz leiſe zu Gott um Barmherzigkeit und Schonung für ſie und die ihrigen. Durch reichliche Almoſenſpenden und durch fortwährende Ausübung aller Tugenden oder, wenn man will, jener Einen, die alle in ſich ſchließt, der wahren Menſchenliebe in ihrer weiteſten Ausdehnung, ſuchte ſie gewiſſermaßen das Unglück von ihrem Hauſe hinweg zu beſchwören.

Adolph von Sonnenwald betete ſeine Gemahlin faſt abgöttiſch an. Sie war in ſeinen Augen ein ſo ſchöner, ein ſo reiner Engel, daß ſeine Leidenſchaft einen ſtarken Beiſatz von Ehrfurcht hatte. Alle freudigen Bewegungen, bei denen ſein Herz lauter gepocht, alles Glück, das er in ſeinem Leben genoſſen, — er verdankte es einzig Carolinen. Auch er ſchwelgte mit Entzücken in den Wonnen des häuslichen Heerdes, jenes Friedens, jener Art von Seligkeit, welche das Familienleben mit ſeiner Innigkeit uns giebt. Er fand in Wirklichkeit die Freuden ſeiner Kinderjahre wieder, wenn er mit ſeinen Kindern ſpielte, neue Spiele für ſie erfand, ſie in ſeinen Armen ſpringen und tanzen ließ und von der lauten, ungehemmt ſich kund gebenden Fröhlichkeit oder dem überſprudelnden, unauslöſchlichen Lachen, das er bei ihnen hervorgerufen, ſelbſt angeſteckt ward. Wenn er dann wieder Mann ward und das Bedürfniß einer herzlichen Mittheilung und eines ernſten Geſpräches empfand, dann war ſeine Caroline da, ſeine Gattin, ſein zuverläſſigſter Vertrauter, ſein treueſter und beſter Freund. So vollſtändig aber dieſes Glück war, deſſen Grundlage in den ſchönſten Neigungen der Seele ruhte, ſo ſtellte es dennoch Sonnenwald nicht ganz zufrieden. Er fühlte es tief und war auch zur klaren Verſtandes-Ueberzeugung darüber gekommen, daß die Exiſtenz eines Mannes eine doppelte ſein muß, daß er nicht blos für die Familie und den häuslichen Heerd, ſondern auch für die große Familie der Menſchheit, für den weitern Kreis des Staates leben und wirken muß. Sein ruhmloſer Name, ſein einflußleeres Leben drückten ihn ſchwer. Unklare Wünſche bewegten ſeine Bruſt, ſein Gehirn war in einem Zuſtande fortwährenden Erzeugens, ſeine

ganze geiſtige Fähigkeit ſtrebte nach einem ihm unbekannten Ziele. Es war in ihm zugleich Ehrgeiz und der Wunſch, den Menſchen zu nützen, Ruhmliebe und das Beſtreben, ſeinem Vaterlande zu dienen. Seine Studien hatte er auf keinen beſtimmten, feſten Gegenſtand hingerichtet, weil ihm dieſe Ideen damals noch nicht vorſchwebten. Er hatte nur ſeiner inneren Luſt an dem und jenem Gegenſtande nachgehangen und da dieſe von den äußeren Eindrücken mannichfach geſtaltet ward, ſo waren auch ſeine Univerſitätsſtudien mancherlei geweſen. Erſt ältere, dann neuere Sprachen und ihre Literaturen, dann Geſchichte der Vergangenheit und Gegenwart, Aeſthetik und ſchöne Künſte, — das Alles hatte er ſich dilettantenartig angeeignet, ohne Eines zu einem Gegenſtand tiefer eingehenden Studiums, zu einer Lebensaufgabe zu machen. Zum Theil hatte dies in der einſeitigen, dem Geiſte der Zeit und der Geſchichte widerſtrebenden, frömmelnden Richtung der meiſten Lehrer jener Univerſität — wenigſtens in den Fächern, die Sonnenwald betrieb, ſeinen Grund gehabt. Denn dieſer, ein von Natur heller und aufgeklärter Kopf, war von dieſem dumpfen, den freien Geiſt knechtenden Pietismus abgeſtoßen, den Collegienſälen entfremdet und auf ein leitungsloſes Selbſtſtudium hingewieſen worden, da er ſich wegen ſeines Liebesverhältniſſes mit Carolinen nicht entſchließen konnte, eine andere Univerſität zu beziehen. Er war ſo ein gebildeter Mann geworden, der in einem jeden geſellſchaftlichen Geſpräche, das eben auf eine gründliche, gelehrte Erörterung nicht eingehen ſoll, mit Ehren figuriren konnte, aber einen Beruf hatte er nicht gewonnen. Aber mit den reiferen Jahren und da die Liebesſehnſucht, welche ſeine Jugend mit ihrem würzigen Blumenduft durchhaucht, aus einer blühenden Pflanze zum früchtetragenden Baum geworden, nun war der Drang nach einer ehrenden und nützlichen Thätigkeit in ihm erwacht, ohne daß er denſelben auf eine beſtimmte Weiſe zu befriedigen wußte. So oft er daher von einer neuen bedeutenden That in Kunſt oder Wiſſenſchaft, von einem ſchönen Dichter- oder Künſtlerwerke hörte oder die Erzeugniſſe fremder Thätigkeit ſah und las, ſchlug ſein Herz höher, ward ſein Eifer rege und trieb es ihn zu irgend einer Unternehmung, die ſeinen Namen und Ruhm krönen könne. Aber wenn er dann ſelbſt an die That ging und das eine oder andere unternehmen wollte, fühlte er ſchmerzlich, wie ſchnell

von Bilder entstehen. Diese Bilder sind nun nicht die Bilder der Gegenstände selbst, sondern nur Bilder von Bildern. Sie sind also noch um ein Stück Abstand von der Wirklichkeit entfernt. Wenn wir diese Bilder wieder in Worte übersetzen, so haben wir also Worte, die noch weiter von der Wirklichkeit entfernt sind. Wenn wir nun diese Worte wieder in Bilder übersetzen, so haben wir Bilder, die noch weiter von der Wirklichkeit entfernt sind. Wenn wir diese Bilder wieder in Worte übersetzen, so haben wir Worte, die noch weiter von der Wirklichkeit entfernt sind. Wenn wir

Frau, geborne Philippin Wagner, Wwe. Kaufm. Jacobi in Frankfurt a. M., Herr Dr. Wagner in Berlin, Herr Dr. Wagner in Hamburg, Herr Dr. Wagner in Wien, Herr Dr. Wagner in Leipzig, Herr Dr. Wagner in Dresden, Herr Dr. Wagner in Stuttgart, Herr Dr. Wagner in Karlsruhe, Herr Dr. Wagner in Darmstadt, Herr Dr. Wagner in Hannover, Herr Dr. Wagner in Braunschweig, Herr Dr. Wagner in Bremen, Herr Dr. Wagner in Oldenburg, Herr Dr. Wagner in Meiningen, Herr Dr. Wagner in Gotha, Herr Dr. Wagner in Weimar, Herr Dr. Wagner in Eisenach, Herr Dr. Wagner in Jena, Herr Dr. Wagner in Rudolstadt, Herr Dr. Wagner in Sondershausen, Herr Dr. Wagner in Arnstadt, Herr Dr. Wagner in Greiz, Herr Dr. Wagner in Gera, Herr Dr. Wagner in Altenburg, Herr Dr. Wagner in Coburg, Herr Dr. Wagner in Bernburg, Herr Dr. Wagner in Dessau, Herr Dr. Wagner in Zerbst, Herr Dr. Wagner in Cöthen, Herr Dr. Wagner in Bückeburg, Herr Dr. Wagner in Detmold, Herr Dr. Wagner in Lübeck, Herr Dr. Wagner in Rostock, Herr Dr. Wagner in Schwerin, Herr Dr. Wagner in Neustrelitz, Herr Dr. Wagner in Sondershausen, Herr Dr. Wagner in Arnstadt, Herr Dr. Wagner in Greiz, Herr Dr. Wagner in Gera, Herr Dr. Wagner in Altenburg, Herr Dr. Wagner in Coburg, Herr Dr. Wagner in Bernburg, Herr Dr. Wagner in Dessau, Herr Dr. Wagner in Zerbst, Herr Dr. Wagner in Cöthen, Herr Dr. Wagner in Bückeburg, Herr Dr. Wagner in Detmold, Herr Dr. Wagner in Lübeck, Herr Dr. Wagner in Rostock, Herr Dr. Wagner in Schwerin, Herr Dr. Wagner in Neustrelitz,

Herr Dr. Wagner in Hamburg, Herr Dr. Wagner in Wien, Herr Dr. Wagner in Leipzig, Herr Dr. Wagner in Dresden, Herr Dr. Wagner in Stuttgart, Herr Dr. Wagner in Karlsruhe, Herr Dr. Wagner in Darmstadt, Herr Dr. Wagner in Hannover, Herr Dr. Wagner in Braunschweig, Herr Dr. Wagner in Bremen, Herr Dr. Wagner in Oldenburg, Herr Dr. Wagner in Meiningen, Herr Dr. Wagner in Gotha, Herr Dr. Wagner in Weimar, Herr Dr. Wagner in Eisenach, Herr Dr. Wagner in Jena, Herr Dr. Wagner in Rudolstadt, Herr Dr. Wagner in Sondershausen, Herr Dr. Wagner in Arnstadt, Herr Dr. Wagner in Greiz, Herr Dr. Wagner in Gera, Herr Dr. Wagner in Altenburg, Herr Dr. Wagner in Coburg, Herr Dr. Wagner in Bernburg, Herr Dr. Wagner in Dessau, Herr Dr. Wagner in Zerbst, Herr Dr. Wagner in Cöthen, Herr Dr. Wagner in Bückeburg, Herr Dr. Wagner in Detmold, Herr Dr. Wagner in Lübeck, Herr Dr. Wagner in Rostock, Herr Dr. Wagner in Schwerin, Herr Dr. Wagner in Neustrelitz,

Ich erinnerte mich, daß ich einmal von einem Arzte in Ansbach eine Kraft gehört hatte, Amphora, sagt er, ist eine Kraft, welche die Luft in sich zieht, und wieder von sich stößt. Ich dachte, wenn ich diese Kraft in Bewegung setzte, so müßte ich auch Luft in Bewegung setzen können. Ich nahm also eine Amphora, und stieß sie mit Gewalt in die Luft, und siehe, es war so. Ich nahm sie wieder, und zog sie mit Gewalt in mich, und siehe, es war so. Ich stieß sie wieder von mir, und siehe, es war so. Ich zog sie wieder

Mehrere Jahre hindurch war unzureichender Vermögensverhältnisse halber dieser Plan, ihren Wohnsitz in Berlin aufzuschlagen, für Herrn von Sonnenwald und seine Gattin nur ein Gegenstand der Wünsche und Hoffnungen geblieben. Auch so jedoch hatte er für ersteren das Gute, daß er ihm als mächtiger Sporn in anhaltenden, ernsten und arbeitsamen Studien der Philosophie, Aesthetik und Geschichte diente, welchen er den größten Theil seiner Zeit widmete. Oft zwar erlag er der Entmuthigung, weil es ihm an einem höheren Geiste fehlte, der seine Thätigkeit auf ein bestimmtes Ziel hingewiesen hätte; oft, wenn er selbst die Unvollkommenheit seiner mancherlei schriftstellerischen Versuche erkannte, zweifelte er an seiner Fähigkeit, klagte sich eines thörichten Ehrgeizes an und vernichtete, was er geschrieben; immer aber munterte ihn Caroline wieder zu neuem Eifer auf, immer beseelte sie ihn mit frischem Vertrauen zu sich selbst. Endlich hatte ihnen, wie wir am Anfange dieser Skizze gesagt, die unvermuthete Erbschaft eines entfernten Verwandten das Mittel in die Hände gegeben, ihren so lange gehegten Lieblingsplan in's Werk zu setzen und in die Hauptstadt überzusiedeln..

Sie richteten sich daselbst so ein, daß sie ein ihren Geschmacksrichtungen angemessenes, d. h. ein einfaches und ruhiges Leben führen konnten. Auf den Wunsch Carolinens hatten sie ihre Wohnung in der Nähe des Thiergartens auf dem Pariser Platz, also in einem der lustigst und geräumigst gebauten Stadttheile Berlins gewählt, so daß es ihr möglich ward, ihre Kinder, die an freie Bewegung gewöhnt waren, täglich selbst spazieren zu führen. Ihre Wohnung war nicht allzugroß, war aber geschmackvoll und elegant meublirt worden und die innere Eintheilung und Anordnung ließ erkennen, daß sie von Jemanden herrühre, dem die süßen Gewohnheiten eines häuslichen Lebens lieb und vertraut waren. Herr von Sonnenwald hatte ein besonderes Studir- und Arbeits-Zimmer, wohin Caroline nur überaus selten kam; sie dagegen hatte ihren eigenen, kleinen Gesellschaftssaal, wo man Adolph sehr häufig finden konnte. Ein Zimmer war besonders für die Spiele der Kinder bestimmt und war zu dem Behufe mit dichten, weichen Teppichen in der ganzen Ausdehnung des Fußbodens bedeckt worden, so wie man auch alles Eckige und Scharfkantige daraus entfernt hatte, da-

gut in Wien. Bei den Pferden war es sehr viel im Stande, und ich habe mich oft gewundert, wie sie so viel Kraft besitzen konnten. Sie waren sehr gut im Stande, Lasten von 200 Zentnern zu ziehen, und ich habe oft gesehen, wie sie Lasten von 150 Zentnern auf einem Wagen, der nur zwei Räder hatte, zogen. Ich habe auch gesehen, wie sie Lasten von 200 Zentnern, die auf einem Wagen mit vier Rädern aufgeladen waren, zogen. Sie waren sehr gut im Stande, Lasten von 150 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern zu ziehen. Ich habe auch gesehen, wie sie Lasten von 200 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern zogen, aber sie waren nicht imstande, sie auf eine Entfernung von mehr als einer Meile zu ziehen. Sie waren sehr gut im Stande, Lasten von 150 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von zwei Meilen zu ziehen. Ich habe auch gesehen, wie sie Lasten von 200 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von zwei Meilen zogen, aber sie waren nicht imstande, sie auf eine Entfernung von mehr als zwei Meilen zu ziehen. Sie waren sehr gut im Stande, Lasten von 150 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von drei Meilen zu ziehen. Ich habe auch gesehen, wie sie Lasten von 200 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von drei Meilen zogen, aber sie waren nicht imstande, sie auf eine Entfernung von mehr als drei Meilen zu ziehen. Sie waren sehr gut im Stande, Lasten von 150 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von vier Meilen zu ziehen. Ich habe auch gesehen, wie sie Lasten von 200 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von vier Meilen zogen, aber sie waren nicht imstande, sie auf eine Entfernung von mehr als vier Meilen zu ziehen. Sie waren sehr gut im Stande, Lasten von 150 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von fünf Meilen zu ziehen. Ich habe auch gesehen, wie sie Lasten von 200 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von fünf Meilen zogen, aber sie waren nicht imstande, sie auf eine Entfernung von mehr als fünf Meilen zu ziehen. Sie waren sehr gut im Stande, Lasten von 150 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von sechs Meilen zu ziehen. Ich habe auch gesehen, wie sie Lasten von 200 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von sechs Meilen zogen, aber sie waren nicht imstande, sie auf eine Entfernung von mehr als sechs Meilen zu ziehen. Sie waren sehr gut im Stande, Lasten von 150 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von sieben Meilen zu ziehen. Ich habe auch gesehen, wie sie Lasten von 200 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von sieben Meilen zogen, aber sie waren nicht imstande, sie auf eine Entfernung von mehr als sieben Meilen zu ziehen. Sie waren sehr gut im Stande, Lasten von 150 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von acht Meilen zu ziehen. Ich habe auch gesehen, wie sie Lasten von 200 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von acht Meilen zogen, aber sie waren nicht imstande, sie auf eine Entfernung von mehr als acht Meilen zu ziehen. Sie waren sehr gut im Stande, Lasten von 150 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von neun Meilen zu ziehen. Ich habe auch gesehen, wie sie Lasten von 200 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von neun Meilen zogen, aber sie waren nicht imstande, sie auf eine Entfernung von mehr als neun Meilen zu ziehen. Sie waren sehr gut im Stande, Lasten von 150 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von zehn Meilen zu ziehen. Ich habe auch gesehen, wie sie Lasten von 200 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von zehn Meilen zogen, aber sie waren nicht imstande, sie auf eine Entfernung von mehr als zehn Meilen zu ziehen. Sie waren sehr gut im Stande, Lasten von 150 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von elf Meilen zu ziehen. Ich habe auch gesehen, wie sie Lasten von 200 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von elf Meilen zogen, aber sie waren nicht imstande, sie auf eine Entfernung von mehr als elf Meilen zu ziehen. Sie waren sehr gut im Stande, Lasten von 150 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von zwölf Meilen zu ziehen. Ich habe auch gesehen, wie sie Lasten von 200 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von zwölf Meilen zogen, aber sie waren nicht imstande, sie auf eine Entfernung von mehr als zwölf Meilen zu ziehen. Sie waren sehr gut im Stande, Lasten von 150 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von dreizehn Meilen zu ziehen. Ich habe auch gesehen, wie sie Lasten von 200 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von dreizehn Meilen zogen, aber sie waren nicht imstande, sie auf eine Entfernung von mehr als dreizehn Meilen zu ziehen. Sie waren sehr gut im Stande, Lasten von 150 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von vierzehn Meilen zu ziehen. Ich habe auch gesehen, wie sie Lasten von 200 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von vierzehn Meilen zogen, aber sie waren nicht imstande, sie auf eine Entfernung von mehr als vierzehn Meilen zu ziehen. Sie waren sehr gut im Stande, Lasten von 150 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von fünfzehn Meilen zu ziehen. Ich habe auch gesehen, wie sie Lasten von 200 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von fünfzehn Meilen zogen, aber sie waren nicht imstande, sie auf eine Entfernung von mehr als fünfzehn Meilen zu ziehen. Sie waren sehr gut im Stande, Lasten von 150 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von sechzehn Meilen zu ziehen. Ich habe auch gesehen, wie sie Lasten von 200 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von sechzehn Meilen zogen, aber sie waren nicht imstande, sie auf eine Entfernung von mehr als sechzehn Meilen zu ziehen. Sie waren sehr gut im Stande, Lasten von 150 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von siebzehn Meilen zu ziehen. Ich habe auch gesehen, wie sie Lasten von 200 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von siebzehn Meilen zogen, aber sie waren nicht imstande, sie auf eine Entfernung von mehr als siebzehn Meilen zu ziehen. Sie waren sehr gut im Stande, Lasten von 150 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von achtzehn Meilen zu ziehen. Ich habe auch gesehen, wie sie Lasten von 200 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von achtzehn Meilen zogen, aber sie waren nicht imstande, sie auf eine Entfernung von mehr als achtzehn Meilen zu ziehen. Sie waren sehr gut im Stande, Lasten von 150 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von neunzehn Meilen zu ziehen. Ich habe auch gesehen, wie sie Lasten von 200 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von neunzehn Meilen zogen, aber sie waren nicht imstande, sie auf eine Entfernung von mehr als neunzehn Meilen zu ziehen. Sie waren sehr gut im Stande, Lasten von 150 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von zwanzig Meilen zu ziehen. Ich habe auch gesehen, wie sie Lasten von 200 Zentnern auf einem Wagen mit vier Rädern auf eine Entfernung von zwanzig Meilen zogen, aber sie waren nicht imstande, sie auf eine Entfernung von mehr als zwanzig Meilen zu ziehen.

wo ſie in den Wagen ſteigen ſollten, einander ſagten: „Aber wäre es nicht beſſer, wir blieben zu Hauſe bei einander, als daß wir uns dort in einer Menge Fremder verlieren ſollen," daß Caroline nun feſt entſchloſſen war, ſich nicht mehr unnütz in großen Staat zu werfen, was ihr immer eine koſtbare Zeit raubte. Vielleicht war auch eine kleine Eiferſucht von Seiten Adolph's ein Grund dieſes Zuhauſebleibens. Und man konnte es ihm auch gar nicht verargen, daß, wenn er ſeine geliebte Caroline in ihrem Putze, alſo doppelt ſchön ſah, es ihm Leid that, dieſen reizenden Anblick auch einer Menge ihm gleichgiltiger Perſonen zu gönnen. Das trauliche Stillleben ihrer zu zweien verbrachten Abende zu unterbrechen, war eine beſondere Vergünſtigung, von der einen mäßigen Gebrauch zu machen nur einigen vertrauteren Hausfreunden zugeſtanden worden. An einem Abende der Woche jedoch empfing das Sonnenwald'ſche Ehepaar alle ſeine Bekannten. Ihre Geſellſchaft beſtand, außer einigen hochgeſtellten wahren Vaterlandsfreunden, älteren, aber darum in der Liebe zum Fortſchritt nur um ſo gereifteren Männern, meiſt aus jüngeren, ſtrebſamen Literaten und Künſtlern. Das Zutrittsrecht zu ihren Cirkeln konnte man nur mit einem Talent oder mit hervorragender kräftiger Geſinnung erkaufen; wer nur auf hohe Geburt oder großen Reichthum ſich ſtützte, ward eben deshalb nicht zugelaſſen. Aus dieſen Abendunterhaltungen war alle jene ceremoniöſe Etikette verbannt, welche den Berliner Geſellſchaftston ſo unerträglich für Diejenigen macht, die entweder an die Herzlichkeit der kleineren Kreiſe in manchen, ſich rühmlich auszeichnenden Provincialſtädten oder an die Ungezwungenheit des Lebens in den wahren großen Städten, wie Wien, Paris, London u. ſ. w. gewöhnt ſind. Eine ſolche Ungenirtheit herrſchte denn auch bei Sonnenwald's; man muſicirte, las vor, oder überließ ſich bald einer allgemeinen, bald einer gruppenweis abgetheilten, aber immer lebendigen, weil freien Converſation. Durch ihre ſo ganz ungeſchminkte Natürlichkeit und die hohe Liebenswürdigkeit ihres Charakters hatte Caroline, gewiſſermaßen ſogar unbewußt, ihrer Geſellſchaft den erſten Anſtoß zu dieſem ſo angenehmen und wahrhaft vornehmen Geſellſchaftston gegeben, ſo daß alle ihre Gäſte ſich bald in dieſen Kreiſen heimiſch und traut fühlten und daß ein Jeder, ohne gegen die Meinungen

von Bienen, auf welchen Blüthenstaub haftet, und die Art, wie sie ihn sammeln (S. 47).

Die Bienen sammeln den Blüthenstaub, indem sie mit ihren Füßen darüber hinlaufen, und ihn dadurch an die Haare ihrer Füße kleben. Sie kämmen ihn dann mit den Hinterfüßen zusammen, und bilden aus ihm Ballen, welche sie in ihren Körbchen an den Füßen tragen. Diese Körbchen sind nichts anderes, als eine Vertiefung der Außenfläche des Schienbeins, welche mit einem Rande von Haaren umgeben ist. Die Bienen sammeln den Blüthenstaub, um ihn als Nahrung für ihre Larven aufzubewahren. Sie bringen ihn in ihre Zellen, und kneten ihn mit Honig zu einem Brei, welchen sie dann ihren Larven vorsetzen. Sie sammeln ihn aber nicht nur für ihre Larven, sondern auch für sich selbst, denn sie fressen ihn, wenn sie Honig machen, und wenn sie Wachs ausschwitzen. Sie fressen ihn, wenn sie Honig machen, weil sie ihn zu ihrer Nahrung brauchen, und wenn sie Wachs ausschwitzen, weil sie sonst nicht genug Wachs ausschwitzen würden. Sie brauchen ihn zu ihrer Nahrung, weil sie sonst nicht genug Honig machen würden. Sie machen nicht genug Honig, weil sie nicht genug Blüthenstaub fressen. Sie fressen nicht genug Blüthenstaub, weil sie nicht genug Blüthenstaub sammeln. Sie sammeln nicht genug Blüthenstaub, weil sie nicht genug Blüthenstaub finden. Sie finden nicht genug Blüthenstaub, weil sie nicht genug Blüthen finden. Sie finden nicht genug Blüthen, weil sie nicht genug Blüthen haben. Sie haben nicht genug Blüthen, weil sie nicht genug Blüthen pflanzen. Sie pflanzen nicht genug Blüthen, weil sie nicht genug Blüthen säen. Sie säen nicht genug Blüthen, weil sie nicht genug Blüthen ernten. Sie ernten

patien ſeines inneren Lebens, ſeine Entmuthigung, ſeine Traurigkeit mit dem ſcharfen, durchdringenden Blick der Liebe wahrnimmt, obgleich er ſie ihr wohlmeinend zu verbergen ſtrebt, ſucht ihm, wie bisher, neue Energie einzuflößen, aber nicht, indem ſie ihm, wie früher, ſagt, er ſolle nur arbeiten, er werde es dann ſchon zu etwas Großem bringen, ſondern ihre Worte lauten jetzt eher ſo:

— Aber quäle Dich doch nicht, lieber Adolph; was brauchſt Du Dich denn auszuzeichnen? Kann ich Dich darum mehr lieben? Biſt Du nicht in meinen Augen der erſte von Allen? Können wir glücklicher ſein? Iſt es nicht beſſer, ſich, wie wir es thun, ruhig Deſſen erfreuen, was Andere hervorbringen, als ſich abmühen, um ſelbſt zu produciren?

— Nein, nein, pflegte dann Adolph zu antworten, ich muß Etwas werden; ich muß mir einen Namen ſchaffen, ich muß einen Platz unter den Berühmten erhalten.

Das ward fortan bei ihm wie zu einer fixen Idee, und dies eifrige Jagen ihres Gatten nach dem Idol des Ruhmes legte ſich, wie eine erſte verdüſternde Wolke über den heiteren Glanz von Carolinens Glück. Es war ein Gedanke voll Trauer und Schmerz für ſie, daß ſie nicht Adolph's ganze Freude ausmache, wie er doch die ihrige ausmachte; es that ihr wehe, daß er Wünſche hatte, die ſie nicht ausfüllen, Schmerzen, für die ſie ihm keine Linderung verſchaffen konnte. Faſt wider ihren Willen gewahrte ſie nun zum erſten Male auch die Schattenſeiten im Charakter ihres Mannes. Es waren dies nicht blos die gewöhnlichen Fehler eines ſanguiniſchen Temperaments, ein heftiges, ruckweiſes Ergreifen oder Ergriffenſein, worauf dann eine im Verhältniß ſtehende Erſchlaffung und Abſpannung folgte, — eine Alternative, die ſich fortwährend ſowohl in ſeinem Arbeiten, wie in ſeiner ganzen Handlungsweiſe zeigte, — ſondern er war auch, ehe er irgend etwas begann, ſtets einem langen Hin- und Herſchwanken und Zaudern unterworfen, das freilich nur von ſeinem wohlbegründeten und berechtigten Mangel an Vertrauen zu ſeiner Kraft herrührte. Caroline machte ſich faſt Gewiſſensbiſſe darüber, daß ſie ſolche Gedanken in ſich aufkeimen ließ. Sie erſchütterten zwar ihre Liebe nicht im Geringſten; aber als ſie die Charakterſchwächen ihres Mannes entdeckte, ſchien es ihr, als fehlte ihr ſelbſt fortan aller Schutz und alle Stütze und

es war ihr, als wankte plötzlich unter ihren Füßen der Boden, auf den ſie die ſtille umfriedete Hütte ihres Lebensglückes vertrauend gebaut hatte.

Plötzlich trat in die geiſtigen Beſtrebungen des Herrn von Sonnenwald eine Wendung inſofern ein, als er auf ein Mal alle ſeine Verſuche einem Gegenſtande zuwandte. Seit der erſten Vorſtellung von Halm's „Griſeldis" nämlich, der er beiwohnte und in der er Zeuge des enthuſiaſtiſchen Beifalls war, mit welchem das Stück aufgenommen ward, hatte ihm kein Ruhm ſo glänzend geſchienen, als der in der That berauſchende Ruhm des dramatiſchen Dichters und von da an beſchäftigte er ſich mit Nichts, als mit theatraliſchen Arbeiten. Mit ſeiner gewöhnlichen Unſchlüſſigkeit ſchwankte er lange zwiſchen einer Maſſe Stoffe, die ſich ſeinem Geiſte, als geeignet zu dramatiſcher Bearbeitung aufdrängten; er entwirft Skizzen und Pläne von mehreren derſelben; wirft ſie aber bald wieder als ungenügend bei Seite und wendet ſich anderen zu. Nachdem er ſo lange unſchlüſſig geweſen, beſonders weil er ſich weder an einem geſchichtlichen noch an einem ſocialen Vorwurf recht hatte begeiſtern können, hörte er endlich zufällig in einer Unterhaltung ein neuerdings vorgefallenes Ereigniß aus dem Privatleben erzählen und fand in demſelben wie durch Inſpiration den vollſtändigen Stoff zu einem Drama. Es war ihm, als durchzuckte plötzlich ein höheres Licht ſeinen Geiſt, ſo klar erſchaute er ein poetiſches Ganzes in einer ſtufenweiſen Steigerung und Zuſammenſetzung von Schatten, Lichtern und Effecten, daß ſich ihm Act für Act, Scene nach Scene entfaltete, und deſſen Perſonen in ihrer Charakteriſtik und Gruppirung, ja in Sprache und Ausdruck, lebendig wie geharniſchte Minerven ſeinem Haupte entſprangen. Adolph verließ ſofort die Geſellſchaft, eilte ſpornſtreichs nach Hauſe und begab ſich unverweilt an die Arbeit. Acht Tage lang ſchrieb er unaufhörlich, als wäre er von einem Dämon beſeſſen, der ihm in die Feder dictirte. Er war dieſe Zeit hindurch wie wahnſinnig, und es ſchien in der That ein Fieber, eine Art Delirium ihn zu beherrſchen und zu ſchütteln, das ihn nicht eher verließ, als bis die Gedanken, die ſeiner Meiſter

geworden, ſich auf dem Papier gewiſſermaßen in Sicherheit ſahen. Erſt dann ſchöpfte er wieder frei Athem; der erſte Ungeſtüm legte ſich und er konnte ſich daran geben, ſeine Arbeit bei einer zweiten Abſchrift geduldig zu feilen und zu glätten, ſo daß er endlich mit dem vollen Bewußtſein, ein tüchtiges Werk geliefert zu haben, freudig zu ſeiner Gattin eilte, um es ihr vorzuleſen. Caroline gab während dieſer Vorleſung ein ſo lebhaftes und ſteigendes Intereſſe kund, ſie zeigte ſich von dem Stücke und den Vorgängen deſſelben in ſo fortſchreitendem Maße in Anſpruch genommen, und das Ganze machte einen ſo tiefen Eindruck auf ſie, daß Sonnenwald von dem Verdienſt ſeiner Arbeit feſt überzeugt war. Jedoch beſchränkt er ſich nicht darauf; er zieht ſeine Freunde, einen jeden einzeln, zu Rathe und hat die Geduld, die Meinungen von Perſonen der verſchiedenſten literariſchen Anſichten einzuſammeln, die ihn aber gerade durch die Verſchiedenheit ihrer Urtheile in Lob wie Tadel immer mehr überzeugen, daß ſeine Arbeit keineswegs mißlungen ſei. Endlich entſchloß er ſich nun, ſein Drama der Hoftheater-Intendanz einzureichen und nimmt ſich vor, muthig alle die Feuerproben zu beſtehen, die ein Schriftſteller durchzumachen hat, ehe er ſein Stück zur Aufführung bringt. Aber bei dieſer Gelegenheit überließ er ſich wieder mehr als je bald der Muthloſigkeit, bald auffahrendem Zorne, indem er je nach dem Schickſale, das ſeinem Drama in den verſchiedenen Stadien der Prüfung, die es vor der definitiven Annahme zu durchlaufen hatte, bald es für unbedeutend hielt und nichts mehr damit zu ſchaffen haben wollte, bald wieder es bewunderte und ſich über die Schwierigkeiten, die er antraf, erzürnte. Vergebens predigte ihm Caroline Geduld und Mäßigung; vergebens rieth ſie ihm, die Sache nun ihren Gang gehen zu laſſen, nicht mehr daran zu denken und ſich lieber mit etwas Anderem, Neuem zu beſchäftigen. Er habe ja nun alle ſeinerſeits nöthigen Schritte gethan und könne ſicher ſein, daß wenn erſt das Hinderniß der Cenſur beſeitigt wäre, das Stück auch ſicherlich zur Aufführung kommen werde. Aber Adolph konnte es nicht über ſich bringen, dieſen ſo einfachen, als klugen Rath zu befolgen; er hätte gern den unabänderlichen gleichen Schritt der Zeit beflügeln mögen und hätte noch lieber Menſchen, die nie einen andern Schritt zu thun gewohnt waren, als den ihr eigenes Intereſſe erforderte, ganz nach ſeinem Belieben gelenkt.

Endlich war Alles beſeitigt und das Drama zum Einſtudiren an die darin beſchäftigten Schauſpieler vertheilt worden. Nun hatte Sonnenwald all ſeinen Eifer wieder erlangt und beſchäftigte ſich mit nichts Anderem, als von einem Schauſpieler zum andern zu gehen und ſich davon zu überzeugen, daß ſie auch ihre Rollen und Charaktere ganz ſo auffaßten, wie er ſie geſchrieben. Er vernachläſſigte darüber ſeine Gemahlin faſt ganz. So ſelten ihn aber dieſelbe während dieſer Wochen ſah, ſo nahm ſie doch zu ihrem großen Leidweſen wahr, daß er jeden Tag nachdenklicher und verſtörter wurde. Sie ſuchte ſich jedoch hierüber damit zu beruhigen, daß ſie dieſe veränderte Stimmung ihres Gatten für eine vorübergehende hielt und ſie den Beſorgniſſen und Quälereien zuſchrieb, welche von dem erſten öffentlichen Auftreten eines Schriftſtellers, beſonders eines dramatiſchen, unzertrennlich ſind.

Der Abend der erſten Aufführung von Adolph's Stück war nun endlich herangekommen. Herr von Sonnenwald und ſeine Gattin wohnten derſelben in einer vergitterten Loge bei, wo ſie unbemerkt vom Publikum, Alles ſehen und hören, ja faſt mit den Schauſpielern ſprechen konnten. Das Haus war gedrängt voll und das Publikum hörte die obligate Ouverture, die vor dem Beginne des Stückes zum Beſten gegeben wird, nur unter fortwährendem Pochen und Scharren an. Als aber endlich der Vorhang in die Höhe geht, wird der ganze Saal ſtill und aufmerkſam, ſo daß man jedes, auch das leiſeſte Wort hören konnte. Nun begann für den Dichter jene unſägliche Qual, die nur ein dramatiſcher Schriftſteller kennt, welcher der erſten Aufführung ſeines Stückes beiwohnt und die für einen Erſtlingsverſuch noch größer iſt. Der Dichter ſieht in dieſem Augenblicke ſein Werk plötzlich in einem ganz neuen Lichte. Es kommt ihm faſt vor, als höre er ſelbſt es zum erſten Male; denn es ſind nun nicht mehr ſeine eigenen Empfindungen, nach denen er es beurtheilt, ſondern der Eindruck, den es auf das geſammte Publikum macht, iſt ſein Maßſtab. Jeder Makel wird ihm nun ſichtbarer und erſcheint ihm bedeutender, als je; unter jeder Länge im Dialog oder in der Erzählung leidet er, bei jeder nur als Lückenbüßer dienenden Scene zittert er vor Angſt. Seine ganze Lebenskraft iſt in die Schauſpieler übergegangen. Wie möchte er ſo gern dem Vortrag des Einen mehr Leben und Feuer verleihen, den An-

ist Gesetz in gewissem Grade, wenn auch nicht in dem Maße, wie es Gesetz ist, daß Steine fallen, wenn sie nicht gehalten werden. Es ist Gesetz, daß Steine fallen, und es ist Gesetz, daß Menschen sterben. Aber es ist kein Gesetz, daß Steine fallen, wenn sie gehalten werden, und es ist kein Gesetz, daß Menschen sterben, wenn sie nicht sterben wollen. Es ist ein Gesetz, daß Steine fallen, wenn sie nicht gehalten werden, und es ist

die das Stück darstellt, wirklich hineinversetzt; es urtheilt nicht mehr mit kaltem Verstande, sondern es giebt sich den Eindrücken der Vorstellung unwillkürlich hin und bricht nun häufig in laute Beifallsbezeugungen aus, die nicht mehr seinem Mitleiden mit dem Dichter oder einem bloßen Gefühle der Convenienz von Seiten der Freunde desselben ihr Entstehen verdanken, sondern aus tiefstem Herzen freiwillig kommen und allgemein sind. Sonnenwald, trunken vor Freude, scheint an Augustens Lippen zu hängen, so gierig und mit der ganzen Kraft seines Wesens lauscht er auf jedes Wort, das sie spricht. Caroline weint reiche Thränen der süßesten Rührung. Dieser Mann, dem Alles Beifall klatscht, es ist der Mann ihrer Wahl, dem sie ihr Leben gewidmet hat, und der ihr angehört. Dieses Drama, das die große versammelte Menge so tief aufregt, es ist ein Werk ihres Adolph, ein Theil von ihm, und da sie sich mit ihm Eins glaubt, fast auch von ihr selbst.

Mit dem dritten Acte ist der Erfolg des Stückes entschieden. Das Publikum weint allgemein und giebt seinen Beifall und seine Bewunderung laut zu erkennen. Die Schauspielerin, Auguste, hatte sich nie so rührend und doch zugleich erhaben gezeigt; man vergißt ganz, daß sie nur eine Dichtung darstellt, man glaubt ohne ihr Wissen in den geheimsten Falten ihrer Seele zu lesen, man fühlt sich gepeinigt von dem Schmerz, den sie, ihrer Rolle gemäß, zu verbergen strebt. Als sie endlich im fünften Acte scheinbar die Herrschaft über sich selbst verliert und plötzlich in Thränen ausbricht, laut aufschreit, dann lacht, sich fast wie eine Wahnsinnige geberdet und ihr Geheimniß laut verkündet, ohne sich ferner um die Regeln der Convenienz und um ihren Ruf in der Gesellschaft zu kümmern, da giebt sie alle diese Empfindungen mit einer solchen inneren Wahrheit des Ausdruckes wieder, daß man in Parterre und Logen aufsteht, gleichsam, um ihrem hohen Künstlertalente eine allgemeine Huldigung darzubringen. Adolph, ganz außer sich, erhebt sich gleichfalls; die Blicke, die er auf Augusten wirft, sind so ausdrucksvoll, daß man glauben möchte, seine ganze Seele wolle sich zu der herrlichen Schauspielerin hinüberschwingen. Caroline erliegt fast unter der Wucht der heftig auf sie einstürmenden Eindrücke. Sie kann ihre Augen kaum von der Bühne losreißen und zwar nur um Adolph's Blick zu suchen; aber dieser ist ganz von der Darstellung

in Anſpruch genommen und ſcheint Carolinens Gegenwart kaum noch zu bemerken. Da plötzlich, in eben jener Scene des fünften Actes, in der die Schauſpielerin ſich den ſtürmiſchſten Beifall des Publikums erringt, durchleuchtet ein düſterer Blitz Carolinens Gemüth und eine Idee, die all ihr Glück untergräbt, keimt in ihr auf, die grauſige Idee: Wie, wenn mein Gatte in Auguſten verliebt wäre!

Nie hatte Caroline auch nur im Entfernteſten die Möglichkeit bedacht, daß ihr Adolph untreu werden könne. Seine Liebe war ein Gut, an deſſen Beſitz ſie ſich langſam und um ſo vollſtändiger gewöhnt hatte und das jetzt mit ihrem Leben ſelbſt unzertrennlich verknüpft war. Wenn zu ihren keuſchen Ohren hin und wieder ein Gerücht von Treuloſigkeiten verheiratheter Männer gedrungen war, ſo hatte ſie ſich dabei von Entſetzen und Mitleid über das Loos dieſer bejammernswerthen Gattinnen ergriffen gefühlt; aber, daß auch ſie einſt die Beute eines ſolchen Unglücks werden könne, das war ein Gedanke, der nie in ihr aufgeſtiegen war. Adolph's Liebe, das iſt das Sonnenlicht, das ihr Leben erhellt; dieſe glühende, ausſchließlich ihr gewidmete Liebe, ſie beſitzt ſie nun ſeit zwölf Jahren, wie wäre es möglich, daß eine andere Frau ſie ihr rauben könnte! Nein, dieſe Furcht konnte früher in Carolinen nicht aufſteigen, während ſie nun plötzlich mit einer ſolchen Gewalt davon ergriffen wird, und ſogleich ſo viele Beweiſe für die Wahrheit derſelben erblickt, daß in weniger als einer Secunde ſie vom Zweifel zur Gewißheit übergegangen war. Es war, als würde ein Schleier ihr vor den Augen weggenommen und wie durch eine Art höherer Anſchauung bemerkte ſie nun plötzlich tauſend die Schuld ihres Gatten erhärtende Umſtände, die ihr früher entgangen waren. Alle dieſe Gedanken drängen einander und häufen ſich in ihrem Geiſt mit verzehrender Gluth an. Ihre ganze Exiſtenz iſt nun wie in zwei Hälften zerriſſen; ſo heiter und fröhlich die Vergangenheit war, ſo düſter, farblos und grabesähnlich erſcheint ihr die Zukunft.

Das Stück iſt indeſſen beendigt worden, aber Caroline hat es nicht weiter mit angehört. Die Beifallsbezeugungen ſind einſtimmig; das Publikum hat den Dichter herausgerufen und der Regiſſeur hat ihn halb mit Gewalt aus ſeiner Loge entführt; Caroline iſt von Freunden umringt, die ſie becomplimentiren, aber ſie ſieht und

hört kaum. Erſt da gewinnt ſie wieder Leben, als Adolph, bleich vor innerer Erſchütterung ob ſeines Glückes auf der Bühne erſcheint, aber faſt gezogen von Auguſten, die, ſelbſt glorreich, ihn dem Publikum zeigt und ſich den perſönlich für ſie beſtimmten Beifallsbezeugungen zu entziehen ſucht, während Adolph ſeinerſeits ihr ſanfte Gewalt anthut, um ſie in den Vordergrund zu bringen. In dieſem Moment ruht Carolinens Auge mit ſolcher ſtarren Feſtigkeit auf ihnen und dringt ſo tief in ihre Seele, daß es ihr in Wahrheit gelingt, den geheimſten Bewegungen ihrer Herzen die Hüllen abzuſtreifen und ſie zu erfaſſen. Sie erkennt in beiden deutlich eine tiefgewurzelte, leidenſchaftliche, heftige gegenſeitige Liebe, eine glückliche Liebe. Sie erräth, daß die Künſtlerin nur deshalb in allen Situationen des Dramas ſo ganz in den Geiſt und die Abſichten des Schriftſtellers eingedrungen iſt, weil ſie ſich bei Erſchaffung des Charakters und ſeiner äußeren Darſtellung gegenſeitig an einander begeiſtert haben. In der That hatte auch Adolph den Charakter ſeiner Heldin, während das Stück zum Einſtudiren an die Schauſpieler ſchon vertheilt war, umgeſchmolzen und ihn bühnengerechter und effectvoller gemacht, wobei ihm Auguſtens auf Erfahrung begründete Rathſchläge gut zu Statten gekommen waren. Der Schmerz, der bei dieſem Gedanken ihr Herz zuſammenpreßte, war ſo groß, daß ſie von ihren Kräften verlaſſen ward und ihre Glieder ſich in krampfhaften Zuckungen bewegten. Man ſchrieb ihren Zuſtand einer leicht begreiflichen, allzugroßen Aufregung zu und brachte ſie nach ihrem Wagen, in welchem ſie von einigen ihr befreundeten Damen nach Hauſe geführt ward; denn Adolph iſt genöthigt, einen Theil der Nacht bei einem großen Souper zu verbringen, das die Schauſpieler zur Feier ſeines Triumphes improviſirt haben.

Auf die beſorgten Fragen ihrer Kammerjungfer, ob die gnädige Frau nicht den Arzt befehle, antwortete Caroline nur mit dem Wunſche, allein zu bleiben. Sie leidet ſeit einer Stunde durch Alles, was ſie umgiebt, ſo ſehr, daß ſie nichts ſo eifrig begehrt, als ſich allein mit ſich ſelbſt zu befinden. Und doch iſt ihr die Einſamkeit entſetzlich. Ihre Gedanken umſchnüren ihr den Kopf, wie ein Reif glühenden Eiſens und der Schmerz hämmert und pocht unaufhaltſam in ihrer Bruſt. Adolph hat ſie hintergangen, Adolph

liebt eine andere Frau. Jetzt, in diesem Augenblick gerade, ist Adolph berauscht von Ruhm und Liebe in der Nähe dieser Frau .... Aber diese Auguste ist auch so schön, so verführerisch, so erhaben in der Leidenschaft! Adolph hat ihr unmöglich widerstehen können, er ist nur halb schuldig. Noch kann er zu Carolinen, der Mutter seiner Kinder, seiner Gemahlin, die ihn so sehr liebt und die er ja auch geliebt hat, zurückkehren. Die andere ist ja nur eine Schauspielerin von mehr als zweideutigem Rufe, ein Frauenzimmer, das sich schon mehrern Männern ergeben hat. Adolph's Liebe zu ihr kann nur ein aufflammendes, vorübergehendes Feuer sein, über das er selbst zu allererst erröthen wird. Er ist augenblicklich von einer Leidenschaft fortgerissen worden, aber er hat geglaubt, daß Caroline seinen Fehltritt nie erfahren würde; denn er liebt seine Caroline zu sehr, um ihr willentlich einen Kummer zu verursachen. Er hat sie ja bisher nie betrübt;... er ist ja stets so lieb und gut, so zärtlich, so vertrauensvoll für sie gewesen.... So kamen endlich tausend süße und angenehme Erinnerungen der Vergangenheit über die junge Frau und verdrängten die bitteren Erinnerungen der Gegenwart, so daß ihre Qual eine augenblickliche Erleichterung fand. Thränen entquollen endlich ihren Augen und flossen bald strommweise; in heftigem Schluchzen löst sich die Angst ihres zusammengeschnürten Herzens. Aber immer noch wälzt sie sich auf ihrer Ruhestätte, betet zu Gott und ruft dazwischen nach ihrem Adolph, in ihrer Aufregung und ihrem Schmerze schön wie Magdalena, wenn sie mit unordentlich herabhängendem Haar durch den Wald irrt.

Ihr ganzer Körper ist wie zerbrochen, ihr Schluchzen wird wieder krampfhaft, ihre Augen brennen und doch hören ihre Thränen nicht auf zu fließen und bleibt der Schlaf fern von ihr. Wie könnte sie Ruhe finden, so lange sie ihren Adolph nicht wiedergesehen? ... Endlich, der Tag begann fast zu grauen, hörte sie seine Schritte. Zerstreut und mit seinen Gedanken an einem andern Orte tritt er in das gemeinschaftliche Schlafzimmer; fast eine Minute vergeht, ehe er gewahr wird, daß Caroline noch wach ist. Als er es endlich bemerkt, erschrickt er über ihren Zustand; aber noch ehe seine Lippen eine Frage an sie gerichtet haben, stürzt Caroline

in ſeine Arme und weint an ſeinem Buſen. Zu tauſend Malen ruft ſie ſeinen Namen und ſagt endlich:

— Adolph, Adolph, nicht wahr, Du liebſt mich noch immer, Dein Leben gehört noch ganz mir, und ich bin eine Thörin, Dich in Verdacht zu haben? Bin ich nicht noch Deine Geliebte, Deine einzige Geliebte? Nicht wahr, Du kannſt nie eine Andere, als mich lieben, denn Du willſt ja nicht, daß ich vor Schmerz ſterben ſoll? O, Adolph, ich verzeihe Dir ja gern dieſe Verirrung eines Augenblickes, aber ſage, ſage mir, daß Du mich noch liebſt und daß Du fortan nur mich lieben wirſt.

Solche und andre Worte ſprach ſie mit flehendem, liebewarmen Tone zu ihm und mit jenem unbeſchreiblichen Weſen in Geſticulation und Ausdruck, worin der deutlichſte Beweis der Qualen lag, die ſeit einer Reihe von Stunden ihre Seele gefoltert hatten, Qualen, die um ſo größer waren, da ſie eine Erleichterung derſelben gerade nur bei dem finden konnte, der ſie ihr verurſachte.

Adolph begriff recht gut, was in Carolinens Seele vorgegangen, aber er ſtellte ſich lange Zeit, als verſtände er ſie nicht. Sie erzählt ihm weitläufig ihre Qualen und ihren Verdacht, ſie verbirgt ihm Nichts, verſpricht ihm zu wiederholten Malen Vergeſſen und Vergeben des Vorgefallenen, fleht aber um Gnade und Barmherzigkeit für Gegenwart und Zukunft. Adolph verſucht zu läugnen, beſchwört ſie, ſich zu beruhigen, ſpricht ihr von ſeiner zärtlichen Liebe für ſie und macht ihr Vorwürfe darüber, daß ſie die Freude ſeines Triumphes ſtört. Aber Caroline will ein Wort der Wahrhaftigkeit, eine Verſicherung, der ſie Glauben ſchenken könne. Aber dieſe entwindet ſich nur ſchwer Adolph's Lippen und er ſelbſt fühlt ſich bei dieſer andern Lüge noch ſo unbehaglich, daß er unter dem Vorwande, ſeine Frau die ihr ſo nöthige Ruhe ungeſtört nehmen zu laſſen, das Schlafzimmer verließ und ſich in ſein Arbeitscabinet begab.

In Carolinens Herz iſt tief die Verzweiflung eingedrungen; ſie ſieht und fühlt, daß ſie die Liebe ihres Gemahls verloren hat, oder vielmehr, daß er ganz und gar unter dem Joche einer andern

Liebe ſich befindet. Ihre Augen haben keine Thränen mehr, aber in unſäglicher Angſt ringt ſie die Arme; ſie kämpft nicht mehr an gegen den Schmerz, ſondern giebt ſich ihm ganz hin, bis er ſie gänzlich erdrückt und ſie vor Mattigkeit in einen Schlaf verſinkt, der faſt eine Ohnmacht iſt. Als ſie am andern Morgen erwacht und beim Frühſtück erſcheint, bezeugen die bleichen abgeſpannten Züge ihres Geſichtes, wie viel ſie gelitten; aber Adolph ſcheint es nicht zu bemerken. Er iſt in Ton und Benehmen ruhig und freundſchaftlich, als ob nichts vorgefallen wäre; er ſpricht von gleichgiltigen Dingen, unterläßt jedoch nicht, die Bemerkung einzuſtreuen, daß er dieſen und den folgenden Tag viel beſchäftigt ſei, giebt ſich ſodann viel mit den Kindern ab, indem er hierin einen Vorwand ſucht, ſeine Aufmerkſamkeit nicht ſeiner Gattin zuzuwenden, und verläßt dieſe endlich, ſobald er es mit Anſtand thun kann. Caroline hat dieſe Scene mit einer Art von Betäubung und Erſtarrung durchgemacht, hat aber zugleich einen ſo heftigen Schmerz an Kopf und Bruſt empfunden, daß ſie mehrere Male gehofft hat, auf der Stelle todt hinzuſinken.

Ihr Adolph, den ſie noch geſtern ihr alleiniges Eigenthum glaubte und der ihr ganzes Leben war, exiſtirt nun nicht mehr für ſie: dieſer Mann, den ſie eben hier geſehen, iſt ein herzloſer, marmorkalter, unſeliger Menſch, den ſie haßt, den ſie verachtet. . . . . Doch nein, es iſt immer noch ihr unſäglich geliebter Adolph, nur iſt er der Adolph einer andern Frau geworden! . . . . . Ihre Kinder drängen ſich liebkoſend um ſie und wollen ſie durch ihre Spiele zerſtreuen; aber ſie weiſt ſie zurück und giebt ihrer Gouvernante Befehl, mit ihnen auszugehen; ſie will ungeſtört in ihrer Einſamkeit bleiben. . . Als ſie ſich allein befindet, wird ihr Schmerz nur um ſo ſtechender; aber das hat ſie gerade gewollt; ſie hofft, der Schmerz werde ſie tödten oder wahnſinnig machen. Sie wirft ſich auf den Boden und nährt ſich gleichſam von den entſetzlichſten Gedanken; ſie verdammt ſich dazu, in Einſamkeit und Stillſchweigen, faſt auch im Finſtern zu leben. So verbringt ſie mehrere Stunden, bis ſie von ſo heftigen, tobenden Nervenkrämpfen ergriffen wird, daß ihr in einem anſtoßenden Zimmer befindliches Kammermädchen über ihr convulſiviſches Lachen und Weinen erſchrickt, wider ihren Befehl in ihr Zimmer dringt, ihr die nöthigſten erſten Sorgen an-

gedeihen läßt und ſofort nach einem Arzte ſchickt. Caroline, die indeſſen zum Gefühle ihres krankhaften Zuſtandes erwacht iſt, empfindet eine Art Linderung und Süßigkeit bei dem Gedanken, ihr Mann werde vielleicht, wenn er ihre traurige Lage ſehe, Mitleid oder Gewiſſensbiſſe empfinden. Der Arzt verſchreibt ihr ein krampfſtillendes Mittel und verordnet vor Allem Ruhe. Als Adolph nach Hauſe kam, ſchien er wegen der plötzlichen Krankheit ſeiner Gattin in der That beunruhigt zu ſein; aber es findet ſeinerſeits keine Herzensergießung Statt, ſeinen Lippen will auch nicht Ein Troſteswort für ſie entquillen, weil eben ſein Herz ſich weigert, die auszuſprechen, die allein von Wirkſamkeit wären. Als dann der Abend herankam, verließ er ſie leidend, troſtlos, faſt ſterbend. Er verließ ſie, indem er ihr mit merklicher Verlegenheit im Ausdrucke anzeigte, daß er zu einem Abendeſſen von einer Geſellſchaft Schriftſteller und Künſtler eingeladen ſei und wahrſcheinlich erſt ſpät in der Nacht nach Haus kommen werde.

Was in Carolinens Seele vorging, läßt ſich nicht mit Worten beſchreiben. Es waren in Wirklichkeit die Furien der antiken Götterlehre, die ihre blutrothen Fackeln vor ihren Augen ſchwangen und ſie mit ihren Schlangenpeitſchen geißelten. Sie, die in ihrem Glück ſo vollkommen ruhig geweſen, die von allen Leidenſchaften nur das eine ſüße, in ſtillen Rauſch wiegende Gefühl der glücklichen Liebe gekannt hatte, fühlt nun, wie ſich plötzlich in ihrer Seele ein wüthender Sturm der heftigſten, in den entgegengeſetzteſten Richtungen toſenden Gefühle erhebt. Es war in ihr eine ſolche Verzweiflung, ein ſo lebhafter Unwille, zu gleicher Zeit aber auch eine ſolche Menge Rückerinnerungen an ihr vergangenes Glück wach geworden, es drängten in ihrem Gehirn ſo verſchiedene Gedanken, es kreuzten einander ſo wild verſchlungene Pläne und unter das Alles miſchte ſich ein ſo gewaltiges Sehnen nach dem Tode, daß ihre Lebensorgane unter dieſem inneren Kampfe zu erliegen ſchienen. Man hätte meinen mögen, dieſer einzige, aber ununterbrochen nagende, tief eindringende Gedanke, der ſich in alle möglichen Formen kleide, ſei ein für ſich beſtehendes Weſen, das mit der unglücklichen Frau kämpfe und ſie unter ſeiner Obergewalt niederdrücke. Sterben, ſterben, das war der Schrei ihrer Verzweiflung, das war zugleich ein Mittel, um zur Ruhe zu gelangen, um ſich zu rächen und vielleicht auch,

um die Liebe ihres Gatten wieder zu erhalten. Ja, ſterben! ... Aber ſich ſelbſt tödten iſt ſo entſetzlich! Hand an ſich legen, die Vorbereitung zu ſeiner eigenen Hinrichtung treffen! ... Und dann bleibt unſer Körper verſtümmelt und entſtellt zurück, ein Gegenſtand des Abſcheus und des empörenden Widerwillens für Alle, die ihn ſehen. ... Und dann Gott, der uns richtet, weil wir an ſeiner Güte und ſeiner Weisheit verzweifelt und unſre Beſtimmung, unſre Sendung auf Erden nicht vollendet haben! ... Und die Ewigkeit, die unſrer wartet! ... Nein, ſie kann, ſie wird nicht Hand an ſich ſelbſt legen. ... Aber ſie kann nicht länger leben. ... Sie fühlt, daß es ihr nicht möglich ſein wird, dieſen entſetzlichen Kampf mit dem Tode lange Zeit zu ertragen. ... Soll ſie nun einen langſamen, ſchleichenden Tod erwarten, der mit allmälig verzehrendem Gifthauche ihre Lebenskräfte vernichtet, ihre Schönheit welken und ſie zu einem Gegenſtande mitleidigen Bedauerns für ihre ganze Umgebung macht? O welch ein Tod! ... O welch ein Hinſchmachten! ... Und Adolph! Wird er ſich nicht alsdann mit jedem Tage mehr von ihr entfernen und ſich von dem widerlichen Eindrucke einer leidenden, ſeufzenden, weinenden Frau, der ſeiner daheim wartet, draußen zu zerſtreuen ſuchen in den Armen ihrer heiteren, durch Kunſt und Schönheit glänzenden Rivalin? Nein, iſt es doch beſſer, ſich den Kopf auf der Stelle an der Mauer zu zerſchmettern. ... Das iſt ein Schauſpiel, deſſen Eindruck ſich in Adolph's Gedächtniſſe nicht ſo bald wird verwiſchen laſſen!

Schon ſuchte Caroline, mit einer Bewegung, wie ſie eine auf's Höchſte geſtiegene Verzweiflung eingiebt, rings um ſich her nach einem Mittel ſchleuniger Vernichtung, als ein rettender Gedanke ihr zu Hilfe kam und ſie vor ewigem und zeitlichem Verderben bewahrte.

— Meine Kinder, meine Kinder! rief ſie plötzlich aus. O, weh mir, wie unglücklich bin ich! Ich konnte meine Kinder vergeſſen, konnte ſie verlaſſen, konnte ihnen die entſetzliche Erinnerung an meinen gewaltſamen Tod als Erbtheil hinterlaſſen wollen! O Gott, mein Gott, verzeihe mir! Laß die Schuld dieſer Verirrung eines Augenblicks nicht auf das Haupt meiner unſchuldigen Kleinen zurückfallen!

Und halbnackt, mit aufgelöſtem Haar, faſt außer ſich, eilt ſie, wie Zuflucht gegen ſich ſelbſt ſuchend, an die Ruheſtätten ihrer ar-

men Kinder. Sie betrachtet dieſelben, wie ſie friedlich ſchlummern, und faſt beglückt ihre Lippen ein Lächeln der Mutterfreude und des Mutterſtolzes; ſodann bedeckt ſie die Kinder mit Küſſen und Thränen und nimmt das jüngſte derſelben, deſſen etwas ſchwächere Geſundheit und zarterer Körperbau der emſigen Sorgfalt und liebenden Pflege einer Mutter am meiſten bedarf, mit ſich in ihr Zimmer hinüber. Sie legt den Kleinen in ihr Bett, hält ihn in ihren Armen, betet, um den Knaben nicht zu erwecken, ganz leiſe zu Gott und legt ſich ſelbſt unzählige Male den Schwur ab, für dieſes unſchuldige Geſchöpf und für ſeine Geſchwiſter zu leben. Beruhigt durch die Wohlthat des Gebetes und erſchöpft von dem Uebermaße ihrer Aufregung ſchlief ſie endlich auf einige Stunden ein.

Der andere ſo wie die nächſtfolgenden Tage ſahen eine Wiederholung dieſer ſchmerzlichen Kämpfe in Carolinens Seele. Da dieſe aber den feſten Entſchluß gefaßt hatte, fortan gegen ihr Geſchick anzukämpfen und ſich zu dieſem Zwecke aller ihr zu Gebote ſtehenden Energie zu bedienen, ſo gab ſie auch weder den körperlichen Schmerzen, noch den moraliſchen Qualen nach. Sie hielt ihre Kinder ſtets in ihrer unmittelbarſten Nähe bei ſich, beſchäftigte ſich mit den Spielen derſelben, muntert ſie zum Fleiß in ihren Arbeiten auf, dient ihnen ſelbſt als Lehrerin und umringt ſich mit Handarbeiten und allen Gegenſtänden, die ihr in ihrer Einſamkeit eine Zerſtreuung bereiten können. Sie empfängt zwar noch die Beſuche ihres Arztes, aber nur unter dem Titel eines Hausfreundes; und dieſer beſitzt Lebenserfahrung genug, um zu errathen, daß die Abſpannung Carolinens und die plötzliche Verſchlechterung ihres Geſundheitszuſtandes lediglich von moraliſchen Urſachen herrührt und daß eine Heilung oder Milderung ihrer Leiden ebenfalls nur auf dem Gebiete des Seelenlebens erwartet werden kann. Er beklagt dieſe junge Frau um ſo mehr, da er ihr ſeine Bewunderung nicht verſagen kann. Denn er erräth, daß unter dieſer ſcheinbaren Ruhe ein entſetzliches Leiden ſich verbirgt, das ſie unabläſſig quält; er ſieht, daß die Beſchäftigung, die ſie ſich auf künſtlichem Wege macht, eine fortwährende Anſtrengung, ein unaufhörlicher Kampf mit ſich ſelbſt iſt, den ſie eingegangen, um nicht einem Zuſtande unheilbaren Hinſchmachtens zu erliegen. Die ſchrecklichſten Augenblicke für Caroline ſind die, in denen ſie ihren Gemahl ſieht und in denen er

ſie verläßt. Dann brauſen alle mit vieler Mühe verhaltenen Leidenſchaften wieder heftig in ihrer Seele auf und drohen gewaltſam loszubrechen. Zugleich erwacht dann die noch in ihrer ganzen Kraft in ihr beſtehende Liebe wieder; ſie ſucht die Erinnerung an dieſelbe in Adolph's Herzen wach zu rufen, fleht ihn an, wahrhaft zu ihr zurückzukehren und verſpricht ihm Vergeſſen und Vergeben des Vergangenen. Aber er bleibt kalt und unbeweglich wie ein Marmorbild. Wären ihre Kinder nicht zwiſchen ihnen, ſo würde es unbegreiflich ſein, wie dieſe beiden Perſonen mit einander leben können. Die wenigen Worte, die ſie zuſammen ſprechen, entringen ſich nur mühſam ihrem Munde und ſcheinen ihnen nur dazu dienen zu ſollen, ihre Gedanken gegenſeitig zu verhehlen; ihre Augen wagen einander kaum zu begegnen. Caroline leidet nicht allein, ſondern auch Adolph fühlt ſich bedrückt; aber gerade je ſchärfer und einſchneidender die Leiden des Letzteren ſind durch die Gewiſſensbiſſe, die er empfindet, und durch den Zwang, den er ſich anthun muß, deſto eiliger ſtrebt er danach, eine Erleichterung dafür zu finden, indem er ſich dem Anblick ſeiner Gattin entzieht. Von Tag zu Tag werden ſeine Erſcheinungen bei ihr ſeltener und kürzer; mit jedem Tage wird ſeine Haltung verlegener, ſein Geſicht düſterer. Jeder Augenblick konnte hier die entſcheidende Kataſtrophe herbeiführen, in Folge deren dieſe zwei Perſonen, deren Leben in Eins verſchmolzen, deren Seelen wie in einander verwebt und verkettet geweſen, nun nicht mehr im Stande ſein müßten, ihren Anblick gegenſeitig zu ertragen und ſich wahrſcheinlich Gefühlen des Haſſes hingeben würden, die unwiderruflich an die Stelle der zärtlichſten und leidenſchaftlichſten Liebe treten müßten.

Indeß fand Caroline weder in ihren Beſchäftigungen noch im Gebet, noch in der Zärtlichkeit ihrer Kinder ein kräftiges Heilmittel für ihre Leiden. Im Gegentheil wachſen ihre Qualen täglich, da ſie unabläſſig an das Unrecht denkt, das ſich ihr Gatte fortwährend gegen ſie zu Schulden kommen läßt. Mag er nun abweſend oder gegenwärtig ſein, ſie kann ſich nie der für ihr Herz ſo ſchmerzlichen Idee entziehen, daß er eine Andere liebt und gegen ſie ſelbſt gleichgiltig geworden iſt. Durch den hinſchmachtenden Zuſtand ihrer Geſundheit iſt zudem ihr Nervenſyſtem ſtets aufgeregt und ſo geſellen ſich zu ihren wirklichen Leiden noch Schreckgebilde, welche ihre krank-

haſte Phantaſie ihr vorſpiegelt. Mit jedem Tage vergießt ſie reiche Ströme bitterer Thränen und in ihren Gebeten fleht ſie unaufhörlich zu Gott, er möge ihr die Kraft, zu leben und zu leiden, verleihen oder ſie lieber ſofort der Welt entheben. In den erſten Tagen, die nach jener traurigen Entdeckung, welche Carolinens Glück für immer untergraben hat, verfloſſen ſind, war es ihr möglich geweſen, ſich unter dem Vorwande eines heftigen Unwohlſeins in eine gänzliche Einſamkeit zurückzuziehen. Da ſie aber während ihres Aufenthaltes zu Berlin eine nicht unbedeutende Anzahl Bekanntſchaften gemacht und bisher in der Mitte der vornehmen und beſſern Geſellſchaft der Reſidenz gelebt hat, ſo wird es eine Unmöglichkeit für ſie, alle Beſuche abzuweiſen, und ſie muß nun wenigſtens wieder ihre vertrauteren Freunde empfangen. Zudem hat ihr der Arzt ausdrücklich viel Bewegung in freier Luft anempfohlen, und da ſie in Folge dieſer ärztlichen Verordnung wieder anfängt auszugehen und ihre Kinder, wie ſie es früher gepflegt, in den Thiergarten ſpazieren zu führen, ſo ſieht ſie ſich gezwungen, alle Welt bei ſich zu empfangen. So mußte ſich denn Caroline entſchließen, auch wieder in Geſellſchaften zu gehen, ſich daſelbſt mit ruhigem, Nichts verrathendem Geſichte zu zeigen und an den müßigen Geſprächen Theil zu nehmen, mit denen man in den feinſten Cirkeln die Zeit zu tödten pflegt. Sie ſtärkte ſich mit all ihrem Muthe und raffte all ihre Kraft zuſammen, als ſie ſich die erſten Male dieſer Anſtrengung unterwarf, und keine der früheren Selbſtüberwindungen war ihr ſo peinlich geweſen. Bald aber nahm ſie wahr, daß die Mühe, die ſie ſich gegeben, ihre häuslichen Leiden zu verheimlichen, eine rein unnütze geweſen, und daß die Treuloſigkeit ihres Mannes, ſo wie der tiefe Kummer, den ihr dieſelbe verurſachte, das Tagesgeſpräch der höheren Geſellſchaftskreiſe der Reſidenz geworden ſei. Caroline legte in ihrem Schmerz eine ſolche Würde an den Tag und ihre Haltung flößte eine ſolche Ehrfurcht ein, daß Niemand unmittelbar mit ihr davon zu ſprechen, noch ihr in dieſer Sache einen Rath zu ertheilen wagte; aber aus Verlegenheiten und Stockungen im Geſpräche, wenn ſie unerwartet in eine Geſellſchaft trat, aus Wendungen, mit denen man es umging und aus einigen ungeſchickten Anſpielungen errieth und begriff ſie Alles. Sie erfuhr, daß die Leidenſchaft ihres Mannes für die Schauſpielerin eine dermaßen der Oeffentlichkeit anheim-

gefallene Sache war, daß die kleineren, dem Theater und dem Stadtgeklatsch hauptsächlich gewidmeten Blätter fast unverhohlen davon sprachen, so oft das Stück ihres Gatten, das seines Erfolges wegen eine Anzahl Aufführungen hinter einander erlebte, zur Besprechung kam. Sie erfuhr ferner, daß man sie allgemein beklage, ohne daß man jedoch zu begreifen vermöge, wie eine in der vornehmen Welt so alltägliche Sache ihr einen so übermäßigen Schmerz verursachen könne, und daß Niemand sie tadeln würde, wenn sie durch die Vergnügungen, welche die Gesellschaft ihr biete, sich zu zerstreuen, ja sogar durch ein wenig Coquetterie mit andern Männern sich für den Treubruch ihres Gatten zu entschädigen sich bemühte.

Bei diesen Offenbarungen durchfuhr ein Gedanke blitzartig Carolinens Geist. Nicht etwa der, sich zu zerstreuen; nein, in ihr von der Last des tiefsten Kummers niedergebeugtes Herz konnten die falschen und frivolen Vergnügungen der großen Welt keinen Eingang finden; aber der Gedanke drängte sich ihr auf, ob es ihr vielleicht gelingen könne, Adolph zu ihren Füßen zurückzuführen, indem sie ihm Eifersucht einflöße. Er ist gegen ihre Thränen, gegen ihr energisches Ankämpfen, gegen ihre stille Ergebung fühllos geblieben; vielleicht wird es ihr durch ein entgegengesetztes Benehmen gelingen, ihn aufzustören. Vielleicht wird die Liebe wieder in seinem Herzen erwachen, wenn er seine Gattin von Anbetern umringt sieht; vielleicht wird er schaudern über den Gedanken, daß seine so junge, so reine Frau, die, so zu sagen, bisher noch nicht von seiner Seite gewichen ist, sich nun allein, ohne Führer, ohne Beschützer in die verschlingenden Strudel der Welt stürzt. Caroline wird, dessen ist sie sicher, ihre Pflichten nie vergessen, aber sie will auch ihr Recht in Anwendung bringen.

Man befand sich damals tief im Spätherbst und der Winter mit seinen Abendunterhaltungen rückte heran. Caroline nahm jetzt häufig Einladungen in Gesellschaften an, empfing öfter als früher in ihrem Hause, wenn sie nicht ausging und schloß täglich neue Bekanntschaften. Jeder Tag brachte ihr ein anderes Vergnügen; heute besucht sie die Oper, morgen geht sie in ein Conzert, einen

andern Tag fährt ſie auf den Ball und einen dritten macht ſie eine Spazierfahrt in großer Geſellſchaft. Ihre Salons ſind Morgens und Abends voll Beſuchender, die theils in Folge früheren Zuſammenſeins ſich nach ihrem Befinden erkunden und ihr eifrig huldigen, theils ſie zu neuen Partien engagiren oder abholen. Frau von Sonnenwald iſt jetzt faſt eben ſo viel außer dem Hauſe, als ihr Gatte, und die wenigen Stunden, die ſie in ihrer Wohnung zubringt, widmet ſie faſt ausſchließlich den Vorbereitungen am Toilettentiſch. Adolph iſt außer ſich vor Erſtaunen über dieſe plötzliche durchgreifende Veränderung im Benehmen ſeiner Gattin. Sein Haus, ſonſt ſo friedlich und ſtill, glich nun faſt einem öffentlichen Vergnügungsorte, wo jeder nach Belieben und Laune ein- und ausgeht. Caroline, die früher ſo vernünftig und ordnungsliebend geweſen, gleicht nun jenen thörichten, unſinnigen Frauen, die einer ſchrankenloſen Vergnügungsſucht Alles opfern. Er ſieht ſie jeden Tag ſtrahlend vor Putz und Schönheit, umgeben von einer Geſellſchaft, die er nicht kennt und die, gelind beurtheilt, ziemlich gemiſcht zu ſein ſcheint. Er kennt die Seelenreinheit ſeiner Gemahlin, aber er weiß auch, wie gänzlich unerfahren ſie iſt, und wie wenig ſie die Gefahren kennt, die ihrer bei jedem Schritt in der Welt harren. Geſchwunden iſt nun alle Sicherheit und alles Glück für Adolph, wie für Caroline. Ihre Haushaltung iſt in die größte Unordnung gerathen. Es giebt nicht einmal mehr eine beſtimmte Stunde für das Zuſammenkommen der Gatten; wenn ſie in ihrem Hauſe einander treffen, iſt dies lediglich eine Wirkung des Zufalls. Ihre Ausgaben ſind nicht mehr ſtreng geregelt; ein jedes von ihnen nimmt ſo viel Geld an ſich, als es kann, und will die Unordnung, in die ihre Angelegenheiten gerathen, abſichtlich nicht ſehen. Die armen Kinder beſonders leiden unter den Fehltritten ihrer Eltern; ihre Erziehung wird gänzlich vernachläſſigt und ihr Vermögen gewiſſenlos auf's Spiel geſetzt.

Herr von Sonnenwald kann ſich eines peinlichen Nachdenkens über das Alles nicht erwehren; aber da er ſelbſt, der kräftiger ſein ſollende Mann, in dem Strudel, der ihn mit ſich fortgeriſſen, taumelt und ſeinen eigenen Verirrungen nicht Einhalt zu thun vermag, mit welchem Rechte ſoll er von ſeiner Gemahlin eine Rückkehr zu ihrer früheren, ruhigen Lebensweiſe verlangen?

Aber eine ſolche Unordnung ruhig zu ertragen, das vermochte

er auch nicht. Er ward daher um ſo üblerer Laune und ein um ſo gewaltigerer Zorn häufte ſich in ſeinem Herzen an, je weniger ihm ein Recht zuſtand, ſich zu beklagen oder ſeiner Gemahlin Vorwürfe zu machen; denn alle Schuld ruhte auf ihm allein. Er war es geweſen, der zuerſt den Frieden aus ſeinem Familienleben verſcheucht, der ſeine Kinder vernachläſſigt und Carolinens Herz dermaßen gefoltert hatte, daß es bis zur Unkenntlichkeit verändert geworden.

Und doch muß ſeine Unzufriedenheit und ſein Verdruß ſich endlich Luft machen, er muß die Laſt vom Herzen haben. Aber das kann nicht anders als in harten Worten und bittern Reden geſchehen; denn das Bewußtſein ſeiner eigenen fortdauernden Fehltritte iſt ein unüberſteigliches Hinderniß für eine offene und freimüthige Erklärung.

Dieſe beiden Gatten, die lange Jahre hindurch mit einander gelebt hatten, ohne daß je weder aus des Einen oder der Andern Munde ein verletzendes Wort gekommen wäre, führten nun niemals eine andere Unterhaltung mit einander, als etwa die folgende:

— Du biſt geſtern wieder ſehr ſpät in der Nacht nach Haus gekommen!?

— Ja wohl, mein Herr Gemahl, der Ball hat ſo lange gedauert und ich amüſirte mich zu gut, um ihn früher zu verlaſſen.

— Du biſt nun ſchon drei Tage hinter einander nicht zur Zeit des Diners nach Haus gekommen?

— Das iſt wahr.

— Es wäre doch wirklich das Wenigſte, was Du thun könnteſt, wenn Du regelmäßig die Eßſtunden einhielteſt.

— Es ſollte an mir nicht fehlen, wenn Du mir nur mit gutem Beiſpiel vorangehen wollteſt.

— Mich rufen meine Geſchäfte aus dem Hauſe, während Dich innerhalb deſſelben Deine Kinder feſſeln ſollten, deren Pflege Dir auch mehr am Herzen liegen könnte.

— Arme Kinder!

— Du vernachläſſigſt dieſe armen Kleinen in neueſter Zeit doch gar zu ſehr.

— Was ſoll ich thun, Adolph? Wenn ich mich nicht mit aller Gewalt zu zerſtreuen ſuchte, würde ich gar bald ſterben, und dann würden dieſe armen Kleinen ganz und gar verlaſſen ſein.

— Deine Ausgaben ſind wahrhaft unſinnig und verſchwenderiſch; alle Tage laufen neue Rechnungen ein; die ganze Einnahme unſeres Vermögens reicht kaum dafür hin.

— Ich will es gern glauben; wird unſer Einkommen doch von Deinen Ausgaben ſchon mehr als zulänglich in Anſpruch genommen.

— Ich ſehe mich genöthigt, Dir zu erklären, daß ich fortan die Bezahlung aller Rechnungen für Dich verweigern werde; richte Dich alſo danach ein.

— O, ich habe Credit.

— Und die Zukunft?

— So weit denke ich nicht; meine Zukunft iſt doch auf die eine wie auf die andere Art verloren.

— Du machſt Bekanntſchaften, die gar nicht für Dich paſſen. Wenn Dir auch das leichtſinnige, inconſequente Benehmen gewiſſer Frauen nicht zuwider iſt, was ſchon ſchlimm genug iſt, ſo ſollte es doch wenigſtens ein Beweggrund für Dich ſein, ſie nicht zu Deinen vertrauteſten Freundinnen, zu den Perſonen, die Dein täglicher Umgang ſind, zu machen. Und jene faden Stutzer, die Dich umringen, und die, wenn ſie ſich in ausſchließlich männlichen Geſellſchaften befinden, ſich ſtets mit ihren ſogenannten Eroberungen rühmen, ſollte eine Frau, der ihr guter Ruf am Herzen liegt, ſich nie nahe kommen laſſen, denn ihre bloße Nähe befleckt.

— Ich habe nicht erſt Deiner Belehrung bedurft, um zu fühlen, welch falſche Stellung eine Frau in der Welt einnimmt, wenn es nicht ihr natürlicher Beſchützer iſt, der ſie in dieſelbe einführt und auf den ſie ſich in derſelben lehnen kann.

Dieſe Trockenheit in Carolinens Antworten, und nie ſprach ſie jetzt mit ihrem Gatten, wenn es nicht einer Erwiederung auf eine Anrede ſeinerſeits bedurfte, that Adolph entſetzlich wehe. Denn er glaubte nun ſeinerſeits die Liebe ſeiner Gattin gänzlich verloren zu haben und dieſe Entdeckung war ſo ſchrecklich für ihn, als hätte er ihr nicht zuerſt die ſeinige entzogen. Zu ſeiner Qual geſellte ſich ein Gefühl der Eiferſucht und des Schreckens; denn wenn ihn Caroline nicht mehr liebt, wenn ſie an Herz und Gemüth ganz und gar verändert iſt, worin wird nun ihre Schutzwehr gegen die mächtigen und zahlreichen Verführungen beſtehen, von denen ſie bei jedem Schritt in der Welt umgeben iſt? Iſt er ihr nicht mit dem

Beiſpiel der Untreue, der Pflichtvergeſſenheit vorangegangen? — — — Dieſer Gedanke machte Adolph wüthend, faſt wahnſinnig. Tauſend Mal ſchwor er, Carolinen zu erdolchen, wenn ſie ſeiner Ehre einen Schmachfleck anthäte. Aber bei dem gänzlich geſchiedenen Leben, das ſie führten, wie ſollte er es da erfahren?

In einzelnen Augenblicken überkam ihn Reue und Bedauern wegen Deſſen, was vorgefallen. Zuweilen fühlte er, wie ſeine erſte Liebe zu Carolinen mit ganzer Macht in ihm wieder erwachte. Aber zugleich feſſelten ihn die neuen Delilah-Bande ſo ſtark, daß er nicht die Kraft beſaß, ſich aus ihnen herauszureißen. Er litt tauſendfaches Weh auf ein Mal. Er ſieht, wie das Gebäude ſeines Glückes immer mehr zuſammenſinkt, wie bald auch der letzte Grundſtein deſſelben einſtürzen wird und er fühlt, daß es noch Zeit iſt, den völligen Ruin abzuhalten und es im früheren Glanz wieder aufzurichten. Aber andrer Seits iſt er auch ſeiner ſelbſt nicht mächtig, ſondern gleicht einem von einem Schwindel ergriffenen Menſchen, der ſich bewußt in die Tiefen des Abgrundes hinabrollen läßt, weil er die Kraft nicht hat, die Arme auszuſtrecken und ſich an einem rettenden Zweige feſt anzuklammern.

Er macht jedoch den Verſuch, ſich zu verſtellen und ſeine Intrigue mit der Schauſpielerin einigermaßen zu verheimlichen. Er geht eine Zeit lang weniger aus, überwacht ſeine Gattin mehr und begleitet ſie öfter in die Abendgeſellſchaften, in die ſie beide eingeladen werden. Caroline ahmt das Benehmen ihres Gatten nach und, in Folge einer Art ſtillſchweigenden Uebereinkommens bleibt ſie, ſo oft er es zu wünſchen ſcheint, als ſeine Geſellſchafterin zu Haus oder geht mit ihm aus. Aber weder von der einen noch von der andern Seite hat eine wahre Rückkehr zu ihrer früheren häuslichen Lebensweiſe Statt gefunden; denn Adolph fährt, wenn auch verhohlen, in ſeinem Treubruch fort und Caroline, der dies nicht entgeht, beharrt in ihrem ſchmerzlichen Groll. Daher fehlt es ihren Unterhaltungen an allem Reiz und an jeglichem traulicheren Element und herrſchen im Gegentheil Kälte und Gezwungenheit vor. Beide verſuchen zwar, die Gewohnheiten ihres früheren Stillebens ſich wieder anzueignen, aber Beide fühlen deutlich, daß ihr Herz nicht mehr daſſelbe iſt und daß eine rein äußerliche Annäherung

zwar der Welt genügen und zur Vermeidung eines Skandals oder einer Befleckung ihrer Ehre dienen kann, für ſie ſelbſt aber nur ſchmerzvoll und peinlich ſein muß.

So war der Carneval herangekommen, an deſſen letztem Tage ein großer Maskenball im Redoutenſaal des Schauſpielhauſes ſtattfinden ſollte. Herr von Sonnenwald und ſeine Gemahlin hatten keine gemeinſchaftliche Partie für dieſen Abend abgeredet; vielmehr war Adolph ſofort nach dem Diner ausgegangen und war um acht Uhr Abends noch nicht wieder nach Haus gekommen. So ließ ſich denn Caroline, die an dieſem Tage trauriger als gewöhnlich war, von einigen befreundeten Damen, die in dieſer Abſicht zu ihr kamen, bewegen, ein elegantes Maskencoſtume, das ihr dieſelben mitgebracht, anzulegen und in ihrer Geſellſchaft den Ball im Redoutenſaale zu beſuchen. Die erſte Perſon, die ihr daſelbſt zu Geſichte kam, war ihr Gatte, der eine geſchmackvoll und elegant gekleidete Maske am Arme hatte, deren Aeußeres den Anſchein einer jungen Dame trug. Mehrere Perſonen, die ſich in dieſem Augenblick in Carolinens Nähe befanden, murmelten den Namen der Schauſpielerin. Aber auch ohne dieſe Belehrung ihrer mildherzigen Umgebung hätte Caroline keinen Zweifel daran hegen können, daß ſie ihre Nebenbuhlerin vor ſich ſehe, ſo leidenſchaftlich war die Haltung ihres Gatten und eine ſolche Miene von Autorität hatte die Dame. Da Caroline durch ihre Maske geſchützt war, verfolgte und beobachtete ſie dieſes Paar lange Zeit, indem ſie ſich gewiſſermaßen in dieſe Betrachtung vertiefte, ſo ſehr ſie ihr auch die Seele zerfleiſchte. Ihr wird aber darüber ſo unbehaglich zu Muthe, daß ſie genöthigt iſt, ſich einen Augenblick niederzulaſſen und ihr Geſicht von der Larve zu befreien. Die Hitze, die im Saale herrſchte, die verſchiedenen Bewegungen ihres Herzens und der Glanz ihres Coſtüms trugen vereint dazu bei, daß ſie in dieſem Augenblick in wahrer Engelsſchönheit erglänzte. Ein junger Mann näherte ſich ihr auch ſofort mit galantem Eifer; es war dies Herr von Zedern, ein Offizier des königlichen Generalſtabs, der ſchon lange ihr die glühendſten Huldigungen darbrachte und in vollem Ernſte in ſie verliebt war. Caroline, die dies wahr-

genommen, zugleich aber auch bemerkt hatte, daß ihr Gatte auf Herrn von Zedern wahrhaft eiferſichtig ſei, hatte letzteren ſtets mit einer abſchreckenden Kälte behandelt, weil, ſo ſehr ſie auch wollte, daß Adolph ſehen ſolle, wie man ihr allgemein huldige und ſich eifrig um ihre Liebe bewerbe, ſie doch in eben ſo hohem Grade nicht wollte, daß er an eine Neigung ihrerſeits zu irgend einem Dritten glauben ſolle. Selbſt in dieſem Augenblicke noch, wo ihre Seele vom heftigſten Unwillen beherrſcht wird, benimmt ſie ſich gegen Herrn von Zedern mit ihrer gewöhnlichen Kälte und iſt in den erſten Worten, die ſie ihm entgegnet, faſt rauh und abſtoßend. Aber plötzlich nimmt ſie wahr, daß ihr Gatte, der vor Erſtaunen ſtehen geblieben, als er ſeine Gemahlin auf dem Maskenballe fand und deſſen Stirn ſich mit düſteren Falten bedeckte, als er den Offizier in ihrer Nähe ſah, ſie unabläſſig beobachtet, und der Gedanke einer augenblicklichen, kleinen Rache durchfliegt ihr Gehirn und wird ſofort zur That. Sie antwortet nun auf ein Mal mit aller Liebenswürdigkeit und mit einem faſt ermuthigenden Lächeln dem Herrn von Zedern und ſcheint ihn mit lebhaftem Intereſſe anzuhören. Sie nimmt ihre Larve wieder vor, erlaubt dem Offizier, ihr ſeinen Arm zu reichen und läßt ſich von ihm durch all die ſchlangenartigen Windungen führen, welche die Menge im Saale bildet, wobei ſie ſich bald zu den Damen, die ihre eigentliche Geſellſchaft waren, hält, bald auch ſich von ihnen entfernt. Als ſie endlich, vom Herumgehen ermüdet, ſich niederzulaſſen bewogen iſt, wählt ſie einen abgelegeneren Ort, wo ſie zwar von Aller Blicken geſehen, aber von Niemanden belauſcht werden kann. So ſehr ſie jedoch von der Unterhaltung ihres galanten Begleiters in Anſpruch genommen ſchien, ſo hat ſie doch die Bewegungen ihres Gatten nicht einen Augenblick aus dem Geſichte verloren. Sie bemerkt, wie er vor Zorn glüht, vor Ungeduld aus der Haut fahren möchte, ihr unabläſſig mit den Augen folgt, die Larve, die er ebenfalls abgelegt hatte, wieder vornimmt und die Dame, die er am Arme hat, faſt mit Gewalt nach der Seite hin zieht, wohin ſie ſelbſt ihre Schritte richtet. Sie kann an den heftigen Geſten der beiden Perſonen errathen, daß zwiſchen ihrem Mann und der Schauſpielerin ein Streit ausbricht, weil letztere den Ball verlaſſen will, Adolph aber ſich nicht zum Weggehen entſchließen kann. Sie erräth ferner, daß dieſer Streit

faſt zu einem Bruch zwiſchen Beiden geführt hat; denn die Schauſpielerin beſteht auf ihrem Fortgehen und Adolph kehrt in den Saal zurück, nachdem er jene wahrſcheinlich bis an ihren Wagen begleitet hat. Er folgt nun ſeiner Gattin Schritt für Schritt nach, hörcht und lauſcht auf alle Worte, die ſie oder Herr von Zedern ſpricht. Dieſer letztere redet von Liebe; er malt Carolinen mit den glänzendſten Farben ſeine Leidenſchaft für ſie, ſchildert ihr, wie ſehr er durch ihre geringſchätzige abweiſende Behandlung gelitten und beſchwört ſie, ſeine Liebe nur anzunehmen, wenn ſie dieſelbe auch nicht erwiedere. Caroline ſcheint ihn durch eine Art von Aufregung, die ſie nicht verbergen kann, die aber auf ganz anderen Gründen beruht, zu ermuthigen. Als aber dieſes Spiel etwa zehn Minuten gedauert hatte, war Adolph nicht länger im Stande, ſeine Wuth zu zügeln. Jetzt trat ein Augenblick ein, wo die unvorſichtige Gattin gewaltige Furcht hatte und eine ſchreckliche Angſt durchmachte. Es war dies der Moment, als Adolph, ganz außer ſich vor Wuth, ſich plötzlich gerade vor Herrn von Zedern und Carolinen demaskirte, ſo daß dieſe letztere deutlich in ſeinen Augen die Abſicht leſen konnte, er wolle den Offizier thätlich beleidigen. Sofort bemächtigten ſich ausſchließlich die beiden Ideen von einem ungeheuren Skandal und von Blutvergießen nebſt allem Unglück, das ſie in ihrem Gefolge führen, des Geiſtes der unglücklichen Gattin. Sie beeilte ſich daher, ebenfalls die Larve abzunehmen und dadurch der Bewegung ihres Mannes zuvorzukommen. Sie faßte nach ſeinem Arm und ſagte:

— Ich warte ſchon eine Stunde darauf, mein Herr und Gemahl, daß Ihr Arm frei würde und ich ihn verlangen könnte.

Während Caroline dieſe Worte ſpricht, malen ſich in ihrem Blicke ein ſolcher Stolz und eine ſolche auf das Bewußtſein ihrer Unſchuld begründete Sicherheit, daß ſowohl Herr von Zedern als Herr von Sonnenwald ſofort erkennen, wie ſie dieſes Spiel ſeit einer Stunde nur getrieben, eben weil ſie wußte, daß ihr Gatte zugegen ſei und ſie beobachte. Letzterer führt ſie ſofort aus dem Saale, ohne eine weitere Erklärung zu verlangen. Beide ſprechen während des Nachhauſefahrens kein Wort mit einander und auch zu Hauſe gehen ſie in völligem Stillſchweigen in ihre ſeit einigen Monaten getrennten Schlafzimmer.

Als Caroline ſich nun allein befand, hörte ſie auf, ruhig zu ſein,

wie ſie bisher den Schein davon äußerlich gezeigt hatte. Sie weinte bitterlich und lange und fing an, in tiefes Nachdenken über ihre Lage zu verſinken. Endlich brach ſie mit Heftigkeit in folgende Worte aus:

— Nein, nein, dieſe Lebensart darf nicht länger fortdauern; ich leide zu viel dabei und werde mir am Ende mein Geſchick gänzlich dadurch verderben. Die Achtung meines Gatten verlieren, — das iſt kein Mittel, um ſeine Liebe wieder zu gewinnen. Dieſes Leben voll Zerſtreuung und Verſchwendung, das ich in der Welt führe, nein, ich bin nicht geſchaffen dafür. O, mein Gott, Du weißt es, was ich unter dieſen Vergnügungen ſeit drei Monaten gelitten habe! Und meine Kinder, meine armen Kinder, dürfen ſie das Opfer der Mißhelligkeiten ihrer Eltern werden? Ihr armen Kleinen, was mögt Ihr davon gedacht haben, daß Ihr ganz und gar der Sorgfalt der Dienerſchaft überlaſſen worden ſeid! Und in welche Unordnung haben wir ihr und unſer Vermögen gebracht! Wie haben wir das dereinſtige Brod unſerer Kinder im Voraus verzehrt! Nein, nein, ich muß irgend einen Entſchluß faſſen, das kann nicht länger ſo fortdauern. In Berlin kann ich nicht länger bleiben; hier tödtet mich die Einſamkeit und die Welt tödtet mich gleichermaßen und noch dazu droht mir in letzterer eine Befleckung meiner Ehre. Wenn Adolph ſich geſchlagen hätte! O, mein Gott, mein Gott! . . .

So verbringt Caroline die ganze Nacht mit Gebet und Nachdenken. Am andern Morgen beim Frühſtück ſieht ſie ihren Gatten nicht; wahrſcheinlich iſt er ſchon zu der Schauſpielerin geeilt, um von ihr Verzeihung für ſeinen geſtrigen Widerſtand zu erflehen. Aber Carolinens einmal gefaßter Entſchluß wird dadurch nicht im Entfernteſten abgeändert. Sie befiehlt der Dienerſchaft für ſie und ihre Kinder die nöthigen Anſtalten zu einer Reiſe zu treffen, beſchäftigt ſich ſelbſt damit und ſchreibt ſodann folgende Zeilen an ihren Gatten:

„Lieber Adolph! Das friedliche Glück unſeres ſtillen häus-
„lichen Lebens iſt nun einmal zerſtört. Ich habe ſeit drei
„Monaten unerhörte, unſägliche Anſtrengungen gemacht, um
„mich in mein Loos zu ergeben, oder um dagegen anzukämpfen;
„aber mein Muth läßt mich im Stiche und ich fürchte mich

„vor der Verzweiflung. Mitten in Berlin einsam leben, „mit dem nagenden Wurm der Eifersucht in meinem Her„zen, das immer tiefer von ihm angefressen wird, — das „ist mir unmöglich, ich würde den Verstand darüber verlieren „oder zum Selbstmorde greifen müssen. Eine Fortsetzung des „verschwenderischen Lebens, das ich in der letzten Zeit geführt, „würde von allen Entschlüssen, die ich fassen könnte, der un„heilvollste für unser beider Glück sein; denn Dir verursacht es „nur dieselben Qualen, mit denen Du mich folterst, während „ich es halb bewußtlos mitmache, und unsrer Kinder ganze „äußere, wie innere Zukunft setzen wir dabei verbrecherisch auf's „Spiel. Ich werde mich daher fortan, da meine Existenz für „Dein Glück ganz und gar unnütz geworden, lediglich ihrer „Erziehung und der Verwaltung ihres Vermögens widmen. „Ich ziehe mich in die Umgegend unsres Geburtsortes, in dem „ich so viel glückliche Tage verlebt, zurück; ich werde dort für „mich und meine Kinder ein kleines Haus miethen und werde „die Bewirthschaftung und Verwaltung unsrer in der Nähe „gelegenen Grundstücke überwachen. Ich werde Dir jeden Mo„nat schreiben, um Dich von dem Gesundheitszustande meiner „Kinder in Kenntniß zu setzen und ich wünsche, zuweilen auch „von Dir einige Nachrichten über Dein Befinden zu erhalten. „Ich werde jeden Tag mein Gebet zu Gott senden, er solle Dich „mit seinen reichsten Segnungen überhäufen."

Adolph kam den ganzen Tag über nicht nach Hause; Caroline reiste daher mit ihren Kindern ab, ohne ihren Gemahl wieder gesehen zu haben.

Als er in später Nachtstunde nach Hause kam, bemerkte er nicht, daß es von seiner Familie verlassen und zur Einöde geworden sei. Erst am andern Morgen ward er durch die Dienerschaft, welche ihm Carolinens Brief überreichte, davon in Kenntniß gesetzt.

So hatte er denn alle Familienbande gesprengt, hatte seiner theuern Lebensgefährtin Herz unheilbar verwundet und befand sich mit seinen Gewissensbissen und seinem Kummer allein. Adolph fühlte die Größe seines Verlustes und die Abscheulichkeit seines Verbrechens — denn dazu war sein Fehltritt durch sein hartnäckiges Beharren in demselben geworden, — bittertief. Aber

noch ſtand er unter dem Joche einer gewaltigen Leidenſchaft, noch umſtrickten ihn künſtlich gewobene, mächtige Zauberbande. Er war, gleich einem gehetzten Wilde, umgeben von einer Geſellſchaft unverheiratheter Künſtler und Schriftſteller, von denen die erſteren, weil in ihrem Stande dergleichen Dinge alltägliche Erſcheinungen ſind, ſein Verhältniß zu ſeiner Gattin als etwas Gleichgiltiges betrachteten, während die letzteren, freilich zum größten Theil von höheren Principien ausgehend, ſein Benehmen im einzelnen Falle zwar nicht billigten, aber eben daraus nur neuen Stoff ſogen, um das Inſtitut der Ehe überhaupt als ein unnatürliches und verderbenes theoretiſch in Wort und Schrift zu bekämpfen. Endlich war auch der Augenblick nahe, wo er ein zweites Stück zur Aufführung zu bringen gedachte, deſſen Erfolg ſeinen Ruf als dramatiſcher Schriftſteller vollends begründen ſollte. Er empfand daher mitten in ſeiner Traurigkeit eine ſelbſtſüchtige Freude und Zufriedenheit über Carolinens und ſeiner Kinder Abreiſe, weil er nun ſein unabhängiges Garçon-Leben in voller Freiheit führen konnte und doch auch in Betreff ſeiner Gattin und Kinder ſich völlig ſicher geſtellt und ohne Beſorgniß ſah.

Die beiden Gatten lebten alſo nun getrennt und ihr Briefwechſel war eben ſo kurz als ſelten.

Der berauſchende Strudel, in den Adolph hineingeriſſen war, wirbelte ihn im Taumel mit ſich fort, bis der Tag herankam, an dem ſein zweites Stück zum erſten Male aufgeführt werden ſollte. Während der wenigen Monate, die ſeit ſeinem erſten Stücke verfloſſen waren, war in der geiſtigen und Geſchmacksrichtung des Berliner Publikums eine mit äußeren Verhältniſſen im Zuſammenhang ſtehende große Umwälzung vorgegangen. Zudem hatte ſich auch gegen den Schriftſteller, dem es gleich mit dem erſten Wurfe gelungen war, einen ſo eclatanten Erfolg zu erhalten, eine von neidiſchen und kleinlich eiferſüchtigen Leuten angezettelte Cabale gebildet. In dem neuen Stücke ſchienen übrigens die großen auf Effect berechneten Scenen eher in einer Art fieberhaften Deliriums geſchrieben, als vom Hauche einer wahren Begeiſterung eingegeben zu ſein. Die Schauſpielerin Auguſte ſelbſt, die einige Tage vorher einen

ſehr heftigen Auftritt mit Adolph gehabt, ſpielte ihre Rolle nachläſſig und ohne tiefere Theilnahme an derſelben. Alle dieſe und dazu noch jene tauſend anderen Urſachen, die unmerklich zum glücklichen oder unglücklichen Erfolg eines Theaterſtückes beitragen, bewirkten, daß Sonnenwald's zweites Drama ein ſchmachvolles Fiasco machte. Da zudem der größere Theil des Beifall oder Mißfallen laut bezeigenden Theaterpublikums aus Perſonen der mittleren Volksklaſſen beſtand, welche Adolph wegen ſeines unwürdigen Benehmens gegen ſeine Gattin und ſeiner ſtadtkundigen, ſchamloſen Intrigue mit der Schauſpielerin nicht ſehr wohl wollten, ſo ward ſeinem Stück nicht blos kein Beifall, ſondern es ward faſt noch mehr mit Hohngelächter und Spott, als mit Ziſchen und Pfeifen aufgenommen.

Nichts Schmerzlicheres, nichts Demüthigenderes beſonders kann es für einen Schriftſteller geben, als wenn ihm ein Theaterſtück ſchlecht aufgenommen wird. Sein Stück iſt gewiſſermaßen ſein eigenes Ich, das den Geißelhieben eines je unzufriedenern, deſto unbarmherzigeren Publikums ſich preisgegeben ſieht. Es iſt ſeine eigene Perſon, die man ausziſcht und mißhandelt; es iſt ſeine Seele, es ſind ſeine innerſten Gedanken, denen er die in die Augen ſpringendſte Oeffentlichkeit gegeben, die er nun in den Journalen zerfleiſcht und zerriſſen ſieht und die unwiderruflich der ſcharfen Peitſche des Spottes und der Satyre heimgegeben ſind. Und nun zumal in Deutſchland, wo ein Stück nicht an einer Bühne, ſondern an unzähligen nach einander zur Aufführung kommt und durchfällt, ſind die Beurtheilungen, welche dann natürlich die eben ſo unzähligen Blätter darüber bringen, eben ſo viele Prangerſtellungen und Brandmarkungen für die Seele des Verfaſſers.

Adolph wollte für ſeinen Schmerz bei Auguſten Troſt ſuchen. Als er aber am Morgen nach der unglücklichen Aufführung zu ihr kam, fand er einen eben von der Modegunſt hoch emporgetragenen Schriftſteller zum Frühſtück bei ihr, der kurze Zeit vorher der Hoftheater-Intendanz ein Stück eingereicht hatte, das von dem Leſecomité derſelben mit ungetheiltem Beifall aufgenommen worden war. Die Schauſpielerin entledigte ſich des ihr ungelegenen Adolph ſehr ſchnell, indem ſie ihn wegen ſeines durchgefallenen Stückes verſpottete

und ihm in derben, deutlichen Ausdrücken ſeinen vollſtändigen Abſchied gab.

Dieſe zweite Demüthigung kränkte Adolph faſt noch tiefer; denn er liebte Auguſten und zwar hatte er ſie mit wahrhaft wahnſinniger Leidenſchaft geliebt. Es war nie jenes ſanfte, erquickende Gefühl geweſen, das ihm ſeine Gattin eingeflößt und das eigentlich im tiefſten und verſteckteſten Winkel ſeines wie berauſchten Herzens noch lebte. Es war im Gegentheil eine jener raſenden, unſinnigen, rein ſinnlichen Leidenſchaften geweſen, die ſchlangenartig ihr Schlachtopfer ganz und gar umſchlingen und ihm fortan weder Ruhe noch Freiheit laſſen und deren Herrſchaft gerade durch die Heftigkeit der Schmerzen, die ſie verurſachen, nur noch wächſt. Nun aber iſt der feindſelige Zauber, der Adolph ſo lange beſtrickt, plötzlich von der Hand ſelbſt vernichtet, die ihn hineingebannt hatte. Von ſeiner Liebe zu Auguſten iſt ihm nichts geblieben als das Gefühl eines tief einſchneidenden Schmerzes und das noch unangenehmere der Beſchämung, daß er je eine ſolche Liebe hat empfinden können. Die Illuſionen des Ruhmes ſind nun auch zernichtet für ihn; die vollkommenſte Muthloſigkeit hat ſich ſeines ganzen Seins bemächtigt und nun iſt ſeine ſüße Caroline nicht mehr bei ihm, um ihm Muth und Hoffnung wieder einzuflößen.

Jetzt erſt fühlt Adolph die ganze entſetzliche Laſt ſeines Alleinſtehens. Durch das Leben in der Welt wird er nur immer verſtimmter und böslauniger; denn er glaubt auf jedem Geſichte den Ausdruck des Hohnſpottes über die doppelte Demüthigung, die er erlebt, zu leſen. Die ſtille Arbeit in ſeinem Cabinet iſt ihm verhaßt, denn ſeine Studien haben kein Ziel und jede ſeiner Reflexionen trägt ihm nur die bittern Früchte der Selbſterkenntniß. Seine neuen, ſeit ſeinem Auftreten als Theaterdichter erworbenen Freunde, — denn die früheren, würdigeren haben ſich ſeit ſeinem ſittlichen Falle von ihm losgeſagt, — ſie ſind ihm zur Laſt; ihm erſcheinen nun alle ihre Unterhaltungen und Geſpräche leer, herzlos und nichtsſagend, und ihre Tröſtungen weiſt er als unfruchtbare von ſich. Als Mittel, ſich zu zerſtreuen, ſchlägt man ihm die leichten Vergnügungen, die gewiſſe Damenkreiſe bieten, und die Theilnahme an den kaum mittelmäßigen Berliner Journalen an. Aber ſo tief iſt Adolph noch nicht geſunken; er hat nach einer wahren Liebe geſtrebt und ſein Ehrgeiz

war auf einen echten Ruhm gerichtet geweſen. Was er gewollt hat, waren Seelengenüſſe und geiſtige Freuden zugleich geweſen; aber nie wird er darein willigen, daß er den Schatz von Stolz und Zartheit, den ſeine Seele noch in ſich ſchließt, herabwürdigen oder vernichten ſolle, um eine vorübergehende, inhaltsleere Zerſtreuung ſich zu verſchaffen.

Nun tritt Carolinens Bild wieder deutlich und in den glänzendſten Farben vor ſeine Einbildungskraft. Wie mächtig ſteigt jetzt die Erinnerung an ſein vergangenes Glück in ihm auf, wie erwacht ſeine Liebe wieder mit all der Kraft, die ſie früher in ſeinem Herzen beſeſſen, wie ſehnt ſich ſein ganzes Weſen nach ihr, die er einſt ſo tiefſinnig geliebt! Aber iſt es möglich, ſich ihr zu nähern, die er ſo ſchwer und ſo tief beleidigt und gekränkt hat? Und ſelbſt wenn ſie ihm verzeihen wollte, wie ſollte er die Demüthigung einer Verzeihung ertragen? Und würden übrigens darum Zwang und Kälte aufhören, zwiſchen ihnen zu herrſchen? Nein, ihr vergangenes Glück iſt unwiederbringlich dahin und kann nie mehr wiederaufblühen; er ſelbſt hat es zerſtört, es iſt alſo nicht mehr als gerecht, daß er unter ſeiner Schuld auch leide.

So ſchmachtete er in faſt gänzlicher Verlaſſenheit und Einſamkeit den ganzen Sommer hin. Endlich ward aber beſonders die Sehnſucht nach ſeinen Kindern ſo gewaltig in ſeinem Vaterherzen, daß er beſchloß, ihr, koſte es was es wolle, Genüge zu leiſten. Er machte ſich daher auf den Weg, ſeiner Familie einen Beſuch abzuſtatten, feſt entſchloſſen, nur einen Tag in ihrer Mitte zu verbringen, in ſeinem Benehmen, wie er ſich ſelbſt ausdrückte, „alle Würde eines ſeiner Schuld Bewußten zu bewahren" und nach Berlin zurückzukehren, ſobald er das Bild ſeiner Kinder in ſeinem Gemüth aufgefriſcht haben werde.

An einem ſchönen Septembertage lehnte Caroline, umgeben von ihren Kindern, in der Brüſtung eines Fenſters, von dem aus ſie die einförmige, melancholiſche Gedanken erregende Umgegend betrachtete. Da ſah ſie plötzlich einen Fußgänger kommen und gegenüber ihrem Hauſe anhalten, deſſen ganze äußere Erſcheinung ſie an ihren Ge-

mahl erinnert. Noch zweifelt ſie, aber ſchon zittert ſie vor tiefer, innerer Bewegung ſo ſtark, daß ſie nahe daran iſt, in Ohnmacht zu ſinken. Indeß iſt der Fußgänger näher gekommen und hat den äußeren Hof ihrer Wohnung betreten, ſo daß ihn die Kinder zu erkennen im Stande waren; ſie jubeln laut auf und ſtürzen ihm eiligſt entgegen. Caroline folgt ihnen, ergriffen von tiefer Rührung, aber ohne daß ſie noch wagt, ſich dieſer unvermutheten Ankunft ihres Gatten zu erfreuen; denn noch kennt ſie ja die Beweggründe nicht, die ihn herbeigeführt haben. Adolph überläßt ſich einen Augenblick lang der Freude, ſich wieder in den Armen ſeiner Kinder zu finden und ihre ſo ſüßen, unſchuldsvollen Liebkoſungen entgegenzunehmen; aber beim erſten Blick, den er auf Carolinen wirft, ändert ſich ſeine ganze Haltung. Sie iſt ſo bleich, der blaſſe Kummer und Gram haben ſich auf all ihren Zügen ſo ſtark ausgeprägt, daß ihr bloßer Anblick ein tiefes Mitleid einflößt. Aber gerade die Gewiſſensbiſſe, welche dieſe Bemerkung in der Seele des Herrn von Sonnenwald weckt, machen, daß ſeine Phyſiognomie einen kalten, gezwungenen Ausdruck bekommt; denn wenn er ſich den Gefühlen, die in dieſem Augenblick ſein Herz bewegen, ungehemmt hingäbe, ſo würde er ſeiner Gattin reuig und bußfertig zu Füßen ſinken. Caroline richtet ſich in Haltung und Geſichtsausdruck nach ihrem Manne. Er zeigt ihr an, daß er komme, um ſeine Kinder zu beſuchen; ſie nimmt ihn mit kalter Höflichkeit, wie einen völlig Fremden auf. Und doch, wie mächtig hat Adolph's Herz während der ganzen Reiſe geſchlagen! Wie vielfache Rührung hat ihn überkommen, als der Wagen durch ſeinen Geburtsort rollte, in dem er Carolinen kennen und lieben gelernt und mit ihr die glücklichſten Jahre ſeines ganzen Lebens verbracht hat. Noch jetzt, während dieſes ganzen Tages, den er in ihrer Nähe verbringt, gewinnen ſeine Reue und ſeine Liebe nur immer mehr an Gewalt, indem er ihrem einfachen, ſchlichten Leben in all ſeinen Einzelnheiten zuſieht, indem er die Reſultate der guten Erziehung bewundert, die ſie ihren Kindern gegeben und indem er durch die Magerkeit und Bläſſe ihrer eingefallenen Züge hindurch noch immer den reizenden Ausdruck wiedererkennt, den eine reine, ſchuldfreie Seele als den ſchönſten Himmelsabglanz auf das Geſicht ihres Beſitzers wiederſtrahlt. Nach Allem, was er gelitten, nun die Reſidenz für ihn ihren Zauberglanz verloren und ihm zum

Ueberdruß geworden, fühlt er, daß er hier, in der Mitte ſeiner Familie, noch glücklich ſein könne, aber nur unter der Bedingung, daß zwiſchen ihm und ſeiner Gemahlin das alte gegenſeitige Vertrauen und die frühere Liebe wieder einkehre. So verurſachte ihm jede Minute dieſes Tages ein todſchmerzliches Weh; denn, mehr als Tantalus, erräth er nicht allein das Vorhandenſein eines Glückes, deſſen Genuß ihm benommen iſt, ſondern leidet er auch noch an dem vom Bewußtſein ſeiner Schuld herrührenden Wahne, ſein Glück könne nie wieder erblühen.

So verging dieſer ganze Tag unter gegenſeitiger Kälte und gezwungenem, ſteifem Benehmen. Nur durch die Gegenwart der Kinder wird das Beiſammenſein der beiden Gatten einigermaßen erträglich. Als es Abend geworden, erklärt Adolph, er wolle wieder abreiſen; Caroline wird todtenbleich, ſpricht aber kein Wort. Sonnenwald umarmt ſeine kleinen Engel und ſtrengt ſich dabei mit aller Kraft an, nicht ſeinem gepreßten Herzen durch lautes Weinen Luft zu machen. Er wendet ſich darauf nach ſeiner Gemahlin und wie er es bei ſeiner Ankunft nicht gewagt hat, ſie zu umarmen, ſo zaudert er auch jetzt und hat nicht den Muth dazu. Endlich überwältigt ihn ſeine innere Rührung und er bricht, halb weinend, in die Worte aus:

— Caroline, Du darfſt mir nun erlauben, daß ich Dich umarme; denn Du haſt keine Nebenbuhlerin mehr und ich liebe Dich ſo zärtlich, wie ich es nur je gethan.

Kaum hat Caroline dieſe Worte gehört, ſo iſt auch ihre ganze Haltung verändert. Ihre Augen füllen ſich mit Thränen, ſie faltet die Hände, ſieht, tief ergriffen, ihren Gatten an und ſagt dann:

— Mein Gott, Du liebſt mich, Du liebſt nur mich, Adolph! Warum willſt Du mich denn nun verlaſſen? Ich bin ja Deine Gemahlin, Dein Gut, Dein Beſitzthum. Ich liebe Dich mehr als jemals. Bleibe bei mir, oder ſoll ich mit Dir nach Berlin zurückkehren? Ich werde Dir überall hin folgen; ſobald Du mich liebſt, ſo gehöre ich Dir ja ganz an.

Nun war das Eis gebrochen. Adolph weinte ſich nun die ſchwere Laſt vom Herzen. Er erzählte Carolinen Alles, was er gelitten; ſie ſchilderte ihm ihren ganzen Schmerz und ihre ganze Liebe. Mit einem Wort, ſie hatten ihr vergangenes Glück wieder errungen.

Von keiner Seite ward auch nur der leiſeſte Vorwurf ausgeſprochen. Während Adolph ſein Unrecht eingeſtand, kniete Caroline neben ihm. Sie glaubte, ſie brauche ihm durchaus keine Verzeihung angedeihen zu laſſen. Ihre Liebe und ihr Stolz hatten ihr nur nicht erlaubt, eine Theilung mit einer Nebenbuhlerin zu dulden; aber nie war der Gedanke in ihr aufgeſtiegen, ihren Gatten zurückzuweiſen, wenn er zu ihr zurückkehre.

Adolph von Sonnenwald will nun ganz mit der Reſidenz brechen und fortan auf dem Lande wohnen. Aber Caroline räth ihm von dieſem Plane ab. Sie ſtellt ihm den Aufenthalt auf dem Lande dar, wie er zwar eine für ernſtere Studien günſtige Ruhe darbiete und nach dem aufgeregten Treiben der Stadt die ſchönſte Erholung ſei, wie er aber eben einer in jenen Aufregungen beſtehenden Abwechſelung bedürfe. Sie belebt die erloſchene Liebe zu einer rühmlichen, nützlichen Thätigkeit in ihm, ſie ſchildert ihm alle Vortheile, die er vor Andern voraus hat, wenn er eine ehrenvolle Laufbahn beginnen will und beweiſt ihm durch ihr eigenes Beiſpiel, welche Thorheit es iſt, den Muth zu verlieren, da doch das Glück immer wiederkehren kann. Adolph willigt in Alles und ſie kommen überein, fortan jedes Jahr den Winter in Berlin und die ſchönere Jahreszeit auf dem Lande zu verbringen.

Dieſes junge Ehepaar iſt nun wieder vollkommen glücklich geworden, beſonders da Adolph nach einigen Jahren ernſtlicher, gründlicher Studien und ſtiller, aber nicht übertriebener Zurückgezogenheit mit einem größeren und allgemein als tüchtig anerkannten hiſtoriſchen Werke ſich einen bleibenden Ruf in der Schriftſtellerwelt geſchaffen und in einer außerordentlichen Profeſſur an der Univerſität der Reſidenz einen befriedigenden Wirkungskreis gefunden hat. Zuweilen jedoch zieht ſich noch ein leichtes Wölkchen über ſeine Stirn, wenn er die noch immer nicht ganz von einer geſünderen Farbe vertriebene Bläſſe auf den Wangen ſeiner Gemahlin betrachtet und ängſtlich auf einen Huſten lauſcht, der zum Glück immer ſeltener wird. Er ſucht dann die augenblickliche Unruhe, die ihn bewegt, vor ſeiner Gemahlin hinter einem Lächeln zu verbergen. Aber ganz im Stillen ſagt er zu ſich ſelbſt: Hätte ich noch ſechs Monate gezögert, ſo würde ich ſie todt gefunden haben.

Rosalba.

Aus den hinterlassenen „Aufzeichnungen" eines modenesischen Hofmanns.

Von

Dr. Woldemar Seyffarth.

Es war für Modena und seinen Herzog eine verhängnißvolle That, die vom achtzehnten August 17..*), eine nachgeborene Frucht des Giftbaumes, der aus Frankreich seine Wurzeln nach Italien geschlagen, hier — mag sein — ausgereutet ist, dort noch fest im Boden haftet und Propaganda heißt. Es war für Modena und seinen Herzog eine um so verhängnißvollere That, weil sie einem Wagnisse sich entgegenwarf, das in Einem Schritte den Anfang an das Ende knüpfen sollte. Obwohl gewarnt, traf sie den Herzog unvorbereitet, mußte ihn überraschen, da auch er sich zu den

*) Dem Geschichtsforscher genügende Nachweise über historische Begebenheiten im Herzogthume Modena sind so spärlich, daß, wenn ich die abgebrochene Jahreszahl 17.. mit 89 ergänze, ich eine schlagende Autorität dafür nicht anzugeben weiß. Das indessen leidet keinen Zweifel, daß sie zwischen den Jahren 1780 bis 1792 liegen muß. Der Herzog von Modena, welchen die „Aufzeichnungen" besprechen, ohne je seinen Namen zu nennen, war der letzte Sproß des alten Hauses von Este, Herzog Ercole III. Rinaldo, Sohn des Herzogs Francesco III. von Modena, der, 82 Jahr alt, am 22. Februar 1780 zu Varese aus dem Leben schied. Ercole III. folgte ihm unmittelbar auf den Thron. Im Jahre 1792 begann der Krieg zwischen Frankreich und Sardinien, in dessen Folge der Nationalconvent 1793 das Herzogthum Savoyen als Departement de Montblanc mit Frankreich vereinigte. Zu der Zeit, von welcher gegenwärtige „Aufzeichnungen" handeln, war jener Krieg noch nicht begonnen. Mithin kann diese Zeit weder über 1780 zurück, noch über 1792 hinaus liegen. Warum ich sie in das Jahr 1789 setze, würde eine Erörterung heischen, die, weil hier zwecklos, völlig unnütz wäre. W. S.

Mitgliedern eines Vereins, welche nicht Vereinsmitglieder sind, die Benutzung der Vereinsbibliothek gestattet, so ist der Verein nicht verpflichtet, diese Benutzung auch den Mitgliedern der Vereine zu gestatten, mit welchen der Verein in Schriftentausch steht. Ebenso ist der Verein nicht verpflichtet, die Benutzung seiner Bibliothek auch den Mitgliedern solcher Vereine zu gestatten, welche mit dem Verein in Schriftentausch stehen, wenn diese Vereine ihrerseits die Benutzung ihrer Bibliothek den Mitgliedern des Vereins nicht gestatten. Ebenso ist der Verein nicht verpflichtet, die Benutzung seiner Bibliothek auch den Mitgliedern solcher Vereine zu gestatten, welche mit dem Verein in Schriftentausch stehen, wenn diese Vereine ihrerseits die Benutzung ihrer Bibliothek den Mitgliedern des Vereins nicht gestatten. Ebenso ist der Verein nicht verpflichtet, die Benutzung seiner Bibliothek auch den Mitgliedern solcher Vereine zu gestatten, welche mit dem Verein in Schriftentausch stehen, wenn diese Vereine ihrerseits die Benutzung ihrer Bibliothek den Mitgliedern des Vereins nicht gestatten. Ebenso ist der Verein nicht verpflichtet, die Benutzung seiner Bibliothek auch den Mitgliedern solcher Vereine zu gestatten, welche mit dem Verein in Schriftentausch stehen, wenn diese Vereine ihrerseits die Benutzung ihrer Bibliothek den Mitgliedern des Vereins nicht gestatten. Ebenso ist der Verein nicht verpflichtet, die Benutzung seiner Bibliothek auch den Mitgliedern solcher Vereine zu gestatten, welche mit dem Verein in Schriftentausch stehen, wenn diese Vereine ihrerseits die Benutzung ihrer Bibliothek den Mitgliedern des Vereins nicht gestatten. Ebenso ist der Verein nicht verpflichtet, die Benutzung seiner Bibliothek auch den Mitgliedern solcher Vereine zu gestatten, welche mit dem Verein in Schriftentausch stehen, wenn diese Vereine ihrerseits die Benutzung ihrer Bibliothek den Mitgliedern des Vereins nicht gestatten. Ebenso ist der Verein nicht verpflichtet, die Benutzung seiner Bibliothek auch den Mitgliedern solcher Vereine zu gestatten, welche mit dem Verein in Schriftentausch stehen, wenn diese Vereine ihrerseits die Benutzung ihrer Bibliothek den Mitgliedern des Vereins nicht gestatten. Ebenso ist der Verein nicht verpflichtet, die Benutzung seiner Bibliothek auch den Mitgliedern solcher Vereine zu gestatten, welche mit dem Verein in Schriftentausch stehen, wenn diese Vereine ihrerseits die Benutzung ihrer Bibliothek den Mitgliedern des Vereins nicht gestatten. Ebenso ist der Verein nicht verpflichtet, die Benutzung seiner Bibliothek auch den Mitgliedern solcher Vereine zu gestatten, welche mit dem Verein in Schriftentausch stehen, wenn diese Vereine ihrerseits die Benutzung ihrer Bibliothek den Mitgliedern des Vereins nicht gestatten.

ſen. Niemand hatte die Hand, Keiner die Waffe geſehen, die den Oberſten getroffen; der Mörder war ſpurlos verſchwunden.

Auf Befehl des Herzogs wurde Santa Valle in den Palaſt getragen, und ſobald der Leibarzt gemeldet, daß zwar der Oberſt bei voller Beſinnung und der Sprache mächtig, ſeine Wunde aber tödtlich und das Ziel ſeines Lebens nahe ſei, beſchied der Herzog die höchſten Staatsbeamten, ihn zu dem Verwundeten zu begleiten. Obſchon zu jenen nicht gehörig, wurde mir doch dieſelbe Weiſung; wie ich ſpäter ſah, weil der Herzog mir das warnende Papier in Verwahrung gegeben.

Der Oberſt lag bleich und matt. Dennoch verſuchte er, ſich auf den Arm zu ſtützen, als der Fürſt eintrat. Dieſer wehrte es. „Bleibt ruhig, Santa Valle", ſagte er, ihm die Hand reichend, und konnte oder wollte nicht hindern, daß der Graf ſie an die Lippen zog. „Haltet Euch ruhig, Graf", fuhr der Herzog fort; „unſer Aller Leben ruht in Gottes Hand; es iſt daher möglich, daß von Allen, die Ihr vor Euch ſehet, Ihr nicht der Erſte ſcheidet, und ich habe mit Freuden vernommen, daß Ihr im Stande und bereit, mich von dem Nähern eines Vorfalls zu unterrichten, den ich herzlich beklage."

„Mein edler Herzog", ſtammelte der Oberſt und ſank noch bleicher in die Kiſſen. Seine Augen ſchloſſen ſich, die Muskeln zuckten, und ein innerer Kampf ſchien der Sturm zu ſein, der ihm die Bruſt hob und den Verband zu ſprengen drohte. Meine Blicke hingen an dem, was ich das Losreißen des letzten Lebensfadens wähnte. Um ſo ſeltſamer überraſchte es mich, bei einer Bewegung des Herzogs auf dem Geſichte eines der ihm zunächſt Stehenden einen Ausdruck wahrzunehmen, der eben ſo viel von der Beſorgniß, daß Santa Valle zum Leben erwachen, als von der hatte, daß er zum Tode einſchlummern möchte. Monate ſollten vergehen, ehe ich die Miene richtig deuten lernte.

Santa Valle öffnete die Augen; ſeine Bruſt wurde ruhig und es zuckte ſogar ein Lächeln um ſeinen Mund. „Nicht daß Ihr mir es danken ſolltet, Herr Herzog", ſprach er mit gepreßter Stimme, „fing ich den Todesſtreich auf. Euer Leben war verloren ohne das meine; aber das meine wäre auch wohl mit dem Euern verloren geweſen."

[illegible] [illegible] [illegible] [

The long axis of the ovum was 0·08 mm. The outer membrane was
0·0025 mm. thick, and the inner membrane 0·0015 mm. thick. The
yolk-granules were 0·0025 mm. in diameter. The germinal vesicle was
0·03 mm. in diameter, and the nucleolus 0·0075 mm. in diameter.

Ovum of *Ascaris megalocephala* (Fig. 3, *A*).—The ovum is oval, and
measures 0·09 mm. in its long axis. The outer membrane is 0·0025 mm.
thick, and the inner membrane 0·0015 mm. thick. The yolk-granules are
0·0025 mm. in diameter. The germinal vesicle is 0·03 mm. in diameter,
and the nucleolus 0·0075 mm. in diameter.

Ovum of *Ascaris lumbricoides* (Fig. 3, *B*).—The ovum is oval, and
measures 0·09 mm. in its long axis. The outer membrane is 0·0025 mm.
thick, and the inner membrane 0·0015 mm. thick. The yolk-granules are
0·0025 mm. in diameter. The germinal vesicle is 0·03 mm. in diameter,
and the nucleolus 0·0075 mm. in diameter.

Ovum of *Oxyuris vermicularis* (Fig. 3, *C*).—The ovum is oval, and
measures 0·05 mm. in its long axis. The outer membrane is 0·0025 mm.
thick, and the inner membrane 0·0015 mm. thick. The yolk-granules are
0·0025 mm. in diameter. The germinal vesicle is 0·03 mm. in diameter,
and the nucleolus 0·0075 mm. in diameter.

Ovum of *Trichocephalus dispar* (Fig. 3, *D*).—The ovum is oval, and
measures 0·09 mm. in its long axis. The outer membrane is 0·0025 mm.
thick, and the inner membrane 0·0015 mm. thick. The yolk-granules are
0·0025 mm. in diameter. The germinal vesicle is 0·03 mm. in diameter,
and the nucleolus 0·0075 mm. in diameter.

Bestimmungen des Gesetzes vom 15. Juli 1870 (Bundesgesetzblatt S. 337) über die Verwendung des Reichsinvalidenfonds, soweit dieselben nicht durch das Gesetz vom 4. Juni 1874 (Bundesgesetzblatt S. 93) abgeändert sind, finden auf die Verwendung des Fonds zu Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine Anwendung.

§. 2.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 3.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 4.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 5.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 6.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 7.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 8.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 9.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 10.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 11.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 12.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 13.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 14.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 15.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 16.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 17.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 18.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 19.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 20.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 21.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 22.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 23.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 24.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 25.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 26.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 27.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 28.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 29.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 30.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 31.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 32.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 33.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 34.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 35.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 36.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 37.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 38.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 39.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 40.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 41.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 42.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 43.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 44.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 45.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 46.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 47.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 48.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 49.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 50.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 51.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 52.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 53.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 54.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 55.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 56.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 57.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 58.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 59.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 60.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 61.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 62.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 63.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 64.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 65.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 66.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 67.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 68.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 69.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 70.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 71.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 72.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 73.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 74.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 75.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 76.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 77.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 78.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 79.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 80.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 81.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 82.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 83.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 84.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 85.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 86.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 87.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 88.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 89.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 90.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 91.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 92.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 93.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 94.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 95.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 96.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 97.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 98.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 99.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 100.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 101.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 102.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 103.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 104.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 105.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 106.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 107.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 108.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 109.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 110.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 111.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 112.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 113.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 114.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 115.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 116.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 117.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 118.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 119.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 120.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 121.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 122.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 123.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 124.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 125.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 126.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 127.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 128.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 129.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 130.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 131.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 132.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 133.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 134.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 135.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 136.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 137.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 138.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 139.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 140.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 141.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 142.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 143.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 144.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 145.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 146.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 147.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 148.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 149.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 150.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 151.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 152.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 153.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 154.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 155.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 156.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 157.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 158.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 159.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 160.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 161.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 162.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 163.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 164.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 165.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 166.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 167.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 168.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 169.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 170.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 171.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 172.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 173.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 174.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 175.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 176.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 177.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 178.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Marine werden nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. Juni 1871 (Bundesgesetzblatt S. 275) festgestellt.

§. 179.

Die Pensionen für Offiziere und Beamte der Kaiserlichen Mar

vor ihn trat, fragte er, was auf dem Tiſche ſo blendend funkele. Ich blickte hin; es war der blanke Griff eines Dolches, der im Lichtſchein glänzte. Der Herzog verlangte den Dolch zu ſehen, und am Griff hing ein zierlich gefaltetes Billet. Zwiſchen dem Entfalten fragte der Herzog, ob ich den Dolch früher, vielleicht geſtern Abend beim Aufrollen der Karte bemerkt. Ich konnte nicht anders als verneinen und wußte auch beſtimmt, daß am Abend vorher der Pfeilertiſch völlig leer geweſen.

„Ihr ſeid verſchwiegen," ſagte der Herzog, nachdem er in ſichtbarer Ueberraſchung den Inhalt des Billets eine Zeitlang betrachtet; „ſo nehmt und leſ't."

Ich las, und wenig fehlte, das Blatt wäre mir entfallen.

„Das bleibt Geheimniß," ſprach der Herzog, als ich das Blatt niedergelegt; „bleibt es ſo lange, bis es kein's mehr zu bleiben braucht." Darauf entließ er mich für den Abend meines Dienſtes.

Keine Silbe vom Inhalte des Billets iſt über meine Lippen gekommen und das ſteigende Vertrauen des Herzogs hat meinen Gehorſam belohnt. Wie ich aber ſeinem Willen dadurch nicht entgegen zu handeln glaubte, daß ich die geleſenen Worte in meine Zeichenſchrift übertrug, deren Schlüſſel mit mir begraben werden ſoll, ſo ſetzt mich das in den Stand, jetzt, wo das Geheimniß länger kein's zu bleiben braucht, die Zeichenſchrift wieder in die geleſenen Worte überzutragen und den Inhalt des Billets treu folgendermaßen zu geben:

„Ihr ſeid im richtigen Glauben, Herzog. Der Dolchſtoß war nicht auf Eure Bruſt gezielt. Ich warnte vor Santa Valle's Dolch, der in der nächſten Stunde Euch treffen ſollte. Ihr verachtetet die Warnung. Deshalb durfte ich nicht zögern. Ich war der Dominikaner. Sucht mich aber weder im Kloſter, noch in der Kutte. Am beſten, Ihr ſucht mich gar nicht. Erlebe ich die Zeit, wo ich Euch mich zeigen darf, wird's geſchehen. Ihr ſeid in neuer Gefahr. Statt zu warnen, will ich Euch beſchützen. Verwahrt den Dolch. Er hat Santa Valle getödtet Kann ſein, ich fordere ihn einſt zurück. Inzwiſchen gedenket meiner unter dem Namen

Carmolini."

Die Handſchrift war die der Warnung.

* * *

Die Bildung von Ammoniak aus Stickstoff und Wasserstoff ist eine Reaktion, die sich in einem Gasgemisch vollzieht. Wenn wir also die Gesetze der Gasreaktionen kennen, so können wir auch die Bedingungen angeben, unter denen die Ammoniakbildung vor sich geht. Wir wissen, daß die Reaktionsgeschwindigkeit einer Gasreaktion proportional ist dem Produkt der Konzentrationen der reagierenden Gase. Wenn wir also die Konzentration des Stickstoffs mit c_{N_2} und die des Wasserstoffs mit c_{H_2} bezeichnen, so ist die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung $v = k \cdot c_{N_2} \cdot c_{H_2}$. Wenn wir nun die Konzentration des Stickstoffs verdoppeln, so verdoppelt sich auch die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Wasserstoffs verdoppeln, so verdoppelt sich ebenfalls die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir aber beide Konzentrationen verdoppeln, so vervierfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentrationen verdreifachen, so verneunfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentrationen vervierfachen, so versechzehnfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentrationen verfünffachen, so verfünfundzwanzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentrationen versechsfachen, so verdreißigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentrationen versiebenfachen, so verneunundvierzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentrationen verachtfachen, so verfünfundsechzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentrationen verneunfachen, so verachtundachtzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentrationen verzehnfachen, so verhundertfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung.

Wenn wir nun die Konzentrationen des Stickstoffs und des Wasserstoffs gleichzeitig verdoppeln, so vervierfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentrationen des Stickstoffs und des Wasserstoffs gleichzeitig verdreifachen, so verneunfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentrationen des Stickstoffs und des Wasserstoffs gleichzeitig vervierfachen, so versechzehnfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentrationen des Stickstoffs und des Wasserstoffs gleichzeitig verfünffachen, so verfünfundzwanzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentrationen des Stickstoffs und des Wasserstoffs gleichzeitig versechsfachen, so verdreißigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentrationen des Stickstoffs und des Wasserstoffs gleichzeitig versiebenfachen, so verneunundvierzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentrationen des Stickstoffs und des Wasserstoffs gleichzeitig verachtfachen, so verfünfundsechzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentrationen des Stickstoffs und des Wasserstoffs gleichzeitig verneunfachen, so verachtundachtzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentrationen des Stickstoffs und des Wasserstoffs gleichzeitig verzehnfachen, so verhundertfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung.

Wenn wir nun die Konzentration des Stickstoffs verdoppeln und die des Wasserstoffs verdreifachen, so versechsfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verdoppeln und die des Wasserstoffs vervierfachen, so verachtfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verdoppeln und die des Wasserstoffs verfünffachen, so verzehnfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verdoppeln und die des Wasserstoffs versechsfachen, so verzwölffacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verdoppeln und die des Wasserstoffs versiebenfachen, so vervierzehnfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verdoppeln und die des Wasserstoffs verachtfachen, so verfünfundsechzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verdoppeln und die des Wasserstoffs verneunfachen, so verachtundachtzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verdoppeln und die des Wasserstoffs verzehnfachen, so verhundertfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung.

Wenn wir nun die Konzentration des Stickstoffs verdreifachen und die des Wasserstoffs verdoppeln, so versechsfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verdreifachen und die des Wasserstoffs vervierfachen, so verachtfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verdreifachen und die des Wasserstoffs verfünffachen, so verzehnfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verdreifachen und die des Wasserstoffs versechsfachen, so verzwölffacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verdreifachen und die des Wasserstoffs versiebenfachen, so vervierzehnfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verdreifachen und die des Wasserstoffs verachtfachen, so verfünfundsechzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verdreifachen und die des Wasserstoffs verneunfachen, so verachtundachtzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verdreifachen und die des Wasserstoffs verzehnfachen, so verhundertfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung.

Wenn wir nun die Konzentration des Stickstoffs vervierfachen und die des Wasserstoffs verdoppeln, so verachtfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs vervierfachen und die des Wasserstoffs verdreifachen, so verzwölffacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs vervierfachen und die des Wasserstoffs verfünffachen, so verzwanzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs vervierfachen und die des Wasserstoffs versechsfachen, so vervierundzwanzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs vervierfachen und die des Wasserstoffs versiebenfachen, so verachtundzwanzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs vervierfachen und die des Wasserstoffs verachtfachen, so verzweiundsechzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs vervierfachen und die des Wasserstoffs verneunfachen, so verachtundachtzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs vervierfachen und die des Wasserstoffs verzehnfachen, so verhundertfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung.

Wenn wir nun die Konzentration des Stickstoffs verfünffachen und die des Wasserstoffs verdoppeln, so verzehnfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verfünffachen und die des Wasserstoffs verdreifachen, so verzwanzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verfünffachen und die des Wasserstoffs vervierfachen, so verfünfundzwanzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verfünffachen und die des Wasserstoffs versechsfachen, so verdreißigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verfünffachen und die des Wasserstoffs versiebenfachen, so verfünfundreißigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verfünffachen und die des Wasserstoffs verachtfachen, so verfünfundsechzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verfünffachen und die des Wasserstoffs verneunfachen, so verachtundachtzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verfünffachen und die des Wasserstoffs verzehnfachen, so verhundertfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung.

Wenn wir nun die Konzentration des Stickstoffs versechsfachen und die des Wasserstoffs verdoppeln, so verzwölffacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs versechsfachen und die des Wasserstoffs verdreifachen, so verachtundzwanzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs versechsfachen und die des Wasserstoffs vervierfachen, so verfünfundreißigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs versechsfachen und die des Wasserstoffs verfünffachen, so verzweiundvierzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs versechsfachen und die des Wasserstoffs versiebenfachen, so verneunundvierzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs versechsfachen und die des Wasserstoffs verachtfachen, so verfünfundsechzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs versechsfachen und die des Wasserstoffs verneunfachen, so verachtundachtzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs versechsfachen und die des Wasserstoffs verzehnfachen, so verhundertfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung.

Wenn wir nun die Konzentration des Stickstoffs versiebenfachen und die des Wasserstoffs verdoppeln, so vervierzehnfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs versiebenfachen und die des Wasserstoffs verdreifachen, so verneunundvierzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs versiebenfachen und die des Wasserstoffs vervierfachen, so verachtundzwanzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs versiebenfachen und die des Wasserstoffs verfünffachen, so verfünfundreißigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs versiebenfachen und die des Wasserstoffs versechsfachen, so verzweiundvierzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs versiebenfachen und die des Wasserstoffs verachtfachen, so verfünfundsechzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs versiebenfachen und die des Wasserstoffs verneunfachen, so verachtundachtzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs versiebenfachen und die des Wasserstoffs verzehnfachen, so verhundertfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung.

Wenn wir nun die Konzentration des Stickstoffs verachtfachen und die des Wasserstoffs verdoppeln, so verachtfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verachtfachen und die des Wasserstoffs verdreifachen, so verzwölffacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verachtfachen und die des Wasserstoffs vervierfachen, so verzweiundsechzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verachtfachen und die des Wasserstoffs verfünffachen, so verzwanzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verachtfachen und die des Wasserstoffs versechsfachen, so vervierundzwanzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verachtfachen und die des Wasserstoffs versiebenfachen, so verachtundzwanzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verachtfachen und die des Wasserstoffs verneunfachen, so verachtundachtzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verachtfachen und die des Wasserstoffs verzehnfachen, so verhundertfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung.

Wenn wir nun die Konzentration des Stickstoffs verneunfachen und die des Wasserstoffs verdoppeln, so verachtundachtzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verneunfachen und die des Wasserstoffs verdreifachen, so verachtundachtzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verneunfachen und die des Wasserstoffs vervierfachen, so verachtundachtzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verneunfachen und die des Wasserstoffs verfünffachen, so verachtundachtzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verneunfachen und die des Wasserstoffs versechsfachen, so verachtundachtzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verneunfachen und die des Wasserstoffs versiebenfachen, so verachtundachtzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verneunfachen und die des Wasserstoffs verachtfachen, so verachtundachtzigfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verneunfachen und die des Wasserstoffs verzehnfachen, so verhundertfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung.

Wenn wir nun die Konzentration des Stickstoffs verzehnfachen und die des Wasserstoffs verdoppeln, so verhundertfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verzehnfachen und die des Wasserstoffs verdreifachen, so verhundertfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verzehnfachen und die des Wasserstoffs vervierfachen, so verhundertfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verzehnfachen und die des Wasserstoffs verfünffachen, so verhundertfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verzehnfachen und die des Wasserstoffs versechsfachen, so verhundertfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verzehnfachen und die des Wasserstoffs versiebenfachen, so verhundertfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verzehnfachen und die des Wasserstoffs verachtfachen, so verhundertfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung. Wenn wir die Konzentration des Stickstoffs verzehnfachen und die des Wasserstoffs verneunfachen, so verhundertfacht sich die Geschwindigkeit der Ammoniakbildung.

einem Bündniß zu gelangen. Auch Amadeus hatte ſich dieſem nie eigentlich abgeneigt erwieſen, doch immer bald die eine, bald die andere Bedingung geſtellt, deren Erwägen und Beſprechen und Verhandeln den Traktat verzögerte. Da war von vertrauter Hand als confidentielle Mittheilung die Nachricht eingelaufen, daß die Bewerbung des Herzogs um eine Prinzeß von Savoyen nicht blos die bereiteſte Annahme finden, ſondern auch die gewünſchte Alliance ſofort zum Abſchluß bringen würde. Die in geheimer Sitzung vom Herzoge ſelbſt ſeinen Räthen vorgelegte Depeſche hatte dieſe mit der lebhafteſten Freude erfüllt. Mehrere Male war bereits auf ein ſolches Auskunftsmittel hingedeutet und nebenbei dem Herzog bemerkt worden, daß, da er doch dem Verlangen ſeines Volkes, eine Gemahlin an ſeiner Seite und durch ſie eine directe Thronfolge geſichert zu ſehen, früher oder ſpäter gewiß nachgeben werde, er in politiſcher Beziehung eine vortheilhaftere Wahl nicht treffen könne. Der Herzog hatte dies eingeräumt, aber, ohne einen Grund zu nennen, nie in die Bewerbung willigen mögen, bis er zuletzt ſein fürſtliches Wort verpfändet, es zu thun, dafern es das Mittel, den Traktat ohne Weiteres zu bewirken. Darauf war die Depeſche eingegangen, der Herzog durch ſein Wort gehalten und nicht der Mann, ſein Wort zu brechen. Er hatte daher unbedenklich erklärt, ſich der Nothwendigkeit fügen und nnter gedachter Vorausſetzung um die Hand der Prinzeß werben zu wollen.

Da es nicht an Männern fehlte, die ſich faſt darum ſtritten, der nach Turin beſtimmten Geſandtſchaft anzugehören, ſo dürfte ich es jedenfalls eine Auszeichnung nennen, daß ich ohne mein Anſuchen derſelben beigegeben wurde. Die Auszeichnung war aber in der That eine doppelte. Ich befand mich allein beim Herzoge, als er mit einer Güte, für welche ich keinen Ausdruck habe, zu mir ſagte: „Ihr ſollt mir einen Gefallen thun, Graf.“

„Mein Herzog hat zu befehlen,“ antwortete ich.

„Nicht Liebesdienſte,“ verſetzte der Herzog, „und einen ſolchen wünſche ich von Euch. Ihr ſollt meinen Botſchafter nach Turin begleiten. Ich könnte Euch das befehlen und wäre Eures Gehorſams im Voraus gewiß. Aber an der bloßen Begleitung liegt mir nichts. Dazu bedarf ich keines Mannes, der mein Vertrauen ſo voll beſitzt wie Ihr, und ich geſtehe aufrichtig, deshalb allein möchte

§ 3. Wenn jemand eine Sache, welche einem anderen gehört, in der Meinung, sie sei herrenlos, sich aneignet, so ist er nicht Eigentümer geworden. Wenn jemand eine Sache, welche einem anderen gehört, in der Meinung, sie sei sein eigen, sich aneignet, so ist er Eigentümer geworden, wenn er sie in Besitz genommen hat.

§ 4. Wenn jemand eine Sache, welche einem anderen gehört, in der Meinung, sie sei sein eigen, sich aneignet, so ist er nicht Eigentümer geworden, wenn er sie nicht in Besitz genommen hat.

§ 5. Wenn jemand eine Sache, welche einem anderen gehört, in der Meinung, sie sei sein eigen, sich aneignet, so ist er nicht Eigentümer geworden, wenn er sie nicht in Besitz genommen hat.

§ 6. Wenn jemand eine Sache, welche einem anderen gehört, in der Meinung, sie sei sein eigen, sich aneignet, so ist er nicht Eigentümer geworden, wenn er sie nicht in Besitz genommen hat.

§ 7. Wenn jemand eine Sache, welche einem anderen gehört, in der Meinung, sie sei sein eigen, sich aneignet, so ist er nicht Eigentümer geworden, wenn er sie nicht in Besitz genommen hat.

§ 8. Wenn jemand eine Sache, welche einem anderen gehört, in der Meinung, sie sei sein eigen, sich aneignet, so ist er nicht Eigentümer geworden, wenn er sie nicht in Besitz genommen hat.

§ 9. Wenn jemand eine Sache, welche einem anderen gehört, in der Meinung, sie sei sein eigen, sich aneignet, so ist er nicht Eigentümer geworden, wenn er sie nicht in Besitz genommen hat.

§ 10. Wenn jemand eine Sache, welche einem anderen gehört, in der Meinung, sie sei sein eigen, sich aneignet, so ist er nicht Eigentümer geworden, wenn er sie nicht in Besitz genommen hat.

nicht Erſatz für das, was ich verloren. Ihr ſeht mich an, Graf, als verſtändet Ihr mich nicht. Habt Ihr nie gehört, daß erſt mein Vater, dann in ſchneller Folge der Tod mir genommen hat, was für's Leben mein ſein ſollte?"

„Ich glaube Euch zu verſtehen, Herr Herzog," antwortete ich; „es liegen aber Jahre zwiſchen jetzt und damals, und es iſt heute das erſte Mal, daß ich Euch jenes Damals erwähnen höre."

„Und es befremdet Euch, daß eine vor Jahren geſchlagene Wunde noch heute nicht vernarbt iſt! Damit will ich Euch nicht tadeln, mein guter Graf; nein, nein; hätte Euch getroffen, was ich gelitten, und ſtände ich an Eurer Stelle, wahrſcheinlich würde ich, wie Ihr, mich wundern, daß eine vor Jahren von Euerm Herzen weggeriſſene Liebe in ihm noch heute ihre Wurzeln habe. Doch hättet Ihr ſie gekannt, die mein geweſen, Ihr würdet es für eben ſo möglich halten, daß die Wunde noch heute nicht vernarbt iſt, als ich von Euch an meiner Stelle daſſelbe glauben würde. Das iſt es, warum ich dem Anſinnen, mich zu vermählen, ſeither mein Ohr verſchloſſen und es ihm jetzt nur geöffnet, weil ich darin, wenn auch nicht das letzte, doch das ſchnellſte Mittel erkannt, ein von den Zeitverhältniſſen vorgezeichnetes Ziel zu erreichen. Ich breche dadurch kein Gelübde, denn was ich ihr, der Heimgegangenen, in der Stunde gelobte, wo der Wille meines Vaters mich von ihr trennte, aus freier Wahl keiner Andern zu gehören, das bleibt ein ungebrochenes Wort. Ihr geht alſo nach Turin, Graf, mir ein treues Bild von der zurückzubringen, die meine Gemahlin werden ſoll. Wenn die Zeichnung wahr iſt, die ich von ihr beſitze, ſo iſt ſie ein ſchönes Weib. Was aber die ſchöne Hülle birgt, hat mir noch Niemand geſagt. Das ſollt Ihr zu erforſchen ſuchen. Die Aufgabe iſt nicht leicht, und mißlänge Euch die Löſung, Ihr ſollt davon keine Verantwortung haben. Weiß ich doch, daß es nicht Eure Schuld wäre."

Schwerern Herzens, als ich Turin betreten, verließ ich es, vielleicht der Einzige im Geſandtſchaftsperſonale, der über unſere Erfolge traurig war. Wir hatten die glänzendſte Aufnahme gefunden, und was individuelle Beachtung, oder den politiſchen Grund unſeres Kommens betraf, ſchieden wir ohne eine einzige Täuſchung. Gleichzeitig mit der Verlobungsakte war das Schutz- und Trutz-

Lebbeus would have been very unwilling to have it known that he was a Christian. Yet he was a Christian, and a very good one. He was a member of the Baptist church in Hopkinton, and was baptized by Elder Peleg Burdick, in the year 1806. He was a man of strong mind, and of great firmness of character. He was a man of few words, and was very reserved in his manners. He was a man of great industry, and was very successful in his business. He was a man of great integrity, and was very much respected by all who knew him. He was a man of great piety, and was very much beloved by all who knew him. He was a man of great humility, and was very much esteemed by all who knew him. He was a man of great charity, and was very much loved by all who knew him. He was a man of great faith, and was very much trusted by all who knew him. He was a man of great hope, and was very much looked up to by all who knew him. He was a man of great love, and was very much loved by all who knew him. He was a man of great peace, and was very much at peace with all who knew him. He was a man of great joy, and was very much joyful in the Lord. He was a man of great patience, and was very much patient in all things. He was a man of great meekness, and was very much meek in all things. He was a man of great temperance, and was very much temperate in all things. He was a man of great chastity, and was very much chaste in all things. He was a man of great obedience, and was very much obedient to the will of God. He was a man of great submission, and was very much submissive to the will of God. He was a man of great resignation, and was very much resigned to the will of God. He was a man of great contentment, and was very much content with his lot in life. He was a man of great gratitude, and was very much grateful to God for all his mercies. He was a man of great praise, and was very much given to praising God. He was a man of great prayer, and was very much given to prayer. He was a man of great meditation, and was very much given to meditation. He was a man of great study, and was very much given to study. He was a man of great reading, and was very much given to reading. He was a man of great writing, and was very much given to writing. He was a man of great speaking, and was very much given to speaking. He was a man of great hearing, and was very much given to hearing. He was a man of great seeing, and was very much given to seeing. He was a man of great feeling, and was very much given to feeling. He was a man of great tasting, and was very much given to tasting. He was a man of great smelling, and was very much given to smelling. He was a man of great touching, and was very much given to touching. He was a man of great moving, and was very much given to moving. He was a man of great resting, and was very much given to resting. He was a man of great working, and was very much given to working. He was a man of great playing, and was very much given to playing. He was a man of great laughing, and was very much given to laughing. He was a man of great crying, and was very much given to crying. He was a man of great sighing, and was very much given to sighing. He was a man of great groaning, and was very much given to groaning. He was a man of great singing, and was very much given to singing. He was a man of great dancing, and was very much given to dancing. He was a man of great eating, and was very much given to eating. He was a man of great drinking, and was very much given to drinking. He was a man of great sleeping, and was very much given to sleeping. He was a man of great waking, and was very much given to waking. He was a man of great living, and was very much given to living. He was a man of great dying, and was very much given to dying. He was a man of great rising, and was very much given to rising. He was a man of great ascending, and was very much given to ascending. He was a man of great descending, and was very much given to descending. He was a man of great coming, and was very much given to coming. He was a man of great going, and was very much given to going. He was a man of great staying, and was very much given to staying. He was a man of great leaving, and was very much given to leaving. He was a man of great returning, and was very much given to returning. He was a man of great abiding, and was very much given to abiding. He was a man of great continuing, and was very much given to continuing. He was a man of great ceasing, and was very much given to ceasing. He was a man of great beginning, and was very much given to beginning. He was a man of great ending, and was very much given to ending. He was a man of great finishing, and was very much given to finishing. He was a man of great completing, and was very much given to completing. He was a man of great perfecting, and was very much given to perfecting. He was a man of great establishing, and was very much given to establishing. He was a man of great confirming, and was very much given to confirming. He was a man of great strengthening, and was very much given to strengthening. He was a man of great comforting, and was very much given to comforting. He was a man of great consoling, and was very much given to consoling. He was a man of great encouraging, and was very much given to encouraging. He was a man of great exhorting, and was very much given to exhorting. He was a man of great reproving, and was very much given to reproving. He was a man of great rebuking, and was very much given to rebuking. He was a man of great chastening, and was very much given to chastening. He was a man of great correcting, and was very much given to correcting. He was a man of great instructing, and was very much given to instructing. He was a man of great teaching, and was very much given to teaching. He was a man of great preaching, and was very much given to preaching. He was a man of great baptizing, and was very much given to baptizing. He was a man of great ordaining, and was very much given to ordaining. He was a man of great blessing, and was very much given to blessing. He was a man of great praying, and was very much given to praying. He was a man of great interceding, and was very much given to interceding. He was a man of great saving, and was very much given to saving. He was a man of great redeeming, and was very much given to redeeming. He was a man of great justifying, and was very much given to justifying. He was a man of great sanctifying, and was very much given to sanctifying. He was a man of great glorifying, and was very much given to glorifying. He was a man of great eternal life, and was very much given to eternal life.

der Erfindung eine Vorrichtung, welche einen Luftstrom durch Ausdehnung der Luft in einem Cylinder mit Kolben erzeugt, und welche dadurch gekennzeichnet ist, daß der Kolben durch Gewichte, Federn oder dergleichen bewegt wird, und daß die Ausdehnung der Luft durch Einspritzen von Wasser in den Cylinder bewirkt wird, wobei das Wasser durch Verdampfung die Luft abkühlt und dadurch ihre Ausdehnung bewirkt. Die Vorrichtung ist in der Zeichnung dargestellt. Fig. 1 ist ein Vertikalschnitt durch den Cylinder, Fig. 2 ein Horizontalschnitt durch den Cylinder, Fig. 3 ein Vertikalschnitt durch den Kolben, Fig. 4 ein Horizontalschnitt durch den Kolben, Fig. 5 ein Vertikalschnitt durch den Wasserbehälter, Fig. 6 ein Horizontalschnitt durch den Wasserbehälter, Fig. 7 ein Vertikalschnitt durch die Ventilvorrichtung, Fig. 8 ein Horizontalschnitt durch die Ventilvorrichtung, Fig. 9 ein Vertikalschnitt durch die Gewichtsvorrichtung, Fig. 10 ein Horizontalschnitt durch die Gewichtsvorrichtung, Fig. 11 ein Vertikalschnitt durch die Federvorrichtung, Fig. 12 ein Horizontalschnitt durch die Federvorrichtung.

Der Cylinder 1 ist mit einem Kolben 2 versehen, der durch Gewichte 3 oder Federn 4 bewegt wird. Die Gewichte 3 sind an Seilen 5 befestigt, die über Rollen 6 laufen und an einem Kolbenstangenkopf 7 befestigt sind. Die Federn 4 sind an einem Kolbenstangenkopf 8 befestigt. Der Kolben 2 ist mit einer Kolbenstange 9 versehen, die durch eine Stopfbüchse 10 im Cylinderdeckel 11 geführt ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserbehälter 12 versehen, der durch eine Leitung 13 mit dem Cylinder verbunden ist. Die Leitung 13 ist mit einem Ventil 14 versehen, das durch einen Hebel 15 betätigt wird. Der Hebel 15 ist mit einem Anschlag 16 versehen, der durch den Kolben 2 betätigt wird. Der Cylinder 1 ist mit einem Auslaßventil 17 versehen, das durch einen Hebel 18 betätigt wird. Der Hebel 18 ist mit einem Anschlag 19 versehen, der durch den Kolben 2 betätigt wird. Der Cylinder 1 ist mit einem Einlaßventil 20 versehen, das durch einen Hebel 21 betätigt wird. Der Hebel 21 ist mit einem Anschlag 22 versehen, der durch den Kolben 2 betätigt wird. Der Cylinder 1 ist mit einem Sicherheitsventil 23 versehen, das durch einen Hebel 24 betätigt wird. Der Hebel 24 ist mit einem Anschlag 25 versehen, der durch den Kolben 2 betätigt wird. Der Cylinder 1 ist mit einem Manometer 26 versehen, das durch eine Leitung 27 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Thermometer 28 versehen, das durch eine Leitung 29 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 30 versehen, das durch eine Leitung 31 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 32 versehen, das durch eine Leitung 33 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 34 versehen, das durch eine Leitung 35 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 36 versehen, das durch eine Leitung 37 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 38 versehen, das durch eine Leitung 39 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 40 versehen, das durch eine Leitung 41 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 42 versehen, das durch eine Leitung 43 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 44 versehen, das durch eine Leitung 45 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 46 versehen, das durch eine Leitung 47 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 48 versehen, das durch eine Leitung 49 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 50 versehen, das durch eine Leitung 51 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 52 versehen, das durch eine Leitung 53 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 54 versehen, das durch eine Leitung 55 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 56 versehen, das durch eine Leitung 57 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 58 versehen, das durch eine Leitung 59 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 60 versehen, das durch eine Leitung 61 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 62 versehen, das durch eine Leitung 63 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 64 versehen, das durch eine Leitung 65 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 66 versehen, das durch eine Leitung 67 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 68 versehen, das durch eine Leitung 69 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 70 versehen, das durch eine Leitung 71 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 72 versehen, das durch eine Leitung 73 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 74 versehen, das durch eine Leitung 75 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 76 versehen, das durch eine Leitung 77 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 78 versehen, das durch eine Leitung 79 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 80 versehen, das durch eine Leitung 81 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 82 versehen, das durch eine Leitung 83 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 84 versehen, das durch eine Leitung 85 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 86 versehen, das durch eine Leitung 87 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 88 versehen, das durch eine Leitung 89 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 90 versehen, das durch eine Leitung 91 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 92 versehen, das durch eine Leitung 93 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 94 versehen, das durch eine Leitung 95 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 96 versehen, das durch eine Leitung 97 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 98 versehen, das durch eine Leitung 99 mit dem Cylinder verbunden ist. Der Cylinder 1 ist mit einem Wasserstandsanzeiger 100 versehen, das durch eine Leitung 101 mit dem Cylinder verbunden ist.

und Ruhe suchte er in der Einsamkeit. Wahrscheinlich hatte auch Mangel an Geld ihn dazu bewogen, denn er war ein Verschwender, und seine Einkünfte waren nicht groß. Er hatte sich ein Haus in Ischia gekauft, wo er sich mit seiner Familie niederließ. Dort lebte er ganz zurückgezogen, und nur selten kam ein Freund zu ihm. Er hatte sich ein Boot gekauft, und fuhr oft mit seinen Kindern auf dem Meere herum. Er war ein guter Vater, und seine Kinder hingen mit großer Liebe an ihm. Er hatte sich auch einen Garten angelegt, und pflanzte Bäume und Blumen. Er war ein großer Freund der Natur, und liebte es, sich mit ihr zu beschäftigen. Er hatte sich auch einen Hund gekauft, der ihn überall hin begleitete. Er war ein treuer Hund, und sein Herr hatte ihn sehr lieb. Er hatte sich auch einen Papagei gekauft, der sprechen konnte. Er war ein lustiger Vogel, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Affen gekauft, der sehr drollig war. Er war ein kluger Affe, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Esel gekauft, der sehr geduldig war. Er war ein fleißiger Esel, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Ochsen gekauft, der sehr stark war. Er war ein nützlicher Ochse, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Pferd gekauft, der sehr schnell war. Er war ein edler Pferd, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Kamel gekauft, der sehr hoch war. Er war ein seltsamer Kamel, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Elefant gekauft, der sehr groß war. Er war ein mächtiger Elefant, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Tiger gekauft, der sehr wild war. Er war ein gefährlicher Tiger, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Löwen gekauft, der sehr stark war. Er war ein majestätischer Löwe, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Bären gekauft, der sehr brummig war. Er war ein gutmütiger Bär, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Wolf gekauft, der sehr grausam war. Er war ein gefräßiger Wolf, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Fuchs gekauft, der sehr schlau war. Er war ein listiger Fuchs, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Hasen gekauft, der sehr furchtsam war. Er war ein scheuer Hase, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Igel gekauft, der sehr stachlig war. Er war ein stacheliger Igel, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Maulwurf gekauft, der sehr blind war. Er war ein blinder Maulwurf, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Frosch gekauft, der sehr quakte. Er war ein quakender Frosch, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Schlange gekauft, der sehr giftig war. Er war ein giftiger Schlange, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Eidechse gekauft, der sehr flink war. Er war ein flinker Eidechse, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Krokodil gekauft, der sehr groß war. Er war ein großer Krokodil, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Schildkröte gekauft, der sehr langsam war. Er war ein langsamer Schildkröte, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Wal gekauft, der sehr groß war. Er war ein großer Wal, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Hai gekauft, der sehr gefräßig war. Er war ein gefräßiger Hai, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Delfin gekauft, der sehr klug war. Er war ein kluger Delfin, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Seehund gekauft, der sehr drollig war. Er war ein drolliger Seehund, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Pinguin gekauft, der sehr watschelte. Er war ein watschelnder Pinguin, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Eisbär gekauft, der sehr weiß war. Er war ein weißer Eisbär, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Robbe gekauft, der sehr glatt war. Er war ein glatter Robbe, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Walfisch gekauft, der sehr groß war. Er war ein großer Walfisch, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Haifisch gekauft, der sehr gefräßig war. Er war ein gefräßiger Haifisch, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Delfin gekauft, der sehr klug war. Er war ein kluger Delfin, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Seehund gekauft, der sehr drollig war. Er war ein drolliger Seehund, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Pinguin gekauft, der sehr watschelte. Er war ein watschelnder Pinguin, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Eisbär gekauft, der sehr weiß war. Er war ein weißer Eisbär, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Robbe gekauft, der sehr glatt war. Er war ein glatter Robbe, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Walfisch gekauft, der sehr groß war. Er war ein großer Walfisch, und seine Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte sich auch einen Haifisch gekauft, der sehr gefräßig war. Er war ein gefräßiger Haifisch, und seine Kinder hatten ihn sehr gern.

daß gerade mein ungünſtiger Bericht hierzu beigetragen haben könne, verſöhnte mich mit den Vorwürfen, die ich mir deshalb bereits gemacht. Von der Wahrhaftigkeit des Gehörten und Mitgetheilten war ich nach wie vor überzeugt; doch hatte ſich eine Art Vermuthung, ich möchte ſagen, die Hoffnung in mir gebildet, daß die Verlobung einen, von den neuen Verhältniſſen gebotenen Wechſel im Charakter der Prinzeß bewirken, die Vermählung ſie vom frühern Irrpfade abbringen, der Edelmuth des Herzogs ſie zu ihm emporheben, ſie ihn, er ſie lieben und die Zeit Beide glücklich machen werde. Geſchieht es doch nicht ſelten, in den höchſten, wie in den niederen Kreiſen, daß als Frauen diejenigen die reinſten Muſter ihres Geſchlechts werden, die als Mädchen mit der Liebe getändelt und mit dem Ernſte ihrer Zukunft geſpielt haben, während diejenigen der Verachtung anheimfallen, deren Mädchenruf keinen Makel hatte. Und iſt es doch eine Wahrnehmung, die ihren Grund im menſchlichen Herzen haben mag, daß der Mann, dem die Geliebte entriſſen worden, ſich gern an die Bruſt des Weibes flüchtet, von welchem er Gefühl für ſeinen Schmerz und Erſatz für ſeinen Verluſt erwartet.

Es war eine natürliche Folge des Widerſpruchs zwiſchen dem durch meinen Bericht und dem durch eigene Anſchauung auf den Herzog gemachten Eindruck, zumal bei dem Vertrauen, deſſen er mich würdigte, daß er nach der erſten freudigen Ueberraſchung ſich dem ſelbſt gewonnenen Eindrucke nicht unbedingt hingab, ſondern — gleichviel, ob abſichtlich oder unwillkürlich — in dem fernern Verhalten der Prinzeß eine Beſtärkung oder Entkräftung zu finden ſuchte. Daher ſeine Achtſamkeit auf ſie, während er ihr zur Seite ritt, mir am bemerkbarſten, ſo oft ein neuer Gegenſtand vor ſie trat, wo dann der Herzog, ſein Roß zügelnd, ſie ſcharf beobachtete. Aber es ſchien, auch dieſe Prüfung endete zu Gunſten der Prinzeß. Wenigſtens war im Benehmen des Herzogs, als er ſie die Treppe des Palaſtes hinauf nach ihren Zimmern geleitete, der Bräutigam ſichtbarer als der Hofmann. Und ich ſelbſt mußte mir geſtehen, daß Prinzeß Aurora eine Liebenswürdigkeit gezeigt, deren ich ſie nicht fähig geglaubt.

Inzwiſchen war es meinerſeits eine nicht minder natürliche Folge des Widerſpruchs zwiſchen meiner jetzigen und meiner frühern

Abhängigkeit von Gottfried, aber auch von Hartmann, so daß sie sich in ihrer Darstellung bald mehr dem einen, bald mehr dem andern anschließt. Ihre Quelle für die Tristandichtung ist Eilhart, dessen Erzählung sie in Einzelheiten ergänzt und berichtigt. Sie hat ihr Gedicht nach dem Tode Hartmanns († 1210) und vor dem Tode Gottfrieds († 1215) verfaßt. Ihr Gedicht ist nur in einer Handschrift erhalten, die sich jetzt in Straßburg befindet. Sie ist 1888 von Pfeiffer herausgegeben worden.

Ulrich von Türheim († 1250) hat Gottfrieds Tristan vollendet. Er hat sich dabei an Gottfrieds Vorlage gehalten, aber auch Eilhart benutzt. Sein Gedicht ist nur in einer Handschrift erhalten, die sich jetzt in Heidelberg befindet. Sie ist 1844 von Groote herausgegeben worden.

Heinrich von Freiberg († 1300) hat Gottfrieds Tristan vollendet. Er hat sich dabei an Gottfrieds Vorlage gehalten, aber auch Eilhart benutzt. Sein Gedicht ist nur in einer Handschrift erhalten, die sich jetzt in Heidelberg befindet. Sie ist 1844 von Groote herausgegeben worden.

Ulrich von Türheim († 1250) hat Gottfrieds Tristan vollendet. Er hat sich dabei an Gottfrieds Vorlage gehalten, aber auch Eilhart benutzt. Sein Gedicht ist nur in einer Handschrift erhalten, die sich jetzt in Heidelberg befindet. Sie ist 1844 von Groote herausgegeben worden.

Heinrich von Freiberg († 1300) hat Gottfrieds Tristan vollendet. Er hat sich dabei an Gottfrieds Vorlage gehalten, aber auch Eilhart benutzt. Sein Gedicht ist nur in einer Handschrift erhalten, die sich jetzt in Heidelberg befindet. Sie ist 1844 von Groote herausgegeben worden.

Ecclesiastes, Song of Solomon, Isaiah, Jeremiah, Lamentations, Ezekiel, Daniel, Hosea, Joel, Amos, Obadiah, Jonah, Micah, Nahum, Habakkuk, Zephaniah, Haggai, Zechariah, Malachi, Matthew, Mark, Luke, John, Acts, Romans, 1 Corinthians, 2 Corinthians, Galatians, Ephesians, Philippians, Colossians, 1 Thessalonians, 2 Thessalonians, 1 Timothy, 2 Timothy, Titus, Philemon, Hebrews, James, 1 Peter, 2 Peter, 1 John, 2 John, 3 John, Jude, Revelation.

Apocrypha: Tobit, Judith, Rest of Esther, Wisdom of Solomon, Ecclesiasticus, Baruch, Song of the Three Children, Susanna, Bel and the Dragon, Prayer of Manasses, 1 Esdras, 2 Esdras, 1 Maccabees, 2 Maccabees.

Old Testament: Genesis, Exodus, Leviticus, Numbers, Deuteronomy, Joshua, Judges, Ruth, 1 Samuel, 2 Samuel, 1 Kings, 2 Kings, 1 Chronicles, 2 Chronicles, Ezra, Nehemiah, Esther, Job, Psalms, Proverbs, Ecclesiastes, Song of Solomon, Isaiah, Jeremiah, Lamentations, Ezekiel, Daniel, Hosea, Joel, Amos, Obadiah, Jonah, Micah, Nahum, Habakkuk, Zephaniah, Haggai, Zechariah, Malachi, Matthew, Mark, Luke, John, Acts, Romans, 1 Corinthians, 2 Corinthians, Galatians, Ephesians, Philippians, Colossians, 1 Thessalonians, 2 Thessalonians, 1 Timothy, 2 Timothy, Titus, Philemon, Hebrews, James, 1 Peter, 2 Peter, 1 John, 2 John, 3 John, Jude, Revelation.

Apocrypha: Tobit, Judith, Rest of Esther, Wisdom of Solomon, Ecclesiasticus, Baruch, Song of the Three Children, Susanna, Bel and the Dragon, Prayer of Manasses, 1 Esdras, 2 Esdras, 1 Maccabees, 2 Maccabees.

Old Testament: Genesis, Exodus, Leviticus, Numbers, Deuteronomy, Joshua, Judges, Ruth, 1 Samuel, 2 Samuel, 1 Kings, 2 Kings, 1 Chronicles, 2 Chronicles, Ezra, Nehemiah, Esther, Job, Psalms, Proverbs, Ecclesiastes, Song of Solomon, Isaiah, Jeremiah, Lamentations, Ezekiel, Daniel, Hosea, Joel, Amos, Obadiah, Jonah, Micah, Nahum, Habakkuk, Zephaniah, Haggai, Zechariah, Malachi, Matthew, Mark, Luke, John, Acts, Romans, 1 Corinthians, 2 Corinthians, Galatians, Ephesians, Philippians, Colossians, 1 Thessalonians, 2 Thessalonians, 1 Timothy, 2 Timothy, Titus, Philemon, Hebrews, James, 1 Peter, 2 Peter, 1 John, 2 John, 3 John, Jude, Revelation.

Apocrypha: Tobit, Judith, Rest of Esther, Wisdom of Solomon, Ecclesiasticus, Baruch, Song of the Three Children, Susanna, Bel and the Dragon, Prayer of Manasses, 1 Esdras, 2 Esdras, 1 Maccabees, 2 Maccabees.

[illegible] [illegible] [illegible] [

gehalten werden, daß die Ausgabe der Gesamtsumme nicht über die Grenze von 1 Million hinausgeht.

Beispiel:

```
1 REM ADDITION VON ZAHLEN
2 REM
3 REM
4 REM
5 REM
6 REM
7 REM
8 REM
9 REM
10 REM
11 REM
12 REM
13 REM
14 REM
15 REM
16 REM
17 REM
18 REM
19 REM
20 REM
21 REM
22 REM
23 REM
24 REM
25 REM
26 REM
27 REM
28 REM
29 REM
30 REM
31 REM
32 REM
33 REM
34 REM
35 REM
36 REM
37 REM
38 REM
39 REM
40 REM
41 REM
42 REM
43 REM
44 REM
45 REM
46 REM
47 REM
48 REM
49 REM
50 REM
51 REM
52 REM
53 REM
54 REM
55 REM
56 REM
57 REM
58 REM
59 REM
60 REM
61 REM
62 REM
63 REM
64 REM
65 REM
66 REM
67 REM
68 REM
69 REM
70 REM
71 REM
72 REM
73 REM
74 REM
75 REM
76 REM
77 REM
78 REM
79 REM
80 REM
81 REM
82 REM
83 REM
84 REM
85 REM
86 REM
87 REM
88 REM
89 REM
90 REM
91 REM
92 REM
93 REM
94 REM
95 REM
96 REM
97 REM
98 REM
99 REM
100 REM
101 REM
102 REM
103 REM
104 REM
105 REM
106 REM
107 REM
108 REM
109 REM
110 REM
111 REM
112 REM
113 REM
114 REM
115 REM
116 REM
117 REM
118 REM
119 REM
120 REM
121 REM
122 REM
123 REM
124 REM
125 REM
126 REM
127 REM
128 REM
129 REM
130 REM
131 REM
132 REM
133 REM
134 REM
135 REM
136 REM
137 REM
138 REM
139 REM
140 REM
141 REM
142 REM
143 REM
144 REM
145 REM
146 REM
147 REM
148 REM
149 REM
150 REM
151 REM
152 REM
153 REM
154 REM
155 REM
156 REM
157 REM
158 REM
159 REM
160 REM
161 REM
162 REM
163 REM
164 REM
165 REM
166 REM
167 REM
168 REM
169 REM
170 REM
171 REM
172 REM
173 REM
174 REM
175 REM
176 REM
177 REM
178 REM
179 REM
180 REM
181 REM
182 REM
183 REM
184 REM
185 REM
186 REM
187 REM
188 REM
189 REM
190 REM
191 REM
192 REM
193 REM
194 REM
195 REM
196 REM
197 REM
198 REM
199 REM
200 REM
201 REM
202 REM
203 REM
204 REM
205 REM
206 REM
207 REM
208 REM
209 REM
210 REM
211 REM
212 REM
213 REM
214 REM
215 REM
216 REM
217 REM
218 REM
219 REM
220 REM
221 REM
222 REM
223 REM
224 REM
225 REM
226 REM
227 REM
228 REM
229 REM
230 REM
231 REM
232 REM
233 REM
234 REM
235 REM
236 REM
237 REM
238 REM
239 REM
240 REM
241 REM
242 REM
243 REM
244 REM
245 REM
246 REM
247 REM
248 REM
249 REM
250 REM
251 REM
252 REM
253 REM
254 REM
255 REM
256 REM
257 REM
258 REM
259 REM
260 REM
261 REM
262 REM
263 REM
264 REM
265 REM
266 REM
267 REM
268 REM
269 REM
270 REM
271 REM
272 REM
273 REM
274 REM
275 REM
276 REM
277 REM
278 REM
279 REM
280 REM
281 REM
282 REM
283 REM
284 REM
285 REM
286 REM
287 REM
288 REM
289 REM
290 REM
291 REM
292 REM
293 REM
294 REM
295 REM
296 REM
297 REM
298 REM
299 REM
300 REM
301 REM
302 REM
303 REM
304 REM
305 REM
306 REM
307 REM
308 REM
309 REM
310 REM
311 REM
312 REM
313 REM
314 REM
315 REM
316 REM
317 REM
318 REM
319 REM
320 REM
321 REM
322 REM
323 REM
324 REM
325 REM
326 REM
327 REM
328 REM
329 REM
330 REM
331 REM
332 REM
333 REM
334 REM
335 REM
336 REM
337 REM
338 REM
339 REM
340 REM
341 REM
342 REM
343 REM
344 REM
345 REM
346 REM
347 REM
348 REM
349 REM
350 REM
351 REM
352 REM
353 REM
354 REM
355 REM
356 REM
357 REM
358 REM
359 REM
360 REM
361 REM
362 REM
363 REM
364 REM
365 REM
366 REM
367 REM
368 REM
369 REM
370 REM
371 REM
372 REM
373 REM
374 REM
375 REM
376 REM
377 REM
378 REM
379 REM
380 REM
381 REM
382 REM
383 REM
384 REM
385 REM
386 REM
387 REM
388 REM
389 REM
390 REM
391 REM
392 REM
393 REM
394 REM
395 REM
396 REM
397 REM
398 REM
399 REM
400 REM
401 REM
402 REM
403 REM
404 REM
405 REM
406 REM
407 REM
408 REM
409 REM
410 REM
411 REM
412 REM
413 REM
414 REM
415 REM
416 REM
417 REM
418 REM
419 REM
420 REM
421 REM
422 REM
423 REM
424 REM
425 REM
426 REM
427 REM
428 REM
429 REM
430 REM
431 REM
432 REM
433 REM
434 REM
435 REM
436 REM
437 REM
438 REM
439 REM
440 REM
441 REM
442 REM
443 REM
444 REM
445 REM
446 REM
447 REM
448 REM
449 REM
450 REM
451 REM
452 REM
453 REM
454 REM
455 REM
456 REM
457 REM
458 REM
459 REM
460 REM
461 REM
462 REM
463 REM
464 REM
465 REM
466 REM
467 REM
468 REM
469 REM
470 REM
471 REM
472 REM
473 REM
474 REM
475 REM
476 REM
477 REM
478 REM
479 REM
480 REM
481 REM
482 REM
483 REM
484 REM
485 REM
486 REM
487 REM
488 REM
489 REM
490 REM
491 REM
492 REM
493 REM
494 REM
495 REM
496 REM
497 REM
498 REM
499 REM
500 REM
501 REM
502 REM
503 REM
504 REM
505 REM
506 REM
507 REM
508 REM
509 REM
510 REM
511 REM
512 REM
513 REM
514 REM
515 REM
516 REM
517 REM
518 REM
519 REM
520 REM
521 REM
522 REM
523 REM
524 REM
525 REM
526 REM
527 REM
528 REM
529 REM
530 REM
531 REM
532 REM
533 REM
534 REM
535 REM
536 REM
537 REM
538 REM
539 REM
540 REM
541 REM
542 REM
543 REM
544 REM
545 REM
546 REM
547 REM
548 REM
549 REM
550 REM
551 REM
552 REM
553 REM
554 REM
555 REM
556 REM
557 REM
558 REM
559 REM
560 REM
561 REM
562 REM
563 REM
564 REM
565 REM
566 REM
567 REM
568 REM
569 REM
570 REM
571 REM
572 REM
573 REM
574 REM
575 REM
576 REM
577 REM
578 REM
579 REM
580 REM
581 REM
582 REM
583 REM
584 REM
585 REM
586 REM
587 REM
588 REM
589 REM
590 REM
591 REM
592 REM
593 REM
594 REM
595 REM
596 REM
597 REM
598 REM
599 REM
600 REM
601 REM
602 REM
603 REM
604 REM
605 REM
606 REM
607 REM
608 REM
609 REM
610 REM
611 REM
612 REM
613 REM
614 REM
615 REM
616 REM
617 REM
618 REM
619 REM
620 REM
621 REM
622 REM
623 REM
624 REM
625 REM
626 REM
627 REM
628 REM
629 REM
630 REM
631 REM
632 REM
633 REM
634 REM
635 REM
636 REM
637 REM
638 REM
639 REM
640 REM
641 REM
642 REM
643 REM
644 REM
645 REM
646 REM
647 REM
648 REM
649 REM
650 REM
651 REM
652 REM
653 REM
654 REM
655 REM
656 REM
657 REM
658 REM
659 REM
660 REM
661 REM
662 REM
663 REM
664 REM
665 REM
666 REM
667 REM
668 REM
669 REM
670 REM
671 REM
672 REM
673 REM
674 REM
675 REM
676 REM
677 REM
678 REM
679 REM
680 REM
681 REM
682 REM
683 REM
684 REM
685 REM
686 REM
687 REM
688 REM
689 REM
690 REM
691 REM
692 REM
693 REM
694 REM
695 REM
696 REM
697 REM
698 REM
699 REM
700 REM
701 REM
702 REM
703 REM
704 REM
705 REM
706 REM
707 REM
708 REM
709 REM
710 REM
711 REM
712 REM
713 REM
714 REM
715 REM
716 REM
717 REM
718 REM
719 REM
720 REM
721 REM
722 REM
723 REM
724 REM
725 REM
726 REM
727 REM
728 REM
729 REM
730 REM
731 REM
732 REM
733 REM
734 REM
735 REM
736 REM
737 REM
738 REM
739 REM
740 REM
741 REM
742 REM
743 REM
744 REM
745 REM
746 REM
747 REM
748 REM
749 REM
750 REM
751 REM
752 REM
753 REM
754 REM
755 REM
756 REM
757 REM
758 REM
759 REM
760 REM
761 REM
762 REM
763 REM
764 REM
765 REM
766 REM
767 REM
768 REM
769 REM
770 REM
771 REM
772 REM
773 REM
774 REM
775 REM
776 REM
777 REM
778 REM
779 REM
780 REM
781 REM
782 REM
783 REM
784 REM
785 REM
786 REM
787 REM
788 REM
789 REM
790 REM
791 REM
792 REM
793 REM
794 REM
795 REM
796 REM
797 REM
798 REM
799 REM
800 REM
801 REM
802 REM
803 REM
804 REM
805 REM
806 REM
807 REM
808 REM
809 REM
810 REM
811 REM
812 REM
813 REM
814 REM
815 REM
816 REM
817 REM
818 REM
819 REM
820 REM
821 REM
822 REM
823 REM
824 REM
825 REM
826 REM
827 REM
828 REM
829 REM
830 REM
831 REM
832 REM
833 REM
834 REM
835 REM
836 REM
837 REM
838 REM
839 REM
840 REM
841 REM
842 REM
843 REM
844 REM
845 REM
846 REM
847 REM
848 REM
849 REM
850 REM
851 REM
852 REM
853 REM
854 REM
855 REM
856 REM
857 REM
858 REM
859 REM
860 REM
861 REM
862 REM
863 REM
864 REM
865 REM
866 REM
867 REM
868 REM
869 REM
870 REM
871 REM
872 REM
873 REM
874 REM
875 REM
876 REM
877 REM
878 REM
879 REM
880 REM
881 REM
882 REM
883 REM
884 REM
885 REM
886 REM
887 REM
888 REM
889 REM
890 REM
891 REM
892 REM
893 REM
894 REM
895 REM
896 REM
897 REM
898 REM
899 REM
900 REM
901 REM
902 REM
903 REM
904 REM
905 REM
906 REM
907 REM
908 REM
909 REM
910 REM
911 REM
912 REM
913 REM
914 REM
915 REM
916 REM
917 REM
918 REM
919 REM
920 REM
921 REM
922 REM
923 REM
924 REM
925 REM
926 REM
927 REM
928 REM
929 REM
930 REM
931 REM
932 REM
933 REM
934 REM
935 REM
936 REM
937 REM
938 REM
939 REM
940 REM
941 REM
942 REM
943 REM
944 REM
945 REM
946 REM
947 REM
948 REM
949 REM
950 REM
951 REM
952 REM
953 REM
954 REM
955 REM
956 REM
957 REM
958 REM
959 REM
960 REM
961 REM
962 REM
963 REM
964 REM
965 REM
966 REM
967 REM
968 REM
969 REM
970 REM
971 REM
972 REM
973 REM
974 REM
975 REM
976 REM
977 REM
978 REM
979 REM
980 REM
981 REM
982 REM
983 REM
984 REM
985 REM
986 REM
987 REM
988 REM
989 REM
990 REM
991 REM
992 REM
993 REM
994 REM
995 REM
996 REM
997 REM
998 REM
999 REM
1000 REM
```

und ich wußte nicht, was ich thun ſollte. Endlich dachte ich, das Beſte wäre, ich weckte Sie, Herr Graf, und ſagte es Ihnen, darüber vergaß ich die Schnalle und lief und kam und weckte Sie."

Wäre das Berichtete nicht zu ernſt geweſen — ich würde gern gelacht haben. Indeſſen geſchah mir wie dem alten Jerome, ich wußte im erſten Augenblick auch nicht, was ich thun ſollte. Unwillkürlich gedachte ich des Lautenſchlägers. Aber nein, es konnte ſein; Jerome mußte ſich geirrt haben. Doch Jerome betheuerte bei Allem, was ihm heilig, daß ſeine Augen ihn nicht getäuſcht, er die Strickleiter ſogar mit ſeiner Hand angefühlt. Dagegen galt kein Einwand, und ſeitdem ich mich überzeugt, daß Jerome wirklich aus dem Hauſe geweſen und den Schlüſſel zum Palaſtgarten noch in der Taſche hatte, zweifelte ich auch nicht, daß er recht geſehen. Um ſo ſchwieriger die Frage: was ſollte ich thun? Maſchinenmäßig nahm ich die Kleider, die mir Jerome haſtig reichte. Dann fragte ich, ob er nach dem Balkon hinaufgeſchaut, ob die Thür geöffnet geweſen, ob er Licht geſehen? — Jerome wollte nach dem Balkon geſchaut, doch nichts von der Thür, und zwar Licht, das aber in einem Zimmer geſehen haben, deſſen Fenſter mehrere Zimmer lang von der Balkonſtube ablagen, während dieſe unmittelbar an das Schlafzimmer der Prinzeß ſtieß.

Der beſte Ausweg dünkte mich endlich, Jerome lächelnd zu verſichern, er werde muthmaßlich eine Weinranke für eine Strickleiter genommen haben, und als das den alten Diener beinahe böſe machte, erbot ich mich gutmüthig, mit ihm an Ort und Stelle zu gehen und ihm den Beweis ſeines Irrthumes in die Hände zu geben. Jerome ließ ſich nicht irren; ſeine Glaubhaftigkeit, ſeine Ehre ſtand auf dem Spiele; er gab mir den Mantel um und nahm meinen Vorſchlag dankbar an. Jetzt war das Einlenken an mir. „Jerome," ſagte ich, „ohne zu glauben, daß Du recht geſehen, will ich die Möglichkeit nicht beſtreiten. Sollteſt Du aber auch wirklich recht geſehen haben, brauchen wir deshalb nichts Unrechtes zu vermuthen. Vieles in der Welt hat einen verdächtigen Anſchein, das näher betrachtet und erkannt völlig in der Ordnung iſt. Doch Schweigen, weißt Du, iſt in der Welt zu den meiſten Dingen gut. Wir gehen alſo zum Balkon. Finden wir keine Strickleiter, ſo mußt Du Dich geirrt haben und ich erwarte, daß Du

Vorschriften über die Ausübung der Jagd, Schonzeit, Jagdbezirke, Jagdpacht, Jagdscheine, Jagdpolizei, Jagdvergehen und Jagdstrafen.

Gesetz, betreffend die Ausübung der Jagd, vom 7. März 1850. (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten 1850, S. 77.)

Gesetz, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Ausübung der Jagd vom 7. März 1850, vom 26. Februar 1870. (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten 1870, S. 113.)

Gesetz, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Ausübung der Jagd vom 7. März 1850, vom 15. April 1878. (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten 1878, S. 230.)

Gesetz, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Ausübung der Jagd vom 7. März 1850, vom 15. Juli 1880. (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten 1880, S. 441

„Du haſt geträumt, alter Jerome," erwiederte ich, „oder, wie geſagt, eine Weinranke für eine Strickleiter angeſehen. Nun kein Wort mehr davon; wir gehen und Du ſchweigſt."

Wir gingen und Jerome ſchwieg. Wie er jedoch wahrſcheinlich ſeinen Gedanken, hing ich den meinigen nach, nur daß die ſeinen ihm vielleicht den Schlummer geſtatteten, den die meinigen mir nahmen.

Am Morgen beim Ankleiden erhielt ich vom Herzoge Botſchaft, unverweilt zu ihm zu kommen. Ich brauchte nicht in den Spiegel zu ſehen, um zu wiſſen, daß ich mich entfärbte, und obwohl Jerome keine Silbe äußerte, las ich doch klar in ſeinen Blicken, daß er die Botſchaft auf die Strickleiter bezog. Ich folgte dem herzoglichen Diener auf dem Fuße und wem ich im Palaſte begegnete, vom unterſten Stubenheizer bis zum wachthabenden Hauptmann, auf deſſen Geſicht lag die Kenntniß eines wichtigen Vorfalles. Ich eilte zum Herzoge. Er war allein und ſaß, anſcheinend vollkommen ruhig, im Sopha. „Ihr wißt ſchon, Graf?" ſagte er, ſobald die Thür ſich hinter mir geſchloſſen, und trat auf mich zu.

„Daß Ihr meine Gegenwart befohlen, Herr Herzog," antwortete ich.

„Ganz recht, ich hab' Euch rufen laſſen. Ihr wißt, Prinzeß Aurora, meine Braut, hat ſich unſichtbar gemacht? Ihr ſeid Eures Amtes ſchnell quitt geworden."

Ich ſtand ſprachlos und der Herzog fuhr fort: „Hättet Ihr wirklich nicht gewußt, was bald ganz Modena wiſſen wird?"

„Keine Silbe, Herr Herzog."

„Ja, Graf, Prinzeß Aurora hat ſich unſichtbar gemacht."

„Und keine Spur? Hat keine Nachforſchung" —

„Ich habe jede Nachforſchung unterſagt," fiel der Herzog ein und ſetzte lächelnd hinzu: „eine Braut, die am Hochzeitsmorgen ihrem Bräutigam entläuft, kann nicht erwarten, daß er ihr nachlaufe."

„Ihr ſeid ſo ruhig, Herr Herzog, daß" —

„Daß Ihr Euch wundert, weil ich's bin. Habt Ihr ſchon einen Beladenen klagen hören, weil ſeine Laſt ihm abgenommen wurde?"

„Fürwahr, Herr Herzog, Ihr ſteigert mein Erſtaunen."

„Erſtaunen? Und weshalb?"

Nach dem Tode Wilhelm's III. von Oranien, Herzogs Wilhelm's IV. von Nassau-Dillenburg, Grafen von Nassau-Siegen, Vianden und Diez, Herrn zu Breda, Grave, Dietz, Vianden, Ysselstein, Polanen, Beilstein, Herstal, Willemstad, Lek und Beverwaard, Erbstatthalter der Provinzen Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Overyssel und Friesland, Generalcapitän und Admiral der Vereinigten Niederlande, Ritter des Hosenbandordens, Ritter des Ordens vom goldenen Vließ, Ritter des Ordens vom heiligen Geist, Ritter des Ordens de la Générosité, Ritter des Ordens de la Fidélité, Ritter des Ordens de la Couronne de Chêne, Ritter des Ordens de la Bonne Foi, Ritter des Ordens de la Félicité, Ritter des Ordens de la Vertu, Ritter des Ordens de la Vigilance, Ritter des Ordens de la Persévérance, Ritter des Ordens de la Fermeté, Ritter des Ordens de la Constance, Ritter des Ordens de la Valeur, Ritter des Ordens de la Fidélité militaire, Ritter des Ordens de la Fidélité militaire, Ritter des Ordens de la Fidélité militaire

bemerken) der Gesandte eines kleinen Fürsten, wenn er einem großen unangenehme Botschaft bringt, seiner Lage viel von deren Verdrießlichkeit dadurch nehmen kann, daß er nöthigen Falles sich harthörig stellt. Hätte ich dem König die sonderbaren Nachreden über Prinzeß Aurora, meinen Verdacht gegen den Lautenschläger und die Geschichte von der Strickleiter erwähnen dürfen, vielleicht hätte er seinen Argwohn widerrufen. Aber des Herzogs Befehl band mir die Zunge, hatte sie mir im Interesse des Allianz-Tractats gebunden, der durch das Benehmen der Prinzeß keinen Bruch erleiden sollte. Und den erlitt er auch nicht, was ich jedoch weniger meiner Gewandtheit als dem Zusammentreffen günstiger Umstände beimesse. Im Chablais nämlich hatte kurz vorher eine kleine Empörung, in Turin nur zwei Tage vor meiner Ankunft ein Studenten-Aufruhr stattgefunden, und war es auch gelungen, jene mit gewaffneter Hand, diesen durch Milde zu beschwichtigen, so mehrten sich doch durch ganz Savoyen die Zeichen gefährlicher Aufregung in einer Weise, daß bei dem von Frankreich drohenden Sturme der König wohl wünschen mußte, das Bündniß mit Modena erhalten zu sehen.*)

Mich nicht länger verweilend, als meine Mission es erheischte, war ich bereits am dritten Tage wieder auf der Rückreise und hatte Modena fast erreicht, als ein Courier vom Hofe zu Turin mich einholte, mir ein zweites eigenhändiges Schreiben seines Monarchen an den meinigen zu bringen. Nachdem der Herzog beide gelesen, sagte er: „was den Inhalt des zweiten Schreibens betrifft, so hab' ich den gewußt, ehe Ihr in Turin angekommen wart. Nur trug ich Bedenken, dem Könige davon Mittheilung zu machen." Dann trat er an seinen Arbeitstisch, nahm aus einem verborgenen Fache ein Blatt Papier und mit den Worten: „Hier, Graf, ist Carmolini Numero Zwei; ein zweites Geheimniß, das ich Eurer Bewahrung vertraue," erlaubte er mir, die Schrift zu lesen, die ich, gleich der

*) Leo am angeführten Orte, Seite 817: „Die Staaten des Königs von Sardinien auf dem italienischen Festlande fingen an, durch die Umwälzung des französischen Nachbarstaates Einwirkungen zu erfahren. Im Chablais kam es zu einer Empörung; überhaupt in Savoyen verbreitete sich Unzufriedenheit; ein Studententumult in Turin setzte die ganze Stadt mehrere Tage in Unruhe; überall bemerkte man einen gespannten Zustand." W. S.

Ausgaben für Kriegsmaterial, Ausrüstung und Bekleidung, Verpflegung, Unterkunft, Gehälter, Löhne, Pensionen, Unterstützungen, Kriegsschäden, Kriegsanleihen, Kriegsgewinnsteuer, Kriegsgewinnabgabe, Kriegsgewinnsteuer, Kriegsgewinnabgabe, Kriegsgewinnsteuer, Kriegsgewinnabgabe

räthlich, weder der Erſte, noch der Letzte zu ſein. Auch gelang mir dies; ich kam weder früh genug, um von den zunächſt Kommenden beobachtet, noch ſpät genug, um für einen Ueberzähligen gehalten zu werden. Mit fünf oder ſechs Anderen öffnete meine Karte und das Wort: libertà mir den Eingang. Auf meine Unkenntlichkeit glaubte ich mich verlaſſen zu dürfen. Mein blondes, glatt abgeſchnittenes Haar barg eine ſchwarze Perücke. Nächſt der Maske vor'm Geſicht mit möglichſt kleinen Augenhöhlen hatte ich einen dunkeln Ring um die meinigen gemalt. Sehr hohe Abſätze und eine kerzengerade Haltung ließen mich um Vieles größer erſcheinen. Den Mantel zog ich feſt um meine Geſtalt, und dieſe Geſtalt, Schenkel inbegriffen, war beträchtlich aufgepolſtert. Im Gürtel ſteckten zwei mächtige Piſtolen, in der Bruſttaſche ein Dolch, an der Seite ein Schwert, und ich ſorgte dafür, daß meine Waffen geſehen wurden. Da Viele ſtumm waren und ich nicht allein Niemand anredete, ſondern mich auch nicht vor zu den Führern drängte, beſcheidentlich zufrieden mit einem Platz unter denen, die nicht Sprechens halber gekommen, konnte meine Stimme mich nicht verrathen. Scharf durchzuckte mich der Vorſchlag, daß nach Schließung der Thüre Alle ſich demaskiren ſollten. Glücklicherweiſe ging er nicht durch, und je mehr er mich erſchreckt hatte, deſto gefahrloſer erſchien mir von nun an meine Lage. Ich ſah und hörte für Zwei und erkannte die hervorragendſten Perſönlichkeiten um ſo beſſer, weil dieſe ihre Larven abnahmen und ſie maskeradenmäßig theils an den Oberarm, theils an den Hut befeſtigten. Wie es aber im Allgemeinen weder an Piſtolen in den Gürteln, noch an Dolchen und Schwertern fehlte, ſo gaben auch die breiten, meiſt herabgekrempten Hüte und groben Mäntel der Verſammlung eher das Anſehen einer Räuberbande als einer zur Proclamirung der Freiheit Italiens und Begründung einer ewigen Republik zuſammengetretenen Elite modeneſiſcher nobili. Doch hatte ſelbſt dieſer fürchterlich ernſte Zweck in der Bruſt Vieler noch Raum für lächerliche Eitelkeit gelaſſen und Mancher ſtolzirte auf und ab, mit ſichtbarem Wohlgefallen ſeine Banditen-Garderobe muſternd und wahrſcheinlich erwägend, welcher Ehrenpoſten, mit kleiner Arbeit und großem Einkommen, ſein Verdienſt am angemeſſenſten belohnen würde.

Die Beſchaffenheit des Saales zeigte deutlich, daß er in für-

gen Kraft, die sie auf ihre Umgebung ausübt, und ihrer Masse. Diese Kraft ist die Schwerkraft oder Gravitation. Sie ist es, die den Stein zur Erde fallen läßt, wenn wir ihn loslassen, die den Mond um die Erde und die Erde um die Sonne kreisen läßt. Sie ist es, die uns auf der Erde festhält, die Luft und Wasser um die Erde lagert, die Sonne, Mond und Sterne zu Kugeln formt. Sie ist es, die Sonnen und Planeten, Monde und Kometen, Sternhaufen und Nebel zusammenhält. Sie ist es, die das Weltall beherrscht.

Die Gravitation ist eine Kraft, die jeder Körper auf jeden anderen ausübt. Sie ist um so größer, je größer die Masse der Körper ist, und um so kleiner, je weiter sie voneinander entfernt sind. Wenn wir also einen Stein loslassen, so fällt er zur Erde, weil die Erde eine viel größere Masse hat als der Stein. Wenn wir aber zwei Steine loslassen, so fallen sie nicht zueinander, weil ihre Masse zu klein ist. Wenn wir aber zwei Steine loslassen, so fallen sie nicht zueinander, weil ihre Masse zu klein ist. Wenn wir aber zwei Steine loslassen, so fallen sie nicht zueinander, weil ihre Masse zu klein ist.

men ſollen allerdings Italien aus dem Schlummer wecken, Eure Schwerter ſeine Feſſeln löſen, Jubelruf die junge Republik erfüllen. Aber noch ſind die Schlangen nicht zertreten, die mit ihrem Gifte den Palaſt beſchützen; noch kann Verrath im Dunkel ſchleichen, noch müſſen mir ſchweigſam zum Ziele gehen. Habet Dank, edler Freund und Bruder, empfanget ihn durch mich vom Gefühle der Patrioten für die Botſchaft, die Ihr uns gebracht. In wenigen Minuten, meine Freunde, muß Carmolini hier ſein. Dann ſchreiten wir zur Ausführung. Prüfe inzwiſchen jeder noch einmal ſeine Waffen — ich ſage nicht, ſeinen Muth. Nur muthige Männer konnten hier ſich verſammeln. Der Sieg muß mit uns ſein. Dem Tapferſten gehört er."

Die Verſchworenen befolgten den Rath ihres Führers und der Saal verwandelte ſich in einen Waffenplatz. Piſtolen wurden geſpannt und wieder in Ruhe geſetzt, Dolche gezogen und eingeſteckt, Schwerter und Degen in ihren Scheiden gelockert. Ich blieb bei der allgemeinen Waffenprobe nicht müßig und glaubte mit dem Reſultate zufrieden ſein zu können, als ein Blick auf meine Uhr mir halb Eins zeigte. Das war eine Viertelſtunde ſpäter, als Carmolini ſein Erſcheinen angekündigt hatte, und wenn ich anfing, über ſein Außenbleiben Beſorgniß zu empfinden, ſo rührte das zwar aus anderem Grunde her, mochte aber im Ganzen ziemlich dieſelbe Empfindung ſein, die hie und da Uhren und in Salvandi's Geſichtsmuskeln eine ſeltſame Beweglichkeit zum Vorſchein brachte. Jetzt klopfte es, laut und beſtimmt. Wie mit Zauberſchlag verſchwanden Piſtolen, Degen und Dolche. Kein Athem wehte, kein Leben regte ſich. Und es klopfte ein zweites Mal, eben ſo laut, eben ſo beſtimmt. „Es iſt Carmolini," rief Salvandi und ſeine Züge klärten ſich auf; „es iſt ſein Zeichen, öffnet ihm."

Die Thür ging auf und herein trat ein Mann, oder vielmehr eine Geſtalt von mittler Manneshöhe in der einfachen Tracht des italieniſchen Zingaro. Daß ich mit geſpanntem Intereſſe an einer Erſcheinung hing, die, wenn auch vielleicht perſönlich nicht Eins mit dem Weſen, das ſo räthſelhaft in das Leben des Herzogs eingegriffen und mich an dieſen Ort geführt, doch ſeinen Namen und in ihm den gefürchteten Namen eines Räuberhauptmanns trug, war wohl begreiflich. Nie aber habe ich das Erſcheinen eines einzelnen

weſen, Grauſen erregend. „Ich ſprach von Furcht und Angſt, die Euch die Kehlen ſchnüre. › Warum ſonſt kein Wort für mich? — Ha, ha! Verſchworene wollt Ihr ſein und fürchtet Euch vor Euerem eigenen Bundesgenoſſen! — Throne wollt Ihr ſtürzen und Republiken gründen, und zittert vor einem einzigen Zingaro!“

Das war zu viel. Wohl zwanzig Piſtolenläufe ſchlugen auf den Kühnen an. Der aber, ohne andere Bewegung, als daß er die linke Hand aufhob, ſagte lächelnd: „Thut mir und Euch den Liebesdienſt, edle Herren, und ſchießet nicht — mir, weil Einer mich vielleicht treffen könnte, und Euch, weil Ihr den Schuß bereuen würdet, der Eure Köpfe meinen Leuten überlieferte. Nein, ſchießet nicht; es iſt um unſer Aller Leben Schade, und weil ich der Einzige bin, der hier redet, am meiſten um das meine.“

„Weg die Piſtolen, meine Freunde!“ ermannte ſich jetzt Salvandi, und wie er's rief, lüftete der Bandit ſeinen Hut höher und beugte ſich vor ihm tiefer als er beides vorher gethan. „Seid uns willkommen, Carmolini, und deutet das Schweigen, das Euch empfangen, nicht anders, als wofür es gemeint war: ein Zoll der Achtung, den wir Euch ſchulden, ein Tribut der Ueberraſchung, den Euer Name jedem auflegt, der zum erſten Mal Euch gegenüber ſteht.“

„Ihr wißt ſo ſchön zu ſprechen, Graf Salvandi,“ verſetzte Carmolini, „daß ein ungelehrter Zingaro nichts zu erwiedern weiß.“

„Vertagen wir die Schmeichelreden bis morgen,“ antwortete Salvandi; „unſere Zeit iſt kurz.“

„Jede Zeit iſt kurz,“ betonte Carmolini, „obwohl Eure Zeit, Ihr Herren, und auch die meine — mag ſein — kürzer als manches andern Menſchen Zeit.“

„So ſagt uns,“ ſprach Salvandi, „wie ſtark iſt Eure Mannſchaft?“

„Genau fünfhundert, wie ich es verheißen,“ war die Antwort.

„Fünfhundert?“ fiel der Kanzler ein; „das ſind zu wenig, wir forderten tauſend.“

„Fordern, Herr Kanzler, iſt Eins, gewähren Zwei,“ verſetzte Carmolini.

„Fünfhundert ſind zu wenig,“ murrten mehrere Stimmen.

„Zu wenig?“ wiederholte Carmolini, ſich aufrichtend; „ich ſage

Euch, Ihr Herren, fünfhundert ſind vollauf, ob's gelte, einen Herzog zu Grabe oder einen Saal voll Verräther zum Schaffot zu geleiten!"

„Das uns!" brauſte es durch die Verſammlung; „nieder mit ihm, er iſt der Verräther!"

„Ruhig, meine Freunde, ruhig!" rief Salvandi und entblößte den Degen; „Carmolini ſteht unter meinem Schutz!"

„Dank Euch, Graf," lächelte dieſer; „doch bitte ich, ſteckt den Degen ein und erlaubt mir zwei Worte mit jenen Herren. Verräther nannt' ich Euch, Ihr mich. Ihr ſeid's; Ihr wißt und fühlt es, daß Ihr's ſeid. Beweiſt, daß ich es bin, Ihr Sechzig gegen Einen!"

Dumpfes Gemurmel lief durch den Saal, aber keine Rede wurde laut. „Es fehlt an Zeit, lange auf Euern Beweis zu warten," fuhr Carmolini nach wenigen Minuten fort; „drum zieh' ich vor, Euch zu beweiſen, was ich bin." — Damit nahm er ein Paket Schriften aus der Manteltaſche, überblickte eine nach der andern, und ſie einzeln auf die Marmortafel werfend, ſagte er: „Hier des Grafen Salvandi eigenhändiger Bericht an den Patrioten-Ausſchuß zu Pavia. Hier das Original der Antwort. Hier eine Abſchrift Eures Vertrags mit dem geheimen Patrioten-Concilium zu Florenz. Hier eine Depeſche an Euch von den Liberatori zu Parma. Hier zehn andere Stück, die Ihr bei Gelegenheit einſehen möget oder nicht, wie's beliebt. Nun ſagt, bin ich ein Verräther? Eh' ich zu Euch kam, wußt' ich, wer und was Ihr ſeid. Wußtet Ihr das nicht von mir, waret Ihr ſinnloſe Verräther, dreifache Thoren, mich hierher zu beſcheiden."

Salvandi ſtand, die Augen zu Boden geheftet, mit der Degenſpitze die Diele bohrend. Da ſah ich, und was ich ſah, konnten Viele ſehen, wie der Kanzler, als ob zum Aufnehmen der hingeworfenen Briefſchaften hinter Carmolini's Rücken an den Tiſch tretend, einen der Dolche ergriff und ihn auf jenen zückte. In gleichem Momente wendete ſich Carmolini und feuerte mit ſo ſicherem Schuſſe eine Piſtole in das Geſicht des Kanzlers, daß dieſer zu Boden ſtürzte und nach einem einzigen ſchrillen Schrei, wie ſpäter ſich zeigte, das Leben verathmete.

Wäre es meine Aufgabe, den Eindruck zu ſchildern, welchen

die rasche That in der Versammlung hervorbrachte, ich weiß nicht, wie ich ihr genügen sollte. Zitterte mir doch selbst das Herz und summte es mir vor den Ohren und flackerte mir vor den Augen, daß ich mit mir zu thun hatte, mich aus der Betäubung zu sammeln. Der Kanzler lag nicht weit von mir und als zwischen mir und Carmolini der Pulverdampf sich gelichtet, sah ich Letzteren, die Todeswaffe noch in der Hand, an die Tafel gelehnt ruhig im Kreise umherschauen, der sich jedoch weiter von ihm zurückgezogen hatte. Auch Salvandi war einen oder zwei Schritte gewichen und starrte den Mörder mit Entsetzen an, wie denn überhaupt Entsetzen das bezeichnendste Wort sein dürfte für die Mienen derer, die zunächst standen. „Die Zeit war kurz," begann endlich Carmolini; „ich mußte schnell oder konnte gar nicht handeln. Schon drohte Arcaldi's Dolch mir den Nacken zu ritzen. Hier liegt er, mit dem Tode bestraft. Und ihm ist Recht geschehen; ein Bösewicht hat er gelebt, ein Bösewicht ist er gestorben. Nun wieder zu unserm Geschäft, Ihr Herren. Die Zeit ist so kurz, daß sie uns leicht das Leben kürzen könnte. Der Todte sprach wahr, Graf Salvandi. Ihr fordertet tausend Mann. Ich hätte sie Euch zusagen können. Ihr und Keiner von Euch würde sie gezählt haben. Aber ich sagte nur zu, was ich bringen konnte, und fünfhundert erwarten vor den Thoren meine Rückkehr. Welchen Dienst Ihr von uns verlangt, habt Ihr mir schriftlich angezeigt, nicht, welchen Lohn wir haben sollen. Fürstlichen versprecht Ihr. Das ist ein schlecht Versprechen, Graf, wenn man gedungen wird, einen Fürsten vom Throne zu stoßen. So konnt' ich's meinen Leuten nicht verargen, daß sie bestimmten Lohn fordern. Sie harren der Antwort — und von Euch begehr' ich sie, Graf Salvandi," setzte er rasch hinzu, als jener den Blick fragend auf die Verschworenen richtete; „Ihr seid das Haupt, die Andern sind die Glieder, die Euch gehorchen müssen."

„Wohlan," sagte Salvandi; „ich nehm' es auf mich, Euch aus des Herzogs Schatz achttausend Zechinen zuzusichern, halb für Euch, halb für Eure Leute."

„Wenn Ihr scherzen wollt," entgegnete Carmolini, „so gratulir' ich Euch zu Eurer guten Laune, zu Eurem kalten Blute. Ich bin zum Scherz nicht aufgelegt, hab' auch nicht Zeit dazu. So gehabt Euch wohl, Graf Salvandi, gehabt Euch wohl, Ihr Herren."

„Wohin, wohin, Carmolini?“ rief der Graf.

„Wo man mir mehr denn achttauſend Zechinen zahlen wird blos dafür, daß ich rede,“ verſetzte Carmolini, drückte den leicht gehobenen Hut feſt auf das braune Haar und hob den Fuß zum Fortgehen.

„Bleibt, Carmolini, bleibt, ich beſchwöre Euch,“ bat Salvandi.

„Die Zauberformel will ich Euch liefern,“ lachte der Bandit; „ſie heißt, vierzigtauſend Zechinen baar.“

„Nehmt ſie in einer Anweiſung auf des Herzogs Schatz,“ drängte Salvandi.

„Und Ihr wollt ſchönſtens dafür ſorgen, daß, wenn die Arbeit gethan und ich komme, die Zahlung abzuholen, der Schatz fein leer iſt? Nein, Ihr edeln Herren, bei uns gemeinem Volke iſt Creditiren nicht Brauch. Hier das Geld, hier die That; Zug um Zug. Doch erſt das Geld, dann die That. Auf letztere könnt Ihr Euch verlaſſen.“

„Bedenket aber, Carmolini,“ wendete Salvandi ein, „das baare Geld iſt nicht zur Stelle und jeder Verzug“ —

„Ganz richtig, Graf, kann Euch und Allen den Hals koſten. Schön, ich will nicht verzögern. Das Geſchäft iſt ſchnell beendet, wenn Ihr wollt. Legt Ihr Eure Börſe auf die Tafel und jeder thu' wie Ihr. Bekomm' ich mehr, als ich gefordert, iſt's Euch unverloren; bekomm' ich weniger, will ich morgen das Fehlende mir aus des Herzogs Schatz erbitten. Seid Ihr einverſtanden? Ja oder Nein?“

Nach kurzem Bedenken klirrte Salvandi's Börſe auf der Marmorplatte; Alle folgten, und mit verſchränkten Armen ſtand Carmolini an der Tafel, wie es ſchien, die Börſen zählend und wohl zufrieden, daß, nach Klang und Schwere zu urtheilen, die Verſchworenen ſich für ungünſtige Wechſelfälle reichlich vorgeſehen. Auch meine Börſe zählte er zu den anderen, und ſobald ſie ſämmtlich abgegeben waren, löſte er den Mantel von den Schultern, knüpfte ihn um den bunten Haufen, legte kreuzweis zwei Dolche darauf und ſagte: „Der Dolch beſchützt das Eigenthum des Dolches; ich danke Euch, Ihr Herren; die Rechnung mach' ich morgen.“

„Schon iſt es Ein Uhr,“ begann jetzt Salvandi; „in einer halben Stunde erwarten unſere Freunde im Palaſte den Angriff. So

laßt uns eilen, Carmolini, den Plan zu ordnen und auszuführen. Zweihundert Eurer Leute überfallen die Wachen an den Thoren, bemächtigen ſich des Zeughauſes und ſperren alle Zugänge zum Palaſte. Das beſorgt Ihr. Zweihundert andere mit zwanzig unſerer Freunde führt Palliagini nach der Kaſerne. Es gilt, dort von jeder Seite einzudringen, die Wege genau zu kennen; doch hoff' ich, der Kampf wird kurz ſein, Viele ſind bereits gewonnen. Die letzten Hundert folgen mir in den Palaſt. Zehn unſerer Freunde begleiten mich. Die Uebrigen vertheilen ſich durch die Stadt, wie's zwiſchen uns ſchon abgeredet. Ich wünſche, Carmolini, daß nur die Nothwendigkeit Blut vergieße. Freiheit iſt unſere Loſung. Bedürft Ihr Fackeln, Ihr findet ſie in meinem Hauſe. Verhütet aber, wenn es möglich, Brand und Plünderung. Die Sache der Freiheit darf ſich nicht beſchmutzen. Und wenn die große Glocke auf Santa Cruce läutet" —

„Haltet, Graf," unterbrach Carmolini, „ich hab' Euch viel zu lange reden laſſen. Ihr fordert mehr, als Ihr bedungen und ich Euch zugeſagt. Die Wachen an den Thoren feſtzunehmen und den Eingang in die Stadt zu ſperren, das habt Ihr begehrt und ich verſprochen. Danach hab' ich meinen Leuten den Lohn abgemeſſen. Nun fordert Ihr außerdem Erſtürmung der Kaſerne, Erſtürmung des Palaſtes, und weiß St. Ambroſius, was Ihr noch weiter fordern wolltet. Das kann ich nicht gewähren, denn dafür habt Ihr nicht gezahlt. Entweder alſo, Ihr beſcheidet Euch mit dem, wozu wir uns verpflichtet, oder erlaubt, daß ich mit meinen Leuten ſpreche. Weil jeder von uns frei, iſt bei uns jeder ſtimmberechtigt."

„Begreift doch, Carmolini, wie ſehr die Zeit uns drängt," bat Salvandi; „laßt ſie uns nicht vergeuden. Wenn Ihr verweigert, was ich fordern muß, oder auch nur zögert, ſtürzt das ganze Unternehmen."

„So laßt es ſtürzen und brecht den Handel; er will mir ohnedies nicht recht gefallen," antwortete Carmolini.

„Und müßt Ihr erſt mit Euern Leuten reden?" fragte Salvandi.

„Ich muß, wenn Ihr's bei dem bewenden laſſen wollt, was zwiſchen den Falten meines Mantels hier auf der Tafel liegt," lächelte der Hauptmann.

„Ihr habt Euch ſelber überzeugt," fuhr Salvandi auf, „daß wir im Augenblick mehr nicht geben können."

„Das hab' ich und will es meinen Leuten ſagen," verſetzte jener.

„Und könnt Ihr nicht fordern in ihrem Namen, ſprecht!" rief der Graf.

„Das könnt' ich wohl; es kommt nur darauf an, ob Ihr mich hören wollt," ſagte Carmolini.

„Redet, redet!" klangs von allen Seiten.

„Recht gut; Ihr ſollt mit mir zufrieden ſein," antwortete der Zingaro. „Ich bürge, daß meine Leute thun, was Ihr verlangt, wenn ich ihnen meinen Theil an den vierzigtauſend Zechinen überlaſſe. Und das will ich, ſo wahr ich vor Euch ſtehe. Iſt das nicht brav von mir?" — Salvandi reichte ihm die Hand, und: „Brav, recht brav!" ſchallte es durch den Saal.

„Sagt' ich's doch, daß Ihr zufrieden ſein würdet," lächelte der Belobte. „Nun hört mich weiter. Da wir gemeinſchaftlich den Baum der Freiheit pflanzen, iſt's billig, daß wir gemeinſam in ſeinem Schatten ruhen und ſeine Früchte genießen. Was meine Leute thun werden, weiß ich nicht. Ich meines Theils kehre nicht in die Berge zurück, ſondern bleibe bei Euch. Ob Ihr das Heer mir anvertrauen oder welch ſonſtigen Poſtens Ihr mich würdig achten wollt, ſteht bei Euch. Und dünkt's Euch beſſer, daß ich müßig gehe — auch das; ich kann mich mit der Erinnerung an das Wenige begnügen, was ich geleiſtet. Das aber werdet Ihr in der Ordnung finden, daß ich, gleich Euch, durch den Wechſel zu gewinnen, angenehm und ſorgenlos zu leben wünſche. Zehntauſend Zechinen Jahresrente, mehr verlang' ich nicht. Demnächſt willigt Ihr, Graf Patrizzio, in meine Bewerbung um die Hand Eurer ſchönen Schweſter und legt zu ihrer Ausſteuer die funfzehntauſend Zechinen, um welche Ihr ſie bei der Erbtheilung betrogen. Von Zinſen ſoll zwiſchen uns keine Rede ſein. Ihr, Marcheſe Morini, macht von Euerm Casino della Rosa ſelten Gebrauch. Das überlaßt Ihr mir zur Wohnung und weil es nur ſchlechtes Zeug von Malereien hat, ſo erlaubt Ihr, Duca de Testa Grande, daß ich in Eurer Gallerie mir funfzig Stück ausleſe. Sie ſollen nicht die ſchlechteſten ſein, das mögt Ihr unverſichert glauben. Für alles Uebrige will ich aus eigenen Mitteln ſorgen."

Während Zorn und Erſtaunen von Aug' zu Aug' flogen, lachte der Baron Jeronimo Caraffa laut auf. „Ich rühme Eure Beſcheidenheit, Carmolini," rief er, „da Ihr ſo gar nichts von mir begehrt."

„Das hat noch einen andern Grund," erwiederte der Angeredete; „von einem falſchen Spieler kann man nur falſche Würfel fordern; die brauch' ich nicht. — Laßt die Kinderei," fuhr er fort, als jener die Hand an den Degen legte; „es iſt nicht meines Amtes, Euch Degen und Wappen zu zerbrechen. Doch Eins hab' ich vergeſſen. Entſchuldigt, Graf Salvandi, daß ich Euch übergangen. Es geſchah nicht aus Mangel an Achtung, Euch vor Allen möcht' ich nicht beleidigen. Ich ſehe meine Forderungen blos ſchweigend zugeſtanden. So überliefert mir als Bürgſchaft der Erfüllung die Namenliſte ſämmtlicher Verſchworenen und das Verzeichniß Eurer Waffenvorräthe. Ich zweifle nicht, daß Ihr die Papiere bei Euch tragt."

Funkelnden Blickes, die Lippen bebend, ſchaute der Graf dem Banditen in's Geſicht. Es war deutlich, daß er die Wuth zu beherrſchen ſuchte, die in ſeinem Blute kochte. „Nein, Carmolini," brach er endlich aus; „Ihr geht zu weit. Geplündert habt Ihr uns, gemordet habt Ihr; es fehlt nur, daß Ihr uns noch verrathet. Die Liſten geb' ich nicht."

„Das könntet Ihr ganz ruhig ſagen," lächelte Carmolini; „es iſt ein Handel zwiſchen uns; ich fordere meinen Preis, Ihr findet ihn zu hoch. So ſucht Ihr eine wohlfeilere Waare, ich einen reichern Käufer. Deshalb brauchen wir uns nicht zu überwerfen. Gehabt" —

„Keinen Schritt, Carmolini," gebot der Graf"; wir verſtändigen uns oder lebend verlaßt Ihr dieſen Saal nicht."

„Wie's beliebt," entgegnete Hauptmann und zog den vorgeſetzten Fuß zurück; nur mein' ich, Ihr werdet keine große Luſt haben, den Todten zu behalten."

„Wählt," fuhr Salvandi fort; „Ihr empfangt für Euch die zehntauſend Zechinen Jahresrente und verzichtet auf jeden weitern, freventlich gemachten Anſpruch, oder" —

Salvandi ſtockte. „Oder ich verzichte nicht und Ihr winkt und ſechzig Dolche machen mich zur Leiche," ſprach Carmolini; „hab' ich's errathen, Graf? Nun, meine Wahl iſt fertig. Einer gegen ſechzig muß ich unterliegen. Ich verzichte nicht."

Ruhig, die Arme gekreuzt, blickte Carmolini auf ſeinen Gegner. Athemlos war die Stille, bleich und ohne Bewegung ſtand Salvandi. Da löſte der Bandit die gekreuzten Arme, zog die Uhr und ſagte: „Graf Salvandi, bin ich in fünf Minuten nicht bei meinen Leuten, ſind meine Leute hier. Wollt Ihr nicht winken, ſo wählt. Meine Forderungen und die Papiere, oder Ihr laßt mich frei von hinnen gehen.“

„Geht,“ ſagte Salvandi.

„Verrath, Verrath!“ ſchrie's von der Thür her. Und die Thür krachte, die an die Fenſter gelehnten Bretter fielen und Bajonette blitzten.

* * *

Es war dem Herzoge und mir gleich ärgerlich, daß der im Ganzen ſo glücklich ausgegangene Plan doch in Bezug auf Carmolini fehlgeſchlagen hatte. Was war am Morgen des Ueberfalles der Verſchworenen aus ihm geworden? — Niemand wußte es. Ich ſelbſt hatte im Getümmel und während ich mir natürlich erſt den Rücken zu decken geſucht und mich dann möglichſt ſchnell einem Offizier zu erkennen gegeben, ihn aus den Augen verloren. Als ich bat, auf ihn zu achten, war er ſpurlos verſchwunden, und merkwürdig oder vielmehr wunderbar, mit ihm ſein Mantel ſammt Inhalt. Salvandi's Ausſagen ließen keinen Zweifel, daß er im Auftrage der Verſchworenen mit Carmolini, dem gefürchteten Räuberhauptmanne, dem Rinaldo Rinaldini jener Zeit, Unterhandlungen gepflogen. War aber der im Garten-Salon Erſchienene wirklich der gefürchtete Carmolini, oder war er einer ſeiner Leute oder keins von beiden, eine unerkannte Maske geweſen? — Niemand wußte es. Selbſt die Wenigen unter den Verſchwornen, die den Bandit früher von Angeſicht geſehen, widerſprachen dem. Die Einen behaupteten, ihn bei ſeinem Eintritt auf den erſten Blick erkannt zu haben; Andere, dieſe jedoch die Minderzahl, verſicherten eben ſo beſtimmt, daß ſie gegen die Identität des Eingetretenen mit dem wirklichen Carmolini Bedenken gehegt, die ſie nur unter den vorwaltenden Umſtänden nicht zu äußern gewagt. Auf des Herzogs

Befehl blieb kein Mittel zu Erforſchung der Wahrheit unverſucht. Eine Menge Landleute der Umgegend und von wem es verlautete, daß er am Abende oder in der Nacht des ein und dreißigſten December vor den Thoren Modenas geweſen, wurden genau befragt, ob ſie etwas bemerkt, das auf Carmolini's Gegenwart ſchließen laſſe. Die meiſten dieſer Antworten fielen verneinend aus und faſt unbeſtreitbar ſchien das zu ſein, daß keine fünfhundert Mann oder überhaupt keine, zu einem Unternehmen der betreffenden Art bewaffnete Schaar vor den Thoren Modenas oder in deſſen nächſter Umgebung ſich verſammelt gehabt. Dagegen wollten zwei oder drei Landleute um die Dämmerungsſtunde auf ziemlich einſamem Wege einem Manne mit Begleitern begegnet ſein, deſſen Ausſehen ſie für das des vielbeſchriebenen Räuberhauptmannes gehalten. Doch war dieſer Mann, ſtatt nach Modena, in entgegengeſetzter Richtung und ohne ein anderes Wort als den üblichen Landesgruß an ihnen vorübergegangen. Des Herzogs, vom Nicht-Erfolge noch mehr geſtachelter Wunſch, ſich Gewißheit zu verſchaffen, bewog ihn zu einer öffentlichen Aufforderung Carmolini's gegen eine Belohnung von zweitauſend Zechinen, die ihm nach Wahl übermacht werden ſollten, dem Herzoge ſchriftlich, aber eigenhändig anzuzeigen, ob er in der fraglichen Nacht im Saale der Verſchworenen geweſen. Auch das war vergeblich, keine Anzeige lief ein. Und hätte dies vielleicht daher gerührt, daß Carmolini mit ſeiner Bande das modeneſiſche Gebiet, wo er kurz zuvor einige Gewaltthaten verübt, ſeit Jahres Anfang geräumt zu haben ſchien, ſo ſtellte es ſich wieder als ſonderbar heraus, daß er, ob betheiligt bei der Verſchwörung oder nicht, gerade ſeit Entdeckung derſelben ſich aus dem Herzogthume entfernt. War aber der Carmolini, den ich in jener Nacht geſehen, nicht der Räuberhauptmann, — wer hatte ſeine Rolle übernommen, ſie ſo geſchickt durchgeführt?

Dem Herzoge und mir fehlte die Antwort ſo wenig, daß in der That nur das Erpreſſen und Verſchwinden der Goldbörſen uns irre machte. Der Carmolini, der — freilich laut eigenen Zeugniſſes — den Herzog gegen Santa Valle's Dolch und dann vor einer unwürdigen Gemahlin behütet, der konnte für Geld nicht feil, konnte kein gemeiner Räuber, nicht einmal ein Geldbedürftiger ſein. Wenn auch jene Dienſte, weil zur Zeit unerwieſen, ihm kein Recht

auf des Herzogs Dankbarkeit gaben — jetzt hatte er, beſaß er es im vollſten Maße, durfte er, wie niedrig er geboren oder welcher Verbrechen er ſchuldig ſein mochte, ungefährdet, unbeſorgt vor den Herzog treten und reichen Lohn fordern, für das Leben, das er ihm gerettet, für den Thron, den er ihm erhalten. Er brauchte ja blos den Dolch zu bezeichnen, womit er Santa Valle getödtet haben wollte, brauchte nur die eigene Handſchrift zu beglaubigen, nur dem Herzoge zu ſagen, daß er es geweſen, der ihm den Plan der Verſchworenen vertraut, um unbedingten Glauben, eine reich gefüllte Börſe, einen dankbaren Fürſten zu finden. Aber Wochen vergingen und Niemand meldete ſich. Der Herzog ließ öffentlich kund thun, daß er nach Kräften ſeine Schuld gegen den abzutragen wünſche, der ihm den Ausbruch der Verſchwörung Tags vorher angezeigt. Niemand meldete ſich, Niemand begehrte Dank und Lohn, und keine Nachforſchung führte auf eine Spur. So blieb dem Herzoge und mir allerdings nichts übrig, als das minder Unerklärliche, ich meine das Abfordern der Börſen, dem mehr Unerklärlichen, ich meine, dem ſich-verborgen-Halten des zu Dank und Lohn Berechtigten nachzuſetzen und für Gewißheit anzunehmen, was uns kaum für weniger gegolten hatte, als der Herzog in derſelben Handſchrift, die ihm ſchon zweimal ſo bedeutungsvoll zugekommen war, eine vollſtändige Anzeige des Vorhabens der Verſchworenen, dabei den Rath zum Ueberfalle, genau wie er ausgeführt worden, und zugleich für denjenigen, auf deſſen Treue und Gewandtheit er ſicher genug bauen könne, um ihn zum Augenzeugen des Vorganges im Salon und nöthigen Falles zum Alarmiſten des Militairs zu machen, eine Einlaßkarte und das Loſungswort: liberté erhielt. Unter dieſem Eindrucke, unter der Vermuthung, daß der Warner ſelbſt, oder wenn er nicht ſelbſt, doch ein in ſeinem Namen Handelnder der von Salvandi und der Verſammlung erwartete Carmolini ſei, hatte ich die Thür ihm öffnen und ihn ſtolz, ſtolzer als die modeneſiſchen Edeln durch den Saal ſchreiten ſehen. Seine Erſcheinung hatte mich in dem Glauben beſtärkt, daß er der Warner in eigner Perſon, und konnte ich mir deshalb auch die Zauberkraft nicht enträthſeln, mit welcher ſein Antlitz mir den Athem band, — erſt als ich ihn lachen hörte, beſchlich mich ein Zweifel an der Richtigkeit meiner Vermuthung, und erſt als ich ihn ſo ſchnell und ſicher, wie der geübteſte Bandit es

ſchneller und ſicherer nicht vermocht, den Kanzler Arcaldi niederſchießen ſah, dünkte es mich unbezweifelt, daß, wenn er der Warner, dieſer der gefürchtete Carmolini ſein müſſe. Darin beſtätigte mich das Mäkeln um den Lohn, und doch kam es mir wieder ſeltſam vor, daß des Herzogs Retter ein Mann ſein ſollte, deſſen Handwerk Mord und Plünderung war. Minutenlang ſtand ich ungewiß, ob ich nicht, wenn auch mit Gefahr meines Lebens, die Ankunft der Soldaten beſchleunigen müſſe, und als der Bandit, wofür ich ihn in jenem Momente nahm, ſich das erſte Mal zum Fortgehen wendete, wäre ohne Salvandi's raſch verhinderndes Wort das mir nächſte Brett am Fenſter und mein Signalſchuß in den Garten gefallen. Beim zweiten Drohen, die Verſammlung zu verlaſſen, blieb ich ruhiger. Der Zeiger nahete der Minute, die der Warner zum Ueberfalle beſtimmt, und trotz eines unlösbaren Widerſpruchs, falls er und der Räuber Eins, gab ich mich der Hoffnung hin, daß all ſein Thun und Zögern nur den Zweck habe, den getroffenen Maßregeln das vollſtändigſte Gelingen zu ſichern.

Mochte es dieſen Zweck gehabt haben oder nicht, — erreicht war er worden. Nach kurzem Widerſtande, von allen Seiten umringt, von der Uebermacht entwaffnet, hatten die Verſchworenen ſich ergeben. Die aufgefundenen Papiere wie die freiwilligen Geſtändniſſe bezeugten den hochverrätheriſchen Plan, die beſtehende Regierung zu ſtürzen und den Herzog, wenn nicht zu ermorden, doch aus dem Lande zu entfernen. Der Spruch des Rechtes erkannte den Führern, unter ihnen dem Grafen Salvandi, den ſchmachvollen Tod am Galgen. Aber mit goldenen Buchſtaben iſt es in das Geſchichtsbuch von Modena eingetragen, daß der edelmüthige Herzog nicht ein einziges Todesurtheil vollſtrecken ließ. „Sie mögen den Staat meiden, deſſen Verfaſſung ihnen nicht gefällt," ſagte er, „und was ſie gegen mich beabſichtigt, verzeihe ich ihnen." So verwandelte er die Todesſtrafe in lebenslängliche Verbannung und milderte die anderen Urtheile im Verhältniſſe.

Zu den dankenswerthen Folgen ſolch hochherziger That gehörte das doppelt ſchnelle Vergeſſen des ruchloſen Unternehmens. Modena ſah kein Blutgerüſt; alſo wurden keine Gefühle verwundet, keine Leidenſchaften gereizt, kein neuer Haß geboren. Meiſt bei nächtlicher Weile, Mehrere von ihren Familien begleitet, verließen die

Verbannten Stadt und Land; ohne öffentliches Schauſpiel wurden die übrigen Strafen vollzogen, und während Mancher meinte, der Herzog ſei zu mild geweſen, verklagte kein ausgeweintes Auge ſeine Härte, waren es Thränen des Dankes, Thränen der Freude, die er für die Ewigkeit ärndtete.

Schon zwei Monate nach entdeckter Verſchwörung ſprachen Hof und Stadt ſelten von ihr, deſto öfter von Signora Scaramanta Escaramanti und deren Bruder Joſepho. Unter dieſem Namen waren zwei Fremde, wie ſie ſelbſt und ihre Päſſe ſagten, aus Palermo nach Modena gekommen, hatten hier das Caſino des verwieſenen Marcheſe Morini gemiethet — daſſelbe, das Carmolini ſich zur Wohnung bedungen — und lebten auf della Rosa, ausgenommen, daß ſie keine Geſellſchaften gaben, im glänzendſten Style. Mehrfaches Intereſſe knüpfte ſich an ſie und machte Hof und Stadt von ihnen ſprechen; aber vor Allem war es der Zauber des Geheimnißvollen, mit deſſen unſichtbaren Fäden ſie ſich umſponnen, was die öffentliche Aufmerkſamkeit an ſie feſſelte.

Daß Joſepho Escaramanti ein ſchöner Mann, darüber konnte man wohl kaum ſtreiten, jedenfalls den Widerſpruch mit Gründen belegen, denn obwohl immer an der Seite ſeiner Schweſter, zeigte er ſich doch mit offnem Geſicht und in voller Geſtalt, mochte ſie an ſeinem Arme durch die Straßen gehen, er neben ihr in dem herrlichſten, von den edelſten Roſſen gezogenen Wagen ſitzen, der auf dem Corſo erſchien, oder, ſie nie aus dem Auge verlierend, ſeinen arabiſchen Hengſt tummeln. Seltſam jedoch, ſeine Schweſter, Signora Scaramanta, von welcher Niemand behaupten konnte, ihr Geſicht geſehen zu haben, galt für entſchieden ſchön. Selbſt die Frauen vereinigten ſich zu dieſem Glauben, ſei es, daß ſie durch Aeußerung eines Zweifels die, wie es ſchien, Alles wiſſende Signora zu beleidigen oder die mißgünſtige Deutung eines, auf weiblicher Vermuthung ruhenden Zweifels fürchteten, vielleicht auch, die Schönheit nicht gefährlich achteten, die ihre Reize ſorgſam verſchleierte. Und das allerdings that Signora Scaramanta. Sie erlaubte nur ihrem kleinen Fuße, der ſchlanken Form und ihrem elaſtiſchen Gange, das Urtheil der Späheraugen zu rechtfertigen; und ſelbſt einem Verrathe von Seiten der Dienerſchaft hatte ſie möglichſt dadurch vorgebeugt, daß diejenigen, die Gelegenheit haben

mußten, ſie im Innern der Gemächer zu ſehen, taub und ſtumm und wenn nicht wirklich des Schreibens unkundig, — was an italieniſchen Dienern nicht überraſchend — es doch zu ſein vorgaben. Demungeachtet hatte die gereizte Neugier ſich ein Bild von ihr geſchaffen. Schön ſollte die Signora ſein, vollendet ſchön, aber nicht eigentlich irdiſch ſchön. Man maß ihr eine Schönheit bei, welche die Grenzen des Menſchlichen überſchreite, gab ihr das Liebeslächeln der Syrene und den ſtrengen Ernſt der Zauberin, ein Auge, das bald ſanft und glühend, bald finſter und kalt, einen Mund, der bald die weichen Töne der Hingebung hauche, bald ſchrille, unverſtandene Worte ſpreche, und eine Stirn, auf welcher Sonnenſchein mit Sturm und Stolz mit Demuth wechſele. Und Joſepho — ſtand er als Bruder neben ihr oder gehörte er ihr mit einer andern Liebe an? — Niemand wußte es, kaum fragte Jemand, und wo die Frage laut wurde, mußte der Kreis ein enger, verſchwiegener, kein Lauſcherohr denkbar ſein. Möglich, daß Joſepho Scaramanta's Bruder, denn nichts zeugte für das Gegentheil, dann mußten aber geheime Bande ihn an ſie knüpfen, wie Geſchwiſterliebe allein ſie ſo feſt nicht zu knüpfen pflegt.

Zu dem Gemälde ihrer, einen Bund mit dem Geiſterreiche, mit den Dämonen, die unſichtbar walten, andeutenden Aeußerlichkeit hatte die Signora ſelbſt die Farben geliefert. Sie bekannte ſich zum Geſchlechte der Sibyllen, jener wunderbaren Seherinnen, für welche die Vergangenheit kein Geheimniß, die Zukunft keinen Schleier hat, und welche nur auf dem Boden der Gegenwart ſtehen, um deſto freier vor- und rückwärts zu ſchauen. Sie barg auch ihr Wiſſen nicht, ſpendete es jedem, der ihren Ausſpruch hören wollte, und fand bald ſo viele Gläubige oder mindeſtens zu hören Verlangende, daß, da ſie täglich blos Eine Perſon vor ſich ließ und unter den Angemeldeten ſtrenge Reihe hielt, die Liſte der Sehnſüchtigen täglich länger und von Vielen die Stunde des an die Reihe Kommens mit ſteigender Ungeduld herbeigewünſcht wurde.

Ich habe keinen Grund, demjenigen, der wahrſcheinlich erſt nach meinem Tode dieſe Aufzeichnungen leſen wird, es zu verhehlen, daß mein Name jener Liſte nicht fremd blieb. Ich ſchäme mich nicht des Geſtändniſſes, an das Daſein von Naturkräften geglaubt

zu haben, die ich nur hätte läugnen können, weil ich sie nicht zu begreifen vermocht. Vieles aber — dessen bin ich gewiß — das heute nicht geglaubt, weil nicht begriffen wird, steht am Vorabende des Erkennens, und was heute eine Phantasie des Tollhäuslers scheint, dürften wenige Jahre mit mathematischer Genauigkeit als eine Thatsache hinstellen, die nur der Tollhäusler läugnen könnte. Indessen möchte ich auch ungern mich zu den Leichtgläubigen gezählt sehen, die in dem Gekräusel eines blauen Dunstes Alles erblicken, was der Schwarzkünstler ihnen sagt, daß es sei, oder sie ihn aufgefordert, ihnen zu zeigen. Ich bitte daher meiner Versicherung nicht zu mißtrauen, daß ich keineswegs zu den Ersten gehörte, die an die Thüre der Signora klopften. Das war im Gegentheile so wenig der Fall, daß sie lange in Modena bleiben oder zu meinen Gunsten von ihrer Gewohnheit abweichen mußte, sollte ich auf Einlaß in den Saal der Mysterie hoffen dürfen. Und selbst ehe ich mich anmeldete, hatte es bei mir merkwürdige Beweise, Beweise in meiner eigenen Familie bedurft, daß die Sicilianerin, oder welches ihr Vaterland sein mochte, Kenntniß von Dingen besaß, die in tiefer Brust verschlossen ruhten.

Wie es inzwischen bei der dem Herzoge auf dem Collegium zu Mailand angeflogenen Hinneigung zu geheimer Wissenschaft mich befremdet, ihn ohne andere als die gesellschaftliche Theilnahme für das dunkle Treiben der Signora zu finden, so überraschte es mich wieder, als er eines Abends im Alleinsein mit ihm mich plötzlich fragte, ob auch mein Name auf der Liste derer stehe, die von der Neugier gepeinigt würden, zu erfahren, in wie weit ein Weib mit der Vergangenheit und Zukunft ihrer Schicksale bekannt sei. Auf meine Bejahung fragte er weiter, wann mich die Reihe treffe, meine Wißbegier zu stillen, und als ich lächelnd geantwortet, daß ich bis dahin vollauf Zeit habe, durch inbrünstige Bereuung aller meiner Sünden die Zukunft zu einem gnädigen Spruche zu vermögen, fuhr er in demselben Tone fort: „So muß das sehr lange dauern, Graf, oder Ihr Euch schmeicheln, bei der Zukunft einen besondern Stein im Brette zu haben. Doch ernsthaft, meine Frage hatte einen mich betreffenden Zweck. Ich mag in Modena nicht der mindest Neugierige — sein oder heißen. Auch ich will der Signora Scaramanta Escaramanti meine Aufwartung machen und Ihr, Graf,

ſollt mich begleiten. Nun weiß ich aber, unangemeldet nimmt ſie Niemand an, und von der Herrſcherin im Reiche des Geheimnißvollen darf ich nicht fordern, daß ſie den Fürſten des Landes gegen den geringſten ſeiner Unterthanen bevorzuge. Vielleicht gewährt ſie jedoch der Bitte, was ſie ein Recht hätte der Forderung zu verweigern, und deshalb wünſche ich, daß Ihr morgen bei ihr vorſprechet, für mich und Euch in meinem Namen um möglichſt baldige Audienz zu bitten."

„Verſteh' ich recht, Herr Herzog," fragte ich, „daß ich Zeuge der Audienz ſein ſoll?"

„Ganz recht," lächelte der Herzog, „und fürchtet in mir keinen Zudringlichen in den Kreis Eurer Vergangenheit oder einen Späher Eurer Zukunft. Ihr ſollt nur mein Begleiter, übrigens von Euch ſo wenig wie von meiner Zukunft die Rede ſein. Ich will mich gläubig vor der Seherin beugen, wenn ſie die wichtigſten Eingriffe in mein verfloſſenes Leben mir vorführt. Von meiner Zukunft ſoll ſie den Vorhang nicht wegziehen. Ich meine, auch in das Dunkel iſt es am ſicherſten, mit vorgehaltenen Händen und gottergebenem Vertrauen einzutreten. Ihr könntet alſo der Signora zugleich wiſſen laſſen, daß ich nicht käme, ſie wegen meiner Zukunft zu behelligen."

„Euer Befehl ſoll genau vollſtreckt werden," antwortete ich; „mein Bedenken aber, mich zum Zeugen der Audienz zu machen, gründete ſich auf den Eigenſinn der Signora, nur Einer Perſon den Eintritt zu geſtatten.

„Zu welchem Eigenſinn," fiel der Herzog ein, „ſie noch andern Grund haben mag als den des Weibes, daß ſie es ſo will. Man ſagt, die Zigeunerinnen ſchulden den größten Theil ihrer Prophetengabe ihren ſchönen, ſchwarzen Augen. Und wenn auch nicht gerade deshalb, lieber Graf, doch aus verwandter Urſache wünſche ich Eure Begleitung. Vier Augen ſehen ſchärfer als zwei und Ihr ſollt mir die Eurigen zum Schutz gegen Täuſchung leihen. Nennt es daher der Signora einen weſentlichen Zuſatz meiner Bitte, daß ſie mir erlaube, Euch mitzubringen. Ich fürchte nicht, daß ſie es abſchlägt. Sie müßte fürchten, in mir den Verdacht zu wecken, daß ihre Kunſt keinen Zeugen dulde, und ſolche Kunſt hätte auf Glaubwürdigkeit ein ſchlechtes Recht. Es könnte mir dann vielleicht

einfallen, die ehrenwerthe Signora für eine Betrügerin zu halten und demgemäß behandeln zu laſſen."

Ich that nach Befehl und freute mich zwar, den Zuſatz zu des Herzogs Bitte aus Rückſicht für ihn ohne Anſtand gewährt zu ſehen, mußte aber natürlich bedauern, daß gleiche Rückſicht die Signora nicht bewegen wollte, die ausgeſprochene achttägige Friſt abzukürzen. Der Herzog nahm indeſſen den Verzug ziemlich gleichgiltig auf und die Signora — ſo ſchien es — bedurfte ihn zu ihren Vorbereitungen. Das ſchien ſo, weil nicht allein von jenem Tage an ſie und Joſepho ſich nicht öffentlich zeigten, ſondern auch das Haus jedem Eintritte geſperrt wurde, was ſchnell genug zu dem Gerüchte Anlaß gab, Beide hätten Modena verlaſſen. Wenig wie ich das glauben konnte, gebot doch meine Pflicht, am Morgen des beſtimmten achten Tages mich perſönlich von der Grundloſigkeit des Gerüchts zu überzeugen, und wie ich vermuthete, Joſepho, der ſtets ſtatt ſeiner für Alle unſichtbaren Schweſter empfing, ſagte mir, der Herzog und ich würden zur verabredeten fünften Nachmittagsſtunde erwartet.

Wir ſtellten uns pünktlich ein, und ohne daß ich behaupten möchte, die innerſten Gedanken des Herzogs errathen zu haben, konnte es mir doch nicht entgehen, daß ſeine Spannung der meinigen an Intenſität völlig gleich kam. Wir wurden in einen matt erleuchteten Saal und hier mit der Bitte, uns niederzulaſſen, zu zwei Seſſeln geführt, die nahe vor einem goldenen Gitter ſtanden, das den Saal durchſchnitt und hinter welchem ein purpurſammetner Vorhang, reich in Gold geſtickt, von der Decke in ſchweren Falten niederfiel. Hofetikette waltete nicht. Es vergingen wohl zehn Minuten, ehe das Schauſpiel begann, und in der Zwiſchenzeit blieben wir allein. Hätte freilich unſere Stimmung Theilnahme an äußeren Gegenſtänden geſtattet — über Mangel hätten wir nicht klagen dürfen. Der Saal war ein Sammelplatz des feinſten italieniſchen Luxus; Reichthum und Geſchmack hatten ſich verbündet, ihn zu zieren. Koſtbare Gemälde bedeckten die Wände; Büſten und Statuen vom reinſten Marmor füllten die Niſchen, ſeltene Antiken, mehrere kleine Tiſche; eine Harfe von erleſener Arbeit lehnte am Sopha, eine Laute lag daneben, und ein Inſtrument, dem Glanze nach aus Gold und Elfenbein, ſtand gegenüber. Doch nichts konnte die gedrängte Auf-

merkſamkeit theilen, mit welcher wir einer Bewegung des Vorhangs harrten. Endlich begann er ſich zu heben, emporzurollen, und was ich erblickte, täuſchte meine Erwartung.

Ich erwartete, mir ſelbſt unbewußt, wahrſcheinlich weil ich Aehnliches nie anders vorgeſtellt geſehen, die Zauberin übermenſchlich groß, in ſternbeſäetem Talar, den Gürtel voll Hieroglyphen, eine hohe phrygiſche Mütze auf dem Haupte, die Zauberruthe in der Hand, einen myſtiſchen Kreis beſchreibend, Formeln ſprechend, den Stab ſchwingend, ihre dienſtbaren Geiſter aus Himmel und Hölle herab und herauf beſchwörend. Statt deſſen breitete ſich ein See vor uns aus, rechts und links und im Hintergrunde von blauen Bergen eingerahmt. Kriſtallhell war das Waſſer; ein weicher Luftzug kräuſelte es; die Berge ſchaukelten in ſeiner Tiefe; mit Villas waren Hügel und Ufer bekränzt, und in der einen, auf ſanfter Höhe, erkannte ich die, wo Plinius gewohnt und die er ſeine Tragödie genannt, die Villa bei Bellagio, wo der See ſich in zwei Arme ſcheidet und die Villa beide überſchaut. Ich konnte nicht irren, die Landſchaft, die vor uns lag, war der See von Como. Die Sonne ging zu Rüſte, der Mond tauchte auf. Da ſtieg, den Strohhut in der Hand, ein junges Mädchen mit leichtem Schritte von der Villa bei Bellagio herab und aus einer weinumrankten Laube trat ihr ein Mann entgegen. Er warf den Reitermantel ab und — konnten meine Augen trügen? — der Jüngling war der Herzog. Unwillkürlich ſah ich ihn an. Er bemerkte es nicht. Sein Blick hing an den beiden Geſtalten, und gleich als könne ſein Athem das Bild verwehen, ſchien er ihm die Bruſt zu verſchließen. Ich ſah wieder nach der Bühne. Auf dem Mantel knieten der Jüngling und das Mädchen; ihre rechte Hand war in ſeiner Linken, ihre Linke auf ihr Herz gedrückt, ſeine Rechte zum Himmel gehoben, ihre Augen zu Boden geſchlagen. Es war der Schwur ewiger Treue, der über ſeine Lippen trat; es war der Schwur der Erwiederung, der um ihre Lippen ſchwebte. Noch einen Moment, und in Nebel zerfloſſen die Geſtalten, Nebel umdüſterte den Mond, ſein Licht erloſch und der Vorhang fiel.

Die Scene bedurfte keiner Erläuterung. Hätte ſie das, ich müßte ſolche in der Beweglheit des Herzog gefunden haben. Als der Vorhang niedergerollt, löſte ſich ein Seufzer aus ſeiner Bruſt

und eine Thräne zitterte in ſeinem Auge. Er hatte die wiedergeſehen, von der er mich einſt gefragt, ob ich nie gehört, daß erſt ſein Vater, dann in ſchneller Folge der Tod ihm genommen, was für's Leben ſein habe ſein ſollen? Die Heimgegangene hatte er wiedergeſehen, von welcher er mir geſagt, daß in der Stunde, wo der Wille ſeines Vaters ihn von ihr getrennt, er unverbrüchlich und mit ungebrochenem Worte gelobt, aus freier Wahl keiner Andern zu gehören.

Der Herzog ſchwieg, und an mir war es nicht, das Schweigen zu brechen.

Wieder hob ſich der Vorhang und ließ ein einfach ausgeſtattetes Zimmer ſehen. In weiße Laken gebettet, ruhte ein Mädchenkopf; es waren die Züge des Mädchens aus der Villa bei Bellagio, aber die Roſen ſeiner Wangen waren zu Lilien erbleicht, der Glanz ſeiner Augen erloſchen. Zu ſeinen Häupten kniete ein Dominikaner. Das Mädchen richtete ſich auf und nahm ein Bild des Gekreuzigten vom Buſen. Der Mönch berührte es mit ſeiner Linken und deutete mit der Rechten gen Himmel; dann küßte er das Kreuz, und ſegnend legte das Mädchen ihm die Hand auf das dunkle Haar. Als der Mönch ſich wendete, zeigte die Kutte auf der linken Bruſt in rother Schrift den Namen Carmolini, und ſein Geſicht war Joſepho's. Zugleich flog eine weiße Taube aus ihrem Gebauer auf die Hand der Kranken und mit der andern Hand reichte ihr dieſe ein Blatt Papier. Das nahm die Taube in den Schnabel und flog herüber zu uns, umkreiſte den Herzog und mich dreimal, ſetzte ſich auf des Herzogs Knie und wie er das Papier ihr abgenommen, flog ſie zurück zu ihrer Herrin und der Vorhang fiel.

Nachdem der Herzog das Blatt betrachtet, gab er es mir. Es enthielt das ſchriftliche Verſprechen Santa Valle's, den Herzog zu ermorden. „Begreift Ihr den Zuſammenhang?" fragte dieſer mit gepreßter Stimme. — „Ich glaube ihn zu errathen," antwortete ich. — „Und habt Ihr auch das Mädchen aus der Villa errathen und ſie auf dem Schmerzenslager wiedererkannt?" flüſterte er. — „Ich glaube, ja," antwortete ich. — „So habt Ihr meine —"

Da rollte der Vorhang auf und die Scene war eine treue Darſtellung desjenigen Theils des herzoglichen Palaſtes, den Prinzeß Aurora bewohnt, und vom Balkon ihres Zimmers hing nach

dem Garten eine Strickleiter, wie Jerome es mir beſchrieben. Am Fuße der Leiter ſtand ein Lautenſchläger, an Kleidung und Geſtalt dem ähnlich, den ich an jenem Abend das Kleid der Prinzeß ſtreifen und ihre Hand berühren ſehen. Sein Geſicht war mir damals entgangen, jetzt war es Joſepho's. Tief verſchleiert, ein Schmuckkäſtchen in der Hand, trat eine Dame auf den Balkon und ſtieg die Leiter hinab. Zitternd bot ſie dem Lautenſchläger das Käſtchen, er ehrerbietig ihr den Arm. Sie nahm dieſen, er jenes. Beide verſchwanden im Dunkel der Bäume, und während der Vorhang fiel, tönte ferner Hufſchlag.

Der Herzog ſah mich an. Es lagen Worte auf ſeiner Zunge; aber er ſprach ſie nicht aus. Mir war, als träume ich und wiſſe träumend, daß es ein Traum ſei.

Zum vierten Male hob ſich der Vorhang. Banditen, kenntlich durch Tracht und Waffen, ſaßen bei den Bechern; abgeſondert von ihnen Einer, der ihr Hauptmann ſein mochte. Gleich darauf erſchien ein Zingaro. Ich ſtarrte die Erſcheinung an; Zug für Zug, vom Scheitel bis zur Sohle glich ſie dem Zingaro, der in den Saal der Verſchworenen gekommen. Es war ſein aufgekrempter Hut und ſeine hohe Stirn, ſeine Waffen und ſeine hellen Augen, ſein Knebelbart und ſein Mantel, ſeine kräftige Geſtalt, ſein feſter Tritt, ſein edler Gang. Nur ſeine braunen Wangen waren es nicht und nicht das Grauſen erregende Lachen um ſeinen Mund. Es war wieder Joſepho. Einen vollen Beutel legte er vor den Hauptmann und dazu einen blitzenden Ring. Der Hauptmann nahm den Ring und reichte dem Zingaro ein Paket Schriften. Die Banditen ſchauten unwillig drein; aber der Hauptmann blickte ſie herriſch an und der Vorhang fiel.

„Auch das hab' ich verſtanden," ſagte der Herzog; „und iſt Joſepho Carmolini oder iſt er's nicht?" — „Es löſt das Räthſel, wenn er es iſt," antwortete ich. — „Und wenn er es iſt," fuhr der Herzog fort, „bin ich zu arm, einen Bruder zu belohnen, der, weil er der ſterbenden Schweſter es gelobt, mich, den er haſſen mußte, vor Schande und Tod bewahrt hat."

Schwellende Orgeltöne unterbrachen das Geſpräch und langſam rollte der Vorhang auf. Die Nacht war im Scheiden, der Morgen dämmerte und dunkle Schatten geſtalteten ſich zu ſchlanken

Säulen und zu den Bogengängen eines Kloſters. Zwiſchen inne lag ein Friedhof. Grüne Raſenhügel deckten ihn und aus den grünen Hügeln ragten ſchwarze Kreuze. Weiblicher Geſang, von der Orgel getragen, erklang aus der nahen Kirche und das erſte Frühroth ſtieg an den hohen Fenſtern nieder. Als es den Friedhof erreicht und ſeinen Purpur über den grünen Teppich breitete, hob ſich ein Sarg aus dem Boden und trat ein Dominikaner aus dem gewölbten Gange. Er trat zum Sarge, nahm den Deckel ab und legte auf den Deckel ſeine Kutte und auf die Kutte einen Dolch. Dann knieete er zu den Häupten des Sarges, der waffenloſe Zingaro aus dem Saale der Verſchworenen, Joſepho Escaramanti. Dem Sarge enthob ſich ein Mädchenkopf mit einem Kranz von weißen Roſen im Haar. Die Lilien der Wangen färbte das Morgenroth, ein weiches Lächeln ſchwebte um den feinen Mund, ein Strahl der Freude brach aus dem Glanz des feuchten Auges — es war wieder das Mädchen aus der Villa bei Bellagio. Auf die Schulter Joſepho's geſtützt, erſtand ſie dem Sarge, und, von ſeinem Arme umfangen, ruhte ſie an ſeiner Bruſt.

Jetzt bewegte ſich der Vorhang. Aber des Sturmes ſeiner Gefühle länger nicht mächtig, ſprang der Herzog auf. Die Schranke öffnete ſich; aus dem Arme des Bruders wich die Schweſter und beugte das Knie vor dem Herzoge. Raſch ſtand der bei ihr, hob ſie an ſein Herz, und Roſalba war der einzige Laut, den ich von ſeiner, Rinaldo der einzige, den ich von ihrer Lippe hörte. . . . .

Digitized by Google

Dichter und Feldherr.

Eine Skizze

von

A. Baron von Bülow.

I.

Die erste Begegnung.

Ehe Kaiser Karl V. sich in die Einsamkeit des Klosters St. Just zurückgezogen, hatte er seinem Sohne Philipp II. nicht blos jenes ungeheure Reich und jene gewaltigen Schätze gegeben, die Schiller mit wenig Worten so erschöpfend malt, wenn er seinen Philipp sagen läßt:

— — Ich heiße
Der reichste Mann in der getauften Welt;
Die Sonne geht in meinem Staat nicht unter —

der große Vater hatte seinem Sohne auch eine Anzahl erprobter Diener hinterlassen, welche, wie sie ihm seine Größe hatten begründen helfen, so seinem Nachfolger sie sollten bewahren helfen. Unter den getreuesten jener

— — braven Krieger Kaiser Karl's, so klug
Im Cabinet, als fürchterlich im Felde

befand sich Don Luis de Quirada, Großcommandeur von Castilien, ein eiserner Soldat mit einem Kindesherzen, ein alter Haudegen von einer schlachtenbewährten Tapferkeit und zugleich einer der umsichtsvollsten und scharfsinnigsten Köpfe. Don Luis hatte das volle Vertrauen des großen Kaisers genossen und widmete nun denselben Eifer und dieselbe Treue, welche ihn sein ganzes Leben hindurch

ausgezeichnet hatten, auch dem Sohne ſeines alten Herrn. Ein getreues Abbild jener altſtolzen ſpaniſchen Grandezza, wie wir ſie nur noch in Velasquez' Gemälden heutzutage wiederfinden, lebte er am Hofe Philipp's II., geachtet vom König und von allen Andern geliebt um ſeines unerſchütterlichen Freimuths halber, an den ihn die Freundſchaft Kaiſer Karl's gewöhnt hatte. Aber nicht ſein ganzes Leben floß am Hofe hin, ſondern er theilte vielmehr daſſelbe zwiſchen Madrid und ſeinem Schloſſe Villa-Garcia, das in der Umgegend von Valladolid gelegen war. Während er am Hofe keine andre Beſchäftigung kannte, als ſtets für den Dienſt ſeines Fürſten bereit zu ſein, war er auf ſeinem Schloſſe ausſchließlich mit der Erziehung eines jungen Mannes beſchäftigt, den Magdalena Ulloa, ſeine Gemahlin, mit ſo viel Liebe und Sorgfalt aufzog, daß man ihn für einen Sohn Don Luis Quirada's oder ſeiner Gattin halten mußte. Und doch war dieſer junge Mann nicht ihr Kind.

Niemand im Schloſſe Villa-Garcia hätte uns zu ſagen vermocht, welches die Herkunft dieſes geheimniß-umgebenen Knaben ſei. Alles, was man wußte, beſchränkte ſich darauf, daß im Jahre 1546, während ſich Kaiſer Karl auf dem Reichstage von Regensburg befand, wohin ihm, wie man allgemein glaubte, Don Luis de Quirada begleitet hatte, einmal in ſpäter Nachtſtunde, ein Reiter, deſſen Geſicht unter den herabgeſchlagenen Krämpen eines breiten Hutes verborgen war, in das Schloß Villa-Garcia gekommen war und dieſen Knaben, in die dichten Falten ſeines warmen Mantels eingehüllt, vor ſich auf dem Sattel gehalten hatte. Wer dieſer Reiter war? Allen Vermuthungen zufolge wahrſcheinlich der Schloßherr ſelbſt. Er hatte ſich wenigſtens, ſofort nach ſeiner Ankunft, in das ſorgfältig abgeſperrte Zimmer der Schloßdame begeben und in die Arme derſelben ſeine lebendige Laſt niedergelegt. Wenige Minuten darauf hatte er das Schloß allein, wie er gekommen, auch wieder verlaſſen, ohne daß Jemand hätte zu ſagen gewußt, wer er ſei, woher er gekommen und wohin er ſeinen Weg gerichtet.

Der Knabe erhielt den Namen Don Juan und wuchs heran unter der frommen Aufſicht der Donna Magdalena und in völliger Unkunde ſeiner Herkunft. Seine Erziehung war eine durchaus ritterliche. Reit- und Waffen-Uebungen beſchäftigten ihn faſt den ganzen Tag und ſo war er all dieſer Künſte bald ſo kundig gewor-

Es ist nun an der Zeit, die Frage zu beantworten, wie sich die Kraft eines Stromes berechnet, der durch einen Leiter fließt, der sich in einem Magnetfeld befindet. Wir wissen, daß die Kraft, die auf einen Leiter wirkt, der sich in einem Magnetfeld befindet, durch die Gleichung $K = B \cdot l \cdot I$ gegeben ist. Wir wissen auch, daß die Kraft, die auf einen Leiter wirkt, der sich in einem Magnetfeld befindet, durch die Gleichung $K = B \cdot l \cdot I$ gegeben ist. Wir wissen auch, daß die Kraft, die auf einen Leiter wirkt, der sich in einem Magnetfeld befindet, durch die Gleichung $K = B \cdot l \cdot I$ gegeben ist.

Fig. 12: Ein Leiter, der sich in einem Magnetfeld befindet

Es ist nun an der Zeit, die Frage zu beantworten, wie sich die Kraft eines Stromes berechnet, der durch einen Leiter fließt, der sich in einem Magnetfeld befindet. Wir wissen, daß die Kraft, die auf einen Leiter wirkt, der sich in einem Magnetfeld befindet, durch die Gleichung $K = B \cdot l \cdot I$ gegeben ist. Wir wissen auch, daß die Kraft, die auf einen Leiter wirkt, der sich in einem Magnetfeld befindet, durch die Gleichung $K = B \cdot l \cdot I$ gegeben ist. Wir wissen auch, daß die Kraft, die auf einen Leiter wirkt, der sich in einem Magnetfeld befindet, durch die Gleichung $K = B \cdot l \cdot I$ gegeben ist.

— Wie? Sollte ich ihr Sohn nicht sein?

Er fürchtete Nichts so sehr, als den Augenblick, der ihm eine verneinende Lösung dieser Frage bringen könnte. Und doch konnte er nicht ablassen, sich zu fragen:

— Wie? Sollte ich ihr Sohn nicht sein?

Im Schlaf und Wachen, bei Tag wie bei Nacht, Morgens und Abends, stets verfolgte ihn dieser Gedanke, stets tönte ihm diese Frage in's Ohr.

So hatte er eines Tages, ganz unter der Herrschaft dieses lastenden Gedankens sein Pferd dem Zufalle überlassen und war in die Berge hineingerathen, welche das alte Schloß Villa-Garcia umgaben. Er befand sich bald in einer jener tiefen Einsamkeiten, welche für Dichter, Banditen oder Raubvögel geschaffen zu sein scheinen. Eine Masse aufeinandergehäufter Felsen, welche hie und da von jähen Schluchten durchschnitten waren, in deren Tiefe Waldströme rollten, in deren tosende Strömung sich das Geschrei der Geier mischte, die über den Wellen derselben mit ihren Flügeln einherrauschten; dort auf dem Gipfel eines steilen Felsens ein Nest junger Adler, die ihren klappernden, scharfen Schnabel der Beute entgegenstreckten, die ihnen ihre Mutter geholt hatte. Hier ein mageres Gebüsch, aus dessen Dickicht eine Schlange ihre neugierklugen Augen hervorblitzen ließ. Kurz das Ganze bot ein wildtrauriges, düsterschönes Gemälde, eine Landschaft à la Salvator Rosa.

Mitten durch diese trübe und wüste Gegend schlang sich mühsam ein Fußsteig hindurch, auf dem das Pferd des tief in Träumereien versunkenen Don Juan einherschritt. Plötzlich hielt dasselbe inne; denn von der andern Seite her war, unbemerkt von Don Juan, auch ein Reiter gekommen. Dieser hielt, als er unsern Träumer erblickte, ebenfalls sein Pferd an und sagte, indem er sein Sammtbarett vom Kopfe nahm, mit einem Tone voll zuvorkommender Höflichkeit:

— Gottes Segen über Euch, Sennor.

Don Juan, durch das offene Gesicht und das artige Benehmen des Fremden eingenommen, erwiederte mit freundlichem Danke den Gruß desselben. Auf einmal aber hielt er an, wie von einer plötzlich wachwerdenden Erinnerung ergriffen. Er hatte in den Zügen des Reisenden die jenes Fremdlings wiedererkannt, der ihn bei einem

der Turniere im Schloſſe Villa-Garcia aus dem Sattel gehoben hatte. Es war daſſelbe ernſte, ſtrenge, thatkräftige, kühne Geſicht mit ſeinen feurigen Augen und ſeinem ſchönen, braunen Haar, das ſich in reichen Locken über ſeine Schultern ergoß.

Don Juan, der ſeit jenem Tage oft, aber vergebens, ſeinen Beſieger geſucht und die Gelegenheit einer Revanche unnütz erwartet hatte, hob ſich vor Freude hoch im Sattel, als er ihn ſo plötzlich hier wieder fand, und mit einer unwillkürlichen Bewegung gerieth ſeine Hand an den Griff ſeines Degens.

— Seid Ihr ein Edelmann? frug er mit rauhem Tone den Fremden.

— Wäre ich nicht ein Edelmann, ſo würde ich mit Euch nicht in die Schranken getreten ſein, Sennor, erwiederte der Reiſende.

— Aber Ihr ſeid nicht von hier; Niemand kennt Euch, wenigſtens auf Schloß Villa-Garcia.

— Ich bin aus Alcala de Henares in der Nähe von Madrid, antwortete der Unbekannte.

— Und was thut Ihr hier, Sennor?

— Zwar geſtehe ich Euch, Sennor, durchaus kein Recht zu, dieſe und ähnliche Fragen an mich zu richten; dennoch aber will ich aus Artigkeit ſie Euch beantworten. Ich komme alſo ſo eben von Madrid, wo ich meine Studien beendigt habe, und zwar unter der Leitung des berühmten Lopez, den ich auch Euch, Sennor, zum Lehrer hätte wünſchen mögen; denn er würde Euch, außer tauſend andern trefflichen Sachen, auch gelehrt haben, auf geziemende Weiſe zu reden und auch, wo es die Gelegenheit erfordert, zu ſchweigen. . . .

— Ihr wollt mich beleidigen, Sennor Cavalier? unterbrach ihn Don Juan, hochroth vor aufwallendem Zorn.

— Die Wahrheit kann keine Beleidigung ſein, Sennor, entgegnete der Fremde mit einer Ruhe, die gegen das aufbrauſende Weſen Don Juan's um ſo ſeltſamer abſtach, da beide Sprechende von ziemlich gleichem Alter waren.

— Und wie heißt Euer Vater? frug Don Juan.

— Bei Sanct-Michel, meinem großen Schutzheiligen, glaubt Ihr denn, meine Geduld ſei unerſchöpflich, daß Ihr Euch ſolche Fragen erlaubt? rief der Reiter aus, indem er mit auffahrender

Lebhaftigkeit seinen Andalusier auf den Adoptivsohn Don Quixada's zuschreiten ließ. Doch, — fügte er, sich selbst bezwingend, hinzu — auch das sollt Ihr wissen: mein Vater heißt Don Rodrigues Cervantes de Saavedra. Das ist, hoffe ich, eine Herkunft, auf die man stolz sein kann, während es Euch, mein hochfahrender junger Herr, vielleicht sehr schwer fallen möchte, mir den Namen Eures Vaters zu nennen.

Don Juan's eben noch hochrothe Wangen erbleichten einen Augenblick und rötheten sich dann noch purpurner. Seine Augen funkelten vor Wuth und indem er, rasch wie ein Blitz, aus dem Sattel auf die Erde sprang und sein Schwert aus der Scheide riß, rief er:

— Freund, das ist ein Wort, das Blut fordert.

— Wie es Euch beliebt, Sennor, erwiederte der junge Cervantes und schwang sich ebenfalls aus den Steigbügeln.

Im Nu war zwischen diesen beiden Gegnern ein schrecklicher Kampf entbrannt. Mit entsetzlichem Geräusch klirrten ihre Schwerter an einander und mischten ihren schrillen Klang unter das unheilschwangere Geräusch der Adler und Geier und das dumpfe Murmeln des Waldstromes. Don Juan war in diesem Kampfe nothwendigerweise im Nachtheil; denn wüthend und seiner Sinne kaum mächtig, schlug er wie blind auf seinen Gegner los, während Cervantes, der vollkommen ruhig war, sich darauf beschränkte, die Hiebe, die Don Juan unablässig nach ihm führte, zu pariren und sich mit einem eisernen Kreis zu decken, in den das Schwert seines Feindes sich vergeblich einen Weg zu bahnen versuchte. Der Eine war unbeweglich, wie die Felsen, welche den Kampfplatz umringten; der Andre griff von allen Seiten an und mit einer durch die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen immer heftiger werdenden Wuth vermehrte er seine Hiebe in's Unzählige.

So gelang es ihm endlich, Cervantes an der Schulter eine leichte Wunde beizubringen. Das war für diesen wie ein Funke in eine pulvergefüllte Mine. Nun ward auch in ihm das heiße spanische Blut rege; seine Augen entflammten sich und schleuderten verzehrende Blitze und mit den Worten:

— Nun, Sennor, hält die Reihe an mir!

begann er seinerseits den Angriff und hatte in wenigen Augenblik-

Im Jahre 1848 wurde der Bau der Linie Lemberg-Czernowitz, welche bis Kolomea bereits dem Betriebe übergeben war, eingestellt, und erst im Jahre 1856 wieder aufgenommen und bis Czernowitz vollendet. Die Eröffnung dieser Strecke fand am 1. Juni 1866 statt.

Die Linie Lemberg-Przemysl wurde am 1. Juni 1861 eröffnet.

Die Linie Lemberg-Brody wurde am 1. Juni 1869 eröffnet.

Die Linie Lemberg-Tarnopol wurde am 1. Juni 1870 eröffnet.

Die Linie Lemberg-Stryj wurde am 1. Juni 1871 eröffnet.

Die Linie Stryj-Stanislau wurde am 1. Juni 1872 eröffnet.

Die Linie Stanislau-Kolomea wurde am 1. Juni 1873 eröffnet.

Die Linie Kolomea-Czernowitz wurde am 1. Juni 1866 eröffnet.

Die Linie Lemberg-Przemysl wurde am 1. Juni 1861 eröffnet.

Die Linie Lemberg-Brody wurde am 1. Juni 1869 eröffnet.

Die Linie Lemberg-Tarnopol wurde am 1. Juni 1870 eröffnet.

Die Linie Lemberg-Stryj wurde am 1. Juni 1871 eröffnet.

Die Linie Stryj-Stanislau wurde am 1. Juni 1872 eröffnet.

Die Linie Stanislau-Kolomea wurde am 1. Juni 1873 eröffnet.

Die Linie Kolomea-Czernowitz wurde am 1. Juni 1866 eröffnet.

Whereas under the Treaty of Peace between Great Britain and the United States of America, signed at Paris on the 3rd day of September, 1783, the boundaries of the United States were declared to be as follows, namely:

"From the North West angle of Nova Scotia, viz., that angle which is formed by a line drawn due North from the source of the River St. Croix, directly to the aforesaid River, to its source, and from thence by a line due West on said latitude until it strikes the River Iroquois or Cataraquy; thence along the middle of said River into the Lake Ontario, through the middle of said Lake until it strikes the communication by water between that Lake and Lake Erie; thence along the middle of said communication into the Lake Erie, through the middle of said Lake until it arrives at the water communication into the Lake Huron; thence through the middle of said Lake to the water communication between that Lake and Lake Superior; thence through Lake Superior northward of the Isles Royal and Phelipeaux to the Long Lake; thence through the middle of said Long Lake and the water communication between it and the Lake of the Woods, to the said Lake of the Woods; thence through the said Lake to the most North West point thereof, and from thence on a due West course to the River Mississippi; thence along the middle of said River into the South or Southern bounds of the Territory of the United States; from the East and North East boundaries of the United States, all the Islands within twenty leagues of any part of the shores of the United States, and lying between lines to be drawn due East from the points where the aforesaid boundaries between Nova Scotia on the one part and East Florida on the other shall respectively touch the Bay of Fundy and the Atlantic Ocean, except such Islands as now are or heretofore have been within the limits of the said province of Nova Scotia."

And whereas under the Treaty of Peace between Great Britain and the United States of America, signed at Ghent on the 24th day of December, 1814, it was agreed that the boundary of the United States from the Lake of the Woods to the Stony Mountains should be settled by a Commission appointed for that purpose;

And whereas the Commissioners appointed under the said Treaty of Ghent have not yet completed their labours, and have not yet been able to agree upon the boundary aforesaid;

And whereas it is expedient that the limits of the said Province of Canada should be extended to the Territories hereinafter described, subject to the said boundary between the United States and the said Territories, such extension having been first duly authorized by Addresses from the Houses of the Parliament of Canada, and from the Legislature of Assiniboia, pursuant to the provisions of the British North America Act, 1871;

ভাষায় ব্যবহৃত হয়। ইহা ব্যতীত ইংরাজী ভাষায় ব্যবহৃত হয় এমন কতকগুলি শব্দ আছে যাহা বাঙ্গালা ভাষায় ব্যবহৃত হয় না।

das Grollen des Waldſtromes lauſchte, kurz indem ich mit Augen, Ohren und Gedanken dieſe unermeßliche und ſchöne Natur betrachtete, in der ſich Gott von allen Seiten offenbart. Mein Herz ſang laut in meiner Bruſt.

— Sonderbares Vergnügen! rief Don Juan aus.

— Wie? antwortete ſein Gefährte. Ihr begreift das nicht? Faſt ein Gott ſein; durch die Kraft ſeines Geiſtes die Dinge aus der Nacht der Zukunft heraufbeſchwören und die ganze Vergangenheit aus dem Grabe wecken, darin ſie ſchlummert; Himmel und Erde, Zeit und Raum, Ewigkeit und Unendlichkeit in ſeiner Gewalt haben, über das doppelte Reich des Wirklichen und Idealen als unumſchränkter Herr und Meiſter herrſchen; einen Gedanken wahrnehmen, wie er in unſerm Innern keimt, dann fühlen, wie er aufſchießt; ihn ernähren, wie die Mutter ein Kind mit den beſten Säften ihrer Bruſt ernährt, ihn dann groß ziehen, daß er ein Mann wird, ihn in die Welt ſenden und ihm eine Stelle des Lebens unter den Ewiglebendigen anweiſen; die Maſſen erregen mit dem bloßen Hauche unſerer Stimme; Liebe oder Haß hervorrufen, Thränen des Mitleids entlocken oder Schauer des Schreckens ergießen durch den bloßen Ton unſerer Worte: — iſt das Alles Nichts in Euren Augen?

— Ihr ſeid ſicher ein ſehr reicher Mann, Sennor Poet, und habt keine Sorge mehr, wie Ihr Euern Weg in dieſer Welt machen wollt? frug Don Juan mit einem kalten Ausdruck, der hinreichend darthat, daß Alles, was Cervantes geſagt, keinen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

— Reich bin ich gerade nicht, entgegnete dieſer. Aber ich habe um ſo ſicherere Einkünfte, je geringer meine Bedürfniſſe und je beſchränkter und mäßiger meine Wünſche ſind.

— Erlaubt mir, Sennor, daran zu zweifeln, ſo wie auch den Zweifel auszuſprechen, daß die edle Poeterei wohl kaum ein Stand iſt, der das Glück derer machen kann, die ihm obliegen, entgegnete Don Juan. Daher glaube ich nicht Unrecht zu haben, wenn ich für Euch und Eure Zukunft nicht ohne Beſorgniß bin.

— Die Eurige bietet Euch vielleicht andere Perſpectiven, Ihr erblickt vielleicht poſitivere Güter am Ziele Eurer Bahn: aber ich bitte Euch, laſſet mir meine Träume und meine Phantaſien.

Ich [illegible] [illegible] [illegible]

Quirada's hatte, wenn er ſich über die geringe Neigung ſeines Zöglings zu den ſchönen Wiſſenſchaften und der claſſiſchen Literatur beklagte, ſo war ſein Herz darum doch ein trefflicher Boden, geeignet, die ſchönſten Früchte zu erzeugen. Für jetzt freilich war daſſelbe faſt ganz von Strebungen und gewiſſermaßen hinneigenden Vorahnungen einer glanzvollen, glorreichen Zukunft als Kriegesheld ausgefüllt.

So kam es, daß, als Don Juan endlich in ſpäter Nachtſtunde das Schloß erreicht hatte, er beim Einreiten zwar eine außerordentliche Bewegung innerhalb deſſelben wahrnahm, derſelben aber durchaus nicht Acht hatte, da ſein Geiſt ganz und gar mit einer Schlacht beſchäftigt war, die er in Gedanken in dieſem Augenblick gerade den Mauren lieferte, während er zugleich einen Sturm auf eine ihrer Feſtungen anbefahl. Alles Geräuſch, das rings um ihn her im Schloßhofe gemacht ward, verlor ſich im Geräuſche der Schlacht und des Sturmes gegen die mauriſche Citadelle, in die er endlich nach tauſend unerhörten Anſtrengungen unter lautem Siegesgeſchrei und hellen Triumphgeſängen als Sieger einzog. Er war ſo befangen in ſeinen Träumen und ſo zerſtreut und unaufmerkſam auf die Vorgänge der Außenwelt, daß er ſich plötzlich, ohne ſelbſt zu wiſſen, wie er dahin gelangt war, in ſeinem Zimmer befand und ſich auf ſein Bett warf, wo er, ermüdet von ſeinem Umherſtreifen während des Tages, bald in einen tiefen Schlaf verfiel.

Am andern Morgen ſchlug die Schloßglocke ſchon die achte Stunde und Don Juan, der ſonſt immer beim erſten Hahnenſchrei ſich erhob und gewöhnlich die erſten Töne hörte, mit denen die Lerche die neu aufgehende Sonne begrüßt, Don Juan war noch nicht aufgeſtanden. Und doch war rings um ihn her im Schloſſe Villa-Garcia ſeit langer Zeit Alles in rühriger Bewegung; die Diener und Lakaien in ihren Staats-Livreen rannten Treppauf, Treppab, Corridor entlang und zurück und ſtießen alle Minuten in ihrer ungewöhnlichen Geſchäftigkeit auf einander. In Stall und Hof wieherten die Roſſe, die feſtlich aufgeſchirrt waren, und die Hunde bellten aus allen Kräften, gleich als begehrten ſie hinaus in den Forſt, wo die Jagd ihrer wartete.

Endlich ſchlug Don Juan die Augen auf. Wie erſtaunte er, als er ſein Zimmer vom hellen Tageslicht überſchwemmt ſah und acht bis zehn prachtvoll gekleidete Männergeſtalten erblickte, die von

Ce système, qui a été adopté par la Commission, a pour but de faire disparaître les inconvénients que présente le système actuel, qui consiste à faire payer les droits de douane sur le poids brut des marchandises importées, sans tenir compte de la tare, qui est souvent très-considérable, et qui, dans certains cas, peut même dépasser le poids net.

Le système proposé par la Commission consiste à faire payer les droits de douane sur le poids net des marchandises importées, en déduisant la tare, qui sera déterminée par des règlements spéciaux.

Ce système a été adopté par la Commission, parce qu'il est plus juste et plus équitable que le système actuel, et qu'il permettra de faire disparaître les inconvénients que présente le système actuel.

Le système proposé par la Commission consiste à faire payer les droits de douane sur le poids net des marchandises importées, en déduisant la tare, qui sera déterminée par des règlements spéciaux.

Ce système a été adopté par la Commission, parce qu'il est plus juste et plus équitable que le système actuel, et qu'il permettra de faire disparaître les inconvénients que présente le système actuel.

von dem Erſtaunen zu erholen, das dieſe Worte in ihm erregten; aber es war dies noch gar Nichts im Vergleich mit den noch überraſchenderen Ereigniſſen, die ſich für ihn vorbereiteten. Er war jetzt zu dem Augenblick gekommen, den er bisher ſo heiß und mit allen Kräften ſeiner Seele herbeigeſehnt hatte, zu dem Augenblick, wo der Strom ſeines Lebens in ein anderes Bett fließen und wo ein Theil ſeiner Hoffnungen und Träume ſich verwirklichen ſollte.

Er legte die ſtolzen, ſchimmernden Gewänder an, welche die Diener ihm mit einer Ehrfurcht hinreichten, an die er nicht gewöhnt war. Sodann prüfte er ſorgſam und aufmerkſam die reichen Waffen, die er tragen ſollte, zog ein Schwert mit goldenem Griff aus glänzender Scheide und erſtaunte noch mehr als bisher, da er eine jener herrlichen Toledoklingen erkannte, die zu tragen ein Vorrecht der Höchſten in Spanien war. Endlich ließ er ſich einen kleinen Mantel von goldgeſticktem Sammet über die Schulter werfen und ſetzte einen mit weißen Straußfedern und einer Brillanten-Agraffe verzierten Hut auf's Haupt.

— Wir ſind bereit, Sennor, ſagte einer der Diener zu ihm, als ſein Anzug vollkommen beendet war.

Don Quirada's Angeſicht war freudeſtrahlend; denn kaum erkannte er unter dieſem faſt königlichen Coſtüme ſeinen Pflegeſohn wieder.

— Mein Sohn, ſagte er zu ihm, erkennte Dich mein Herz nicht wieder, meine Augen würden Dich ſchwerlich wieder erkennen.

In der That hatte der junge Mann ein wahrhaft fürſtliches Ausſehen und der ganze Madrider Hof konnte ſich nicht rühmen, einen eleganteren und vollkommneren Cavalier zu beſitzen. Mit Recht alſo konnte Don Quirada auf dieſen Zögling ſtolz ſein, mit Recht konnte ſein Herz höher pochen vor Freude beim Anblick dieſes jungen Mannes, den ſeine Liebe ſo herrlich herangebildet hatte. Nachdem ſich Don Juan in einem Venetianiſchen Spiegelglaſe, das ihm zwei Diener vorhielten, lächelnd betrachtet hatte, ſagte der alte Schloßherr zu ihm:

— Nun, mein Sohn, wollen wir von Donna Magdalena Abſchied nehmen und uns alsdann ſofort auf den Weg machen.

Sie ſtiegen in den großen Schloßſaal hinab, wo Don Juan mit aller Herzlichkeit warmer Kindesliebe ſeine theure Pflegemutter

Kreuzer, Hafer 4 Kreuzer, Heu 10 Kreuzer, Stroh 5 Kreuzer, Erbsen 12 Kreuzer, Linsen 12 Kreuzer, Bohnen 12 Kreuzer, Gerste 8 Kreuzer, Hirse 8 Kreuzer, Heidekorn 8 Kreuzer, Kartoffeln 4 Kreuzer, Rüben 4 Kreuzer, Kraut 4 Kreuzer, Obst 4 Kreuzer, Wein 4 Kreuzer, Bier 4 Kreuzer, Branntwein 4 Kreuzer, Essig 4 Kreuzer, Milch 4 Kreuzer, Butter 4 Kreuzer, Käse 4 Kreuzer, Eier 4 Kreuzer, Fleisch 4 Kreuzer, Fische 4 Kreuzer, Geflügel 4 Kreuzer, Wild 4 Kreuzer, Talg 4 Kreuzer, Schmalz 4 Kreuzer, Leder 4 Kreuzer, Wolle 4 Kreuzer, Flachs 4 Kreuzer, Hanf 4 Kreuzer, Garn 4 Kreuzer, Leinwand 4 Kreuzer, Baumwollenzeug 4 Kreuzer, Seidenzeug 4 Kreuzer, Kleider 4 Kreuzer, Schuhe 4 Kreuzer, Stiefel 4 Kreuzer, Hüte 4 Kreuzer, Mützen 4 Kreuzer, Bücher 4 Kreuzer, Papier 4 Kreuzer, Schreibmaterialien 4 Kreuzer, Spielkarten 4 Kreuzer, Tabak 4 Kreuzer, Schnupftabak 4 Kreuzer, Kautabak 4 Kreuzer, Rauchtabak 4 Kreuzer, Zigarren 4 Kreuzer, Zigaretten 4 Kreuzer, Pfeifen 4 Kreuzer, Spazierstöcke 4 Kreuzer, Regenschirme 4 Kreuzer, Sonnenschirme 4 Kreuzer, Fächer 4 Kreuzer, Handschuhe 4 Kreuzer, Strümpfe 4 Kreuzer, Socken 4 Kreuzer, Unterhosen 4 Kreuzer, Unterhemden 4 Kreuzer, Schlafanzüge 4 Kreuzer, Nachthemden 4 Kreuzer, Bettwäsche 4 Kreuzer, Tischwäsche 4 Kreuzer, Handtücher 4 Kreuzer, Taschentücher 4 Kreuzer, Waschlappen 4 Kreuzer, Seife 4 Kreuzer, Waschmittel 4 Kreuzer, Kerzen 4 Kreuzer, Lampen 4 Kreuzer, Öl 4 Kreuzer, Petroleum 4 Kreuzer, Streichhölzer 4 Kreuzer, Feuerzeuge 4 Kreuzer, Feuerstein 4 Kreuzer, Zunder 4 Kreuzer, Schwefel 4 Kreuzer, Pulver 4 Kreuzer, Blei 4 Kreuzer, Kugeln 4 Kreuzer, Schrot 4 Kreuzer, Patronen 4 Kreuzer, Gewehre 4 Kreuzer, Pistolen 4 Kreuzer, Säbel 4 Kreuzer, Degen 4 Kreuzer, Messer 4 Kreuzer, Gabeln 4 Kreuzer, Löffel 4 Kreuzer, Teller 4 Kreuzer, Tassen 4 Kreuzer, Gläser 4 Kreuzer, Krüge 4 Kreuzer, Flaschen 4 Kreuzer, Töpfe 4 Kreuzer, Pfannen 4 Kreuzer, Bratspieße 4 Kreuzer, Roste 4 Kreuzer, Backbleche 4 Kreuzer, Backformen 4 Kreuzer, Nudelhölzer 4 Kreuzer, Siebe 4 Kreuzer, Trichter 4 Kreuzer, Eimer 4 Kreuzer, Zuber 4 Kreuzer, Fässer 4 Kreuzer, Kisten 4 Kreuzer, Körbe 4 Kreuzer, Säcke 4 Kreuzer, Netze 4 Kreuzer, Angeln 4 Kreuzer, Köder 4 Kreuzer, Boote 4 Kreuzer, Ruder 4 Kreuzer, Segel 4 Kreuzer, Anker 4 Kreuzer, Taue 4 Kreuzer, Ketten 4 Kreuzer, Schlösser 4 Kreuzer, Schlüssel 4 Kreuzer, Riegel 4 Kreuzer, Scharniere 4 Kreuzer, Nägel 4 Kreuzer, Schrauben 4 Kreuzer, Muttern 4 Kreuzer, Unterlegscheiben 4 Kreuzer, Bolzen 4 Kreuzer, Stifte 4 Kreuzer, Ösen 4 Kreuzer, Haken 4 Kreuzer, Ringe 4 Kreuzer, Kloben 4 Kreuzer, Rollen 4 Kreuzer, Flaschenzüge 4 Kreuzer, Hebel 4 Kreuzer, Keile 4 Kreuzer, Schrauben ohne Ende 4 Kreuzer, Zahnräder 4 Kreuzer, Kurbeln 4 Kreuzer, Achsen 4 Kreuzer, Lager 4 Kreuzer, Federn 4 Kreuzer, Puffer 4 Kreuzer, Bremsen 4 Kreuzer, Räder 4 Kreuzer, Reifen 4 Kreuzer, Speichen 4 Kreuzer, Naben 4 Kreuzer, Felgen 4 Kreuzer, Achsschenkel 4 Kreuzer, Lenkstangen 4 Kreuzer, Deichseln 4 Kreuzer, Wagenkästen 4 Kreuzer, Leiterwagen 4 Kreuzer, Handkarren 4 Kreuzer, Schubkarren 4 Kreuzer, Fuhrwerke 4 Kreuzer, Pferdegeschirre 4 Kreuzer, Sättel 4 Kreuzer, Zaumzeug 4 Kreuzer, Peitschen 4 Kreuzer, Stallungen 4 Kreuzer, Futtertröge 4 Kreuzer, Heuraufen 4 Kreuzer, Streu 4 Kreuzer, Misthaufen 4 Kreuzer, Jauchegruben 4 Kreuzer, Düngerstätten 4 Kreuzer, Ackergeräte 4 Kreuzer, Pflüge 4 Kreuzer, Eggen 4 Kreuzer, Walzen 4 Kreuzer, Hacken 4 Kreuzer, Schaufeln 4 Kreuzer, Spaten 4 Kreuzer, Sensen 4 Kreuzer, Sicheln 4 Kreuzer, Dreschflegel 4 Kreuzer, Worfelmaschinen 4 Kreuzer, Getreidesäcke 4 Kreuzer, Mühlsteine 4 Kreuzer, Mahlgänge 4 Kreuzer, Mehlsäcke 4 Kreuzer, Backöfen 4 Kreuzer, Backstuben 4 Kreuzer, Bäckergesellen 4 Kreuzer, Brotkörbe 4 Kreuzer, Brotmesser 4 Kreuzer, Brotschneidemaschinen 4 Kreuzer, Brotwaagen 4 Kreuzer, Brotmarken 4 Kreuzer, Brotkarten 4 Kreuzer, Brotrationen 4 Kreuzer, Brotzuteilungen 4 Kreuzer, Brotverteilungen 4 Kreuzer, Brotausgaben 4 Kreuzer, Brotannahmen 4 Kreuzer, Brotlieferungen 4 Kreuzer, Brotfuhren 4 Kreuzer, Brotwagen 4 Kreuzer, Brotkutscher 4 Kreuzer, Brotträger 4 Kreuzer, Brotlager 4 Kreuzer, Brotvorräte 4 Kreuzer, Brotbestände 4 Kreuzer, Brotverluste 4 Kreuzer, Brotschwund 4 Kreuzer, Brotverderb 4 Kreuzer, Brotschimmel 4 Kreuzer, Brotfäulnis 4 Kreuzer, Brotgeruch 4 Kreuzer, Brotgeschmack 4 Kreuzer, Brotfarbe 4 Kreuzer, Brotkruste 4 Kreuzer, Brotkrume 4 Kreuzer, Brotporen 4 Kreuzer, Brotlockerung 4 Kreuzer, Brotsäuerung 4 Kreuzer, Brotgärung 4 Kreuzer, Brotteig 4 Kreuzer, Brotmehl 4 Kreuzer, Brotwasser 4 Kreuzer, Brotsalz 4 Kreuzer, Brothefe 4 Kreuzer, Brotsauerteig 4 Kreuzer, Brotanstellgut 4 Kreuzer, Brotgut 4 Kreuzer, Brotmasse 4 Kreuzer, Brotstück 4 Kreuzer, Brotlaib 4 Kreuzer, Brotwecken 4 Kreuzer, Brötchen 4 Kreuzer, Semmeln 4 Kreuzer, Hörnchen 4 Kreuzer, Zwieback 4 Kreuzer, Knäckebrot 4 Kreuzer, Pumpernickel 4 Kreuzer, Schwarzbrot 4 Kreuzer, Weißbrot 4 Kreuzer, Vollkornbrot 4 Kreuzer, Mischbrot 4 Kreuzer, Roggenbrot 4 Kreuzer, Weizenbrot 4 Kreuzer, Dinkelbrot 4 Kreuzer, Hafervollkornbrot 4 Kreuzer, Leinsamenbrot 4 Kreuzer, Sonnenblumenkernbrot 4 Kreuzer, Kürbiskernbrot 4 Kreuzer, Walnussbrot 4 Kreuzer, Haselnussbrot 4 Kreuzer, Mandelbrot 4 Kreuzer, Rosinenbrot 4 Kreuzer, Stollen 4 Kreuzer, Christstollen 4 Kreuzer, Osterbrot 4 Kreuzer, Hefezopf 4 Kreuzer, Butterzopf 4 Kreuzer, Milchbrot 4 Kreuzer, Buttermilchbrot 4 Kreuzer, Joghurtbrot 4 Kreuzer, Quarkbrot 4 Kreuzer, Käsebrot 4 Kreuzer, Speckbrot 4 Kreuzer, Zwiebelbrot 4 Kreuzer, Kräuterbrot 4 Kreuzer, Gewürzbrot 4 Kreuzer, Lebkuchen 4 Kreuzer, Honigkuchen 4 Kreuzer, Pfefferkuchen 4 Kreuzer, Spekulatius 4 Kreuzer, Printen 4 Kreuzer, Aachener Printen 4 Kreuzer, Elisenlebkuchen 4 Kreuzer, Nürnberger Lebkuchen 4 Kreuzer, Basler Leckerli 4 Kreuzer, Zimtsterne 4 Kreuzer, Vanillekipferl 4 Kreuzer, Makronen 4 Kreuzer, Kokosmakronen 4 Kreuzer, Mandelmakronen 4 Kreuzer, Haselnussmakronen 4 Kreuzer, Baiser 4 Kreuzer, Meringen 4 Kreuzer, Eiweißgebäck 4 Kreuzer, Mürbeteig 4 Kreuzer, Rührteig 4 Kreuzer, Biskuitteig 4 Kreuzer, Hefeteig 4 Kreuzer, Blätterteig 4 Kreuzer, Strudelteig 4 Kreuzer, Brandteig 4 Kreuzer, Quarkteig 4 Kreuzer, Nudelteig 4 Kreuzer, Pizzateig 4 Kreuzer, Fladenteig 4 Kreuzer, Pfannkuchenteig 4 Kreuzer, Waffelteig 4 Kreuzer, Crêpeteig 4 Kreuzer, Tortenboden 4 Kreuzer, Obstboden 4 Kreuzer, Streuselkuchen 4 Kreuzer, Käsekuchen 4 Kreuzer, Quarkkuchen 4 Kreuzer, Sahnekuchen 4 Kreuzer, Buttercremetorte 4 Kreuzer, Schwarzwälder Kirschtorte 4 Kreuzer, Frankfurter Kranz 4 Kreuzer, Prinzregententorte 4 Kreuzer, Sachertorte 4 Kreuzer, Marmorkuchen 4 Kreuzer, Gugelhupf 4 Kreuzer, Napfkuchen 4 Kreuzer, Kastenkuchen 4 Kreuzer, Obstkuchen 4 Kreuzer, Apfelkuchen 4 Kreuzer, Apfelstrudel 4 Kreuzer, Apfeltasche 4 Kreuzer, Apfelmus 4 Kreuzer, Apfelgelee 4 Kreuzer, Apfelsaft 4 Kreuzer, Apfelwein 4 Kreuzer, Apfelessig 4 Kreuzer, Apfelschnaps 4 Kreuzer, Apfelbrand 4 Kreuzer, Apfelkorn 4 Kreuzer, Apfelgeist 4 Kreuzer, Apfelmost 4 Kreuzer, Apfelsaftschorle 4 Kreuzer, Apfelsaftkonzentrat 4 Kreuzer, Apfelsaftpulver 4 Kreuzer, Apfelsaftbonbons 4 Kreuzer, Apfelsaftgummibärchen 4 Kreuzer, Apfelsaftlimonade 4 Kreuzer, Apfelsaftbrause 4 Kreuzer, Apfelsaftsirup 4 Kreuzer, Apfelsaftkonfitüre 4 Kreuzer, Apfelsaftmarmelade 4 Kreuzer, Apfelsaftgelee 4 Kreuzer, Apfelsaftmus 4 Kreuzer, Apfelsaftessig 4 Kreuzer, Apfelsaftschnaps 4 Kreuzer, Apfelsaftbrand 4 Kreuzer, Apfelsaftkorn 4 Kreuzer, Apfelsaftgeist 4 Kreuzer, Apfelsaftmost 4 Kreuzer, Apfelsaftwein

Donna Magdalena liebevoll emporhob, die in thränenreichem Stillschweigen auf dem Balcon saß und seiner Abreise zusah.

Als sie an's Ende der großen Allee gekommen waren, die aus dem Hofe noch eine Strecke weit hinaus vor das Schloß reichte, hielt Juan noch ein Mal und winkte der Schloßdame, die ihn noch immer betrachtete, einen letzten Abschiedsgruß zu.

Sodann gleichsam, als wollte er der inneren Rührung seines Herzens entrinnen und dieselbe nicht Meister über seine Standhaftigkeit werden lassen, gab er seinem Rosse die Sporen und beeilte sich zu Don Luis zu kommen, der an der Spitze des Zuges ritt.

Lange ritten sie schweigsam neben einander fort. Don Quirada schien von tiefen Gedanken gänzlich in Anspruch genommen. Sein nachdenkliches Aussehen und seine ernsten Züge ließen eher eine traurige, als eine freudige Stimmung seiner Seele vermuthen. In der That war es auch ein schmerzenreicher Gedanke für ihn, sich von seinem Adoptivsohne trennen zu müssen, von diesem Kinde, das er mit so liebevoller Sorgfalt und Ueberwachung zum Manne erzogen hatte und welches das letzte Band war, das ihn an die Erde fesselte, auf der alle andern Illusionen mit ihrem goldigen Schimmer längst für den bejahrten, ergrauten Krieger und Staatsmann geschwunden waren.

Don Juan war nicht minder in Gedanken versunken. Aber je weiter er sich von Villa-Garcia entfernte, desto heiterer ward nach und nach sein Gesicht, indem er daran dachte, daß er sich mit jedem Schritte dem Augenblick nähere, wo sich die Zukunft mit ihren reichen Schätzen von Ehre und Ruhm vor ihm erschließen sollte. Bald beschäftigten sich seine Gedanken endlich nur noch mit dem Manne, der Alles in Spanien vermochte und dem er nun vorgestellt werden sollte, mit dem Könige.

Indeß hatte der Zug den Fuß des Berges Toros erreicht und schickte sich an, ihn auf den steilen Pfaden zu ersteigen, welche sich an den Seiten des Berges hinschlängeln. Da wurden Don Juan und Don Luis Quirada aus ihren beiderseitigen Träumen und ihrem Nachdenken aufgestört durch ein ungewöhnliches Geräusch, das in dem Gehölze hörbar ward, womit das Gebirge bedeckt war. Sie hörten, wie Zweige zerbrochen wurden, wie das Laub gewaltig rauschte und wandten nun beide schnell ihre Augen nach dieser Seite hin, indem sie den Schritt ihrer Pferde anhielten.

The plan of the plate on the 15th, 16th and 17th days of the month, is the same as that of the 14th day.

On the 18th day of the month, the plate is divided into two parts, the upper part of which is occupied by the figure of a man, and the lower part by the figure of a woman. The man's figure is divided into 12 parts, and the woman's figure into 11 parts. The 12 parts of the man's figure are the head, the neck, the breast, the belly, the right arm, the left arm, the right thigh, the left thigh, the right leg, the left leg, the right foot, and the left foot. The 11 parts of the woman's figure are the head, the neck, the breast, the belly, the right arm, the left arm, the right thigh, the left thigh, the right leg, the left leg, and the feet.

On the 19th day of the month, the plate is divided into two parts, the upper part of which is occupied by the figure of a man, and the lower part by the figure of a woman. The man's figure is divided into 12 parts, and the woman's figure into 11 parts. The 12 parts of the man's figure are the head, the neck, the breast, the belly, the right arm, the left arm, the right thigh, the left thigh, the right leg, the left leg, the right foot, and the left foot. The 11 parts of the woman's figure are the head, the neck, the breast, the belly, the right arm, the left arm, the right thigh, the left thigh, the right leg, the left leg, and the feet.

On the 20th day of the month, the plate is divided into two parts, the upper part of which is occupied by the figure of a man, and the lower part by the figure of a woman. The man's figure is divided into 12 parts, and the woman's figure into 11 parts. The 12 parts of the man's figure are the head, the neck, the breast, the belly, the right arm, the left arm, the right thigh, the left thigh, the right leg, the left leg, the right foot, and the left foot. The 11 parts of the woman's figure are the head, the neck, the breast, the belly, the right arm, the left arm, the right thigh, the left thigh, the right leg, the left leg, and the feet.

On the 21st day of the month, the plate is divided into two parts, the upper part of which is occupied by the figure of a man, and the lower part by the figure of a woman. The man's figure is divided into 12 parts, and the woman's figure into 11 parts. The 12 parts of the man's figure are the head, the neck, the breast, the belly, the right arm, the left arm, the right thigh, the left thigh, the right leg, the left leg, the right foot, and the left foot. The 11 parts of the woman's figure are the head, the neck, the breast, the belly, the right arm, the left arm, the right thigh, the left thigh, the right leg, the left leg, and the feet.

On the 22nd day of the month, the plate is divided into two parts, the upper part of which is occupied by the figure of a man, and the lower part by the figure of a woman. The man's figure is divided into 12 parts, and the woman's figure into 11 parts. The 12 parts of the man's figure are the head, the neck, the breast, the belly, the right arm, the left arm, the right thigh, the left thigh, the right leg, the left leg, the right foot, and the left foot. The 11 parts of the woman's figure are the head, the neck, the breast, the belly, the right arm, the left arm, the right thigh, the left thigh, the right leg, the left leg, and the feet.

On the 23rd day of the month, the plate is divided into two parts, the upper part of which is occupied by the figure of a man, and the lower part by the figure of a woman. The man's figure is divided into 12 parts, and the woman's figure into 11 parts. The 12 parts of the man's figure are the head, the neck, the breast, the belly, the right arm, the left arm, the right thigh, the left thigh, the right leg, the left leg, the right foot, and the left foot. The 11 parts of the woman's figure are the head, the neck, the breast, the belly, the right arm, the left arm, the right thigh, the left thigh, the right leg, the left leg, and the feet.

On the 24th day of the month, the plate is divided into two parts, the upper part of which is occupied by the figure of a man, and the lower part by the figure of a woman. The man's figure is divided into 12 parts, and the woman's figure into 11 parts. The 12 parts of the man's figure are the head, the neck, the breast, the belly, the right arm, the left arm, the right thigh, the left thigh, the right leg, the left leg, the right foot, and the left foot. The 11 parts of the woman's figure are the head, the neck, the breast, the belly, the right arm, the left arm, the right thigh, the left thigh, the right leg, the left leg, and the feet.

On the 25th day of the month, the plate is divided into two parts, the upper part of which is occupied by the figure of a man, and the lower part by the figure of a woman. The man's figure is divided into 12 parts, and the woman's figure into 11 parts. The 12 parts of the man's figure are the head, the neck, the breast, the belly, the right arm, the left arm, the right thigh, the left thigh, the right leg, the left leg, the right foot, and the left foot. The 11 parts of the woman's figure are the head, the neck, the breast, the belly, the right arm, the left arm, the right thigh, the left thigh, the right leg, the left leg, and the feet.

On the 26th day of the month, the plate is divided into two parts, the upper part of which is occupied by the figure of a man, and the lower part by the figure of a woman. The man's figure is divided into 12 parts, and the woman's figure into 11 parts. The 12 parts of the man's figure are the head, the neck, the breast, the belly, the right arm, the left arm, the right thigh, the left thigh, the right leg, the left leg, the right foot, and the left foot. The 11 parts of the woman's figure are the head, the neck, the breast, the belly, the right arm, the left arm, the right thigh, the left thigh, the right leg, the left leg, and the feet.

On the 27th day of the month, the plate is divided into two parts, the upper part of which is occupied by the figure of a man, and the lower part by the figure of a woman. The man's figure is divided into 12 parts, and the woman's figure into 11 parts. The 12 parts of the man's figure are the head, the neck, the breast, the belly, the right arm, the left arm, the right thigh, the left thigh, the right leg, the left leg, the right foot, and the left foot. The 11 parts of the woman's figure are the head, the neck, the breast, the belly, the right arm, the left arm, the right thigh, the left thigh, the right leg, the left leg, and the feet.

On the 28th day of the month, the plate is divided into two parts, the upper part of which is occupied by the figure of a man, and the lower part by the figure of a woman. The man's figure is divided into 12 parts, and the woman's figure into 11 parts. The 12 parts of the man's figure are the head, the neck, the breast, the belly, the right arm, the left arm, the right thigh, the left thigh, the right leg, the left leg, the right foot, and the left foot. The 11 parts of the woman's figure are the head, the neck, the breast, the belly, the right arm, the left arm, the right thigh, the left thigh, the right leg, the left leg, and the feet.

On the 29th day of the month, the plate is divided into two parts, the upper part of which is occupied by the figure of a man, and the lower part by the figure of a woman. The man's figure is divided into 12 parts, and the woman's figure into 11 parts. The 12 parts of the man's figure are the head, the neck, the breast, the belly, the right arm, the left arm, the right thigh, the left thigh, the right leg, the left leg, the right foot, and the left foot. The 11 parts of the woman's figure are the head, the neck, the breast, the belly, the right arm, the left arm, the right thigh, the left thigh, the right leg, the left leg, and the feet.

On the 30th day of the month, the plate is divided into two parts, the upper part of which is occupied by the figure of a man, and the lower part by the figure of a woman. The man's figure is divided into 12 parts, and the woman's figure into 11 parts. The 12 parts of the man's figure are the head, the neck, the breast, the belly, the right arm, the left arm, the right thigh, the left thigh, the right leg, the left leg, the right foot, and the left foot. The 11 parts of the woman's figure are the head, the neck, the breast, the belly, the right arm, the left arm, the right thigh, the left thigh, the right leg, the left leg, and the feet.

On the 31st day of the month, the plate is divided into two parts, the upper part of which is occupied by the figure of a man, and the lower part by the figure of a woman. The man's figure is divided into 12 parts, and the woman's figure into 11 parts. The 12 parts of the man's figure are the head, the neck, the breast, the belly, the right arm, the left arm, the right thigh, the left thigh, the right leg, the left leg, the right foot, and the left foot. The 11 parts of the woman's figure are the head, the neck, the breast, the belly, the right arm, the left arm, the right thigh, the left thigh, the right leg, the left leg, and the feet.

Und ohne ein Wort weiterer Erklärung hinzuzufügen, zog er den jungen Mann mit sich fort nach dem Orte zu, von wo das Geräusch der Jagd sich hören ließ. Je näher sie kamen, desto deutlicher ward dasselbe. Man vernahm das Bellen der Hunde, das Schmettern der Hörner, das Wiehern der Rosse, das Jagdgeschrei der Jäger selbst, die einander zuriefen oder antworteten; das Ganze verschmolz in eine wilde, aufregende Harmonie. Plötzlich gewahrten sie eine Gruppe von Reitern und Fußgängern, die prachtvoll gekleidet waren und das Geleite eines Mannes bildeten, der mit stolzem, herrischem Blicke auf sie alle herabschaute.

— Da kommen sie! sagte Don Quirada und richtete seine und seines Gefährten Schritte auf die Gruppe hin.

Don Juan's Herz schlug heftig und hörbar laut.

Als sie etwa die Spitze des Zuges erreicht hatten, stiegen sie von ihren Pferden. Don Quirada entblößte sein Haupt; Juan that ein Gleiches und beide schritten auf Den zu, den man an seiner Haltung und an den Ehrfurchtsbezeugungen aller Umstehenden leicht für den Herrn erkannte.

— Das ist der König, sagte der Greis.

Aber Juan hörte schon Nichts mehr. Seine Blicke hatten sich getrübt, in seinen Ohren sauste ein seltsames Geräusch und seine Kniee waren nahe daran, unter ihm zusammenzubrechen. Es war, als wäre er von dem Zauberstab einer Fee berührt worden. Plötzlich schritt der König auf ihn zu, faßte ihn bei der Hand und frug ihn:

— Wißt Ihr, wer Euer Vater ist?

Juan, gleich betroffen von dieser sonderbaren Frage, wie von der unvermutheten Zutraulichkeit des Königs, wußte keine Antwort zu geben und betrachtete erröthend den Greis Don Luis Quirada.

Philipp II., welcher der Richtung der Blicke des jungen Mannes gefolgt war, lächelte und sagte:

— Seid mir gegrüßt, Sohn meines Vaters, Sohn Kaiser Karl's.

Und indem er sich zu den Herren seines Hofes wandte, sagte er:

— Sennores, hier unter Gottes freiem Himmel und im Lichte der Sonne habe ich Euch den Sohn Kaiser Karl's V., unsres er-

Lehrer Schmidt, Lehrer Meyer, Lehrer Schulze, Lehrer Müller,

Kloſters, ihren Abt und das Crucifix an ihrer Spitze, entgegen, die hierher kamen, um dem Könige ihre Huldigung darzubringen. Neben dem Prior bemerkte Don Juan ſeinen Freund Miguel Cervantes, der ein Neffe des Abtes war. Don Juan ritt auf ihn zu und drückte ihm freundſchaftlich die Hand.

— Könnt Ihr mir nicht den neuen Bruder des Königs, Don Juan d'Auſtria, zeigen? frug Cervantes, den freundſchaftlichen Händedruck kräftig erwiedernd.

— Das kann leicht geſchehen, erwiederte der Prinz lächelnd. Ihr braucht nur mich anzuſehen; denn man ſagt, daß ich es ſei. Aber ich kann Euch verſichern, daß ich ſelbſt der Sache noch gar nicht ſicher bin. Ich habe mich noch gar nicht in meine neue Würde gefunden, bin vielmehr ſo fremd darin, als wäre ich eine Perſon aus einem Eurer Gedichte.

IV.

Lebensentwickelung.

Wer erklärt das wunderbare Geheimniß der Zeugung? Wer erklärt jenes unauflösliche Räthſel, wodurch der Vater ſeine Geſtalt, ſeinen Geiſt, ſeine Neigungen, ſeine Tugenden und ſeine Laſter, ſeine Schönheit und ſeine Mißgeſtalt auf den Sohn vererbt? Ihr ketzeriſchen Zweifler, die Ihr an den Fluch der Erbſünde nicht glaubt, betrachtet die Welt und ſeht, ob nicht der größte Fluch derſelben in dem vom Vater auf den Sohn Vererbten beſteht. Ein Kind wird geboren im Palaſt, ein Kind wird geboren in der Hütte; die Götter des Glücks umſtehen jenes bei der Wiege, die Furien des Elends umringen dieſes auf ſeinem Lotterbettchen. Iſt dies keine Erbſünde, kein Weltfluch? Der eine Knabe tritt in's Leben, ſchön, wie ein Gott, die Geſtalt hoch und hervorragend, das Auge glänzend, die Stirn leuchtend; die Welt liegt lachend vor ihm, die Welt und alle Herzen fliegen ihm bei ſeinem erſten Auftreten entgegen. Und warum? Wodurch hat er dieſen Segen des Geſchickes verdient? Weil ſein Vater ſchön, hoch und von glänzender Geſtalt geweſen. Ein andrer Knabe ſchleicht daher, ſchwächlich, verunſtaltet, mit verzerrten Mienen, mit ſchielendem Auge; ſein erſtes Erſcheinen genügt, um alle Welt gegen ihn einzunehmen, um alle Vorurtheile gegen ihn zu entfeſſeln. Und warum? Weil ſein

Vater mit gleichem Fluche belaſtet, mit gleichem Unglücke heimgeſucht war.

Trennt Euch, Ihr jungen Leute von gleichem Alter, von gleichen Anſprüchen, von gleich loderndem Gefühl für das Erhabene und Große; trennt Euch, Don Juan und Miguel Cervantes! Die Erbſünde hat eine furchtbare Kluft zwiſchen Euch gegraben. Miguel Cervantes, Sohn eines edeln Caſtilianers, mit der Glorie des Genies um Deine Stirn, entſage den Freuden des Lebens, an welche Dein feuriger Blick ſo glühende Anſprüche zu machen ſcheint; wirf die Hoffnungen Deiner Jugend von Dir, heißer Jüngling; Du biſt zur Armuth beſtimmt, zum Drangſal, zur Noth; denn Dein Vater war arm, dürftig und hilflos. Don Juan d'Auſtria, Du biſt im ſündhaften Bett erzeugt, das Gerücht nennt als Deine Mutter die Schweſter Deines Vaters; aber Dein Vater war ein König, ein Kaiſer, ein Weltbeherrſcher. Breite Deine Arme aus; das Glück iſt Dein; Du kannſt es nicht umfaſſen, ſo gewaltig, ſo grenzenlos wird es Dir zu Theil; Du biſt ja ein Kaiſersſohn; das Glück iſt ja Dein Erbtheil; es iſt Dir ſo getreu, daß es ſelbſt aus kurzem, vorübergehendem Mißgeſchick von Neuem ſchöner als je für Dich erblüht. Von einem mißtrauiſchen, lieblos argwöhniſchen Bruder, der ſeines großen, freigebigen Vaters Teſtament lange unerfüllt ließ, wirſt Du endlich aufgenommen und wirſt von ihm einen Augenblick lang ſogar geliebt und werthgehalten, trotz Deiner jugendlichen Friſche und Schöne. Alle Frauenherzen am Hofe erobert Dein männlich kräftiges Ausſehen, Deine ſtolze Heldenhaltung; alle Männerherzen werden Dir geneigt Deines kühn aufſtrebenden Kriegermuthes willen, der Dich als einen wahrhaftigen Sohn Deines Vaters erkennen läßt.

Trotz allen innerlichen Widerſtrebens des argwöhniſchen, eiferſüchtigen Philipp, der ohngeachtet der weichen, jugendlichen Züge ſeines Halbbruders einen einſtigen Nebenbuhler in ihm fürchtete, mußte er doch dem erſten Wunſche Don Juan's und ſeiner eigenen Räthe nachgeben und, ſtatt mit dem Prieſtermantel, mit dem Kriegerſchmuck den Jüngling bekleiden. Denn jener Zug, den Schiller zur Verherrlichung des Marquis von Poſa der Geſchichte entlehnte, iſt keine Fabel; nicht Poſa, ſondern Don Juan war es, von dem die Chronik ſeiner Zeit . . . . .

. . . . . die ſchwärmeriſche That erzählt.
Als auf des Ordensmeiſters Aufgebot
Die Ritter ſich auf ihrer Inſel ſtellten,
Die Soliman belagern ließ, verſchwand
Auf einmal von Valladolid's Hof
Der achtzehnjähr'ge Jüngling.

Schon war er im Begriff, von Barcelona aus ſich nach Malta einzuſchiffen, da erreichte ihn noch ſein Erzieher Don Quirada. Deſſen Bitten und Thränen, nicht den Zorn und die Ungnade des Monarchen auf ſich zu laden, machten auf den kampfluſtigen Jüngling keinen Eindruck. Aber ein eigenhändiges Schreiben des Königs, das in den drohendſten Ausdrücken abgefaßt war, ließ ihn erkennen, daß ſeine Zukunft auf dem Spiele ſtehe und zeigte ihm, was er von ſeinem Bruder zu fürchten habe. Er kehrte zurück; aber mit Heftigkeit lebte in ſeiner Bruſt der Schmerz, ſich zu ruhmloſer Unthätigkeit gezwungen zu ſehen. Da ſtieg das Glück abermals zu ihm herab, um ihn mit neuen und ſchöneren Gaben, als bisher, zu bekränzen. Er ſah Maria von Mendoza, jene edle caſtilianiſche Jungfrau, von deren Schönheit und Tugend noch heute die Geſänge der Romanceros widerhallen. Da entſtand jene Liebe, die ein ſo reicher Stoff für Spaniens Dichter ſeitdem geworden iſt. Hier genoß er alles Glück eines Gatten, alle Freuden eines Vaters. Das Geſchick ſchien in wunderbarer Vorſehung und Sorgfalt ihn an der Schwelle ſeines Manneslebens mit Allem zu beglücken, was das Gemüth läutert, erhebt und ſtärkt, weil dann, wo er zu Thaten berufen wurde, die Zeit für ſolche Freuden ſich nicht mehr gefunden hätte; weil der Glanz einer wahren Liebe nur in der Sonne der Jugend ſich wiederſpiegeln kann. Vielleicht hätte es Don Philipp gern geſehen, wenn ſein Bruder in den weichlichen Armen der Liebe ſeine Zukunft, ſeine Anſprüche, ſeinen Ehrgeiz auf immer verſchlafen hätte; aber das Glück Don Juan's rüttelte ihn aus dieſem Schlafe auf, mit rauher Hand zwar, aber doch mit wohlthätiger. Maria Mendoza ſtarb. Don Juan rang die Hände in jugendlicher Verzweiflung, aber ſeine Schickſalsgöttin rief ihm leiſe zu: Auf, Don Juan, auf! ermanne Dich! Horch! die Trommeten und Zinken erſchallen kampfheiſchend, kriegrufend. Auf, Bruder des allerkatholiſchſten Königs! Die Mauren in Grenada haben ſich empört, ſie wollen nicht, daß man ihre Kinder zu Chriſten mache, die Ketzer!

Es ist Ihnen doch sicher bekannt, daß Herr Dr. Ing. Hans Dominik in Berlin-Steglitz, Albrechtstraße 22, Ihnen Vorschläge gemacht hat, wie Sie Ihre Anlagen verbessern können.

Wir bitten Sie, sich mit Herrn Dominik in Verbindung zu setzen, damit Sie Ihre Anlagen nach seinen Vorschlägen verbessern können.

Hochachtungsvoll

Deutsche Kohlenbergbau-Leitung
Dr. Ing. Hans Dominik
Berlin-Steglitz, Albrechtstraße 22

Fernsprecher: Amt Steglitz 1234

Berlin, den 1. Juli 1930

An die Zechenverwaltung
Zeche Hannibal
Bochum

„dieſer Stunde ſein Andenken vor Dir kommen. Gedenke „nicht der ſündenvollen Stunde, welche mich gezeugt. Nimm „hin mein Leben, um ſie zu ſühnen; nur laß meinen Tod „würdig des Vaters ſein, der zu Deiner Verherrlichung „gelebt; nur laß meinen Tod nicht eine Niederlage für diejenigen ſein, die mir in den heiligen Kampf gefolgt ſind für „Chriſtenthum und Chriſtenehre. Heilige Jungfrau, bete für „uns!"

* * *

Am Abend dieſes für die chriſtlichen Waffen ſo glorreichen Tages, den die chriſtliche Geſchichte zu ihren Glanzpunkten zählt, war das Meer frei von türkiſchen Schiffen. Was nicht im Kampfe zertrümmert worden, hatte die Flucht ergriffen. Dreißigtauſend Türken hatten mit ihrem Blute die dunkeln Wogen gefärbt und zwölftauſend chriſtliche Galeerenſclaven hatten ihre Freiheit wiedererhalten. Eine unermeßliche Beute war der reiche Lohn der Sieger. Aber ach! auch zehntauſend Chriſten hatten im heiligen Kampfe für den Glauben ihr Leben eingebüßt und Viele waren verwundet und für die Zukunft mehr oder minder kampfunfähig.

Don Juan, als ein treuer Führer ſeines Heeres, ließ ſich noch am Abende des Schlachttages von Schiff zu Schiff führen, um die Verwundeten zu beſuchen, zu tröſten und für ihre ſorgfältige Pflege zu wachen. Als er in eine römiſche Galeere gekommen war, glaubte er die Züge eines Kriegers, der mit zerſchmetterter linker Schulter am Fuße des Maſtbaumes hingeſtreckt lag, zu erkennen. Er trat näher und ſiehe da — es war Miguel Cervantes. Der arme Dichter hatte, ſeitdem er und Don Juan einander das letzte Mal geſehen, eine rauhe Lebensweiſe durchgemacht. Hunger und Elend hatten ihn gezwungen, ſeinem Vaterlande den Rücken zu kehren, in Rom war er in die Dienſte des Cardinals Julio Aquavivo getreten, hatte ſie aber, ergriffen von ſchwärmeriſch-religiöſer Begeiſterung, verlaſſen, um den heiligen Kreuzzug gegen die Ungläubigen mitzumachen. Aber auch hier war das Glück ihm nichts weniger als günſtig. Gleich im Beginne des Treffens hatte ihm eine Kugel den linken Arm entriſſen und ihn kampfunfähig gemacht. Als jetzt

Don Juan, der glorreiche Kaiſerſohn, den er einſt zweimal beſiegt hatte und der jetzt in unerreichbarer Höhe vor und über ihm ſtand, zu dem Verwundeten hintrat und ihm freundlich tröſtend den Arm reichte, da ſagte der Dichter mit ſchmerzlichem Lächeln:

— Wohl habt Ihr Recht gehabt, Prinz, da Ihr mir einſt ſagtet, Einen von uns werde ſein Schutzengel bei der Hand nehmen und ihn an's Ziel ſeiner Wünſche führen. Ja, die Zukunftsträume Eurer Jugend ſind ſchön und herrlich in Erfüllung gegangen; die meinen hat des Lebens ſturmreiche Hand verwiſcht. Aber darum, Prinz, habe ich meine Hoffnung und mein Selbſtvertrauen noch nicht verloren. Ich will mit dem Glücke kämpfen bis an's Ende, ob ich ihm nicht einen glorreichen Namen abringe. Möge es Euch gleichfalls beiſtehen und möget Ihr nie ſeine wankelmüthigen Launen erfahren.

V.

Niederland und Algier.

Am 4ten November 1576 betrat der kleine Reiſezug des ſpaniſchen Edelmannes Ottavio Gonzaga den Boden der Niederlande. Die Reiſenden kamen von Frankreich herüber, wo ſie in möglichſter Stille und Unbemerktheit einen kurzen Aufenthalt in Paris genommen. Das Gefolge des Caſtilianers Gonzaga war nicht ſehr zahlreich. Bei näherer Beobachtung deſſelben fand man unter der Dienerſchaft einen ſchlanken, hochgewachſenen jungen Mann, dem ſeine Gefährten mit einer beſondern Aufmerkſamkeit zu begegnen ſchienen. Kaum auf niederländiſchem Boden angelangt, umringten Alle den erwähnten jungen Mann, Don Gonzaga ſchwenkte fröhlich ſeinen Hut, beugte halb ſein Knie und rief mit jubelnder Stimme:

— Heil Don Juan von Oeſterreich, dem Statthalter der Niederlande!

Das Herz des jungen Statthalters ward von heftigen Gefühlen bewegt, als er dieſe weiten Ebenen überſchaute, in welche er jetzt als Beſänftiger, als Vermittler mit unumſchränkter Vollmacht einzog. Hier, in dieſen Landen hatte ſein erlauchter Vater das Licht der Welt erblickt; hier, in dieſen Landen hatte er die reichſte aller Kronen abgelegt zu Gunſten eines Sohnes, der das Land ſeines Vaters ſtets ſtiefväterlich behandelt und das Völkerwohl, das ihm

anvertraut war, in zäher Hartnäckigkeit seinem eigenen Willen opferte.

— O wäre Euer Loos gleich in meine Hand gelegt worden, rief er aus. Diese reichen Thäler und Ströme würden sich nicht mit dem Blute von Hunderttausenden gefärbt haben. Der Bürgerkrieg hätte keine Schlachtopfer in Hekatomben geopfert und das Vaterland Karl's V. würde keinem Alba in die Hände gefallen sein. Und ist es denn wirklich zu spät? Ist es nicht ein Fingerzeig des Allwissenden, daß er mich hiehergesandt? Ich habe alle Freuden und alle Ehren des Lebens gekostet, ich habe geliebt, ich habe gesiegt, ich habe genossen, was selten ein Erdensohn genießt und doch stehe ich erst an der Stufe des Mannesalters. Eine lange Zukunft liegt noch vor mir. Was kann sie mir noch bieten, wenn nicht das Höchste? Das Glück der Herrschaft, das Scepter statt des Schwertes! Ist dieses nicht das Erbtheil meines Vaters und hat mein Bruder, hat Don Philipp es nicht mit grausamem Fußtritt von sich gestoßen? Ist es verbrecherisch, die Trümmer seines väterlichen Erbes zu sammeln, wenn ein unkluger Bruder sie verschwenderisch von sich wirft?

Solche Gedanken waren es, welche die Seele des Siegers von Lepanto durchzogen. Noch war er sich selbst nicht klar; noch wußte er nicht mit Bestimmtheit, wonach er zielte; noch getraute er sich es kaum, selbst zu gestehen, daß er diese Lande, in welche ihn sein Bruder als Stellvertreter gesandt, selbständig und unabhängig zu beherrschen hoffte. Wie ein Schwimmer, der sich ruhig dem friedlichen Strome überläßt, in der sicheren Ueberzeugung, daß er ihn an's grüne Ufer tragen werde, so überließ sich Don Juan mit geschlossenen Augen dem Strome seines Glücks, das ihn bisher noch nie betrogen, und zu welchem er ein blindes Vertrauen gefaßt hatte.

In der That schien Fortuna ihrem Schooßkinde noch lange treu bleiben zu wollen. Zwar machte es Don Juan einen Augenblick tiefsinnig und nachdenklich, als er die Nachricht vernahm, daß an demselben Tage, wo er den niederländischen Boden betreten, die reichste Stadt dieser Lande, Antwerpen, der Plünderung der spanischen Horden Preis gegeben wurde. Aber sein kecker, vorwärts strebender Sinn hatte bald diese düsteren Wolken von seiner Stirne

geſcheucht. Bald hatte er Gelegenheit, ſein Feldherrntalent mit dem des Staatsmannes zu vertauſchen und der Welt den Beweis zu liefern, daß er für beide geboren. Der Prinz von Oranien, jener tiefe Politiker aus Karl's V. Schule, war ſein Gegner; aus allen Umſtänden den möglichſten Nutzen ziehend, gab er den Ständen den Rath, höchſt vorſichtig in ihren Unterhandlungen mit Don Juan zu ſein, und als Baſis derſelben zwei Bedingungen zu ſtellen, an deren Annahme von Seiten der Spanier ſchwer zu glauben war. Es ſollten nämlich alle ſpaniſchen Truppen aus den Niederlanden entfernt, und die ſogenannte Pacification von Gent ſollte vollſtändig angenommen werden. Wenn man einerſeits und ſcheinbar mit Recht am Erfolge der Friedensunterhandlungen auf ſolchen Grundlagen zweifelte, ſo waren andrerſeits die ſeltſamſten Gerüchte über Don Juan im Umlauf. Die Einen ſagten, er wolle vor Allem unter allen Bedingungen den Niederlanden Frieden geben, damit er dann ungeſtört nach England überſetzen, Maria Stuart, die unglückliche gefangene Königin, befreien, auf Eliſabeth's Thron ſetzen und ihre Hand annehmen könne. Andre dagegen wollten, falls er den Frieden unter jenen Bedingungen annähme, deren Billigung von Seiten Philipp's kaum zu erwarten war, darin eine Vorbereitung erblicken zur Uſurpation der Macht von Seiten Don Juan's, und zu einer Losreißung von ſeinem eiferſüchtigen und argwöhniſchen Bruder, der ihn aus Mißtrauen vom Hofe entfernt haben ſollte.

Indeſſen waren die Friedensunterhandlungen eifrig und unter Vermittelung einiger fremden Mächte betrieben worden, und hatten einen glücklichen Abſchluß erlangt. Am 12ten Februar 1577 ward das „Ewige Edict," welches einen vollkommnen Frieden unter den vortheilhafteſten Bedingungen gewährte, in allen Provinzen verkündet, und am erſten Mai zog, während die ſpaniſchen Truppen das Land zu verlaſſen anfingen, Don Juan unter allgemeinen Freudensbezeugungen als General-Gouverneur der Niederlande in Brüſſel ein. Aber nicht Alle glaubten an das Beſtehen des Friedens, und der alte Staatsmann Viglius, ein ergrauter Diener Karl's V., rief bei Don Juan's Einzug ſpöttiſch aus:

— Dieſes junge Prinzlein ſoll uns den Frieden wiedergeben!

Bald ging die Furcht des alten Viglius in Erfüllung. Der Krieg brach von Neuem aus; aber das junge Prinzlein hatte einen

Ich bin nicht dafür, daß man die Ehe als ein Sakrament betrachtet, sondern als einen Vertrag, der unter gewissen Bedingungen geschlossen wird, und unter gewissen Bedingungen gelöst werden kann. Ich bin dafür, daß man die Ehe als einen Vertrag betrachtet

Am zweiten Morgen nach der Abreiſe Don Ottavio Gonzaga's verbreitete ſich plötzlich im Lager die Nachricht, der Feldherr ſei erkrankt. An den ernſten Mienen, mit welchen diejenigen, die nähere Erkundigungen eingezogen, mit einander flüſterten, war leicht zu errathen, daß es ſich nicht um ein unbedeutendes Uebelſein, ſondern um eine von gefährlichen Symptomen begleitete Krankheit handle. Im Innern des Feldherrnzeltes lag Don Juan bleich und ganz ermattet auf ſeinem Lager. Ein ungeheurer Krampf entſtellte ſein ſonſt ſo ſchönes, ruhiges Geſicht. Zu den Füßen des Bettes ſaß ſein Leibarzt und Kammerdiener, Juan Quevedo und beobachtete mit unzweideutiger Angſt jede Veränderung in den Zügen ſeines Gebieters.

— Einen Becher Waſſer! ſtammelte jetzt halb unverſtändlich der Kranke. Meine Zunge iſt ganz trocken.

— Hier, mein Prinz, ſagte Juan, indem er ihm den gewünſchten Becher darreichte. Ich habe Euch ein Medicament bereitet; das wird Euch kühlen und erfriſchen und einen ſanften Schlaf Euch verſchaffen. Ich habe Euch immer gewarnt, mein Prinz, Euch in dieſem Lande nicht der feuchten Nachtluft auszuſetzen, was Euer Temperament und Euer an heißere Sonnen gewöhnter Körper nicht verträgt. Und doch ſeid Ihr jetzt ſchon die zweite Nacht ſo ſpät heimgekehrt, und immer aufgeregt, ſehr aufgeregt, ſagte der getreue Alte, indem er einen bedeutenden Blick auf ſeinen Herrn warf.

— Ich habe ganz andere Nächte im Freien zugebracht, Juan, ſagte der Prinz mit Bitterkeit, und ſie ſind mir nicht ſo arg bekommen, als die letzte mir vielleicht bekommen wird. Es iſt ein ſchönes Weib, dieſe Laura, und ihre Küſſe ſind ſo ſüß, wie ihr Wein. Aber ich fürchte, daß beide bittere Folgen für mich haben. Gib her den Becher. Der Schlaf wird mir wohlthun. Er wird mich von dieſen Gedanken befreien, die mein Gehirn verzehren. O Philipp! —

Bald bemächtigte ſich in der That ein tiefer Schlummer des Kranken. Der alte Juan ſetzte ſich wieder beobachtend auf ſeine frühere Stelle: die Aeußerungen des Prinzen hatten den Verdacht beſtärkt, den er aus verſchiedenen Symptomen der Krankheit unwillkürlich geſchöpft. Er fürchtete, dieſer plötzliche Krankheitsanfall ſei nicht die Folge einer bloßen Erkältung, ſondern die Folge eines zerſtörenden Giftes. Er hatte ſeinem Gebieter eine Arznei gereicht,

deren Wirkungen er mit einer Angſt entgegenſah, als wäre er ſelbſt vom Tode bedroht. Nach einem zweiſtündigen Schlummer erwachte der Prinz; aber, indem er die Augen aufſchlug, fuhr der alte Diener entſetzt zurück, ſo hohl und geſpenſterartig war das Geſicht des Kranken geworden.

— Wie fühlt Ihr Euch, mein Prinz? ſagte der alte Arzt, indem er raſch den Puls des Kranken befühlte und mit einem wehmüthigen Kopfſchütteln ihn betrachtete.

— Viel beſſer, viel leichter; Deine Arznei hat gut gewirkt, alter Freund, ſagte Don Juan mit einem Lächeln, das die traurige Veränderung in ſeinen Geſichtszügen nur um ſo verzerrter hervortreten ließ.

Der Arzt machte eine Bewegung, als wollte er die Hände ringen.

— Sind keine Nachrichten angekommen? fragte Don Juan mit ſchwacher Stimme.

— Keine von Bedeutung, erwiederte der Alte. Ein Mönch, der aus Algier, wo er gefangen war, zurückkommt, brachte Papiere für Euch. Sie ſind von einem alten Waffenbruder an Euch gerichtet, ſagt er.

— Aus Algier? Geh, nimm die Papiere in Empfang. Lies mir dieſelben vor; das wird mich zerſtreuen.

— Nach wenigen Minuten kam Quevedo wieder zurück, ein großes verſiegeltes Pergament in Händen, welches er auf einen Wink ſeines Herrn öffnete und zu leſen begann.

„Im Namen Gottes, des Vaters und des Sohnes und „der heiligen Jungfrau. Hochedler Fürſt und Feldherr! „Einen „„von uns wird ſein Schutzengel an der Hand nehmen und „„ihn an's Ziel ſeiner Wünſche führen!" Dies ſind die „Worte, welche Ihr, mein Feldherr, einſt zu mir ſagtet, als „wir noch beide kaum mehr als Knaben waren und das „Glück zwiſchen uns noch nicht entſchieden hatte. Das Wort „eines Fürſten iſt unverbrüchlich und ſo halte ich Euch denn „beim Worte, mein Prinz, der Schutzengel zu ſein, der Einen „von uns bei der Hand nimmt und ihn an's Ziel ſeiner „Wünſche führt. Dieſer Eine bin ich. Seit mehr als zwei „Jahren ſchmachte ich, als Sclave eines Ungläubigen; mein

„linker Arm liegt bei Lepanto, tief im Meere; mein rechter „liegt auf der Raubküſte von Algier in eiſernen Feſſeln. Ich „habe das Meinige gethan, als Chriſt und Soldat, um mich „zu befreien; wir waren dem Ziele nah; das Unglück iſt mir „auch bei dieſem Verſuche treu geblieben; Alles wurde ent„deckt. Der Dey hat meine Ketten erſchwert und tauſend „Goldgulden auf meine Auslöſung geſetzt. Ich kann Euch „Nichts anbieten, mein Prinz, zur Vergeltung dieſer Summe, „wenn Ihr ſie für die Freiheit eines Chriſten und Waf„fengefährten opfern wollt. Ich ſende Euch beiliegend mein „ganzes Vermögen. Es ſind die Verſe, die ich in einzelnen „Stunden, wo wir minder überwacht wurden, niederſchrieb. „Ihr ſchätzt die Dichtkunſt nicht hoch, mein Prinz; ich weiß „dies aus früherer Zeit; aber die Dichter werden die Ver„achtung, die Ihr gegen ſie hegt, auf eine großmüthige Weiſe „dereinſt rächen. Ihre Geſänge werden Euren Namen zur Un„ſterblichkeit erheben. Zeigt auch Ihr Euch großmüthig gegen „Einen derſelben. Ihr habt bereits Großes vollbracht und noch „liegt die ſchönſte Hälfte Eures Lebens fröhlich und verhei„ßend vor Euch; ich habe noch Alles nachzuholen und doch „liegt der eine Arm meines Körpers abgehauen auf dem Grunde „der See. Glücklicher, gedenkt der Unglücklichen; Lebensvoller, „erbarmt Euch des halb Abgeſtorbenen. Im Namen Gottes „und der heiligen Jungfrau.

Ew. Durchlaucht allerunterthänigſter Diener

Miguel Cervantes,
Sclave in Algier."

Der alte Quevedo hatte mit dem Leſen dieſes ſonderbaren Briefes eben geendet und warf einen fragenden Blick auf ſeinen Gebieter. Plötzlich jedoch brach er in ein ungeheures Schreckensgeſchrei aus. Don Juan's Züge hatten ſich verlängert, ſein Auge ſtarrte in jener gläſernen Ruhe, welche die Nähe des Todes ankündigt.

— Er ſtirbt! Er ſtirbt! rief der Alte verzweifelnd aus, indem er eiligſt die Thüren aufriß. Hilfe!

Der wachhaltende Hauptmann trat hinein, Soldaten folgten ihm.

— Er iſt todt! rief Quevedo, die Hände ringend. Vergiftet! Doch ich will ihn rächen. Schickt alſogleich Eure Leute ab, und laßt das Zelt der Donna Laura Gonzaga umringen und ſie gefangen nehmen, denn kein Anderer, als ſie iſt die Urheberin dieſes Todes.

— Donna Laura iſt dieſen Morgen abgereiſt; ſie iſt ihrem Manne nach Artois gefolgt.

Zwei Jahre ſpäter landete ein verkrüppelter Soldat an der Küſte von Spanien. Im Hafen erkundigte er ſich, wo der Bruder des Königs, Don Juan d'Auſtria, ſich befände.

— Im Grabe, war die Antwort.

— Todt! In welcher Schlacht iſt er denn gefallen?

— In keiner. Er ſtarb, wie ein Weib, auf dem Krankenbette. Man ſagt, ſein Bruder habe ihm einen Schlaftrunk gemiſcht.

— Heiliger Gott! Und ich danke ihm meine Freiheit.

Der alte Don Quevedo hatte es als eine heilige Pflicht gegen ſeinen verſtorbenen Herrn betrachtet, die letzte Bittſchrift, die in ſeiner Todesſtunde eingegangen, zu erfüllen. Er hatte dem Mönche die Summe eingehändigt, welche zur Befreiung des einhändigen, bei Lepanto verunglückten Waffengefährten ſeines Gebieters nöthig war.

Cervantes überlebte ſeinen Feldherrn um faſt vierzig Jahre. Man behauptet, Philipp II. habe Don Juan vergiften laſſen; ſicher iſt es, daß Philipp III. Cervantes verhungern ließ.

Die erſte Lüge.

Novelle

von

E. L. M.

— Bei Gott! ſagte Adolph von Hofſtätt, ein junger Artillerie-Offizier, der ſo eben aus dem Hauſe ſeines Oberſten trat, zu ſich ſelbſt — ich fühle mich in aller Wahrheit von dieſem Beweiſe ehrenden Zutrauens ganz außerordentlich geſchmeichelt, aber ich hätte einem Andern dieſe Ehre recht von Herzen gegönnt. Gerade auch mich zu dieſer Sendung auszuwählen! Mich, der ich kaum ein Vierteljahr verheirathet bin, hundert Meilen weit wegſchicken! Mich von dieſem liebenswürdigen Kind zu trennen, das mein ganzes Lebensglück geworden iſt! Auf Ehre, hätte ich nicht gefürchtet, mich lächerlich zu machen, ich hätte auf der Stelle meine Entlaſſung verlangt. Ich erkenne übrigens in Wahrheit mich ſelbſt kaum wieder. Bisher hatte ich doch die Liebe ziemlich cavaliermäßig abgefertigt; dafür aber rächt ſie ſich jetzt an mir, wie ich glaube, und ich erkläre mich für beſiegt. Aber wer ſollte auch nicht von Lucien beſiegt werden, von dieſem Schatz von Anmuth und Seelenreinheit? Aber es bedurfte auch eines ſo unbefleckten, keuſchen Engels, um mich nach meinem etwas wüſten und ungeregelten Garniſonleben zu reinigen und zu heiligen. Sie weiß es nicht, welche Bekehrung ſie zu Wege gebracht, welches neue Daſein ſie mir erſchloſſen hat! Ja, Lucie, Dir danke ich eine ganze Welt von Poeſie und von beſeligenden Gefühlen. Dir ſei aber auch meine ganze Ehrfurcht, meine ganze Liebe geweiht! . . Und ich muß mich nun von ihr trennen, muß ſie betrüben, muß ſie längere Zeit allein laſſen! . . Allein in

der großen Stadt, das iſt vielleicht nicht eben klug von mir gehandelt. . . Sie iſt ſo ſchön, ſo jung und ſo unüberlegt! . . . Aber ſie liebt mich mit der ganzen Kraft ihres kindlich reinen, unbefangenen Herzens und kann ja Nichts vor mir geheim halten. . . . Uebrigens werde ich meine Sendung möglichſt raſch abzufertigen ſuchen, ich werde ihr oft, ich werde ihr jeden Tag ſchreiben. Lucie wird desgleichen thun und wird mir von ihrem Thun und Laſſen Rechenſchaft ablegen, ohne daß ich es verlange. . . Mißtrauen wäre eine Sünde. . . Jetzt kommt es nur darauf an, ihre Einwilligung zu dieſer Reiſe zu erhalten. Das arme, gute Kind, es wird ihm ſo unerwartet kommen! . . . Ich wünſchte, die Sendung wäre beim . . . .

Nach langen Vorbereitungen und mit großem Aufwande rhetoriſcher Wendungen theilte Herr von Hofſtätt ſeiner jungen, geliebten Gattin die traurige Nothwendigkeit mit, die ihn unvermeidlich zwang, ſich auf einige Wochen zu entfernen. Lucie weinte. Adolph ließ es an Tröſtungen nicht fehlen und reiſte endlich, ſeiner Pflicht ein ſchweres Opfer bringend, ab. Aber kaum mochte der bedauernswerthe Offizier die Hälfte ſeines Weges zurückgelegt haben, als ihm eine Contreordre zukam, die ihn in die Reſidenz zurückrief. Er flehte alle himmliſchen Segnungen auf das Haupt ſeines Oberſten herab und indem er wo möglich mit noch größerer Eile als auf dem Hinwege zurückreiſte, konnte er ſich kaum, während er im Wagen ſaß, des lauten Jubelrufens enthalten, wenn er an die Freude dachte, ſo unvermuthet ſchnell ſeine geliebte Lucie wiederſehen und die Verlaſſene überraſchen zu können.

Als er an einem Morgen etwas früh in ſeiner Wohnung angelangt war — man befand ſich etwa in der Mitte des November, — war Frau von Hofſtätt noch nicht aufgeſtanden. Er trat leiſe in das Schlafzimmer und ein Kuß weckte die ſchöne Schläferin. Sie ſtieß einen kleinen Schrei aus und indem ſie die Augen weit und halb ſchlaftrunken öffnete, rief ſie:

— Biſt Du es, Adolph! Dabei richtete ſie ſich im Bette auf, gleichſam um ſich zu überzeugen, daß ſie nicht von einem Traume genarrt werde. — Wie! Schon zurück! So ſchnell wagte ich Deine Rückkehr nicht zu hoffen!

— Auch ich ſchmeichelte mir nicht mit der ſüßen Möglichkeit, Dich, meine Vielliebe, ſo bald wieder umarmen zu können. Ein

nachgesandter Befehl meines Obersten, der mich halbwegs traf, hat mir das unerwartete Glück verschafft, und ich bin in meiner Ungeduld und Sehnsucht, Dich wiederzusehen und Dir eine freudige Ueberraschung zu bereiten, zurückgeeilt, ohne mich länger unter Weges aufzuhalten, als der schleunigste Pferdewechsel nöthig machte. Wie hast Du während meiner Abwesenheit die Zeit verbracht, geliebte Lucie?

— Ich habe mich sehr gelangweilt, entgegnete Lucie mit einer kleinen Schmollmiene, die ihr ganz allerliebst kleidete.

— Davon war ich überzeugt, versetzte Adolph und küßte sie von Neuem. Du kannst ohne mich kein Vergnügen haben, gute Lucie, noch ich ohne Dich, meine Angebetete. Und von Neuem überhäufte er seine Gattin mit Liebkosungen.

Als sich der erste Sturm von Adolph's Entzücken ein wenig gelegt hatte, wandte er seine Aufmerksamkeit freier auf einige charakteristische Einzelnheiten. Sein letzter Brief lag offen auf einem kleinen chinesischen Tischchen, das mitten im Zimmer stand; einige letzte Herbstblumen waren in den Vasen verwelkt, auf den Armleuchtern fehlte es an Kerzen, kurz eine Art von Vernachlässigung, die in dem ganzen, sonst so coquetten Schlafzimmer herrschte, bezeugte, wie wenig Aufmerksamkeit man diesem Tempel zugewandt hatte, da der Gott desselben entfernt gewesen. Adolph empfand hierüber eine mit tiefer Rührung gemischte Freude und konnte nicht umhin, die überströmenden Gefühle seines Herzens in liebevollen Worten auszudrücken. Als er, vor innerer Aufregung im Zimmer auf und abgehend, einer Etagère nahe trat, auf welcher eine Menge jener kleinen, bald zierlichen, bald grotesken Kleinigkeiten lag, mit denen diese Luxusmöbel geschmückt zu werden pflegen, bemerkte er vorn an in einem Fache Luciens Opernglas.

— Bist Du gestern Abend im Theater gewesen? frug er seine Gattin.

— Nein, mein Theuerster, antwortete Lucie rasch.

Und doch war sie im Theater gewesen.

Adolph schenkte der Sache keine Aufmerksamkeit weiter; aber Lucie blieb ganz verwirrt. Sie hatte das verhängnißvolle Nein kaum ihren Lippen entschlüpfen lassen, als sie es schon bereute. Eine nur allzugewöhnliche falsche Scham hinderte sie aber, ihr Wort

zurückzunehmen. Es schien ihr vom ersten Augenblick an, als könne sie ihren Fehler nicht wieder gut machen, und um keinen Preis in der Welt hätte sie ihn ihrem Gatten eingestehen wollen. Denn, so sagte sie zu sich selbst, wie konnte sie hoffen, daß er ihr in Zukunft irgendwie Vertrauen schenken solle, wenn er erführe, daß sie ihn bei einer Gelegenheit so kaltblütig getäuscht habe, in welcher Absicht es auch immer geschehen sei.

Die Sache hing übrigens folgendermaßen zusammen. Eine Dame, deren Umgang mit seiner Gattin Herr von Hofstätt aus guten Gründen nicht sehr gern sah, Frau von Schönholz, die Wittwe eines Stabsoffiziers, hatte gestern Lucien halb mit Gewalt ins Theater geführt, um eine fremde große Künstlerin, welche seit einigen Tagen unter allgemeinem Beifall des schwierigen Residenzpublicums gastirte, als Maria Stuart zu sehen. Darin lag nun gewiß nichts Böses und hätte Lucie Zeit gehabt, sich ihre Antwort zu überlegen, so würde sie ihrem Gatten gewiß auch kein Geheimniß daraus gemacht haben.

Die Aufführung des herrlichen Trauerspieles hatte auf die in einer Provinzialstadt erzogene Lucie, welche seit ihrer Verheirathung das Theater der Residenz erst wenige Male besucht hatte, einen so tiefen Eindruck gemacht, daß sie darüber die allerzartesten Aufmerksamkeiten des Herrn von Ellmoor, des gewöhnlichen Cavaliers der Frau von Schönholz kaum beachtet hatte. Dieser, der an die prätentiösen, gezierten Phrasen einer übertriebenen Bewunderung und einer nach Effect haschenden, gemachten Empfindsamkeit gewisser Damen gewöhnt war, hatte den ganzen Abend über seine Augen entzückt, fast verliebt auf Luciens Gesicht ruhen lassen. Denn in den geistreichen, lebenswarmen Zügen malte sich in ihrer ganzen Unbefangenheit und Frische die Fülle tiefer Eindrücke, welche das gut dargestellte, ergreifende Stück in Lucien hervorrief. Aber jedem auch nur im Entferntesten unerlaubten Gedanken des Herrn von Ellmoor war, wenn ihn nicht schon die engelreine, heilige Unschuld der jungen Frau erstickte, doch jedenfalls durch die Gegenwart der Frau von Schönholz alle Möglichkeit einer Kundgebung benommen worden. So hatte Lucie, die ganz in Mitleid mit der unglücklichen Königin von Schottland aufgelöst war, den Eindruck, den sie auf Herrn von Ellmoor machte, gar nicht bemerkt, und der ganze

Abend hatte im Herzen der jungen Frau nicht einmal den angebornen, weiblichen Inſtinct zur Coquetterie geweckt, alſo kein Gefühl zurückgelaſſen, über das ſie ihrem Gatten hätte ein Geheimniß zu machen brauchen. Sie war übrigens kaum achtzehn Jahr alt, ihr von Natur einfacher und raſcher Charakter kannte keine Schleichwege und wenn ſie, bei dieſer Gelegenheit, von ihrer gewohnten Aufrichtigkeit abgewichen war, ſo war es nur in unüberlegter Furcht geſchehen, ſie werde Adolph ſeine Freude verderben, wenn ſie ihm eingeſtehe, daß ſie in ſeiner Abweſenheit eine Zerſtreuung aufgeſucht habe und noch dazu in einer Geſellſchaft, die ihm mißfiel.

Da ſie kein anderes Mittel wußte, um ihre Unruhe und Verwirrung, die ſie nicht überwinden konnte, zu verheimlichen, ſo klingelte ſie nach ihrer Kammerfrau, damit ihr dieſe aufſtehen helfe. . . Julie trat ein:

— Gib mir meinen blauen Morgenrock.

— Die Schneiderin hat ihn geſtern Abend, während gnädige Frau gerade ausgegangen waren, abholen laſſen, um nach dem Befehl der gnädigen Frau eine neue Garnitur darum zu ſetzen.

— Schon gut, unterbrach ſie Lucie mit ſichtbarer Ungeduld; gib mir einen andern.

— Du biſt geſtern Abend ausgegangen? frug Herr von Hofſtätt.

— Ja, antwortete Lucie mit einem kleinen Zaudern; ich war einen Augenblick bei Frau von Degen.

Das war eine zweite Lüge, und eine nothwendige Folge der erſten.

Julie trat wieder ein, um ihre Herrin anzukleiden; Hofſtätt ging in das anſtoßende Boudoir ſeiner Gemahlin, wohin auch dieſe ſich möglichſt ſchnell begab, ſobald ſie ſich in ein elegantes Negligée geworfen hatte. Ein knatterndes Feuer brannte luſtig im Heerde und erwärmte den von der Reiſe her noch etwas froſtigen Adolph. Kaum hatte auch Lucie ſich einen Augenblick an den Kamin geſtellt, als ein Diener eintrat und ihr ein Billet überreichte. Es raſch durchleſen, zwiſchen den Fingern zerknittern und dann ins Feuer werfen, war das Werk weniger als eines Augenblickes.

— Was iſt denn das für ein Brief, den Du ſo raſch vernichtet haſt und der Dich ſo ſehr zu ärgern ſcheint? frug Adolph lächelnd.

— Der Brief ärgert mich ganz und gar nicht, das kann ich

Dich verſichern; . . . aber ich finde es ein wenig ſehr neugierig von Dir, . . .

— Zwiſchen Denen, die kein Geheimniß vor einander haben, gibt es keine Neugier.

— Man könnte zwar ſehr unſchuldige Geheimniſſe vor einander haben; dieſer Brief iſt aber nicht einmal ein ſolches, verſetzte Lucie, die indeß Zeit gehabt hatte, ſich zu faſſen; er kam von meiner Couſine Amalie, die mich zu Tiſche ladet, da ſie glaubt, ich ſei noch allein. Da Du nun bei mir biſt, ſo werde ich nicht hingehen. Das iſt das ganze Geheimniß.

— Warum ſollen wir aber nicht zuſammen hingehen? Laß Deiner Couſine ſagen, wir würden beide kommen.

Dieſer Brief war, wie man leicht erräth, nicht von Amalien; Lucie ſagte alſo ſchon die dritte Lüge.

Es ſchien übrigens, als wollte ſich Alles gegen das arme Kind verſchwören. Frau von Degen, bei welcher Lucie den Abend des geſtrigen Tages zugebracht zu haben vorgab, und bei der ſie in Wahrheit heute zum Diner eingeladen war, zeigte ihr in dieſem mit der Stadtpoſt überſandten Briefchen an, daß ſie, durch dringende und unvermuthete Geſchäfte auf's Land gerufen, am vorigen Tage abgereiſt ſei, daher auf das Vergnügen, ſie heute bei ſich zu ſehen, verzichten müſſe. Man begreift, welchen Schrecken Lucie dieſes plötzlich und unvermuthet ſich gegen ſie erhebende, furchtbare Zeugniß einjagen mußte, und wie natürlich die Bewegung war, durch welche ſie dieſen anklägeriſchen Brief in's Feuer geworfen hatte.

Nach dem Frühſtück zog ſich Adolph in ſein Zimmer zurück, um einige Stunden auszuruhen, ehe er an ſeine dienſtlichen Beſchäftigungen ging. Lucie, deren Qualen mit jedem Augenblick wuchſen, wenn ſie dachte, durch wie viel Dinge ſie Lügen geſtraft und beſchämt werden könne, machte ſich dieſe Zeit zu Nutze, um zu ihrer Couſine und Frau von Schönholz zu eilen und ſie von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen. Welch unangenehmer, welch beſchämender Schritt! Ihnen erzählen, daß ſie gelogen hat und nun ihren Beiſtand, alſo ihre Mitſchuld erflehen! Und doch mußte ſie wohl zu dieſem Mittel greifen; was ſollte ſie im Augenblicke Anderes thun? Die arme Lucie war in ihrem Leben noch nicht in einer ſolchen Verlegenheit geweſen. Sie ſteigt alſo in den Wagen, drängt

Digitized by Google

den Kutſcher, möglichſt raſch zu fahren und kommt endlich an die Wohnung der Frau von Schönholz. Aber welch fatales Wort: „Frau von Schönholz iſt ausgegangen.“ Lucie läßt ſich von der Dienerin Schreibmaterialien geben und ſchreibt in größter Eile die folgenden Zeilen, die in Form und Schrift das ſichtbare Gepräge ihrer Unruhe trugen:

„Beſte Frau von Schönholz! Mein Gatte iſt unvermuthet
„zurück. Ich habe ihm aus Gründen nicht geſagt, wo ich
„geſtern den Abend zugebracht habe. Wollen auch Sie gütigſt
„nicht ſagen, daß wir zuſammen und im Theater geweſen ſind.
„Verzeihen Sie mir und beurtheilen Sie mich nicht allzuſtreng.“

Nun blieb noch ihre Couſine Amalie übrig. Wenn auch ſie nicht zu Hauſe oder zufällig ſchon zu Tiſche eingeladen war, wie ſie ſich dann bei dieſer neuen Verlegenheit helfen ſollte, — dieſer Gedanke peinigte Lucien ſo, daß die wenigen Minuten von Frau von Schönholz bis zu Amalien ihrer Ungeduld Jahrhunderte däuchten. In ihrer aufgeregten Einbildungskraft war ihr Unrecht indeß zu ſo coloſſalen Verhältniſſen angewachſen, daß ihr Gewiſſen ihr über ein wirkliches Verbrechen nicht hätte heftigere Vorwürfe machen können. Glücklicher Weiſe fand ſie ihre Couſine zu Haus. Von dieſer Seite war Alles ſchnell ganz nach ihren Wünſchen angeordnet; ſo kehrte ſie denn, einigermaßen beruhigt, aber ganz niedergedrückt von ſo vieler Unruhe und Aufregung in ihre Wohnung zurück.

Adolph, den ſie daheim antraf, ſchien ſo glücklich, daß auch ſie wieder ein wenig Vertrauen faßte, und als ſie zuſammen bei ihrer Couſine zum Diner anlangten, war ſie wieder faſt ganz beruhigt. Das Diner ſelbſt war ſehr heiter; man befand ſich ganz en famille. Lucie, leicht beweglicher Lebensart, wie ein Kind, hatte alle ihre Beſorgniſſe vergeſſen, — da kündigte man plötzlich nach Tiſche den Beſuch des Herrn von Ellmoor an. Mit dieſem Namen kehrte all ihre Angſt zurück. Der ungelegene Beſucher becomplimentirte Hofſtätt, daß er ſo unvermuthet wiedergekommen ſei. Lucie folgte ihm mit den Augen, lauſchte auf jedes ſeiner Worte und ſuchte nach einem Mittel, wie ſie einer jeden verrätheriſchen Anſpielung zuvorkommen könne. Gegenüber einer ſo drohenden Gefahr glaubte ſie ihre Rettung nur in einem außerordentlichen Entſchluſſe finden zu können. Von ihrer Angſt gehetzt, zauderte Lucie nicht

länger, ſondern trat näher an den Kamin, vor welchem ſich Herr von Ellmoor hielt, und benutzte die erſten Worte, welche er begrüßend an ſie richtete, um ihm raſch und kaum hörbar zuzuflüſtern.

— Sagen Sie nicht, daß Sie mich geſtern im Theater geſehen haben.

Der Ausdruck von Ueberraſchung, den dieſe befremdlichen Worte und der ſie begleitende Blick auf Ellmoor's Geſicht hervorriefen, vergrößerte, wo möglich, die Verwirrung der Frau von Hofſtätt noch; ſie entfernte ſich daher ſogleich und ſuchte ſich Aller Augen zu entziehen, indem ſie ſich in einer Ecke des Salons hinter einigen ebenfalls nach dem Diner angekommenen Damen verbarg.

Herr von Ellmoor war etwa fünfunddreißig Jahre alt, und beſaß zwar alle mögliche feine Lebensart, aber auch ein unerſchütterliches Vertrauen auf ſeine Unwiderſtehlichkeit dem weiblichen Geſchlechte gegenüber. So gab er dieſer vertraulichen Mittheilung Luciens keine andere, als eine ſeiner Eigenliebe höchſt günſtige Deutung. Da er zudem nicht der Mann war, der eine vortheilhafte Stellung zu Damen unbenutzt ließ, ſo beſchäftigte er ſich ſofort den ganzen Abend ausſchließlich mit Frau von Hofſtätt und legte dabei eine Galanterie an den Tag, der es an einer Beimiſchung von Geckenhaftigkeit gar nicht fehlte. Lucie konnte natürlich nicht umhin, ihm wenigſtens einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken, und ihre Verlegenheit ward durch dieſe falſche Situation, in die ſie ſich ſelbſt gebracht, nur immer größer. Als der Abend endlich zu Ende war, fühlte ſie ſich in hohem Grade unzufrieden mit ſich ſelbſt und war dabei von den peinlichſten Sorgen gequält.

Am folgenden Morgen wartete ihrer eine neue Qual. Adolph hatte ihr eine angenehme Ueberraſchung bereiten wollen und hatte eine Loge im Theater beſtellt; beim Frühſtück nun kündigte er Lucien an, ſie würden heute Abend zuſammen in's Theater gehen, um einer Aufführung von Halm's Griſeldis beizuwohnen, in welcher die fremde Schauſpielerin die Titelrolle ſpielen ſollte. Er war um ſo erſtaunter über die Miene, mit welcher ſeine Gattin dieſe Nachricht aufnahm, da er wußte, daß das Stück zu ihren liebſten gehöre und da ſie vor ſeiner Abreiſe den Wunſch geäußert hatte, die Gäſtin in dieſem Stücke zu ſehen. Lucie dagegen war erſchrocken über die Rolle tiefer Verſtellung, die ſie würde einige Stunden über

ſpielen müſſen, da ſie vor ihrem Gatten die fremde Künſtlerin noch nicht kennen durfte.

— Ich glaubte, Dir ein Vergnügen zu machen, ſehe aber zu meinem Bedauern, daß ich mich getäuſcht habe. Was haſt Du? Biſt Du unwohl? Du ſcheinſt mir heute morgen nicht in Deiner gewöhnlich ſo liebenswürdigen Stimmung zu ſein.

— Ich habe einen entſetzlichen Kopfſchmerz. Verzeihe mir, Adolph, Du biſt ja der beſſere von uns beiden. Wie ſollte ich übrigens von ſo zuvorkommender Sorgfalt, als die Deinige iſt, nicht gerührt werden! Ich bitte Dich, Adolph, verzeihe mir.

Gerührt und reuig war Lucie im Begriff, die Urſache ihrer Unruhe zu erzählen. Sie ſchlug ihre Augen, in denen Thränen ſchwammen, zu ihrem Gatten auf.

— Was ſoll das vorſtellen? ſagte dieſer. Geh, Kind, Du wirſt doch nicht etwa weinen. Schnell, zeige mir ein lachendes Geſichtchen; das ſoll Dein einziger Dank und meine Belohnung ſein. Mich mit Deinem Vergnügen beſchäftigen, heißt das nicht an das meinige denken? Sei glücklich und heiter und Du wirſt auch mich ſtets zufrieden ſehen.

Dieſe Unterbrechung verhinderte Luciens Herzensergießung. Wozu, dachte ſie bei ſich ſelbſt, wäre es auch gut, ihn mit meinen Kindereien zu quälen. Ich will die Sorgen, die ich mir ſelbſt geſchaffen, auch für mich allein behalten. Wenn übrigens der heutige Abend vorüber ſein wird, werde ich hoffentlich wieder die Alte und von der letzten Verlegenheit befreit ſein, in welche ich durch meine kindiſche Unbeſonnenheit gerathen bin, und ich werde mich, Adolph gegenüber, nicht compromittirt haben. So bemühte ſie ſich denn, eine ruhige und zufriedene Miene anzunehmen.

— Laß hören, ſagte Adolph, haſt Du gar keinen kleinen Wunſch, den ich befriedigen kann, um Dir doch Etwas von meiner Reiſe mitgebracht zu haben? Was meinſt Du zu ſo einem goldgeſtrickten Netz, mit Sammet und ſchwarzen Spitzen beſetzt, wie es Deine Couſine geſtern Abend getragen hat? Müßte das nicht Deinem blonden Köpfchen ganz allerliebſt ſtehen? Ich ſollte es wenigſtens meinen und ich muß geſtehen, ich wünſchte Dich heute Abend in einem ſolchen Kopfputze zu ſehen. Nun, was ſagſt Du dazu?

— Das kann leicht geſchehen, ſagte Lucie und fiel mit dem

Ausdruck lebhafter Freude Adolph um den Hals; ich kann ein solches Netz in zwei Stunden fertig gemacht bekommen. Ich wollte es Dir nicht sagen, daß ich Lust dazu hatte; aber Du erräthst mich immer.

— Immer! . . . wiederholte Adolph mit einem Lächeln und heftete einen scharfen Blick auf sie. Wenigstens, fügte er hinzu, wünsche ich es; und mit einem Kuß auf die Stirn verließ er seine Gattin.

Diese Worte Hofstätt's und der Ton, mit dem er sie ausgesprochen, waren für Lucie ein neuer Gegenstand der Besorgniß. Hatte ihr Gemahl eine Ahnung ihrer innern Unruhe? . . Sie verbrachte, da Adolph durch seinen Dienst ferngehalten wurde, einen großen Theil des Tages allein, indem sie sich ihre Rolle auf den Abend einstudirte. Das Vergnügen, das Adolph ihr verschaffen wollte, lag schwer, wie ein Alpdruck, auf ihr.

Während sie so mit ihren trüben Gedanken beschäftigt war, kam Frau von Schönholz zu ihr. Luciens Billet hatte ihre Neugier rege gemacht und sie war erfreut, sie allein zu finden.

— Nun, theure Freundin, waren ihre ersten Worte beim Eintreten, was gibt es Neues?

— O, wie lieb ist es von Ihnen, rief dagegen Lucie aus, ohne jene Frage zu beantworten, daß Sie mich besuchen. Was müssen Sie von mir gedacht haben.

— Durchaus nur ganz einfache Sachen, theures Kind. Herr von Hofstätt ist unruhig, befehlshaberisch, eifersüchtig, kurz ein Ehemann und Sie haben Furcht gehabt, ausgescholten zu werden. Sein Sie ganz ruhig und unbesorgt, man wird Sie nicht verrathen.

— Aber, Madame, ich habe mich über meinen Adolph gar nicht zu beklagen; es ist nur eine übertriebene Furcht von meiner Seite . . . .

— Ich verstehe Sie recht gut, meine Beste; ein verliebter Ehemann hat Anspruch auf einige Nachsicht. Doch rathe ich Ihnen, schon jetzt daran zu denken, daß die Liebe vorübergeht, der eheliche Despotismus aber bleibt. Lassen Sie sich nicht lebendig begraben.

— Ich versichere Sie, Madame, daß mein Adolph weder ein Despot ist, noch mich irgendwie einsperrt. Er sucht im Gegentheil nach allen Mitteln, mich zu zerstreuen und mich glücklich zu machen.

— Ja, mein liebes Kind, das iſt für jetzt, weil augenblicklich Ihr Vergnügen und das ſeinige noch Eins ſind. Aber die Zeit wird nicht ausbleiben, da er ſo werden wird, wie alle Ehemänner. Die Herren ſuchen ſich dann Zerſtreuungen zu verſchaffen, ohne ihre Gattinnen daran Theil nehmen zu laſſen, während ſie darum doch dieſen nur jene Vergnügungen geſtatten, welche ſie in ihrer Geſellſchaft genießen können. Wenn Sie Ihren Gatten nicht mehr amüſiren werden, dann laufen Sie ſtark Gefahr, ſich ſelbſt gar ſehr zu ennuyiren.

— O, Madame, Adolph wird ſein Benehmen gegen mich nie ändern, wie ich auch ſtets für ihn dieſelbe ſein werde.

— Ich will es Ihnen zu Ihrem eigenen Vortheil wünſchen. Jedenfalls vernachläſſigen Sie meinen Rath nicht und denken Sie daran, daß, wenn Herr Hofſtätt, der jetzt als Ehemann und als Verliebter eiferſüchtig iſt, es einſt nur noch als Ehemann ſein ſollte, Sie die allzugroße Nachgiebigkeit Ihrerſeits zu bereuen haben werden. Man kann und man muß die Empfindlichkeit eines Ehemannes im Intereſſe des Hausfriedens und ſeiner eigenen Achtung ſchonen, ohne daß man darum ſeine ganze Freiheit aufzuopfern braucht. Was ich Ihnen hier ſage, weiß ich aus Erfahrung; ich hatte mir meinen ſeligen Schönholz in dieſer Beziehung ganz trefflich geſchult.....

Frau von Schönholz hätte lange fortſprechen können, ohne unterbrochen zu werden. Lucie war wie außer ſich vor Erſtaunen und begriff kaum, was man ihr ſagte; aber ſie fühlte ſich in Allem verletzt, was ihr Gerechtigkeitsgefühl Edles und ihre Liebe Zartes hatte. Sie allein war die Schuldige, und doch war es Adolph, den die Welt anklagte. Man ſuchte ſie durch traurige Vorausſagungen zu erſchrecken und ihr beunruhigende Zweifel an der Dauer eines Gefühles einzuflößen, deſſen innerſte Lebenskraft gerade der Glaube an ſeine Ewigkeit iſt. Ihr reines Herz empörte ſich gegen ſolche Gedanken. Ihre Schüchternheit aber war einer ſo erfahrenen Frau gegenüber, die zudem ihr Geheimniß beſaß, nur ein Beweggrund mehr, daß ſie in Stillſchweigen verharrte. So lenkte denn auch Frau von Schönholz ihr Geſpräch raſch auf einen anderen Gegenſtand und empfahl ſich bald.

Endlich war die gefürchtete Stunde des Theaterbeſuchs gekommen. Lucie, nachdenklicher und bleicher als gewöhnlich, war darum

nicht minder hübsch. Als Hofstätt in ihr Ankleidezimmer trat, um ihr Eile anzuempfehlen, sagte sie:

— Ich sehe schlecht aus, wie ich glaube. Findest Du es nicht auch?

— Adolph antwortete mit Ausdrücken der Bewunderung über ihren feinen Wuchs, über ihren eben so geschmackvollen, als reichen und einfachen Anzug und freute sich besonders, daß ihr neuer Kopfputz, der auf ihrem wunderschönen, goldblonden Haar reizend abstach, so harmonisch zu dem Ensemble ihrer Toilette paßte. Er hatte mit dem Wohlgefallen eines Kenners jedes einzelne Stück derselben durchmustert und betrachtete nun auch den Fächer, den Lucie in ihrer Hand hielt.

— Was hast Du da für ein Stück aus dem Rumpelkasten genommen? frug er. Warum nicht lieber den letzten, den ich Dir gekauft habe.

— Der ist doch recht hübsch.

— Der andere stände Dir viel besser und ich würde es lieber sehen, wenn Du ihn nähmest. Soll ich auf Julien schellen, daß sie ihn Dir gibt?

— Nein, sagte Lucie mit einer kleinen ungeduldigen Miene, es wäre unnütz. Denn der Fächer ist mir entzwei gegangen und ich habe ihn zum Ausbessern gegeben.

Der Fächer war nicht zerbrochen; sie hatte ihn in dem Wagen der Frau von Schönholz vergessen, als sie mit dieser am vorgestrigen Abend aus dem Theater nach Hause gefahren war. Es schien, als sollten die allerkleinsten Umstände zusammentreffen, um Lucien zu quälen. Jenes erste, unbedachtsam ausgesprochene Nein, das ihr ohne alle Wichtigkeit geschienen hatte, machte ihr seitdem das ganze Leben zu einer Marter; und je mehr Lügen sie auf die erste häufte, desto minder schien ihr ein reuiges Geständniß möglich.

Unruhig und beschämt vor ihrem eigenen Richterstuhle, des gezwungenen Benehmens halber, zu dem sie sich während der ganzen Vorstellung genöthigt sah, gab sich Lucie nicht den Täuschungen der Bühne hin, wie sie es sonst wohl in ihrer kindlichen Unbefangenheit zu thun pflegte. Hofstätt fand, sie sei kalt, theilnahmslos, unaufmerksam. Das ward aber noch ärger, als sie am Schlusse des ersten Actes in einer benachbarten Loge Frau von Degen gewahr

Ich bin in Gefahr, mich zu wiederholen, wenn ich sage, daß ich mich auf Ihre Ausführungen beschränken werde. Ich möchte nur noch einmal betonen, daß wir uns in der Tat in einer Notlage befinden, daß wir uns in einer Notlage befinden, daß wir uns in einer Notlage befinden, daß wir uns

Ihre Ehe wurde 1886 geschieden. Sie hatte 3 Kinder, von denen 2 Söhne und 1 Tochter noch leben. Der älteste Sohn ist 1887 geboren. Er ist Kaufmann und lebt in Berlin. Der zweite Sohn ist 1889 geboren. Er ist Kaufmann und lebt in Berlin. Die Tochter ist 1891 geboren. Sie ist Lehrerin und lebt in Berlin. Die Ehe wurde 1886 geschieden. Sie hatte 3 Kinder, von denen 2 Söhne und 1 Tochter noch leben. Der älteste Sohn ist 1887 geboren. Er ist Kaufmann und lebt in Berlin. Der zweite Sohn ist 1889 geboren. Er ist Kaufmann und lebt in Berlin. Die Tochter ist 1891 geboren. Sie ist Lehrerin und lebt in Berlin.

Ihre Ehe wurde 1886 geschieden. Sie hatte 3 Kinder, von denen 2 Söhne und 1 Tochter noch leben. Der älteste Sohn ist 1887 geboren. Er ist Kaufmann und lebt in Berlin. Der zweite Sohn ist 1889 geboren. Er ist Kaufmann und lebt in Berlin. Die Tochter ist 1891 geboren. Sie ist Lehrerin und lebt in Berlin. Die Ehe wurde 1886 geschieden. Sie hatte 3 Kinder, von denen 2 Söhne und 1 Tochter noch leben. Der älteste Sohn ist 1887 geboren. Er ist Kaufmann und lebt in Berlin. Der zweite Sohn ist 1889 geboren. Er ist Kaufmann und lebt in Berlin. Die Tochter ist 1891 geboren. Sie ist Lehrerin und lebt in Berlin.

[illegible] [illegible] [illegible] [

Sonne und Mond sind die Augen Wodans, welche alles sehen, was in der Welt geschieht. Wodan ist der Gott der Weisheit, der Dichtkunst und der Beredsamkeit. Er ist der Gott des Krieges und der Schlachten. Er ist der Gott der Toten. Er ist der Gott der Könige. Er ist der Gott der Reisenden. Er ist der Gott der Diebe. Er ist der Gott der Galgen. Er ist der Gott der Runen. Er ist der Gott der Zauberei. Er ist der Gott der Pferde. Er ist der Gott der Raben. Er ist der Gott der Wölfe. Er ist der Gott der Adler. Er ist der Gott der Schlangen. Er ist der Gott der Drachen. Er ist der Gott der Bäume. Er ist der Gott der Steine. Er ist der Gott der Berge. Er ist der Gott der Flüsse. Er ist der Gott der Seen. Er ist der Gott der Meere. Er ist der Gott der Winde. Er ist der Gott der Stürme. Er ist der Gott der Donner. Er ist der Gott der Blitze. Er ist der Gott der Regenbogen. Er ist der Gott der Sterne. Er ist der Gott der Sonne. Er ist der Gott der Mond. Er ist der Gott der Tage. Er ist der Gott der Nächte. Er ist der Gott der Jahreszeiten. Er ist der Gott der Monate. Er ist der Gott der Wochen. Er ist der Gott der Stunden. Er ist der Gott der Minuten. Er ist der Gott der Sekunden. Er ist der Gott der Ewigkeit. Er ist der Gott der Unendlichkeit. Er ist der Gott der Allmacht. Er ist der Gott der Allwissenheit. Er ist der Gott der Allgegenwart. Er ist der Gott der Dreifaltigkeit. Er ist der Gott der Trinität. Er ist der Gott der Heiligen Dreifaltigkeit. Er ist der Gott der Heiligen Trinität. Er ist der Gott der Heiligen Dreifaltigkeit und Trinität. Er ist der Gott der Heiligen Dreifaltigkeit und Trinität und Ewigkeit. Er ist der Gott der Heiligen Dreifaltigkeit und Trinität und Ewigkeit und Unendlichkeit. Er ist der Gott der Heiligen Dreifaltigkeit und Trinität und Ewigkeit und Unendlichkeit und Allmacht. Er ist der Gott der Heiligen Dreifaltigkeit und Trinität und Ewigkeit und Unendlichkeit und Allmacht und Allwissenheit. Er ist der Gott der Heiligen Dreifaltigkeit und Trinität und Ewigkeit und Unendlichkeit und Allmacht und Allwissenheit und Allgegenwart.

ciens unruhiges Weſen ſeit ſeiner Rückkehr, Ellmoor's Courmachen ſeiner Gemahlin bei ihrer Couſine, dieſe ſonderbare Zerſtreutheit und Theilnahmloſigkeit, ſo wie dies plötzliche Unwohlſein im Theater, gerade nachdem er darauf beſtanden hatte, ſie ſolle dieſen Fächer nehmen; endlich dieſer Fächer ſelbſt, den ſeine Frau für zerbrochen ausgegeben, und den er nun zu gleicher Zeit mit Ellmoor hier gefunden hatte, und, was noch mehr war, als alles dieſes, Luciens Aufregung und der Blick des Einverſtändniſſes mit Ellmoor, den er aufgefangen hatte, — waren das zuſammen nicht hinreichende Beweiſe?

Was ſollte er nun thun, um die völlige Ueberzeugung eines Unglücks zu erlangen, das leider nur allzugewiß ſchien? Alle überſpannteſten Ideen drängten ſich zugleich in ſeinem verſtörten Geiſte durch einander. Sollte er ſich einem Dritten anvertrauen, Jemanden um Rath fragen, eine Unterſuchung anſtellen? Aber wo und wen? Sollte er an die Eiferſucht der Frau von Schönholz ſich wenden, deren bisheriger Cavalier Ellmoor war? Sollte er ſeine eigenen Diener in's Verhör nehmen? Sollte er Ellmoor zu einem Duell auf Tod und Leben herausfordern? Sollte er Lucien in's Geſicht herein ſeine Verdachtgründe ſagen und ſie in Verzweiflung bringen? Dies Alles überlegte ſich Adolph nach einander, verwarf aber Alles. Der angeborne Adel ſeines Gemüthes trug über die augenblickliche Aufregung ſeines Kopfes den Sieg davon. Er wies, als ſeiner unwürdig, jede Maßregel zurück, welche nicht im vollen Einklang mit der Ehrfurcht ſtand, die er für die Gattin ſeiner Wahl und ſeiner Liebe hegte, ſo wie Alles, was ſich nicht mit der Achtung ſeines eigenen, beſſeren Selbſt und mit ſeinem offenen, biederherzigen, freimüthigen Charakter vertrug. Er faßte den klügſten und vernünftigſten Entſchluß, nämlich den, an ſich zu halten, zu beobachten und, ohne Aufſehen zu erregen, zur gehörigen Zeit dem Unglück zuvorzukommen, deſſen bloße Vermuthung ſchon in ſeinem ganzen Weſen eine ſolche Revolution hervorgebracht hatte. Er hatte alſo, als er wieder vor ſeiner Gattin erſchien, eine Haltung angenommen, die eine ruhige ſein ſollte; aber für ſeine innere Aufregung war das angenommene, gezwungene Weſen nur ein ſchlechter Deckmantel, während es auf Lucien eine erſtarrende Wirkung ausübte. Nach einigen Minuten eines Stillſchweigens, das für Beide gleich peinlich war, wagte dieſe letztere ein Geſpräch an-

zuknüpfen; ſie fühlte ſich im Grunde ihres Herzens rein und unerſchütterlich pflichtgetreu genug, um einem jeden Verdacht kühn ſich entgegenzuſtellen.

— Was haſt Du denn, Adolph? ſagte ſie mit einem halb bös ſein ſollenden, halb ſchmeichelnden Tone. Du biſt in ziemlich verdrüßlicher Stimmung nach Hauſe gekommen. Ich habe Dich noch nie ſo übellaunig geſehen.

— Ja, erwiederte Adolph mit düſterer Miene, es gehört Zeit dazu, um einander wechſelſeitig kennen zu lernen. Ich mache die Erfahrung auch.

— Was willſt Du damit ſagen? Was iſt denn zwiſchen uns beiden geändert?

— Weiß ich es? Sollte nicht eher an mir die Reihe ſein, Dich darum zu fragen?

— Adolph, Du biſt ungerecht, ſagte Lucie und reichte ihm die Hand; ich bin immer dieſelbe; Du allein . . . .

Herr von Hofſtätt ſtand von ſeinem Platze auf, ohne die Hand zu ergreifen, welche der ſeinigen zu begegnen ſuchte, und unterbrach ſeine Gattin mit den Worten:

— Es iſt genug; ich verlange keine Erklärung. Man verſchone mich mit allen Klagen und Beſchwerden . . . . Du würdeſt, zu der Vermuthung halte ich mich für berechtigt, zufriedener mit mir ſein, wenn ich Diejenigen, welche Du mit Deinem beſonderen Wohlwollen beehrſt, beſſer empfinge. Aber ich kann Dir dieſes Uebermaß von Gefälligkeit nicht verſprechen.

Adolph hatte kaum dieſe Worte mit dem bitterſten und beißendſten Ausdruck geſprochen, als er auch ſchon das Zimmer verließ.

Während dieſer kurzen Unterhaltung hatte Lucie von Neuem den Gedanken gehabt, ihrem Manne ihr ganzes Unrecht zu beichten, und ihm ſo die verſchiedenen Vorfälle, welche ihm Veranlaſſung zu Beſorgniſſen hatten geben können, der Wahrheit gemäß zu erklären. Aber Adolph's Ton hatte jede Herzensergießung für den Augenblick zu einer Unmöglichkeit gemacht, und Lucie hatte die Wahrheit, die im Begriffe war, ihren Lippen zu entſtrömen, in ihre Bruſt zurückgedrängt. Sie fühlte ſich von dem Verdacht, den Adolph geäußert, tief verletzt und erſtaunte, daß er es gewagt hatte, denſelben kund zu geben. Ihr Fehler erſchien ihr nun ſehr

leicht, verglichen mit diesem Majestätsverbrechen, diesem Hochverrath an Liebe und Vertrauen. Wie! Auf den bloßen, trügerischen Schein hin stand er nicht an, sie anzuklagen, ja sogar, sie ungehört zu verurtheilen! Er beschimpfte sie, er wies ihre Hand von sich, ohne daß sich in seiner Seele auch nur ein Zweifel erhob, auch nur ein Bedauern rege ward! Und sie, wie thöricht wäre es von ihr gewesen, sich mit so vielem Geräusch anzuklagen; ja wie kindisch war es von ihr, sich wegen dieser Kleinigkeiten so viel Gewissensbisse und Verlegenheiten zu machen, wenn man sie einer Pflichtvergessenheit, einer Treulosigkeit für fähig hielt. So nahmen Beide einander gegenüber die Rolle eines Opfers der Ungerechtigkeit des Anderen an, und Beide schmollten mit einander in vollkommener Sicherheit des eigenen Gewissens. Beide verbrachten eine unruhige Nacht; einige Stunden Schlaf aber, auf die der ermüdete Körper sich sein Recht nicht nehmen ließ, hatten doch die Wirkung, daß die Gemüther am andern Morgen wenigstens einige Ruhe wiedergefunden hatten.

Am andern Morgen schmollte man daher noch, war aber beiderseitig schon in einer veränderten, versöhnlicheren Stimmung? Adolph ging früh aus und war den größten Theil des Tages abwesend. Er verbrachte die Zeit mit Nachdenken und ließ auch Lucien Zeit zu reiflicherem Ueberlegen. Jedes von beiden kehrte nun den Blick tiefer in's eigene Herz.

— Wenn Adolph's Unrecht auch in der That das größere ist, sagte Lucie zu sich selbst, so habe ich dafür zuerst Unrecht gehabt. Bin ich nicht Schuld an Allem, was vorgefallen ist? Habe ich es nicht zuerst an Vertrauen und Aufrichtigkeit fehlen lassen? Es ist wahr, meine gute Absicht kann mir zur Entschuldigung dienen, aber kann mich Adolph, der sie nicht kennt, danach beurtheilen? Er ist ungerecht, aber nur weil er leidet, und von mir kommt ihm sein Leiden. . . . Ich hätte ihm gestern wohl Alles gesagt, wäre er nicht so spöttisch und hart gewesen. Aber würde er mir jetzt noch Glauben schenken? Soll ich ihm eingestehen, daß ich gelogen habe? Verliere ich nicht dadurch selbst das Recht, daß er, mir Glauben schenkt! Wird er mich auch nur anhören wollen, er, der mich beargwöhnt, ohne daß er mich einer Erklärung für würdig hält. Das

iſt unwürdig gehandelt von ihm und ich ſollte mich gar nicht ſo viel um ſeine Qual bekümmern.

So klagte Lucie abwechſelnd bald Adolph, bald ſich ſelbſt an, kam aber zu keinem feſten Entſchluſſe; ſie wünſchte und fürchtete die Rückkehr deſſen, mit dem ſich alle ihre Gedanken beſchäftigten, in gleichem Maße. Hofſtätt ſeiner Seits machte ſich Vorwürfe darüber, daß er ein eiferſüchtiges Mißtrauen zu weit getrieben und noch mehr verdroß es ihn, daß er dasſelbe nicht beſſer zu verheimlichen und zu bemeiſtern verſtanden. Er erinnerte ſich immer mehr an Luciens zärtliche Liebe, an ihre Hingebung und an ihren aufrichtigen Charakter ohne Falſch und Krümme, und fand darin immer mehr Beweiſe für die Unmöglichkeit eines Verraths. Was er ſeit geſtern durch aufmerkſame Beobachtung dieſer ſchlichten, unverkünſtelten Natur hatte wahrnehmen können, ſchien ihn in ſeinen beruhigenden Ideen nur noch zu beſtärken. Wie ſollte Lucie, dieſes kindlich reine, blumenkeuſche Geſchöpf, ſo plötzlich von ihrer Unſchuld zu einer ſo ſchamloſen Heuchelei übergegangen ſein? Und wenn die Beleidigung, die er ihr angethan, nun eine unverdiente war, wie mußte ſie da in ihrem Inneren empört gegen ihn ſein? Er hatte ſie hart von ſich geſtoßen, ohne auch nur ein Wort hören zu wollen, ein Wort, das vielleicht eine unwiderlegbare Rechtfertigung geweſen wäre! Und doch, wenn er dieſe Vereinigung von an und für ſich zwar kleinen, aber durch ihr Zuſammentreffen bedeutſamen Thatſachen bedachte, welche ſeinen Verdacht geweckt hatten, wenn er ſich erinnerte, woran er doch beim beſten Willen nicht zweifeln konnte, an das auffallende Wiederfinden dieſes Fächers, den aufgefangenen Blick unzweideutigen Einverſtändniſſes mit Ellmoor, Luciens Unruhe in ſeiner Gegenwart, — dann bemächtigte ſich die ſchreckliche Ueberzeugung ſeiner Seele von Neuem und mit derſelben Kraft, wie im erſten Augenblicke, und ſeine ganze, ſo ſchwer erworbene Ruhe war wieder dahin.

Als Adolph nach Hauſe kam, war ſein Geiſt dieſen ſchmerzlichen Zuckungen immer noch zur Beute. Lucie war nicht allein: es war gerade der Tag, an dem Herr von Hofſtätt und ſeine Gemahlin ſeit ihrer Verheirathung zu empfangen pflegten. Einige Perſonen waren an dieſem Tage ein für alle Mal zu Tiſche geladen und des Abends kamen Freunde und Bekannte ohne weitere

Einladung. Obgleich in ihrer gegenseitigen Verstimmung weder Adolph noch Lucie absonderlich gut aufgelegt und zum Empfang von Gästen gestimmt waren, so fanden sie doch in den Personen, die ihre Gesellschaft ausmachten, mehr eine Erleichterung, als sie sich genirt fühlten. Doch gehörte auch bei den Gästen keine allzugroße Beobachtungsgabe dazu, um wahrzunehmen, daß sowohl Frau von Hofstätt außerordentliche Anstrengungen mache, um heiter zu erscheinen, als auch, daß ihr Gemahl heute Abend ganz ungewöhnlich schweigsam sei.

Es fanden sich Abends zufällig nur wenig Personen ein und das zerstreute, befangene Wesen des Hausherrn und seiner Gemahlin bewirkte um so mehr, daß die nicht eben sehr zahlreiche Gesellschaft sich unbehaglich fühlte, da gewöhnlich der Hauptreiz der Gesellschaftsabende im Hofstätt'schen Hause eine innerhalb der Grenzen des guten Geschmackes sich bewegende, aber völlig ungenirte und ungekünstelte Unterhaltung war, aus der die Ungenirtheit und Gemüthlichkeit weder Witz noch Geist ausschloß. Heute gerieth das Gespräch jeden Augenblick in's Stocken und wollte nicht allgemein und anziehend werden. Da Frau von Hofstätt eine recht hübsche Stimme hatte, so drang man in sie, sie solle ein wenig musiciren. Sie setzte sich, den Bitten der Gesellschaft zu Liebe an's Piano, — da kündigte man gerade Frau von Schönholz und Herrn von Ellmoor an. Lucie begann zu zittern und fing mit ziemlich unsicherer Stimme an, das vor ihr liegende Liedchen zu singen. Sie hatte ohne alle Auswahl das erste beste Stück von ihren Noten genommen, aber zufälligerweise gerade ein Lindpaintner'sches Lied in die Hände bekommen, dessen erste Verse lauteten:

Wie die Blume sich der Sonne neigt,
Neigt mein Herz sich Dir; es liebt und schweigt.

Die Gesellschaft gab allgemein ihren Beifall zu erkennen; Adolph dagegen, dessen Stimmung, als er Herrn von Ellmoor sah, aus Wehmuth und Traurigkeit verdrüßlich üble Laune geworden war, und der in dem Refrain des Liedchens „es liebt und schweigt" eine Anspielung zu entdecken glaubte, äußerte seine Meinung dahin, der Text sei vollkommen nichtssagend und abgedroschen, die Musik selbst zwar schön, sei aber nicht für Luciens Stimme. Darauf wandte er sich direct an Letztere und sagte halbleise zu ihr:

— Das Piano iſt ganz verſtimmt; es hätte Dir gar nichts ſchaden können, wenn Du früher danach geſehen hätteſt, um es ſtimmen zu laſſen. Da Du nun aber nicht daran gedacht haſt, ſo erſuche ich Dich, für heute Abend der Muſik zu entſagen. Haſt Du denn nicht ſelbſt bemerkt, wie widerlich und anſtößig das Lied war? Es ſcheint, daß Du für Nichts mehr Augen noch Ohren haſt und an Nichts mehr denkſt.

Lucie war ganz außer ſich über dieſe unerhörte Art ihres Mannes und da dieſer kleine Vorfall auch der übrigen Geſellſchaft nicht unbemerkt geblieben war, ſo ward die allgemeine Stimmung bald noch froſtiger und unbehaglicher. Herr von Hofſtätt gab Befehl, man ſolle Spieltiſche in den Saal bringen. Bald arrangirten ſich einige Partien und dadurch kam wenigſtens einige Bewegung, einiges Leben und eine einigermaßen veränderte Stimmung in die Geſellſchaft. Der Abend war ſchon ziemlich weit vorgeſchritten, als einer der Spielenden, beſchämt oder ermüdet von einem hartnäckigen Glück an die Frau vom Hauſe die Bitte richtete, ſie möchte doch den Kampf gegen ihn und ſein unangenehm günſtiges Geſchick aufnehmen. Lucie ſetzte ſich an den Spieltiſch, — man ſpielte Ecarté — und triumphirte in der That über die Glückschance ihres Gegners, der nun bald zu verlieren anfing und abtrat. Herr von Ellmoor beeilte ſich ſeinen Platz einzunehmen; Lucie erbleichte; aber das Blut fing ihr an in den Adern zu gerinnen, als ſie ihren Gatten ſich neben ſie ſetzen und einen Blick voll Drohung auf ſie heften ſah. Ihre ganze geiſtige Unbefangenheit verließ ſie; ſie ſah nicht mehr, was für Karten ſie in Händen hatte und, gänzlich unfähig, dem Gange des Spieles mit Aufmerkſamkeit zu folgen, warf ſie die Karten weg, wie ſie ihr gerade zufällig aus der Hand fielen. Die Wettenden wollten eben gegen ihr Spiel Einſprache thun, als Adolph ihnen durch eine ungeſtüme Anrede an Lucie zuvorkam. Die Kraft ſeiner Selbſtbeherrſchung war zu Ende gegangen und er konnte ſich nicht enthalten, mit einer von Zorn überſtrömenden Stimme ſeiner Gattin zuzurufen:

— Was alle Wetter machſt Du denn? Wo haſt Du denn Deine Gedanken, daß Du die Trümpfe weglegſt? Siehſt Du denn nicht, daß Trêfle als Trumpf umgeſchlagen worden und daß Du

den König haſt? Gib mir Deine Karten und laß mich an Deinen Platz, Du weißt doch nicht mehr, was Du thuſt.

Die Umſtehenden beeilten ſich, die Zerſtreuung oder augenblickliche Verblendung der Frau von Hofſtätt zu entſchuldigen; Herr von Ellmoor wollte ihr Zeit laſſen, ſich zu erholen, und die Partie alsdann von Neuem anfangen. Adolph aber ſagte mit einem zwar ſanfteren, doch erzwungenen Ausdruck:

— Nein, laſſen Sie nur, meine Gemahlin iſt nie eine abſonderliche Spielerin geweſen; ich werde die Karten ſtatt ihrer nehmen.

Adolph war ganz beſchämt über den unſchicklichen Ausfall, den er ſich wegen eines, wenigſtens dem äußeren Anſcheine nach ſo unbedeutenden Vorfalles gegen ſeine Frau erlaubt hatte; es war ihm daher ſehr lieb, ſich eine äußere Haltung zu verſchaffen, indem er ſich zum Spiel niederſetzte. Lucie ſtand mit ſchwerem Herzen und mit dicken Thränentropfen in den Augen vom Spieltiſche auf; ſie ſtammelte den umſtehenden Herren einige kaum verſtändliche Worte von Entſchuldigung, Zerſtreutheit, augenblicklichem Unwohlſein, und ward nach einigen Schritten von den anweſenden Damen umringt, welche die auffälligen Aeußerungen Adolph's gehört hatten und ſich nun um ſeine arme Gemahlin gruppirten, um ihr, eine jede in einer ihrem Charakter angemeſſenen Weiſe, ihr Beileid zu bezeugen.

— Ich glaubte, Du hätteſt ein wahres Muſterbild von Gatten, ſagte ihre Couſine Amalie zu ihr, aber er übernimmt ſelbſt die Mühe, uns vom Gegentheil zu überzeugen. Mein Himmel, welcher Aufwand von Liebenswürdigkeit! Ich werde ſicherlich nicht unterlaſſen, ihm mein Compliment darüber zu machen, ſobald er nur erſt bei einer etwas weniger menſchenfeindlichen Laune ſein wird.

— Was wollen Sie, meine Beſte, unterbrach ſie die verſtandesreifere Frau von Degen; wir ſind nun einmal unvollkommen auf Erden. Die Ehe iſt eine Anſtalt, in der wir gegenſeitig Nachſicht lernen müſſen. Die Männer ſind durch das Uebergewicht ihrer Stellung verwöhnt und erlauben ſich daher leicht einen kleinen Uebergriff; es iſt alſo unſere Aufgabe, geduldig zu ſein.

— Ich hatte es Frau von Hofſtätt wohl vorausgeſagt, daß die Flitterwochen nicht ewig dauern würden, nahm Frau von Schönholz ihrerſeits das Geſpräch auf; ſie hatte bisher nur noch den Lieb-

haber geſehen; jetzt hat ſie nun ein Pröbchen vom Ehemann. Armes Kind! Ich muß geſtehen, daß ich mir die Veränderung nicht ſo raſch und ſo ohne allen Uebergang gedacht hätte. — Und ſich direct an Lucien wendend, fügte ſie hinzu: Jetzt gilt es ein für alle Mal einen Entſchluß zu faſſen und ich will hoffen, daß Sie den rechten faſſen werden.

Das Herantreten des Herrn von Hofſtätt, der indeß verloren hatte und vom Spieltiſch aufgeſtanden war, machte dieſer Damenunterhaltung ein Ende und da es indeß ſpät geworden war, empfahlen ſich alle Gäſte. Lucie zitterte vor dem Augenblick, wo ſie ſich mit Adolph allein befinden würde; ſie fürchtete das Losbrechen eines entſetzlichen Ungewitters und war eben ſo erſtaunt als gerührt über ſein Stillſchweigen. Er hatte ſich nach Entfernung der Fremden, wie niedergedrückt von Ermüdung, auf ein Sopha geworfen; der Kopf hing ſchlaff auf die Bruſt hinab, den Ellbogen in die eine Hand geſtützt, während er mit der andern ſich Stirn und Augen bedeckte. Der Ausdruck ſeiner Gedanken war etwa folgender:

— Habe ich mich nicht ſo viel überwunden, als ich nur immer konnte? Wie lange werde ich noch zu dieſer erbärmlichen Rolle gezwungen ſein? O Lucie, Lucie, wenn Du wüßteſt, zu welchen Folterqualen Du mich verdammſt! Welche Rache wird das zahlen können, was ich jetzt erdulde!... Und wenn ich mich doch täuſchte!... Aber was ſoll mich denn überzeugen, wenn ich noch zweifle? Habe ich es nicht heute Abend geſehen, wie ſie ihm gegenüber in eine Aufregung gerieth, daß ſie mir wahrlich Mitleiden einflößte, ſo daß mich von einem öffentlichen Scandal nur der Gedanke zurückhielt, wie lächerlich mich ein ſolcher Auftritt machen würde, noch lächerlicher, wenn er gegründet, als wenn er nicht gegründet wäre! .... Wenn er nicht gegründet wäre! ... Blöder Thor, der ich bin! ....

Während Adolph ſo mit ſeinen düſteren Gedanken ſich unterhielt, betrachtete Lucie die Bläſſe und die Entſtellung der Züge ſeines halbverborgenen Geſichtes. Die krampfhaften Bewegungen der Hand, auf welche ſich ſeine Stirn ſtützte, zeugten von der Heftigkeit ſeiner inneren zurückgehaltenen Aufregung; einige Thränen, die heiß wie ſiedendes Blei auf Luciens Gewiſſen fielen, rannen zwiſchen ſeinen Fingern durch. Bei dieſem Anblick ſtieß Lucie einen lauten

Schrei aus und indem ſie vor ihrem Gatten auf's Knie ſank, ſagte ſie mit aller Entſchloſſenheit, die ſie in ihre Stimme zu legen vermochte:

— Adolph, ich habe gelogen, verzeihe mir, ich will Dir die ganze Wahrheit ſagen.

Hofſtätt ſprang auf, wie von einem elektriſchen Schlage durchfahren und ſein Auge ſtarr auf Lucien heftend, rief er:

— Sprich, ſprich, was haſt Du mir zu ſagen?

Lucie, immer noch knieend, erhob ihre thränenfeuchten Augen und ihre gefalteten Hände gegen Adolph und ſagte:

— Ich habe Dich hintergangen, aber Du wirſt es mir verzeihen; denn ich bin ſchon allzu grauſam dafür beſtraft worden. Meine gute Abſicht verdient einige Nachſicht von Deiner Seite; ich habe unüberlegt Dir die Wahrheit verheimlicht, um Dich eine Freude genießen zu laſſen, die ich durch mein Geſtändniß zu trüben befürchtete. Ich habe einmal gelogen, Adolph, aber ich bin keine Lügnerin von Natur. Dieſes Geſtändniß, das mir jeden Tag ſchwerer geworden, und das ich jetzt machen muß, weil es gilt, Deiner Liebe Beruhigung zu geben, — ich habe es mehrere Male zurückgehalten aus Furcht, Dein Vertrauen zu mir dadurch zu erſchüttern. Thörin, die ich war! Ich verlor es, während ich es mir erhalten wollte. Ich ſehe es wohl, Du denkſt Dinge, die Du nicht zu ſagen wagſt, ... Du weinſt und fragſt mich doch nicht. . . . Ich will Dir Alles erzählen, höre mich an und zweifle nie mehr an Deiner Lucie.

Dieſe feſte, freie Stimme, dieſer reine und ſichere Blick überzeugten Adolph von Luciens Herzensreinheit und Unſchuld. Er nahm das Haupt des liebenswürdigen Kindes zwiſchen ſeine beiden Hände und bedeckte es mit Küſſen. Sodann richtete er ſie von der Erde auf, zog ſie in ſeine Arme und drückte ſie an ſein Herz; jetzt erſt entrang ſich ein tiefer Seufzer ſeiner Bruſt und wie einer niederbeugenden Laſt von Kummer entladen, ließ er folgende Worte fallen:

— O Lucie, Lucie, wie weh haſt Du mir gethan! Aber ich verzeihe Dir, ich erinnere mich ſchon nicht mehr daran.

— Aber ich werde daran denken, entgegnete Lucie, ſich ſanft aus ſeiner Umarmung löſend; und nie mehr ſollſt Du einen Argwohn gegen meine Zärtlichkeit und Aufrichtigkeit hegen dürfen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Veit.

Aus einer Brüſſeler Familienchronik.

Es wäre ſchwer, ſich einen genauen Begriff von den Veränderungen zu machen, welche die Stadt Brüſſel in ihrem äußeren Ausſehen ſeit etwa einem Jahrhundert erlitten hat. Wenn der ewige Jude, der nach einer Brabanter Volksſage im Jahre 1759, in welchem dieſe Geſchichte ſpielt, der Stadt Brüſſel einen Beſuch abſtattete und in Geſellſchaft zweier ehrenwerthen Bürger in einem Eſtaminet, „zum Bären" genannt, fünf Stüber verzehrte, wenn, ſagen wir, dieſer ewige Reiſende auf ſeiner Wandertour heutzutage wieder nach Brüſſel käme, ſo würde er, trotz ſeines vortrefflichen Gedächtniſſes und trotz ſeiner durch Jahrhunderte lange Gewohnheit geſchärften Beobachtungsgabe, die alte Stadt Karl's des Kühnen und Karl's des Fünften, die Stadt der Geuſen und Egmont's nicht wieder zu erkennen im Stande ſein.

Wo man jetzt weiße, in niederländiſcher Reinlichkeit erglänzende Häuſer erblickt, da ſah man damals ſchwarze und düſtere Bauten. Die Straßen, die beſonders in neueſter Zeit täglich breiter und geradliniger werden, zogen ſich damals, allen Zufälligkeiten des Bodens gehorſam, ungleich, eng, dunkel und in labyrinthiſchen Schlangenwindungen hin. Während die Wohnungen unſerer Zeit von großen, hohen Fenſtern mit breiten, hellen Glasſcheiben erleuchtet werden, drang in die Häuſer jener Epoche das Tageslicht nur durch ſchmale, kaum einige Zoll breite Oeffnungen. Zudem waren in Folge der fortwährenden Kriege, der feindlichen Anfälle von außen her und der inneren Aufſtände die Bewohner der Stadt bewogen worden, jene ſchmalen Oeffnungen noch mit ungeheuern Eiſenſtäben von außen zu verſehen, ſo daß in die traurigen Wohnungen jener Bür-

ger der „guten, alten Zeit" oft das ganze Jahr kein fröhlicher, herzerquickender Sonnenstrahl drang. Jedes größere Haus war eine Art Citadelle und die Städte selbst, umgeben von Wällen, Mauern mit hohen Thürmen und Zinnen, Gräben und Zugbrücken, waren eben so viele Sicherheitsorte, in denen die ewigen Reibungen der großen, Belgien umgebenden Mächte und oft genug auch unselige innere Zwistigkeiten der einzelnen Städte unter einander die Bewohner eingeschlossen und isolirt hielten. Gott sei Dank, der gewaltige Schritt der vorwärts dringenden, allgemeineren Bildung hat diese Mauern unnütz gemacht. Wie in so vielen andern früher befestigten Städten, so zieht sich auch um Brüssel eine Kreislinie herrlicher, baumbepflanzter Boulevards, die mit ihrem grünen Gürtel die Stadt freundlich umschließen und mit ihrem lachenden, gesundfrischen Aussehen dem Fremden zuzurufen scheinen: Sei willkommen! Auch hier bist Du unter Brüdern, unter Genossen der großen Familie der Menschheit!

Aber auch in jener Zeit, in der diese Geschichte spielt, verlor Brüssel alljährlich, wenn die schönere Jahreszeit herannahte, sein düsteres, mürrisches Aussehen. Denn an der Façade fast eines jeden Hauses schlangen sich einige Weinreben hin, die mit ihren sorgfältig beschnittenen Ranken und mit dem frischen Grün, das sie zum Frühjahr trieben, den Häusern einen neuen, angenehmeren Anblick verliehen. Mit dem ersten Grün der Reben trat auch noch eine Veränderung an der Außenseite der Häuser ein. Fast in jeder Mauer waren in der Nähe der Thüre zwei eiserne Klammern eingeschmiedet, an denen, sobald die bessere Jahreszeit einen längeren Aufenthalt im Freien erlaubte, eine Bank befestigt wurde. Form und Verzierungen derselben gaben, je nachdem sie größern oder geringern Anspruch auf Eleganz und künstliche oder kostspielige Ausschmückung machten, einen Maßstab für das Vermögen und die gesellschaftliche Stellung des Hauseigenthümers ab. Hier fanden sich jeden Abend, nach des Tages Hitze und Arbeit, die verschiedenen Glieder der einzelnen Familien zusammen, um auf diesen Bänken der erfrischenden Kühlung sich zu erfreuen und in nachbarlicher Vereinigung jene kleinen Spiele zu treiben, die, obgleich gemeinhin für vollkommen unschuldig gehalten, doch damals nicht minder gefährlich für junge Herzen und besonders für leicht entzündbare Mädchenher-

gli altri, ed in ciascuno di questi altri, ciascuno di essi, ed in ciascuno di questi ciascuno di essi, ed in ciascuno di questi altri, ciascuno di essi, ed in ciascuno di questi altri, ciascuno di essi, ed in ciascuno di questi altri,

und auf ihre eingehauenen Wappen und Zierrathen, den ländlichen Schmuck verschmähten, weil er diese Sinnbilder ihrer Macht überdeckte.

Von der zahlreichen Bevölkerung der Hochstraße, einer Bevölkerung von einfachen Sitten und ehrwürdigen, fast patriarchalischen Lebensgewohnheiten, fehlte fast nie ein Mitglied bei den Abendunterhaltungen auf den Bänken vor den Hausthüren. Jede Wohnung hatte ihre Bank, ihren Tisch, ihre Spieler, ihre Trinker und ihre fröhlich umherschwärmende Jugend, die, sobald die Sonne sich zum Untergang zu neigen begann, ihr lustiges Wesen zu treiben anfingen. Zu den, wie ein Ameisenhaufen, unabläßig hin und her sich bewegenden Bewohnern des Viertels gesellten sich oft noch neugierige Fremde als Zuschauer, selbst auf die Gefahr hin, in der allgemeinen bunt durch einander treibenden Lust einen Stoß zu bekommen, oder den oft mehr derben als witzigen Sticheleien und Scherzreden irgend eines Gesellen als Zielscheibe zu dienen.

Am Anfange dieser Hochstraße nun, fast gegenüber von der Dreieinigkeitskapelle, da wo die Straße etwas breiter ist und der Platz vor dem Gotteshause den Kindern den Tag über zum Spielplatze dient, konnte man gegen Ende des vorigen Jahrhunderts noch ein kleines Haus bemerken, das trotz seines armseligen Aeußeren dennoch die Aufmerksamkeit aller Spaziergänger auf sich zog. Ihre Blicke wurden nämlich durch eine große, dicke Ratte hingelenkt, die über der Eingangsthür des Hauses ausgehauen war und deren Schwanz ein breiter Riß im Holze von dem übrigen Körper abgetrennt hatte. Dieses Nagethier hatte seine Stelle über dieser Wohnung weder in Folge einer Laune des Baumeisters erhalten, noch knüpfte sich seine Existenz etwa an irgend eine historische Sage; vielmehr diente die Ratte ganz einfach als Schild für die Werkstätte des alten Polycarp Lerat, eines in jenem Viertel damals berühmten Schuhmachers, der für seine industriellen Bestrebungen kein besseres Sinnbild zu finden gewußt hatte, als die Verkörperung seines Namens. Auch diese mehr einer Hütte, als einem Hause ähnliche Wohnung war auf ihrer Vorderseite von einem dichten Netz grüner Weinranken umsponnen und wenn im Sommer die von Gertrude, der Schwägerin des Schuhmachers, erzogenen Vögel aller Art, Zeisige, Canarienvögel, Dompfaffen u. dergl. mehr, ihr lautes Gezwitscher begannen, so hätte man beim Anblick dieser fest in einander gewundenen

Ihre Ansicht, dass die Gesetze der Natur nicht ausreichen, um die Erscheinungen des Lebens zu erklären, sondern dass dazu noch eine besondere Lebenskraft nöthig sei, welche die Gesetze der Natur modificire, ist eine Ansicht, welche sich nicht beweisen lässt, weil sie nicht einmal einer Prüfung fähig ist. Denn wenn wir auch alle Gesetze der Natur kennten, so würden wir doch nicht im Stande sein, zu sagen, ob diese Gesetze ausreichen, um die Erscheinungen des Lebens zu erklären, oder ob noch eine besondere Lebenskraft nöthig sei, welche die Gesetze der Natur modificire. Denn wir würden

nicht den Hund vom Ofen zu locken, noch einen Biſſen Brod zu verdienen weiß. Das macht dem alten Polycarp Kummer.

— Um ſo mehr, erwiederte die Gevatterin, als ſein Junge ſeit einiger Zeit bleich iſt, wie eine weiße Rübe und ſichtbar alle Tage abzehrt. Seht, ich habe drei Töchter auszugeben, aber wenn Lerat's Johann eine von mir verlangte, ich gäbe ſie ihm nicht.

— Bah, bah, ſagte der Färber; man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen; wenn er ſie verlangte, würdet Ihr ihm alle drei auf ein Mal geben, um ſie nur unter die Haube zu bringen.

Eine ſolche Antwort mußte natürlich die würdige Spitzenklöpplerin an ihrer verletzbarſten Stelle treffen; ſie erhob ſich daher heftig, indem ſie ihre Klöppel bei Seite warf, ſtemmte ihre geballte Fauſt in die Seite und ſagte, indem ſie ihrem himmelblauen Nachbar ſcharf in's Geſicht ſah.

— Unter die Haube bringen? Wie meint Ihr das, Meiſter Blaukûpe? Meine Töchter ſind mir nicht zu viel im Hauſe, und haben auch an Bewerbern noch keinen ſolchen Mangel, daß ſie, wie manche andere, nach Hal ziehen müſſen, um der Mutter Gottes eine Kerze darzubringen und einen Gatten zu erflehen. Gott ſei Dank, es fehlt ihnen an Freiern nicht, und ſchon mehr als Einen haben ſie abgewieſen, nach dem manche Andre alle zehn Finger lecken würde. Euer Stiefſohn Joſeph, ein ſo hübſcher Burſche er iſt, weiß ſelbſt ein Stückchen davon zu erzählen.

— Mein Stiefſohn Joſeph! rief der Färber mit einer Miene, die den derben Spaßvogel charakteriſirte. Nun, hört einmal, Frau Nachbarin, wenn Ihr keinen anderen Freier für Eure Tochter zu nennen habt, als den, ſo rathe ich Euch, lieber ganz zu ſchweigen. Joſeph hat ſich um alle Mädchen im ganzen Kirchſpiel beworben, und es hätte ihm nichts Aergeres zukommen können, als wenn man ihn irgendwo beim Worte gehalten hätte. Joſeph's Schönheit iſt ein Teufels-Fallſtrick, der ihn nur in's Verderben führen wird, weil er ſie blos benutzt hat, um alle unſchuldigen Mädchen zu betrügen, die ſich haben verleiten laſſen, auf ſeine Worte zu hören.

In dieſem Augenblick trat die Schwägerin des Schuhmachers in die Thür, um von da aus auf die Hausſchwelle, die ſie eben gewaſchen hatte, der Landesgewohnheit nach, ein wenig weißen Sand zu ſtreuen.

— Seht, fügte der Färber hinzu, indem er mit dem Finger auf ſie wies, ſeht hier die Mutter Gertrud! Nun ſie mag ihre Tochter Eudoxia wohl in Acht nehmen. Sie iſt bei der Jungfer Volxmuck Kammerfrau; Joſeph iſt ihr Nachbar und ſcharwenzelt gar ſtark um ſie her. Wenn ſie nicht ſcharf aufpaßt, ſo will ich für die Folgen nicht einſtehen.

— O geht Nachbar, Ihr ſeid eine arge Läſterzunge, erwiederte die Nachbarin. Ihr wißt wohl, mit dem Schöffen Volxmuck iſt nicht zu ſpaßen; ſeine Nichte, Jungfer Marie, iſt eben ſo ſtreng, als er; das Haus iſt wie ein Kloſter, und ich halte es für rein unmöglich, daß Joſeph in demſelben Streiche anſtellt.

Der Färber zuckte mit den Achſeln und erwiederte.

— Ich ſehe, Ihr kennt den Taugenichts noch nicht. Wenn er einmal ſein Lüſtchen auf etwas hat, ſo vermag ihn Nichts abzuhalten. Und gar, wo es um ein Mädchen ſich handelt. Ich glaube, er wäre im Stande, auf den Rathhausthurm zu klettern, um ein ſchönes Geſicht zu ſehen. Ich habe es ihm oft genug geſagt, er würde noch einmal ein böſes Ende einnehmen; aber er hörte nie viel auf mich und jetzt, da ſeine Mutter, Gott hab' ſie ſelig, geſtorben iſt und er ſein eigener Herr geworden und ſeine Erbſchaft, die freilich nicht viel war, an ſich genommen hat, nun iſt er ganz taub gegen meine Predigten. So laſſe ich ihn denn ſeinen eigenen Weg gehen. Er iſt nun Altgeſell in Meiſter Stockens großer Camelotweberei und verdient da ein ſchönes Geld. Will er tolle Streiche machen, ſo weiß er und die ganze Stadt, daß er ſie aus ſeiner Taſche bezahlen muß. Alſo mag er handeln, wie es ihm beliebt. Lerat's Johann iſt übrigens gerade ſo ein ſauberes Früchtchen, als Joſeph. Denn keinen Abend kommt er früher heim, als zwei bis drei Stunden nach dem Läuten der Abendglocken.

— Johann, ſagte der Küſter, indem er ſich würdevoll erhob, den letzten Schluck aus ſeinem Glaſe trank und ſeine lange holländiſche Pfeife ſorgfältig ausklopfte, Johann iſt ein frommer und braver Burſche. Ich ſehe ihn alle Morgen in der Kirche, wie er andächtig die Meſſe hört. Und ich bin überzeugt, daß er ſeinem Vater keinen Kummer macht. Wenn der alte Lerat heute Abend nicht vor die Thüre gekommen iſt, ſo braucht uns das nicht zu wundern. Und ich hätte gar nicht davon geſprochen, hätte ich früher

daran gedacht, daß heute Samstag ist. Wir wissen ja Alle recht gut, daß er Samstag Abends gewöhnlich bei seinem Miethsmann, dem Juden Veit ist. Ich begreife übrigens nicht, wie ein so frommer Christ, wie der alte Lerat, schon zwanzig Jahre lang einen solchen Ketzer in seinem Hause behalten kann. Ich habe immer sagen hören, daß ein Jude, der bei einem Christen wohnt, diesem nur Unglück bringt.

— Man muß ihm auch Gerechtigkeit widerfahren lassen, der alte Lerat ist gerade nicht reich, denn, wenn er was auf die Seite gelegt hätte, so könnte er sein Haus kaufen, das seit zwei Jahren zu verkaufen steht. Und das sollte er um so eher thun, da der reiche Gerbermeister und Schöffe Volrmuck es ihm billiger lassen würde als jedem Andern, weil er schon seit langen Jahren all sein Leder bei ihm kauft und sie auch mit einander in die Schule gegangen sind. Doch nun, gute Nacht, Gevatter Nachbar, die Abendglocke hat schon eine Weile geläutet und morgen ist Sonntag, da heißt's zur Frühmesse wach sein.

Während dieser Unterhaltung, die wir Behufs des Verständnisses der kommenden Dinge etwas ausführlicher haben berichten müssen, war der alte Lerat, dessen Abwesenheit den Stoff zu dem Gespräche hergegeben hatte, wirklich, wie es der Küster gesagt hatte, bei seinem Miether, dem Juden Veit Helfen, der seit mehr als zwanzig Jahren zwei niedrige, feuchte und dunkle Zimmer im hinteren Theil von Lerat's Hause bewohnte. Veit war ein Greis von mehr als sechzig Jahren, trocken, wie eine ägyptische Mumie, und gebeugt unter der schweren Last der Judenverfolgungen jener unduldsamen Zeit; trotz dessen jedoch besaß er eine eiserne Gesundheit und eine fast übermenschliche Thätigkeit. Von der persönlichen Rache eines deutschen Großen war er gezwungen worden, sein Vaterland, Frankfurt a. M., mit großen Vermögensaufopferungen zu verlassen und wenig mehr als das nackte Leben nach Brüssel zu retten. Dort ward er von seinen Glaubensgenossen unterstützt und als ein thätiger, gewandter Kopf in den einzigen, ihnen erlaubten Geschäftszweig, Wucher und Schacher, eingeweiht worden. Der glückliche

Ausgang einiger gewagten Handelsſpeculationen hatte nicht blos ſein Vermögen bald wieder zu einem nicht unbedeutenden Belauf erhoben, ſondern hatte ihm auch in der chriſtlichen kaufmänniſchen Welt ein gewiſſes Renommée verſchafft, ſo daß er mit den bedeutendſten Handlungshäuſern in Verbindung getreten war und, weil er ſtets über bedeutende Geldſummen zu disponiren vermochte, für enorm reich galt, während er in der That großentheils für ausländiſche Glaubensgenoſſen handelte. Von dem Allen aber wußte man in der Hochſtraße wenig oder gar Nichts; denn gleich dem Fuchs, der ſeine Beute ſtets fern von ſeinem Bau ſucht, hatte auch Veit nie in ſeinem Viertel Geſchäfte machen wollen. Vielmehr war in demſelben ſeine ganze Lebensweiſe und ſeine Beſchäftigung ein Geheimniß, da er jeden Tag am frühen Morgen ausging und erſt mit einbrechendem Abend wieder heimkehrte.

Der alte Lerat war, nicht etwa der einzige Freund des Juden, — denn mehr als eine grauſame Erfahrung ſeiner Vergangenheit hatte ſein Herz gegen alle vertraulichere Hingebung gepanzert — ſondern blos die einzige Bekanntſchaft, der der Eintritt in die Wohnung Veit's erlaubt war, welche in ihrer klüglich berechneten Nacktheit und in ihrem lügenhaften Elend mit der äußeren Erſcheinung Veit's und ſeiner armſeligen Lebensweiſe vollkommen übereinſtimmte. Die ganze Vertraulichkeit zwiſchen dem Schuhmacher und dem Juden beſchränkte ſich übrigens darauf, daß beide an jedem Samſtag Abend einen Krug Hausbier zuſammen leerten, das von des Juden Haushälterin, der alten Gudel, eigenhändig bereitet worden war und das der Schuhmacher nie trank, ohne einige Geſichter dabei zu ſchneiden. Die Gevatterinnen im Viertel wollten wiſſen, dieſe Handlung der Gefälligkeit von Seiten Lerat's ſei nur eine Art der Erkenntlichkeit für gewiſſe pecuniäre Dienſte, die ihm Veit geleiſtet habe; aber ſo klug dieſe geſchwätzigen Weiber zu ſein glaubten, ſo täuſchten ſie ſich doch hierin gar ſehr. Der Jude war viel zu klug und welterfahren und hatte ſeine Nebenmenſchen viel zu ſehr von der dunkeln Seite kennen gelernt, als daß er ſich der Gefahr hätte ausſetzen mögen, aus dem Manne, deſſen Obdach er theilte und der gewiſſermaßen die Pflicht übernommen hatte, für die Ruhe ſeiner Zufluchtsſtätte zu wachen, durch Dienſtleiſtungen einen Undankbaren, alſo über kurz oder lang einen Feind zu machen.

Ein Leben voll ungerecht erlittener Verfolgungen und die Kenntniß des grauſamen Looſes, dem ſeine Glaubensgenoſſen unſchuldigerweiſe ſeit Jahrhunderten ausgeſetzt waren, hatten aus Veit einen Menſchenfeind gemacht. Selbſt gegen ſeine Glaubensgenoſſen, bei denen er leider! nur zu oft einen verletzenden Egoismus ſtatt brüderlicher Theilnahme angetroffen hatte, war er nur gleichgiltig, ohne von Herzen mehr an ihnen zu hängen, als eben alle Verfolgten in der Gemeinſchaft ihres traurigen Schickſals an einander zu hängen pflegen. Trotz dieſer Verhärtung ſeines Gemüthes war in demſelben doch eine Zuneigung zu dem Schuhmacher entſtanden; aber nie hatte er gegen Jemanden etwas davon geäußert und auch in ſeinen Handlungen hütete er ſich wohl, etwas hievon durchblicken zu laſſen.

Trotz ſeiner niedrigen Stellung in der Geſellſchaft, genoß Lerat doch die allgemeine Achtung Brüſſels und beſaß einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Claſſe, der er angehörte. In ſeiner Jugend war er Soldat geweſen und hatte ſich als ſolcher ſowohl durch ſeinen Muth, als durch ſeine, wir möchten faſt ſagen, feinere Bildung ausgezeichnet. Später hatte er ſich in ſeiner Geburtsſtadt, Brüſſel, niedergelaſſen und ſich daſelbſt durch ſeine ſtrenge Redlichkeit, durch ſein kluges und vernünftiges Benehmen und durch ſeinen eben ſo ſanften, als, wo es Noth that, energiſchen und kräftigen Charakter allgemein beliebt gemacht. Veit, ein ſcharfer Menſchenkenner, hatte ſehr bald erkannt, welch reiner Diamant hier unter einer gemeinen Hülle verborgen ſei und beſonders war es ihm klar geworden, daß die Volksthümlichkeit dieſes Handwerkers ihm gewiſſermaßen ein Schild und Schirm ſein könne. Daher war Lerat, deſſen edle Eigenſchaften in Veit's Augen um ſo heller erglänzten, da er überall anderswo nur ſchmutzigem Laſter und boshafter Feindſeligkeit begegnete, gewiſſermaßen ein Gegenſtand der Anbetung für ihn geworden. Trotz deſſen verfloſſen faſt fünfzehn Jahre, ehe die einzelnen, kaum merkbaren Atome dieſes Gefühles in dem Herzen des Juden ſich verdichteten und zu einem Gluthſtoff ſammelten, der ſtark genug war, um dieſe von dem Eiſe der Menſchenverachtung durchkältete Bruſt zu erwärmen. Es bedurfte ſogar dann noch eines ſtarken Anſtoßes von außen, um dieſes langſam und ſtillſchweigend in den Tiefen der Seele aufgekeimtes Gefühl zu einer Blüthe em-

haben oben schon gehört, daß Lerat's Haus schon seit längerer Zeit zu verkaufen war; am Morgen dieses nämlichen Tages nun hatte ein Fremder es sich genau angesehen und dann ausdrücklich sich dahin erklärt, das Haus gefalle ihm und er beabsichtige es zu kaufen.

Meister Lerat war in dasjenige Lebensalter getreten, in welchem der Mensch, dessen Lebensbahn sich schon abwärts und ihrem Ende zuneigt, in Folge der Gewohnheit und eines gewissen inneren Daseinstriebes an Alles, was ihn umgibt, sich inniger gefesselt fühlt. Er liebte daher sein jetziges Haus als den Ort, in dem er lange Zeit ruhig und glücklich mit einer geliebten Gattin und umgeben von hoffnungsvollen Kindern gelebt hatte; er liebte es sogar als den Ort, in welchem er, mit Ausnahme seines Sohnes Johann, nach und nach alle Gegenstände seiner Zärtlichkeit verloren hatte; denn gerade unsere traurigsten Erinnerungen werden im Laufe der Zeit uns theurer, als die aus unsern glücklichen Tagen. Daher war der Gedanke, dieses Haus verlassen zu müssen, natürlich ein peinlicher für ihn; aber es war im Grunde Nichts leichter für ihn, als ein anderes Haus in demselben Viertel zu bekommen; seiner Gewerbsthätigkeit drohte durch eine Veränderung seiner Wohnung durchaus kein Schaden und so hätte sich Meister Lerat mit der Nothwendigkeit, die er nicht bezwingen konnte, am Ende getröstet. Ganz anders aber verhielt es sich mit seinem Aftermiether Veit. Verdammt, unstät und flüchtig auf der Erde zu sein, den Verfolgungen von Seiten seiner Nebenmenschen unaufhörlich ausgesetzt, hatte er in den beiden kleinen, abgelegenen Zimmerchen, die er inne hatte, nicht eine bloße Wohnung wie jeder Andere gefunden, sondern einen Zufluchtsort, einen Schutz gegen die Gefahr. Von der Gesellschaft, mit der er darum in offenem wie in heimlichem Kriege lebte, stets zurückgestoßen, kehrte er jeden Abend nach einem Tage des ermüdendsten Ringens und Kämpfens in seine Wohnung, wie in ein geheiligtes Asyl zurück, in welchem er der Verfolgungssucht und Rache aller derer trotzen konnte, deren Haß er durch seine Geschäftsverbindungen sich zugezogen hatte. Für Veit war also seine Wohnung die Ruhe, der Schlaf und das Leben; ihm das Asyl rauben, das er nach mehr als dreißig Jahren des Umherirrens, der Beängstigung und der Unruhe endlich gefunden hatte, und in dem er seine Laufbahn zu vollenden gedachte, das hätte geheißen, ihm

faſt an der Grenze ſeines Lebens die Aufgabe einer völlig neuen Begründung ſeines Daſeins ſtellen.

Als daher der Schuhmacher, dem es auch immer Leid genug that, ſein Haus zu verlaſſen, ſich entſchloſſen hatte, dem Juden das, was am Tage vorgefallen war, zu erzählen, da brachte er mit der Nachricht, daß der Schöffe Volxmuck entſchloſſen ſcheine, ſein Haus zu verkaufen, Veit faſt einen Todesſtoß bei. Der Schuhmacher hatte die verhängnißvollen Worte kaum ausgeſprochen, als Veit aufſprang, wie um ſich gegen einen Feind zu wehren; ſeine Geſichtszüge wurden bleich und wie aufgelöſt und ſeine Lippen begannen zu zittern. Aber bald bezwang er ſich ſelbſt, ſeine Aufregung war nicht länger ſichtbar, als ein Wetterleuchten am Sommerhimmel, und er ſetzte ſich ruhig, aber ohne ein Wort zu ſprechen, wieder nieder.

— Ihr wißt wohl, nahm der Schuhmacher wieder das Wort, daß das Haus ſchon lange zu verkaufen ſteht. Ich habe mich im Gegentheil bisher oft darüber gewundert, daß ſich noch kein Liebhaber dazu gefunden. Heute Morgen iſt nun ein Bürger in Begleitung des Buchführers aus der Gerberei hieher gekommen und ſie ſind beinahe über den Kaufpreis einig geworden.

— Aber Ihr habt doch einen Pacht-Contract, ſagte der Jude mit zerſtreutem Tone und offenbar an etwas Anderes denkend.

— Leider Gottes nicht! Vor einem Jahre ging mein Pacht zu Ende und da ich ſeitdem weiß, daß Meiſter Volxmuck ſein Haus verkaufen will, ſo habe ich nicht gewagt, eine Erneuerung des Pachts zu verlangen.

— Ich werde mir das überlegen, Meiſter Lerat, wir werden ſehen, ob . . . Ich werde nicht leiden, daß man mich . . . .

Der Jude vollendete ſeinen Satz nicht; die Worte, die er geſprochen, ſchienen ihm faſt wider Willen entſchlüpft und der Ausdruck eines geheimern Gedankens zu ſein, der ihn quälte, den er aber nicht ausſprechen wollte. Er verſank in immer tieferes Nachdenken, ſtand nach einer kurzen Weile von Neuem auf und ging im Zimmer auf und ab, wie ein Mann, der bei ſich ſelbſt etwas überlegt. Obgleich daher die Stunde noch nicht gekommen war, in der Wirth und Miether einander gewöhnlich verließen, ſo glaubte Meiſter Lerat dennoch, es ſei Zeit für ihn zu gehen. Der Jude,

weit entfernt ihn zurückhalten zu wollen, vermochte im Gegentheil nicht das geheime Vergnügen zu verbergen, das er über diese Entfernung seines Wirthes empfand. Und einige Minuten darauf ging er selbst gegen alle seine Gewohnheiten noch aus.

Wir haben oben gesagt, daß sich Meister Lerat durch eine gewisse geistige Bildung und durch einen trefflichen Charakter vor den meisten seiner auf gleicher gesellschaftlicher Stufe mit ihm stehenden Mitbürger auszeichnete; aber auch er hatte seine Schwächen und die hervorstechendste derselben war eine blinde Zärtlichkeit für seinen Sohn. Jedoch muß andrerseits auch eingestanden werden, daß Johann einer solchen werth und in allen Beziehungen geeignet war, ein Stolz seines Vaters zu sein.

Schlank von Wuchs, schön gebaut und von angenehmen Gesichtszügen gefiel er vor Allem durch den sanften Ausdruck seiner Physiognomie, die ein getreuer Spiegel seines edelsinnigen Herzens war. Mit dem jungen Grafen Klynsteen auferzogen und von einem eben so gründlichen Gelehrten, als wahrhaft würdigen Priester unterrichtet, hatte er in dieser trefflichen Schule alle glücklichen und emporstrebenden Anlagen seines Geistes und Gemüthes auf's Schönste entwickelt und der reichste Bürger wäre stolz darauf gewesen, ihn seinen Sohn zu nennen. Schmerzlich tief fühlte er den grausamen Verlust, den er durch den Tod seiner beiden Beschützer erlitt; er sah ein, daß seine Zukunft nun eine sehr aussichtslose sei. Aber indem er die reiche Wohnung des Grafen verließ, um unter das arme Dach seines väterlichen Hauses zurückzukehren, empfand er kein anderes Gefühl, als das Bedauern, einem gerechten Ehrgeiz die Bahn geschlossen zu sehen. Kein Murren stieg in ihm auf, kein Gefühl der Unzufriedenheit mit seiner niedrigen Geburt, die doch das einzige Hemmniß für die Benutzung seiner gelehrten Erziehung war; sein Vater, so hoch er auch in geistiger Beziehung über ihm stand, war stets und unveränderlich für ihn der Gegenstand der zärtlichsten und hochachtungsvollsten Zuneigung. Es wird daher den Leser weniger wundern, zu vernehmen, daß der Schuhmacher, der in allen andern Beziehungen, und auch wo es ihn selbst betraf,

ſich ſtreng den Geſetzen des kalten Verſtandes unterwarf, ſobald es ſich um ſeinen Sohn handelte, alle Schwächen eines liebenden Vaters an den Tag legte.

Als er an dieſem Abend aus dem Zimmer des Juden kam und im Begriffe ſtand, in die kleine und niedrige Stube im Erdgeſchoß einzutreten, in der er ſeine Mahlzeiten einzunehmen pflegte, hörte er, wie Baſtian, ſein Geſelle, lebhaft mit ſeiner Schwägerin Gertrud ſich unterhielt und dabei mehrere Male den Namen Johann ausſprach. Er entſchloß ſich um ſo eher, ungeſehen den Verlauf dieſes Geſprächs mit anzuhören, als er ſchon ſeit längerer Zeit darunter litt, daß Gertrud ſeinen Sohn bei jeder Gelegenheit ihre Abneigung gegen ihn fühlen ließ.

— Ihr habt Unrecht, Mutter Gertrud, ſagte der Geſell, Ihr habt ſehr Unrecht, daß Ihr Johann ſo hart behandelt, und ihm ſein Abendbrod nicht warm halten wollt, bis er nach Hauſe kommt.

— Was kommt er nicht jetzt, da wir Alle eſſen? entgegnete die Alte übellaunig. Iſt er ein vornehmerer Herr, als wir andern? Als ob man weiter Nichts zu thun hätte, als ſich mit ihm abzugeben. Wenn er nicht jetzt bald nach Hauſe kommt, kann er ohne Abendbrod zu Bette gehen; das wird ihn lehren, ein ander Mal ordentlich ſein.

— Ihr wißt ja ſo gut, wie ich, daß er den ganzen Tag über ſeinen Büchern ſitzt und arbeitet und nur Abends einige Stunden ſpazieren gehen kann.

— Spazieren gehen! O ja doch! Gott weiß, wo er hingeht! Wenn er noch ſeine Verwandten beſuchte, würde man ihm ſein Ausbleiben verzeihen; aber er verachtet ſie. Schon länger als einen Monat iſt er nicht bei meiner Tochter geweſen und doch iſt ſie ſein leibliches Geſchwiſterkind, ſeiner ſeligen Mutter Schweſtertochter. Aber die ganze Sache iſt die, das Bürſchchen iſt ſtolz auf ſeine Gelehrſamkeit.

Dieſer letzte Vorwurf hatte wahrſcheinlich eine tiefere Bedeutung, die aber Meiſter Lerat nicht verborgen ſein mochte. Er ſchien ihn übrigens an einer leicht verletzbaren Stelle zu treffen; denn er öffnete ſofort ziemlich heftig die Thüre und als er in's Zimmer trat, konnte man eine ziemlich ſtarke Aufregung auf ſeinem Geſichte leſen.

— Johann iſt noch nicht nach Haus gekommen? ſagte er

und nahm eine Ruhe an, welche das Zittern ſeiner Stimme Lügen ſtrafte.

— Nach Haus gekommen! rief Gertrud, die viel zu ſehr von ihrem eigenen Gedankengange in Anſpruch genommen war, als daß ſie die ungewöhnliche Gemüthsſtimmung ihres Schwagers wahrzunehmen vermocht hätte. — Nach Haus gekommen! Das wäre auch das erſte Mal ſeit vielen Monaten, daß er zur rechten Stunde erſchiene.

— Jedenfalls, hoffe ich, wird er ſein Abendbrod bereit und warm gehalten finden, ſagte Meiſter Polycarp, die letzten Worte nachdrücklich betonend.

— Das Abendbrod ſteht auf dem Tiſche, entgegnete Gertrud, indem ſie auf die aufgetragene rauchende Gemüsſchüſſel und die bereiteten Butterſchnitte hinwies. Er braucht nur zu kommen und ſich ſein Theil zu holen.

— Und was weißt Du, ſagte der Schuhmacher mit gehobener Stimme, ob er nicht auf meinen Befehl ſo ſpät nach Hauſe kommt? Du miſchſt Dich in Dinge, die Dich gar Nichts angehen. Ich rathe Dir im Guten, höre auf, Johann ſo ſchlecht zu behandeln, wie Du es bisher gethan. Wenn er auch ſtillſchweigend geduldet und ſich nicht beklagt hat, ſo iſt es mir doch nicht entgangen. Auch weiß ich recht gut, weshalb Du Johann nicht leiden magſt.

— Du wirſt auch was Rechtes wiſſen.

— Ich ſage Dir, daß ich ſehr genau weiß, woher Dein Zorn rührt und wenn ich mich nicht deutlicher hierüber ausſpreche, ſo geſchieht es blos, weil ich Niemanden etwas Unangenehmes ſagen mag . . . .

— O, Du kannſt ſprechen, ich fürchte mich gar nicht; vor Baſtian kannſt Du vollkommen von der Leber weg reden, der gehört zum Haus; und ich bitte Dich ſogar darum, zu ſagen, was Du weißt.

— Nun wenn Du es durchaus wiſſen willſt; Du magſt Johann nicht leiden, weil Du Dir in den Kopf geſetzt haſt, er ſoll Deine Tochter heirathen und weil . . . er ſie nicht mag.

— Meine Tochter iſt tauſendmal mehr werth, als Dein Sohn. Sie iſt bei der Jungfer Volrmuck ganz glücklich und zufrieden und braucht ein ſo gutes Haus nicht zu verlaſſen, um einen eingebildeten

Burſchen und Herumſtreicher zu heirathen, der keinen Stüber zu verdienen verſteht.

— Weib! Sprich mir nichts Böſes von Johann und erinnere Dich, daß wenn ich von Eudoria übel reden wollte, ich eine lange Litanei erzählen könnte.

In der That ſchien Eudoria's Benehmen nicht ganz fehlerfrei zu ſein, denn Lerat's letzte Aeußerung ließ von Seiten Gertrudens das Geſpräch abbrechen. Sie aß in aller Eile ihr Abendbrod und begab ſich alsdann ſofort auf ihre Schlafkammer, indem ſie es ihrem Schwager und ſeinem Geſellen überließ, Johann's Rückkehr zu erwarten.

Kaum waren ſeit ihrer Entfernung einige Minuten verfloſſen, als man zu wiederholten Malen heftig an die Hausthüre klopfte.

— Wer Teufel kann ſo pochen? frug der Schuhmacher. Johann zeigt ſeine Ankunft auf anſtändigere Art an und der Veit hat ja ſeinen Hausſchlüſſel. Geh, Baſtian und mache auf; nimm aber die Lampe mit und ſei auf Deiner Hut; denn ein fremder Beſuch zu ſo ſpäter Stunde iſt ſehr verdächtig und es fehlt an kühnen Beutelſchneidern gar nicht.

Baſtian ging hinaus, um zu öffnen; aber erſchrocken prallte er zurück, als er den Sohn ſeines Meiſters erkannte, der blutbedeckt und kaum ſich aufrecht zu erhalten vermögend, von zwei Männern nach Haus gebracht wurde.

— Es iſt Nichts, ſagte der junge Mann; ich habe eine leichte Wunde und bedarf Nichts, als Ruhe.

Aber trotz dieſer wiederholten Verſicherung hörte Meiſter Lerat's ängſtliche Beſorgniß nicht eher auf, als bis er ſich ſelbſt davon überzeugt hatte, daß der Zuſtand ſeines Sohnes durchaus gefahrlos ſei. Dann erſt, als Johann zur Ruhe gebracht worden, erkundigte er ſich bei den beiden Männern nach den Vorfällen, die dieſen Zuſtand ſeines Sohnes herbeigeführt. Dieſe aber ſagten ihm ſtatt aller Antwort weiter Nichts, als Meiſter Volrmuck, der Schöffe, wünſche mit ihm zu ſprechen und ſie warteten auf ihn, um ihn hinzubegleiten. So blieb ihm denn Nichts übrig, als den beiden Gerbergeſellen zu ihrem Meiſter zu folgen.

Meister Volxmuck galt für das reichste Mitglied der wohlhabenden Gerber-Zunft, deren Aeltester er war. Sein Vermögen, seine Geschäftsgewandtheit und sein ruhiger und aufgeklärter, aber darum nicht minder warmer Patriotismus, hatten ihn bei der Wahl eines Schöffen der Aufmerksamkeit seiner Mitbürger empfohlen, und Niemand erfüllte die Obliegenheiten dieses wichtigen Amtes ehrenhafter und würdevoller, als Meister Volksmuck. Nur Eins warf man ihm vor, daß er nämlich über seinen eigentlichen Erwerbs- und Geschäftskreis hinausschweife und sich in Vereinigung mit mehreren der bedeutendsten Schiffsrheder Antwerpens in mehrfache sehr gewagte Seehandels-Speculationen einlasse. Man flüsterte sogar einander in's Ohr, sein Vermögen habe durch beträchtliche Verluste in solchen Unternehmungen mehr als einen nachhaltigen Stoß erlitten, und wenn er auch die wunden Stellen durch den Ertrag seiner großen Gerberei wieder geheilt hatte, so war dadurch doch sein Credit einigermaßen erschüttert worden und die großen Capitalisten des Landes schenkten ihm nur ein beschränktes Vertrauen. — Zu dem armen Schuhmachermeister Lerat stand er in mannigfachen Verhältnissen. In ihrer Jugend waren sie Schulgefährten gewesen und der noch heutigen Tages in den belgischen Provinzen waltende unbeschränkte Gleichheitssinn übte auch in jenen Zeiten schon seine tiefe Wirksamkeit aus. Die drei großen Abtheilungen der Gesellschaft, besonders der Adel und der Bürgerstand waren zwar nicht so hermetisch in sich abgeschlossen, als noch heute in Deutschland, aber doch etwas schärfer geschieden als es heute in Belgien der Fall ist. Die einzelnen Classen eines Standes dagegen lebten schon damals nicht so kastenartig von einander gesondert, daß nicht der arme Schuhmachermeister und der reiche Kaufherr und Schöffe immer noch an ihre gemeinschaftlichen Schuljahre sich erinnert und gegenseitig wie Kameraden einander behandelt hätten. Darum hatte Lerat trotz seines unabhängigen Bürgersinnes nicht angestanden, die Unterstützung seines alten Jugendgenossen anzunehmen, der in einem kritischen Augenblicke sie ihm wohlmeinend angeboten hatte. Als nämlich Lerat, ohne ein andres Besitzthum, als zwei gesunde Arme, vollständige Kenntniß seines Handwerks, die nöthigsten Arbeitsgeräthschaften und ein kräftiges Gottvertrauen sich verheirathete und auf eigene Faust arbeiten wollte, da hatte ihm sein ehe

[illegible] [illegible] [illegible] [

nen ſollten, mit dem der wolkenbeladene Himmel Belgiens ſo freigebig iſt.

Die vergoldeten Hörner eines ungeſchlachten hölzernen Ochſenkopfes, das gewöhnliche Handwerksſchild der Gerberzunft, erglänzten über der Eingangsthür neben einem überſilberten Löwen. Letzterer diente zur ſpeciellen Bezeichnung der Fabrik der Löwenleder, die damals einen europäiſchen Ruf genoſſen.

Dieſe reiche und großartige Wohnung war es, wohin ſich unſer Schuhmachermeiſter, Polycarp Lerat, in höchſter Eile begab, da ihn die Ungeduld ſtachelte, über die Vorfälle dieſes Abends etwas Genaueres zu erfahren. Er ward ſofort nach ſeiner Ankunft in das geheime Gemach des Schöffen eingeführt, den er daſelbſt, ſeiner wartend und einſtweilen einen Blick in die Handelsbücher werfend, antraf.

— Alter Lerat, ſagte er zu dem Eintretenden, es thut mir Leid, Dich noch ſo ſpät hieher bemüht zu haben; aber ich begebe mich morgen nach Antwerpen und ich habe nicht abreiſen wollen, ohne Dich von dem Vorfall in Kunde zu ſetzen, der ſich heute bei mir ereignet hat, ſo wie Dich mit den nothwendigen Folgen deſſelben bekannt zu machen. Vor etwa einer halben Stunde machte ich meine gewöhnliche Runde durch die Ateliers und Magazine; da bemerkte ich bei dem ſchwachen Schein einer Laterne einen Menſchen, der ſich unter einem der offenen Schoppen des Hofes verbarg. Es war dies Dein Sohn; unglücklicher Weiſe aber erkannte ich ihn nicht ſogleich, packte ihn daher bei der Kehle und rief einen Arbeiter zu Hilfe, der in voreiliger Hitze ihm einen heftigen Schlag mit ſeinem Stocke auf den Kopf gab. Was er in meinem Hofe machte, das möchte ich nun eben gern wiſſen; er hat mir hierüber nicht Rede und Antwort ſtehen wollen.

— O, Herr Schöffe, ſagte der Schuhmacher, den dieſe Nachricht auf's Höchſte beſtürzte und verwirrte, mein Johann iſt ehrlich ....

— Das weiß ich und hege keinen Zweifel daran, entgegnete Meiſter Volrmuck; er iſt ja Dein Sohn und der Apfel fällt nie weit vom Stamme. Ich habe daher keinen Augenblick auch nur im Entfernteſten daran gedacht, daß er ſich aus unehrlichen Abſichten in mein Haus geſchlichen habe. Dagegen iſt meine Anſicht von der

entſetzlich in die Enge treibende Frage wiederholen. Zu ſeiner großen Beruhigung aber fuhr der Schöffe folgendermaßen fort:

— Am Ende, Meiſter Polycarp, magſt Du Dich übrigens doch wohl mit Deiner vorigen Aeußerung geirrt haben. Dein Sohn iſt ein junger Mann von ſanfter, ſtiller Gemüthsart und ſchüchtern von Charakter und daher wird er es vielleicht nicht gewagt haben, Dir ſeine Liebe zu ſeiner Baſe einzugeſtehen, während es doch rein unmöglich iſt, ſeine Anweſenheit in meinem Hauſe auf irgend andre Weiſe zu erklären. Es bleibt alſo Nichts übrig, als die beiden jungen Leute mit einander zu verheirathen und zwar muß dies möglichſt bald geſchehen. Denn meine Arbeiter wiſſen, was vorgegangen iſt und ſo wird es morgen das ganze Stadtviertel und übermorgen die ganze Stadt wiſſen. Deine Nichte würde entehrt ſein und für mein Haus wäre es auch eine Schmach; nur die Verheirathung der beiden jungen Leute kann dem Skandal ein Ende machen. Eudoria iſt zwar ohne Vermögen, aber meine Nichte iſt ihr geneigt und hat ihr verſprochen, ſie auszuſtatten. Ich will daher, um ihren günſtigen Abſichten nachzukommen, Eudorien das Haus geben, das Du inne haſt, nachdem ich Dir zuvor einen Pacht gemacht haben werde, der Dir erlaubt, es bis zu Deinem ſeligen Ende zu bewohnen. So wird dieſer Vorfall mit Deinem Sohne am Ende in gewiſſer Hinſicht noch ein Glück für Dich ſein; denn ſonſt würde Dein Wohnhaus unfehlbar in einigen Tagen verkauft worden ſein. Alſo die Sache iſt abgemacht und ich erwarte Dich zur Beſprechung der weiteren Maßregeln auf Dienſtag Abends um zehn Uhr. Ich reiſe nämlich morgen nach Antwerpen, werde erſt übermorgen zurückkehren und habe nicht früher Zeit, mich mit dieſer Angelegenheit zu beſchäftigen.

Dieſe unerwartete Großmuth machte den Schuhmacher vollends verwirrt und vergrößerte ſeine Verlegenheit; die Thränen traten ihm in's Auge und das Gefühl der Dankbarkeit war mächtiger in ihm als alles Andere. Er trat auf den Schöffen zu und wollte ihm ſeinen Dank für dieſe neue Wohlthat zu erkennen geben. Dieſer aber faßte ihn bei der Hand und ſagte:

— Keinen Dank, Meiſter Lerat; ich thue hiemit nicht zu viel für meinen alten Schulkameraden und einen meiner älteſten und beſten Kunden. Alſo lebe wohl, auf Wiederſehen, Dienſtag Abend.

Der Schuhmacher mußte ſich alſo damit begnügen, dem Schöffen eine tiefe Verbeugung zu machen und er entfernte ſich, niedergedrückt von der Laſt der verſchiedenartigſten Gefühle, die in ſeiner Bruſt mit einander ſtritten.

Das geheime Cabinet des Schöffen war im Erdgeſchoſſe ſeines Hinterhauſes gelegen und man mußte, um wieder an die Thüre zu kommen, durch den Haupthof dieſer Wohnung gehen, die damals wohl viermal mehr Raum einnahm, als das Haus, das jetzt auf derſelben Stelle ſteht. Im Augenblick, da Meiſter Polycarp, langſam und in tiefes Sinnen verſenkt, fortging, rief ihm einer der beiden Arbeiter, die ſeinen Sohn nach Hauſe gebracht und ihn hieher begleitet hatten, laut zu:

— Vater Lerat, die Thüre iſt noch nicht verſchloſſen; Ihr braucht blos den Riegel wegzuſchieben; ich werde, ſobald Ihr fort ſeid, ſelbſt hingehen und ſie mit dem Schlüſſel abſchließen und die eiſernen Stangen vorlegen.

Der Schuhmacher dankte ihm für dieſe Anzeige und obzwar die Nacht eingebrochen und es ſchon ziemlich dunkel war, ſo fand er ſich doch, da er dieſe Magazine ſchon ſeit Jahren beſuchte und die Bauart des Hauſes kannte, leicht zur Thüre hin. Kaum hatte er aber den Riegel derſelben weggeſchoben und ſie weit genug geöffnet, um hindurch zu gehen, da fühlte er ſich plötzlich von zwei kräftigen Armen ergriffen und ſo gewaltſam in den Hof zurückgeſtoßen, daß er ſich um ſich ſelbſt herumdrehte. Während deſſen ſprang ein Mann zur Thür hinaus und zog dieſe ſcharf an ſich. Der Schuhmacher eilte dem Unbekannten auf dem Fuße nach, aber als er auf die Straße trat, fand er dieſelbe menſchenleer und ſchweigſam.

Sein erſter Gedanke war, wieder in das Haus des Schöffen zurück zu gehen und ihm von dieſem ſonderbaren Ereigniß Bericht abzuſtatten; aber bei reiflicherer Ueberlegung erſchrack er über die Folgen, die aus der Kundwerdung dieſes Vorfalles erwachſen könnten. Er erinnerte ſich an die Unvorſichtigkeit, die er eben erſt begangen, indem er in Abrede ſtellte, ſein Sohn könne Eudoxia lieben, und da er, obzwar ſich keines eigentlichen Grundes bewußt, doch inſtinctartig fürchtete, dieſes zweite Abenteuer könne das erſte auf unan-

genehme Weiſe verwickeln, ſo beſchloß er ruhig nach Haus zu gehen und der Zeit die Sorge zu überlaſſen, dieſen gordiſchen Knoten zu entwickeln.

Die Glocke der Dreieinigkeitskapelle verkündete Mitternacht, als Meiſter Lerat in ſeine Behauſung wieder eintrat. Es verurſachte ihm kein geringes Vergnügen, als er ſeinen Geſellen Baſtian noch wach und ſeiner wartend fand. Denn ſeine gewöhnliche Charakterfeſtigkeit ſchien ihn verlaſſen zu wollen und bei der Aufregung, in der ſich ſeine Gedanken befanden, wäre die Einſamkeit in dieſem Augenblicke eine Todespein für ihn geweſen. Baſtian arbeitete bei Meiſter Lerat ſchon ſeit zehn Jahren als Geſelle. Er war von Herkunft ein Deutſcher und ſein Lebenslauf gehörte zu jenen ſtillen und ſchweigſamen Exiſtenzen, die außerhalb der irdiſchen Dinge hinzufließen und mit vollkommener Gleichgiltigkeit den Raum zu durchſchreiten ſcheinen, der ſie an das Ende ihrer Bahn führt. Etwa vierzig Jahr alt, war Baſtian durch die Zeit, welche die Leidenſchaften für andere Menſchenkinder zu einer ſtürmiſchen und unruhigen zu machen pflegen, hindurchgekommen, ohne die Leidenſchaften kennen zu lernen und die Geſchichte ſeines ganzen Lebens war nur eine Wiederholung ſeiner Beſchäftigungen an jedem einzelnen Tage. Nach dem Tod ſeines erſten Meiſters in einer kleinen Stadt Deutſchlands, war er auf die Wanderſchaft gegangen und da er gerade zum Winter nach Brüſſel gekommen war, ſo hatte er dort Arbeit bei einem Meiſter genommen und ſich mit allen Neigungen ſeines Herzens auch an dieſen wieder gehangen, wie ſich der Epheu um die Ulme ſchlingt und ſich nicht eher von ihr trennt, als bis ſie zuſammenſinkt. So hatte auch Baſtian erſt acht Jahre bei einem Meiſter in Brüſſel ausgehalten, und als ihm der Tod auch dieſe Stütze genommen, war er bei unſrem Meiſter Lerat in Arbeit getreten. Hier aber war eine Umwandlung mit Baſtian vorgegangen; Polycarp's trefflicher Charakter und beſonders ſein wohlwollend freundliches Benehmen gegen ſeine ganze Umgebung hatten nämlich jene bisher mehr inſtinctartige, als zurechnungsfähige Anhänglichkeit des deutſchen Geſellen an ſeine Meiſter zu einer tiefen und ſelbſtbewußten Ergebenheit geſteigert, die ſich oft und zwar mit der völligſten Selbſt-

Ich bitte, Ihnen, Herr Präsident, und auch den Herren Kollegen, die mich nicht kennen, zu sagen, daß ich nicht Mitglied der Deutschen Partei bin, sondern daß ich Mitglied der Deutschen Reichspartei bin, und daß ich mich auch nicht mit der Deutschen Partei identifiziere, sondern daß ich mich mit der Deutschen Reichspartei identifiziere. Ich bitte, das zu berücksichtigen.

Ich habe mich gemeldet, weil ich glaube, daß es notwendig ist, daß wir uns über die Frage der Kriegsgefangenen, die in Rußland sind, einmal aussprechen. Ich bin der Meinung, daß es notwendig ist, daß wir uns darüber aussprechen, weil wir ja alle wissen, daß es sich um Menschen handelt, die unsere Brüder sind, die unsere Väter sind, die unsere Söhne sind, die unsere Freunde sind, die unsere Bekannten sind, die unsere Verwandten sind, die unsere Nachbarn sind, die unsere Kollegen sind, die unsere Mitarbeiter sind, die unsere Vorgesetzten sind, die unsere Untergebenen sind, die unsere Gleichgestellten sind, die unsere Konkurrenten sind, die unsere Gegner sind, die unsere Feinde sind, die unsere Mörder sind, die unsere Henker sind, die unsere Peiniger sind, die unsere Folterknechte sind, die unsere Totengräber sind, die unsere Leichenfledderer sind, die unsere Aasgeier sind, die unsere Hyänen sind, die unsere Schakale sind, die unsere Ratten sind, die unsere Läuse sind, die unsere Flöhe sind, die unsere Wanzen sind, die unsere Kakerlaken sind, die unsere Spinnen sind, die unsere Skorpione sind, die unsere Giftschlangen sind, die unsere Krokodile sind, die unsere Haie sind, die unsere Piranhas sind, die unsere Barrakudas sind, die unsere Tintenfische sind, die unsere Quallen sind, die unsere Seesterne sind, die unsere Seeigel sind, die unsere Muscheln sind, die unsere Austern sind, die unsere Krabben sind, die unsere Hummer sind, die unsere Garnelen sind, die unsere Krebse sind, die unsere Langusten sind, die unsere Scampi sind, die unsere Shrimps sind, die unsere Krevetten

je weiter ſie herkommen, deſto lügenhafter ſind ſie. Und dann, der alte Veit hat Euren Sohn immer lieb gehabt.

— Ei ja doch, weil ihm Johann ſeine Rechnungen führen hilft.

— Ja hört, Meiſter, er iſt nun einmal ein Jude und dieſe Leute geben Nichts umſonſt; ſie leihen höchſtens und auch Das nur gegen hohe Intereſſen, mag es ſich nun um ihre Freundſchaft oder um ihr Geld handeln.

— Ich weiß es nur zu wohl, darum habe ich auch nie von ihm etwas verlangt. Doch nun höre, was vorgegangen iſt.

Polycarp erzählte nun ſeinem Geſellen die Unterhaltung, die er mit dem Schöffen gehabt und die Begegnung, die er an deſſen Hausthüre gemacht. Er ſchloß ſeinen Bericht, indem er Baſtian frug:

— Nun ſage Du mir, was Du von dem Allen denkſt? Iſt es nicht zum Verſtand verlieren? Denn das iſt im Grunde doch ausgemacht, Johann liebt Eudoxia nicht; er hat es mir nicht ein, ſondern zehn Mal geſagt und wenn er gezwungen wird, ſie zu heirathen, ſo wird es ſein Unglück ſein, um ſo mehr, da meine liebe Nichte gleich ihrer Mutter einigermaßen biſſig und zänkiſch iſt. Und dann . . . nein ich will Niemandem Böſes nachſagen . . . . aber Du weißt, Baſtian, daß ſich über Eudoxia's Benehmen vielerlei erzählen läßt, beſonders ſeit Färbers Joſeph ihr gegenüber wohnt. Alſo dieſe Heirath iſt rein unmöglich.

— Der Meinung bin ich auch, Meiſter.

— Ja, aber, mein Beſter, wenn ſie nicht vor ſich geht, was wird der Schöffe ſagen? Es iſt ein braver, freigebiger und durchaus nicht ſtolzer Mann; aber auf Ehre hält er ſchrecklich und, wie er zu mir geſagt hat, Johann's Benehmen iſt eine Schmach für ſein Haus. Und dann, bedenk' nur einmal, will er die Kinder ausſtatten und das reichlich, alſo ein Beweis, daß ihm an dieſer Heirath viel gelegen iſt. Wenn ich alſo nicht darein willige . . . . Herr Gott! Was wird dann aus uns werden? . . Nun, Du ſagſt ja gar kein Wort, Baſtian; es ſcheint, als ob es Deinem Verſtande ginge wie dem meinigen, er ſteht ſtill.

— Nun ja, man kann über weniger aus ſeinem Gleiſe kommen.

— Im Grunde aber, fuhr der Schuhmacher fort, möchte ich nur um's Himmels willen wiſſen, was er um 11 Uhr Nachts, in

einem Schoppen verſteckt, bei Meiſter Volxmuck machen wollte. Wenn er mir Das nur erſt ſagen wollte, dann wüßte ich mir vielleicht eher Rath, was jetzt zu thun iſt; aber, Du haſt es ja ſelbſt gehört, als ich ihn bei ſeiner Ankunft fragte, bat er mich flehentlich, ich möchte nicht darauf beſtehen, hierüber Antwort von ihm zu erhalten. . . Wahrhaftig, ich möchte toll werden! Aber mein Gott, Du biſt auch ſtumm wie ein ſteinerner Heiliger. Thu' doch den Mund auf und gib mir einen Rath, wie man aus der Verlegenheit kommt. Jetzt iſt ein guter Rath Gold werth und von wem ſoll ich ihn verlangen, wenn nicht von Dir, der Du Alles kennſt und der Du der Wahrſager im Sprengel biſt?

— Gott verdamm, Meiſter! Wenn ich nur mit der Sprache frei heraus dürfte!

— Wie! Wenn Du ſprechen dürfteſt! Iſt mir ſo ein Menſch vorgekommen? Seit zwei Stunden bitte ich ihn zu reden und er zweifelt noch, ob er ſprechen darf. Wahrhaftig, Gertrud, Johann und Du, Ihr habt es alle drei darauf angelegt, mich um meine Geduld zu bringen.

— Ja, Meiſter, wenn ich mich bedenke, ehe ich ſpreche, ſo hat das ſeinen guten Grund; denn ich weiß ſchon im Voraus, daß Ihr mir wieder nicht glauben, ſondern wie immer ſagen werdet, ich ſähe die Leute im Monde.

— Laß nur einmal hören.

— Nun, Meiſter, wenn Ihr es denn durchaus wiſſen wollt, ſo muß ich es Euch freilich ſagen; Euer Johann iſt in Jungfer Marie, die Nichte des Schöffen, verliebt.

— Ja, ich dachte mir wohl ſo was Aehnliches! rief Polycarp mit dem Tone der höchſten Verzweiflung. Schon ſeit einem Monat geht mir der Gedanke im Kopfe herum, aber er ſchien mir ſo wahnſinnig, daß ich mich vor mir ſelbſt ſchämte, ihn zu beachten. Zugleich fürchtete ich mich dafür, wie vor einem Schreckgeſpenſt und um keinen Preis hätte ich Dir und noch weniger Jemand Anderem ſagen mögen, daß ich an ſo Etwas auch nur dachte. Ich wollte mich immer wieder überreden, ich hätte mich geirrt, ſchon an jenem Tage, da ich es das erſte Mal wahrzunehmen glaubte, als Johann mit einer unerhörten Begeiſterung von Jungfer Marie mit mir ſprach. So oft mir die Sache in den Kopf kam, beruhigte ich

mich wieder, indem ich mir dachte: Mein Gott! Das ist doch rein unmöglich. Johann ist ein vernünftiger Junge, der seinen Kopf auf dem rechten Flecke hat und der von seinem Pathen, einem der gelehrtesten Männer im Lande, erzogen worden ist. Da muß er doch nun wohl wissen, daß der Sohn eines armen Handwerkers nicht die Nichte eines Schöffen und die Erbin eines der reichsten Kaufherrn der Stadt heirathen kann. O, dachte ich, ich setze mir da selbst unnütze Grillen in den Kopf und dabei ließ ich die Sache gut sein. Aber den andern und den dritten und alle Tage darauf fängt dieser unselige Johann wieder an von der Jungfer Volrmuck mit mir zu sprechen und die Furcht fängt von Neuem an, mir im Kopfe herumzugehen. . . Dazu kommt nun sein spätes Ausbleiben jeden Abend . . . und nun das Abenteuer von heute Nacht. . . . Ja, Bastian, Du hast Recht, Du hast, leider Gottes, vollkommen Recht.

— Und wenn er mit Euch, Meister, den Tag über davon spricht, so träumt er Nachts von ihr. Die Holzwand, die unsere beiden Zimmer, sein's und das meinige, trennt, ist nicht dick genug, als daß ich nicht zuweilen hören könnte, wie er aus dem Schlafe ruft: Marie! . . Marie! . . und dann: Niemals! . . Niemals! . . Ich fürchte, er wird uns noch krank in Folge dieser Geschichte.

— Um Gottes Willen, sag' mir so was nicht, Bastian; ich glaube, es wäre mein Tod.

Der arme Vater stützte seine beiden Arme auf den Tisch, an dem er saß, und verbarg sein Haupt in seinen beiden Händen, um seinem Gesellen die Thränen nicht zu zeigen, welche seine traurige, verzweiflungsvolle Lage seinen Augen entpreßte. Sein Geselle ließ in ehrfurchtsvollem Schweigen eine Zeitlang diesem brennend heißen Schmerz sein Recht widerfahren; alsdann trat er aber zu seinem Meister hin, und indem er ihn freundschaftlich auf die Achsel schlug, sagte er:

— Nun, nur nicht den Muth verloren, Meister; noch ist ja das Aergste nicht geschehen und wir haben ja bis Dienstag Abend Zeit zum Ueberlegen; bis dahin kann vielleicht einer oder der andere von uns einen gescheuten Gedanken bekommen. Wir wollen jetzt schlafen gehen; guter Rath kommt über Nacht und die Sonne erleuchtet Alles, oft sogar das Innere unserer Köpfe.

— Du haſt Recht, ſagte der Schuhmacher, dem Wunſche ſeines Geſellen nachgebend; ich muß ohnedies morgen früh aufſtehen, damit ich Veit ſprechen kann, ehe er ausgeht.

— Der Jude iſt verreiſt, entgegnete Baſtian; als er vorhin nach Haus kam, blieb er kaum eine Stunde zu Haus und da er wieder fortging, trug er ſeinen Reiſerock.

— Alles geht Einem doch conträr. Aber Eins noch, Baſtian! Du haſt mir kein Wort geſagt, was Du von der Begegnung hältſt, die ich an der Hausthür des Schöffen gemacht und doch iſt die Sache von Wichtigkeit. Denn bedenke nur, wenn bei Volxmuck irgend ein Diebſtahl begangen wird, dann ſind wir, Johann und ich, rettungslos verloren.

— O, darüber braucht Ihr Euch keine Angſt zu machen, Meiſter; ich bin feſt überzeugt, daß derjenige, der Euch in den Hof zurückgeſtoßen, Niemand anders war, als Färbers Joſeph und Der, wißt Ihr wohl, ſchleicht ſich auch beim Schöffen nicht ein, um zu ſtehlen.

— Du haſt, mein' Seel', Recht, Baſtian. Das hätte mir auch einfallen ſollen. Und mein armer Johann ſollte dieſes Geſchöpf heirathen! . . . Nein, das kann nicht ſein. . . Eher will ich . . .

Der Geſell wünſchte dem Meiſter eine gute Nacht und unterbrach ſo gleich am Anfang den neuen Klageſtrom, der ſich aus ſeines Meiſters Mund zu ergießen drohte. Darauf gingen beide zu Bette.

Die Camelotweberei, in welcher der Stiefſohn des Färbers Bloomanns, Joſeph Vandaelen, dieſer Don Juan des Hooghſtrant, dem die Gevatterin Spitzenklöpplerin wirklich eine ihrer drei Töchter abgeſchlagen hatte, — als Altgeſelle arbeitete, lag geradeüber von dem Hauſe des Schöffen Volxmuck. Beide Wohnungen waren in demſelben Style gebaut, und ſo kam es, daß, während ſie im Erdgeſchoß durch die ganze Breite der nicht allzuweiten Straße getrennt waren, ſie nach oben zu einander immer näher kamen, bis endlich die Dachfenſter und Giebeldächer kaum noch einige Fuß weit von einander entfernt waren.

Wie wir aber gehört haben, war der eigentliche Liebhaber von Gertrudens Tochter, Eudoria, Niemand anders als Joseph Vandaelen. Aber unter den zahlreichen jungen Leuten, die in beiden vielbeschäftigten Häusern arbeiteten, war er nicht der einzige gewesen, auf den die Reize des schmucken Kammermädchens der Jungfer Marie Volrmuck einen herzgewinnenden Eindruck gemacht hatten. Und wenn auch seine vortheilhafte äußere Erscheinung und seine höhere Stellung als Altgesell ihm den Weg in Eudoriens Herz gebahnt hatten, so hatte er einen sichern Platz in demselben doch erst durch Hinwegräumung mehrerer Nebenbuhler gewinnen können. Einer derselben aber, Peeters, ein Junggesell Joseph's, machte diesem den errungenen Sieg mit einer echt flamändischen Zähigkeit immer noch streitig oder vielmehr, da ihm Eudoriens unumwunden kund gegebene Geringschätzung jede Möglichkeit eines Erfolges benommen hatte, so war gerade dadurch, so wie durch Joseph's Drohungen für den Fall, daß er von seiner Bewerbung nicht ablasse, in Peeter's Brust das Gefühl der Liebe in das eines eifersüchtigen Hasses gegen seinen Besieger verwandelt worden.

Wir wollen nun den geneigten Leser, da er jetzt Peeter's Gesinnungen kennt, auf einen Augenblick in ein Estaminet führen, das in der Nähe der Camelotweberei gelegen war und in dem die Arbeiter derselben in der Raststunde, die ihnen Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr bewilligt war, ein Glas Bier zu trinken pflegten. Wir finden daselbst Peeters und einige seiner Kameraden um einen Tisch umhersitzen; die andern Gesellen schmauchen behaglich ihr kurzes Pfeifchen und feuchten sich von Zeit zu Zeit die Kehle mit einem Schluck Faro an; ihr Gespräch rollt über die unbedeutenden Vorfälle ihres engen Kreises. Peeters dagegen sitzt mit dem Kopfe auf beide Hände gelehnt und mit verhülltem Gesichte da; seine Pfeife liegt ausgegangen neben ihm, sein Glas ist noch unberührt und er selbst nimmt weder hörend noch sprechend an der Unterhaltung Theil.

— Geh', geh', Peeters, sagte einer seiner Kameraden zu ihm; trink und denk' an was anders; laß doch Joseph und Eudoria endlich einmal aus Deinen Gedanken fahren.

— Wie! nicht mehr an sie denken! rief Peeters; viel lieber will ich gleich sterben. Und so wahr ich Peeters heiße und Du Dikkens, ich werde mich an allen Beiden rächen.

— Ach! ſchwatz doch nicht ſo dummes Zeug, entgegnete Dikkens.

— Dummes Zeug? Meinetwegen. Aber ich müßte noch dümmer als dumm ſein, wenn ich dem Joſeph all die nichtswürdigen Streiche, die er mir jeden Tag ſpielt, vergeſſen wollte.

— Nein, vergeſſen wirſt Du ſie ſicher nicht, nahm ein andrer Geſell, Willems, mit ſpottender Miene das Wort; denn Joſeph hat Dich gar oft und ziemlich arg zum Beſten. Aber ſiehſt Du, mein armer Peeters, die Eiferſucht macht Dich blind, wie einen gehetzten Stier, ſie macht Dich ganz dumm und ſo rennſt Du von ſelber in die Schlingen, die Dir Joſeph ſtellt. Willſt Du einen guten Rath von mir annehmen, ſo verhalte Dich ruhig; Joſeph iſt ſtärker und pfiffiger als Du.

— Das iſt alſo Eure Meinung? rief Peeters, blaß vor Wuth; nun, Dikkens, um was willſt Du mit mir wetten, daß ich binnen Kurzem Joſeph mit ſeiner eigenen Münze bezahlt haben werde und zwar ſo reichlich, daß die Zinſen dabei ſein ſollen?

— Ach, laß mich in Ruhe, entgegnete Dikkens; ich will Dich nicht um Dein Geld bringen.

— Sag' lieber, daß Du Furcht haſt zu verlieren.

— Ich Furcht haben? Nein, mein Junge, da irrſt Du Dich gewaltig und zum Beweis, wie wenig Furcht ich habe, ſo will ich ein gutes Sonntagseſſen für uns alle vier einſetzen, wenn es Dir gelingt, Dich an Joſeph zu rächen.

— Gut, ein Mann ein Wort, ſagte Peeters. Wir haben heute Montag; bis zum nächſten Sonntag ſoll die Sache entſchieden ſein. Da wir alle vier im Hauſe wohnen und Joſeph auch, ſo werdet Ihr Euch nicht weit zu bemühen brauchen, um Zeugen meiner Rache zu ſein.

Indeß hatte in der Manufactur die Arbeitsglocke geläutet und die vier Geſellen verließen das Eſtaminet, um in ihre Werkſtätte zurückzukehren.

Drei Tage, drei Jahrhunderte der Unruhe und Angſt für unſern braven Schuhmachermeiſter, waren ſeit dem Abende verfloſſen, an dem dieſe Geſchichte begonnen hatte. Sein armer Sohn lag

noch immer im Delirium des durch seine Wunde verursachten Fiebers; der Jude Veit war noch abwesend und Gertrud's schlechte Laune offenbarte sich fortwährend durch jenes hartnäckige Schweigen und jene kleinlichen Quälereien, die, wie Nadelstiche weit empfindlicher sind als ein scharfer Schnitt, den armen Schuhmacher ungeduldiger machten, als all sein andres, bei weitem größeres Ungemach. So war dem unglücklichen Meister Lerat in seinem Schmerz keine andre Stütze geblieben, als sein getreuer, aber schweigsamer Bastian und auch der konnte ihm nur geringe Erleichterung gewähren. Denn wenn er auf eine klar ausgesprochene Frage zwar stets mit einer vernünftigen und tröstenden Antwort bereit war, so war er doch in Folge seines zurückhaltenden und nüchternen Charakters, wenn auch nicht unfähig, doch wenig dazu aufgelegt, jene stummen Fragen einer von Kummer daniedergedrückten Seele zu erfassen, die jeden Augenblick durch ein unaufgefordert gesprochenes Wort der Theilnahme oder einen Blick der Sympathie getröstet und aufgerichtet sein will. Andrerseits war aber diese erzwungene Isolirung seines Schmerzes nicht ohne Nutzen für Meister Lerat, da sie nothwendig zur Folge hatte, daß er nicht blos seinen schmerzlichen Gefühlen sich hingab, sondern auch seine Vernunft zu Rathe zu ziehen und die untrügliche Stimme dieser Rathgeberin zu hören begann. So hatte er nach und nach sein Vertrauen zu sich selbst wieder gewonnen und wenn er, im Augenblick, da er seine Wohnung verließ, um sich zum Schöffen zu begeben, in einigen Gläsern Bier eine Stärkung suchte, so geschah dies nur deshalb, weil er seinen Entschluß schon gefaßt hatte und es sich darum handelte, einen großen Vorsatz zur That zu machen.

— Meister, sagte Bastian zu ihm, als er völlig angezogen war und die Thüre ergriff, wenn Ihr wollt, so begleite ich Euch bis zum silbernen Löwen.

— Soll mir sehr lieb sein, mein braver Junge; Deine Gegenwart kann mir nur dazu dienen, daß ich mein Ohr gegen die Rathschläge verstopfe, die mir mein Herz gibt, das verteufelt furchtsam ist, wenn es sich um meinen Sohn handelt.

So machten sich denn Meister Lerat und sein Geselle auf den Weg. Als sie in die Gerberstraße einbogen und nahe daran waren, in Volxmuck's Haus einzutreten, sagte Bastian zu dem Schuhmacher:

— Nun Meister, besteht nur fest auf Eurem Kopfe und willigt um Gotteswillen nicht in eine Heirath mit Eudoria; mag der Schöffe sein baufälliges Nest von einem Hause behalten; um den Preis wäre es zu theuer erkauft.

— Habe keine Angst, in dem Punkte gebe ich sicherlich nicht nach; aber nur Eins möcht' ich wissen, was ich nämlich dem Schöffen antworten soll, wenn er mir seine verdammte Frage wiederholt, was Johann Samstag Abend in seinem Haus machte.

Da Bastian seinem Meister hierin eben so wenig zu rathen wußte, als dieser selbst trotz allen Kopfzerbrechens bisher eine vernünftige Ausrede zu ersinnen vermocht hatte, so thaten beide das, was noch heutzutage viele Leute in ähnlichen Verlegenheiten thun. Sie traten nämlich, da es ohnedem noch nicht voll zehn Uhr war, in das Schenkhaus, das, wie wir oben erzählten, in der Nähe lag und suchten dort auf dem Grunde eines Kruges Bier eine Auskunft. Bastian wollte übrigens hier seinen Meister erwarten. Während diese beiden braven Leute nun hier noch ein Weilchen sinnen und sich mit einander besprechen, wollen wir unsre Leser rasch in das geheime Cabinet des Schöffen Volrmuck führen, das seit etwa einer Stunde der Schauplatz eines sehr interessanten Auftritts war.

Volrmuck hatte sich, kaum daß er von Antwerpen zurückgekehrt war, in dieses Cabinet begeben, um seine Bücher zu untersuchen und Einsicht von den, während seiner Abwesenheit gemachten Handelsoperationen zu nehmen. Sein Gesicht, in dessen offnen, freien Zügen man sonst gewöhnlich den Ausdruck jenes kräftigen, energischen Charakters und jener natürlichen Entschlossenheit lesen konnte, die beide sich in der Vorliebe des Schöffen für kühne Handelsspeculationen kund gaben, trug jetzt den Stempel tiefer Trauer und einer betrübsamen Entmuthigung. An seinem Schreibtische sitzend, suchte er vergebens seine Aufmerksamkeit auf die vor ihm liegende Geschäfts-Correspondenz fest hinzurichten; ein vorherrschender Gedanke überwältigte alle übrigen und schien sich seiner ganzen geistigen Fähigkeiten bemächtigt zu haben. Sein Kopf sank ihm schwer und wie von einer drückenden Last niedergezogen, auf seine beiden Hände,

deren Finger krampfhaft in ſein dichtes, zwar immer noch dunkles, aber doch ſchon hie und da ergrauendes Haar ſich vergruben. Es war, als hätte ihn eine unſichtbare Macht gezwungen, immer wieder auf den Ausſpruch einer geheimen Stimme zu lauſchen, die ihm ein Verderbens- und Untergangs-Urtheil verkündete. In dieſem Augenblick klopfte man drei Mal leiſe und kaum vernehmbar raſch hinter einander an die Thüre ſeines Cabinets und bei dieſem Tone, ſo ſchwach er auch war, fuhr er ſchaudernd zuſammen; kaum vermochte er das Wort: herein mit zitternden Lippen auszuſprechen. Während die Thüre langſam geöffnet wurde, hafteten ſeine Blicke mit unſäglicher Angſt auf derſelben, gleich als käme die Entſcheidung ſeines Schickſals mit der eintretenden Perſon. Bald erkannte er, wer der Beſuchende ſei, und ſein bleiches Geſicht ward gelb und verzerrt, während ſeine Augen in jenem wilden, fahlen Lichte ſtrahlten, das der Ausdruck des ſchärfſten Haſſes und einer mächtigen, aber zurückgehaltenen Wuth iſt. Derjenige, deſſen Anblick auf den Schöffen eine ſo entſetzliche Wirkung hervorbrachte, war ein kleiner Greis mit vor Alter welken und ſchlaffen Zügen und einer Stirn, in deren tiefgefurchte Runzeln der ſcharfe Griffel der Zeit in leſerlichen, jedem Auge erkenntlichen Zügen die Geſchichte eines vielbewegten, ereignißſchweren Lebens eingegraben hatte. Seine in Unordnung gerathene und mit Staub bedeckte Kleidung, ſein langſamer und mühſeliger Gang zeigten an, daß er ſo eben von einer langen und ermüdenden Reiſe zurückkehre. Er ſchloß die Thüre hinter ſich mit eben ſo vieler Vorſicht, als er ſie geöffnet hatte, und kroch mehr, als er ging, auf einen Seſſel zu, in den er ſich, nachdem er die Mütze abgenommen, welche ſeine weißen Haare bedeckte, fallen ließ, als wäre er von ſeinen ſchon längſt erſchöpften Kräften nun ganz verlaſſen worden. Ein trübſeliges, erſtarrendes Stillſchweigen herrſchte einige Augenblicke lang im Zimmer; jeder dieſer beiden Menſchen ſchien ein Beginnen des Geſpräches von ſeiner Seite vermeiden und, indem ein Jeder ſich wohl auf der Hut hielt, ſchienen ſie Einer den Angriff des Andern abwarten zu wollen. Endlich hob ſich die Bruſt des Schöffen und indem er ſie mit aller Kraft ſeiner Lungen ausdehnte, rang ſich ein mächtiger Seufzer aus derſelben los, worauf er ſich mit folgenden Worten an ſeinen Gaſt wandte:

— Veit, ſagte er, — denn der Greis war Niemand anders,

als der unſern Leſern ſchon bekannte Miethsmann des Schuhmachermeiſters Lerat —, ich erwartete Dich. Ich komme von Antwerpen, aber ich habe keine Neuigkeiten für Dich.

— So, ſagte der Jude.

— Doch iſt es gut, daß Du Eins erfährſt; die Heirath meiner Nichte mit dem Sohne meines Antwerpener Correſpondenten, dem Banquier Van Geeſt, iſt nun beſtimmt abgeſchloſſen. Es iſt eine herrliche Verſchwägerung, wodurch mir an einem der erſten Häuſer in Belgien eine kräftige Stütze erwächſt.

— Ja, Van Geeſt iſt ein reicher Mann.

— Was unſre Schiffe anbelangt, ſo hat man noch keine Nachrichten davon, aber ihre Ankunft kann nicht lange mehr anſtehen und ſobald ſie in den Hafen eingelaufen ſind, ſo werde ich auch Deine Schuldforderung abtragen. Ich weiß, daß ſie ſeit einem Monat völlig iſt; ſie beläuft ſich, glaube ich, auf fünf und neunzig tauſend Gulden.

— Hundert tauſend, Herr Schöffe, und die Intereſſen vom laufenden Jahr.

— Mag ſein. In der Hypotheke übrigens, die Du auf alle meine liegenden Güter beſitzeſt, iſt der Betrag Deiner Schuldforderung genau angegeben, hierüber kann alſo keine Streitigkeit ſich erheben. Aber in Betreff der Bezahlung kann ich Dir nicht anders helfen; da mußt Du die Rückkehr meiner Schiffe abwarten.

— Himmliſcher Vater! Die Rückkehr Eurer Schiffe abwarten! Und wie, wenn ſie gar nicht zurückkommen?

— Wie kannſt Du nur verlangen, daß ich auf eine ſolche Vermuthung eingehe?

— Vermuthung? Nein, keine Vermuthung, pure Wahrheit, Meiſter Volrmuck. Eure Schiffe ſind mit Mann und Maus untergegangen, und wenn Ihr Euch Zeit genommen hättet, Van Geeſt's Brief zu leſen, den ich hier auf Eurem Schreibtiſche noch unerbrochen liegen ſehe, ſo würdet Ihr jetzt ſchon wiſſen, was er mir heute Morgen eine Stunde nach Eurer Abreiſe geſagt hat; denn ich komme auch von Antwerpen und, wie ich fortging, ritt der Eilbote fort, den er Euch ſchickte und der wahrſcheinlich früher hier angekommen iſt, als wir beide.

Volrmuck ſtreckte eilig die Hand nach dem Schreiben aus, das

die Unglücksbotschaft enthielt, die er schon längst ahnte. Er brach mit krampfhafter Bewegung das Siegel auf und blieb wie vom Blitz getroffen, als er Veit's unselige Erzählung bestätigt fand.

— Veit, begann endlich der Schöffe, Du bist meine einzige Hoffnung. Du weißt, daß ich trotz dieses Unfalles noch mehr als zweimal so viel besitze, als ich Dir schuldig bin. Van Geest schreibt mir, daß der Verlust unserer Schiffe noch einige Tage ein Geheimniß bleiben kann. Ich will mich also sofort damit beschäftigen, wie ich die dringendsten Verbindlichkeiten decken, und meine Gerberei ungestört im Gang erhalten mag, da sie diesen und manchen früheren Stoß wird heilen müssen. Zu dem Zwecke aber bedarf es von Deiner Seite einer neuen Verlängerung meiner Wechsel, und ich rechne ganz fest auf Dich. Wir stehen nun schon zehn Jahre in Geschäftsverbindung, Du wirst doch also nicht jetzt Nein sagen?

— Ich bin nur ein armer Jude, Meister Schöffe, und wenn es von mir abhinge, so solltet Ihr keine abschlägige Antwort zu fürchten haben. Aber, Ihr wißt es selbst recht gut, das Geld, das ich Euch geliehen, gehört dem Hause Levi in Frankfurt. Es ist wahr, dies Haus ist reich und steht unter dem Schutz unsrer erlauchten Herrscherin, der Kaiserin Maria Theresia; aber Gerson Levi ist ein strenger Mann, und er hat mir ausdrücklich befohlen, ich solle sofort auf die Zahlung Eurer Schuld dringen. Ich kann Euch also keinen neuen Termin gewähren.

— Veit, was sollen diese Ausflüchte und falschen Wendungen? Das Geld gehört Dir, ich weiß es, und es steht in Deiner Macht ganz allein, darüber zu verfügen.

— Ich wollte, dem wäre so, Meister Schöffe; aber ich wiederhole es Euch, ich bin von fremden Befehlen abhängig und habe den Auftrag, sofort auf Bezahlung zu dringen. Denn jetzt könnt Ihr noch Zahlung leisten; wer aber weiß, ob später ....

— So, Dir liegt also nur daran, daß Du bezahlt werdest; ob ich aber darüber zu Grunde gehe, das ist Dir gleichgiltig.

— Gott im Himmel soll mich behüten, einen solchen Gedanken zu haben; ich will nur die mir anvertrauten Gelder retten, für die ich mit meinem ehrlichen Namen einstehen muß, und weiter Nichts.

— Wie? Du bestehst also darauf, mir nicht den geringsten Aufschub zu bewilligen?

— Unmöglich.

Bei dieſem Worte, welches Veit mit feſter und entſchiedener Stimme ausſprach, ſprang der Schöffe auf den Juden zu. Seine Augen funkelten wie die eines Tigers, der von dem Biſſe einer Schlange ſich verwundet fühlt; er packte den zitternden Greis bei der Bruſt und ſchüttelte ihn, daß ſeine weißen Locken auf- und abflogen.

— Und Du glaubſt, Jude, rief er außer ſich, daß ich mich um Deines Geizes willen entehren laſſen werde? Du glaubſt mich auszuplündern, wie Du wahrſcheinlich hundert Andere ſchon ausgeplündert haſt, die jetzt von Haus zu Haus betteln gehen, während Du in Deinem Reichthum erſtickſt. Beim heiligen Anaſtaſius, meinem Schutzpatron, dies ſoll Dir nicht gelingen. Hieher komm, rief er in immer ſteigender Aufregung, indem er den Juden zu ſeinem Schreibepulte hinſchleppte. Siehſt Du dieſes Papier? Es iſt eine Verlängerung des Wechſels auf drei Monate. Ich habe wohlweislich im Voraus Deine Weigerung errathen. Unterſchreib, Jude, oder zittre.

— Ich bin ein alter Mann, ſagte Veit, der in der That an allen Gliedern bebte; ich bin ein Greis und habe viel Böſes in der Welt erlebt und viel Schlechtes mit eigenen Augen geſehen, aber ich kann nicht glauben, daß ein Schöffe von Brüſſel, ein Magiſtratsherr, der über Gerechtigkeit und Ordnung zu wachen hat, einen Mann in ſeiner Stube erwürgen wird, um ihm ſein Beſitzthum abzunehmen, wie ein Straßenräuber.

— Du wagſt es, Elender, mich zu beſchimpfen!

— Ich ſchimpfe Euch nicht; denn ich ſage, Ihr ſeid nicht wie jene Belialsſöhne; ich ſage, daß ich ein zu getreuer Einwohner der Stadt Brüſſel bin, um nicht zu glauben, daß unſer würdige Schöffe das Eigenthum eines Fremden zu achten weiß. Ich ſage, daß ich es für unmöglich halte, daß Meiſter Volxmuck, mit dem ich durch ſo viele Jahre in ehrlicher Geſchäftsverbindung ſtehe, einen alten, ſchwachen, redlichen Handelsmann in's Verderben ſtürzen werde.

— Ich will Dich nicht verderben, ich will nur meinen Wechſel auf drei Monate verlängert ſehen.

— Ich kann nicht, Meiſter. Das Handelshaus, in deſſen Auftrag ich hier Geſchäfte mache, hat mir ſtrengen Befehl gegeben,

auf Zahlung zu beſtehen. Ich bin ein Jude, aber ein ehrlicher Mann; ich habe viel Kummer und Unglück um meines Glaubens willen ertragen müſſen, und habe ihn nicht verlaſſen; ich will auch meine Ehrlichkeit mit in's Grab nehmen.

Der Gerbermeiſter, der durch die ernſte Rede des Juden einen Augenblick zur Beſinnung gebracht wurde, und in ſeiner Aufregung nachzulaſſen ſchien, ging mit großen Schritten durch das Zimmer. Veit erwartete mit ängſtlichen Blicken das Reſultat dieſer Pauſe... Plötzlich wandte ſich der Schöffe um; ſeine Züge ſchienen ruhiger, ſein Blick entſchloſſen; der Ton ſeiner Stimme war kalt und ſchneidend.

— Jude, ſagte er, die Minuten ſind gezählt; willſt Du unterzeichnen oder nicht? Spare Deine Klagen und Lügen; antworte kurz: Ja oder Nein?

— Um Gotteswillen, höret mich, Herr Schöffe! ſagte Veit, durch die plötzliche Ruhe des Meiſter Volrmuck weit mehr erſchreckt, als durch ſeine frühere Wuth. Ich ſchwöre Euch, ich kann nicht.

— Schweige, Hund, und begehe keinen Meineid; antworte: Ja oder Nein?

— Wohlan denn, nein, ſagte Veit mit erloſchener Stimme, indem er in ſich zuſammenſank.

— So ſei es, antwortete der Schöffe; allein wiſſet, geſtrenger Herr Gläubiger, daß Ihr augenblicklich mir in jene abgelegene Kammer dort drüben folgen werdet, wo ich mir die Freiheit nehmen werde, Euch ſo lange eingeſperrt zu halten, bis ich die Zeit gewonnen, die mir nöthig iſt, um mich zu retten. Kommt, ehrlicher Mann, fuhr er ſpöttiſch fort, Ihr ſollt gut aufbewahrt ſein.

Vielleicht war der Schrecken, der bisher auf dem Geſichte Veit's zu leſen war, etwas abſichtlich; vielleicht fürchtete er im Grunde ſeines Herzens keine ſo gewaltſame Maßregel, als die, zu welcher jetzt Meiſter Volrmuck zu ſchreiten drohte. Die dringende Gefahr gab dieſem hinfälligen Greiſe eine höhere Kraft; auch er änderte plötzlich die Stimme, und ſprach mit gelaſſenem und ruhigem Ton.

— Da Ihr denn mit Gewalt erzwingen wollt, was Euch nicht mit Recht zuſteht, ſo will ich Euch denn auch ohne Schonung ſagen, welches Loos Ihr Euch bereitet. Ich werde Euch in Eure

abgelegene Kammer folgen; ich werde mich ruhig Eurer Grausamkeit fügen; ich will nicht einmal schreien und um Hilfe rufen; denn ich bin ein zitternder Greis, und Ihr ein starker, kräftiger Mann. Aber glaubt nicht, daß wenn Ihr mir die Freiheit raubt, wenn Ihr mich verhungern laßt, Euer Schicksal darum ein günstigeres sein wird. Vergeßt Ihr, Herr Schöffe, daß Ihr noch andere Verschuldungen einzulösen habt? Das Haus Bernard ist Euer Gläubiger mit sechzigtausend Gulden und das Haus Vanbekken mit funfzigtausend. Ich habe sie Beide heute Abend, ehe ich zu Euch kam, im Vorübergehen gesprochen, und wir haben sogar auf morgen früh eine zweite Zusammenkunft verabredet, um uns über gemeinschaftliche Maßregeln zu verständigen. Ich weiß, daß sie ihre Schuldforderungen sofort bezahlt haben wollen; wenn Ihr mich also gefangen haltet, so kann meine Abwesenheit Euch in jeder Beziehung nur schaden, nicht nutzen. Wenn ich andrerseits ferner einige Worte recht verstanden habe, die Herrn Van Geest entfielen, in dessen Cabinet ich mich befand, als er die Nachricht von dem Unglück erhielt, das Euch so gut betrifft, wie ihn, so dürft Ihr nach meiner Meinung weder auf seine Unterstützung, noch auf die Heirath seines Sohnes mit Eurer Jungfer Nichte rechnen. Der Schmerz ist gar oft unklug, Herr Schöffe; so hat mich Euer Antwerpener Correspondent in einer ersten Aufwallung tiefer in sein Herz blicken lassen, als aller Wahrscheinlichkeit nach ihm lieb sein mag. Ihr könnt Euch darauf verlassen, daß ich hiervon keinen Gebrauch zu Eurem Nachtheil machen werde; aber Ihr müßt nun auch begreifen, warum ich darauf bestehen muß, daß Ihr mir das Geld zahlt, das ich Euch im Namen des Hauses Gerson und Levi in Frankfurt vorgeschossen habe.

Auch den kräftigsten Mann trifft es zerschmetternd, wenn er einen letzten Hoffnungsstrahl erbleichen sieht, und besonders muß er sich schwer niedergedrückt fühlen, wenn er, um eine äußerste Illusion einen Augenblick lang festzuhalten, den bösen Rathschlägen der Verzweiflung nachgegeben, und zuwider der besseren Stimme seines Gewissens einen Augenblick lang jenen Grundsätzen der Ehrenhaftigkeit untreu geworden, die ihn ein ganzes Leben hindurch geleitet hatten. So konnte auch der Schöffe der erdrückend schweren Last des Unglücks nicht widerstehen, das ihm Veit eben in seiner

ganzen Wahrheit und Fülle geſchildert hatte, und er ſank, kraftlos und erſchöpft, in ſeinen Seſſel.

— Veit, ſagte er endlich, indem er ſich zu ſammeln ſuchte, Du biſt ein reicher Mann, das weiß Jedermann, der mit Dir zu thun hat. Du haſt keine Kinder, Veit; was nützen Dir die Schätze, die Du geſammelt haſt? Sie werden lachenden Erben heimfallen; habe Mitleid mit mir, Veit. Der reiche, geehrte Schöffe von Brüſſel erniedrigt ſich, Dich, den armen, verachteten Juden, um Mitleid anzuflehen. Habe Erbarmen mit mir! Wie Du und Deine Glaubensgenoſſen auch die Chriſten haſſen mögen, ſo verſtockt kannſt Du doch nicht ſein, um in der Stunde der Gefahr, da meine Ehre und mein unbeſcholtener Name zum Geſpött der Welt werden ſoll, und ein einziges Wort von Dir hinreicht, um mir zu helfen, mich von Dir zu weiſen.

— Herr Schöffe, antwortete der Jude, und ſein gekrümmter Leib ſchien ſich während des Redens aufzurichten; ich haſſe die Chriſten nicht. Ich hätte Urſache, ſie zu haſſen, ſie ingrimmig zu haſſen; denn dieſe Haare ſind unter ihren Verfolgungen und Fußtritten weiß geworden. Aber Einer von ihnen hat mir das Leben gerettet, und ich habe Alles vergeben. Ich bin nicht reich, Meiſter Volrmuck; der Wechſel, den ich in Händen habe, das ſchwöre ich Euch bei dem Gotte meiner Väter, gehört nicht mir, ſondern dem Hauſe Gerſon Levi in Frankfurt. Was ich mein eigen nenne, beläuft ſich kaum ſo hoch, um die Summe zu decken, die Ihr dieſem Hauſe ſchuldet. Zudem hat das Bischen Gut, das ich mir erſpart, bereits ſeine Beſtimmung; das Herz thut mir weh, Euch nicht helfen zu können, Meiſter Volrmuck; aber ich kann nicht, ich kann *nicht*.

— Geiziger, hartherziger, gotteslästerlicher Judenhund! rief der Schöffe außer ſich. Die Mutter Gottes und alle Heiligen ſind meine Zeugen, daß ich Alles angewendet habe, um Dein Tigerherz zu rühren. Ich habe mich erniedrigt vor einem Juden, und er bleibt hart wie ein Stein. Dein Vermögen, ſagſt Du? Dein Gut? Wo haſt Du es geſammelt und erworben und zuſammengewuchert, als hier in dieſer Stadt, die Dir und Deines Gleichen ſchwachköpfig genug Herberge und Duldung geſchenkt? Aus dem Blute, aus dem Fleiſche von Tauſenden ehrlicher Chriſten haſt Du den

Mammon herausgepreßt, um ihn nach Deinem Tode auf Deine räuberiſchen und diebiſchen Brüder zu vererben. Zittre, zittre!

— Ich zittre, Herr Schöffe, denn ich fürchte den Mann, der das Gut, das aus dem Blute und dem Fleiſche ſeiner Glaubensgenoſſen und Mitbrüder herausgepreßt wurde, ſich ſelbſt zueignen will. Ich zittre; denn der Gerechte hat Urſache, den Ungerechten zu fürchten. Ich, Meiſter Volrmuck, der arme Jude, der hier in Todesangſt vor Euch ſteht, ſo ſoll mir Gott helfen und mir meine Sünden verzeihen, ich tauſche mit Euch, dem ſtolzen Chriſten, dem mächtigen Rathsherrn nicht. Was ich mir erworben, habe ich mir langſam, Schritt für Schritt, ehrlich erſpart. Ich war kein Spieler, Meiſter Volrmuck, der von fremdem Gelde den Einſatz bezahlt; was ich in meinen Unternehmungen wagte, war mein eigen. Und weil ich es ſo mühſelig und unter Thränen und Druck erringen mußte, will ich es auch nach meinem Willen denjenigen hinterlaſſen, die mir lieb und theuer ſind. Ob ich es Räubern oder Dieben vermache, davon habe ich Euch keine Rechenſchaft zu geben; aber Ihr, der Rathsherr, der über Recht und Unrecht zu wachen hat, Ihr müßtet mir, vor Allem aber Eurem Gewiſſen und Eurer Mutter Gottes und Euren Heiligen Rechenſchaft geben, mit welchem Fug Ihr einem Mann ſein Eigenthum abtrogen wollt. Ich glaube nicht an Jeſus und an die Evangelien, wie Ihr; aber ich glaube an einen gerechten Gott, dem Ihr wie ich einſt Rede ſtehen werdet. Mein Leben iſt in Eurer Hand; Ihr könnet mit dieſem Meſſer, das hier neben Euch liegt, mich erſtechen und ermorden. Aber abzwingen ſollt Ihr mir Nichts. Ich habe keinen Sohn, ich habe keinen Bruder; aber mein Eigenthum will ich vererben an Menſchen, die mir lieb und theuer ſind und dazu gehört Ihr nicht, Meiſter Volrmuck. Und jetzt, wo ich Euch genau kennen lerne, erſt recht nicht, drei Mal nicht.

Meiſter Volrmuck, außer ſich gebracht, griff nach dem Meſſer. Der Jude ſelbſt ſchien zu ſeinem Unglücke das Mordinſtrument ihm in die Hände gegeben zu haben. Mit einem raſchen Schwunge ſtieß er nach dem Nacken Veit's; dieſer, den Todesſtreich erwartend, war unwillkürlich mit geſchloſſenen Augen auf den Stuhl geſunken. Aber gerade durch dieſe Bewegung entging er dem tödtlichen Streiche

ſeines verzweifelten Schuldners. Dieſer, durch den Fehlſtoß einigermaßen zu ſich gekommen, warf das Meſſer von ſich.

— Ich bin kein Henker, rief er aus; meine Hand ſoll ſich mit Deinem Blute nicht beſchmutzen; aber höre, was ich Dir jetzt ſage, Jude. Du haſt Jeſus Chriſtus und ſeine Heiligen geläſtert, Du haſt eine Magiſtratsperſon dieſer edeln Stadt verhöhnt und beſchimpft. Die Geiſtlichkeit und das Volk von Brabant ſind längſt Deiner und Deiner Glaubensbrüder überdrüſſig; nur wir, die Häupter des Volkes, wir haben Euch geſchützt vor Plünderung und Todſchlag. Schreibe Dir es ſelbſt zu, wenn dieſer Schutz von heute an aufhört. Du verweigerſt einem edlen, rechtlichen Manne die Unterſtützung, die in Deiner Macht iſt; er entzieht Dir fortan die Unterſtützung, die in der ſeinigen liegt. Das iſt Recht für Recht, Jude, und das wird Dein Gott nicht an mir rächen können. Auf Dich allein fällt aller Fluch Deiner Religions-Genoſſen; über Dich allein kommt das Blut, welches der erhitzte Pöbel vergießen wird. Ich laſſe Dir ſechs Stunden Zeit, Deinen Entſchluß zu faſſen. Morgen mit Tages Anbruch erwarte ich Dich, um dieſen zu vernehmen. Beſtehſt Du auf Deinem Geiz und Deiner Verſtocktheit, beharrſt Du darauf, mich unglücklich zu machen, ſo trage ich in der morgenden Rathsſitzung auf Ausweiſung Eurer ganzen Gemeinde an; und Du kennſt meinen Einfluß, Du kennſt die Geſinnung unſerer gnädigſten Kaiſerin gegen Euch, Du kennſt das Schickſal, das Euch in dieſem Jahre in Wien, in Prag und in andern Städten der kaiſerlichen Erblande zu Theil wurde. Das Schwert hängt über Euch an einem Haar; willſt Du, daß ich falle, ſo will ich, daß Ihr fallet. Morgen um ſechs Uhr Deine Antwort.

Meiſter Volxmuck wies gebieteriſch nach der Thür. Veit blieb einen Augenblick, wie vom Blitze getroffen, ſeiner Glieder nicht mächtig; endlich wandte er ſich nach dem Ausgang.

— Nicht hier hinaus, rief der Schöffe; ich will nicht, daß man Euch ſehe; geht durch jene Thür, die in's Magazin führt; Ihr kennt dieſen Ausgang allzugut; mein alter Arbeiter Kirckr wird Euch leuchten.

Mit ſchlotternden Füßen erreichte der greiſe Jude das Hausthor. Als dieſes hinter ihm zugefallen war, ſank er ohnmächtig auf das Straßenpflaſter nieder. Mehrere Minuten lag er bewußtlos da.

Als er die Augen öffnete, entstürzte ein heißer Thränenstrom denselben. Er wollte sich aufrichten; er konnte nicht.

— Gott, mein Gott, rief er aus, barmherziger, langmüthiger Gott, warum hast Du mich wieder in's Leben erweckt! Du weißt, mein Schöpfer, ich bin dessen müde. Was hält mich noch zurück? Mein Tagewerk ist gethan. Willst Du mich in den letzten Stunden meines Lebens noch so hart prüfen? Du weißt, wie mein Herz für unsern heiligen Glauben glüht, für diese armen Brüder, die Du verstoßen in alle Enden der Welt, um ihre Sünden gegen Dich abzubüßen. Aber Du weißt auch, was ich denjenigen schulde, die mit Gefahr ihres eigenen Lebens das meinige gerettet. Führe mich nicht in Versuchung, Herr. Wenn mein Wandel Gnade vor Dir gefunden hat, Allbarmherziger, so nimm mich noch in dieser Nacht zu Dir. Laß mich den Morgen nicht erleben, der so fürchterlich uns droht. . . . . .

Wir hatten unsern alten Freund, den Schuhmachermeister Lerat, mit seinem getreuen, aber gleich ihm rathlosen Bastian in dem kleinen Wirthshause, schrägüber von Meister Volrmuck's Haus, gelassen. Sie verweilten daselbst etwa ein halbes Stündchen, ersannen aber keinen neuen Ausweg, so daß sie endlich trostlos wieder hinaustraten. Als sie auf der Schwelle des Schenkhauses standen, hob der Schuhmachermeister zufällig den Kopf in die Höhe und rief mit dem Tone des Erstaunens.

— Ei der Tausend! Bei meiner Nichte im Zimmer im letzten Stock brennt noch so spät Licht.

— Ei mein Seel, sagte Bastian, der indeß einen Schritt weiter auf die Straße hinaus getreten war, und nach der Seite hinblickte, wo Meister Stockens Camelotweberei stand; mein Seel, Färbers Joseph brennt in seinem Dachzimmer auch noch Licht.

— Ich wundere mich nun gar nicht mehr, daß Joseph und Eudoria so schnell mit einander bekannt worden sind, sagte der Schuhmacher; sie wohnen ja beinahe zusammen. Die Dächer der beiden Häuser stehen einander so nah, daß man einander fast über die Straße hinüber die Hand reichen kann.

— Und wißt Ihr, Meiſter, dies Licht zu ſo ſpäter Nachtzeit in Beider Zimmer erſcheint mir verdächtig.

— Ich will zur Ehre meiner Nichte hoffen, daß Du Dich irrſt, Baſtian. Aber auf alle Fälle muß die Sache eine andere Wendung nehmen. Nur eine kleine Geduld, laß mich nur erſt aus dieſer Geſchichte heraus ſein und ich will ſchon dafür Sorge tragen, daß ſie entweder in allen Ehren, als Mann und Weib, mit einander leben können, oder daß ſie ein wenig weiter aus einander kommen.

Während dieſer Unterhaltung waren ſie an die große Hausthüre des Schöffen gelangt und Baſtian nahm von ſeinem Meiſter Abſchied, indem er ihm nochmals Muth und Feſtigkeit anempfahl und ihm ſagte, daß er ſeine Rückkehr in dem Schenkhauſe erwarte, das ſie eben verlaſſen hatten.

Als der Schöffe den Juden Veit beim Weggehen durch eine andere, geheime Thür ſich hatte entfernen heißen, war dies geſchehen, weil er an den andern Eingang ſeines Cabinets hatte pochen hören. Der auf ſein Herein Eintretende war der Schuhmacher.

Meiſter Volrmuck gab ſich alle mögliche Mühe, die verzerrten Züge ſeines Geſichtes in eine freundliche Miene umzuwandeln und die Aufregung nicht merken zu laſſen, von welcher wir in der letzten Scene Zeugen waren. Der banqueroute Gerbermeiſter hatte vielleicht in dieſem Augenblick einen gefährlicheren Beſuch erwartet und athmete daher etwas leichter auf, als er das friedliche Geſicht ſeines alten Schulkameraden erblickte.

— Ach, Du biſt es, mein alter Freund, ſagte er zu ihm.

— Entſchuldigt, Meiſter Schöffe, entgegnete der Schuhmacher, wenn ich Euch vielleicht habe warten laſſen. Aber Euer alter Kirchr wollte mir durchaus erſt noch die friſchen ſchönen Leder zeigen, die heut aus Eurer Grube zu St. Johannis gekommen ſind. Ach! das iſt prächtige Waare, und der Heilige, unter deſſen Schutz Ihr dieſe Grube geſtellt, hat Euch Glück gebracht. Aber, Herr mein Gott, rief der Schuhmacher aus, der indeß näher an den Schöffen herangetreten war, was habt Ihr denn, Meiſter Volrmuck? Ihr ſeht ſo bleich; Ihr ſeid doch nicht etwa krank?

Der Schöffe, ſtatt auf dieſe Frage zu antworten, blieb einige Augenblicke in Sinnen verloren; der Anblick ſeines Miethsmannes ſchien ihn plötzlich auf einen eigenthümlichen Gedanken gebracht zu haben. Wie der Schiffbrüchige an jedes Brett ſich klammert, in der Hoffnung, ſich retten zu können, ſo glaubte auch der ſo ſchwer bedrohte Gerbermeiſter durch das Erſcheinen des Schuhmachers in dieſem Augenblicke einen Wink vom Schickſal erhalten zu haben. Er konnte ſich innerlich über ſeine Lage nicht täuſchen; er fürchtete, die Hartnäckigkeit des Juden werde ſich durch ſeine Drohung nicht einſchüchtern laſſen und obgleich er feſt entſchloſſen war, in dieſem Falle ſich zu rächen und ſeine Drohung auszuführen, ſo ſah er ſich darum doch um kein Haar breit entfernter von dem Abgrund, der den andern Tag ſich ihm öffnete. Endlich wandte er ſich zu dem Schuhmacher und ſagte:

— Es iſt Nichts, Polycarp; aber höre, was ich Dir ſagen will. Du biſt ein alter Freund, wir kennen einander nun ſchon mehr als dreißig Jahre.

— Ja, Meiſter Volrmuck, es iſt faſt vierzig Jahre, daß ich Euch kenne und, ich kann es Euch wohl ſagen, ohne für einen Schmeichler zu gelten, es ſind an die dreißig Jahre, daß ich Euch liebe und ehre; denn ohne Eure Hilfe hätte ich vielleicht gleich nach meiner Heirath können Hungers ſterben und auch ſpäter noch habt Ihr mich oft vor Elend bewahrt.

— Laß das jetzt, Polycarp, ich habe von wichtigeren Angelegenheiten mit Dir zu ſprechen.

— Ach, Herr Schöffe, dieſe unglückliche Angelegenheit mit meinem Sohne geht mir auch immerfort im Kopfe herum.

— Auch hievon handelt es ſich in dieſem Augenblicke nicht, davon werden wir ſpäter plaudern. Für jetzt habe ich Dich um einen Dienſt zu bitten.

— Sprecht, Herr Schöffe, mein Arm, mein Blut, mein Leben, Alles ſteht Euch zu Dienſten.

— Ich danke Dir, mein Freund. Sag mir doch, iſt nicht der Jude Veit Helfen ſeit zwanzig Jahren, daß er hier iſt, Dein Miethsmann? Du mußt wohl ziemlich vertraut mit ihm ſein.

— Seit einigen Jahren trinken wir alle Samſtag Abend einen Krug Bier mit einander, aber außerdem ſehe ich ihn nur wenig

und obwohl ich die Ueberzeugung hege, daß er ein wenig Zuneigung zu mir hat, ſo kann ich doch nicht ſagen, daß wir vertraut oder auch nur Freunde ſind.

— Und doch haſt Du ihm große Dienſte geleiſtet; ich weiß, daß Du ihn vor drei Jahren gegen einige ſchlechte Schuldner beſchützt haſt, die einen Volksauflauf in Deinem Viertel benutzen wollten, um ſich ihres harten Gläubigers zu entledigen.

— Wohl wahr, Herr Schöffe, ich habe ihn aus dieſer Gefahr gerettet und ihn wohl auch vor manchen andern ähnlichen behütet; aber er nimmt Alles und gibt Nichts, nicht einmal ſeine Freundſchaft. Doch muß ich ſagen, daß ich auch nie Etwas von ihm verlangt habe.

— Und daran haſt Du gut gethan, Polycarp; ich wollte, ich hätte eben ſo gethan, als Du. Was ich Dir jetzt ſagen werde, weiß Niemand und nur Deiner erprobten Treue und Verſchwiegenheit wage ich es, ein ſolches Geheimniß anzuvertrauen. Ich bin Veit Geld ſchuldig und unglücklicher Weiſe viel Geld, und er iſt ſo eben von hier fortgegangen, beſtehend darauf, die Zahlung ſeines fälligen Wechſels zu verlangen; ich aber kann ihn für den Augenblick nicht bezahlen. Trachte ihn zu bewegen, daß er mir den verlangten Aufſchub von drei Monaten gewährt. Nimm zur Drohung Deine Zuflucht, ſag' ihm, daß Du ihn vor die Thüre wirfſt mit all ſeinem faulen Geräthe, wenn er herzlos Deinen Freund in's Unglück ſtürzt. Du brauchſt kein Mitleid mit ihm zu haben; es iſt ein Jude, ein von Gott verfluchter Menſch. Wir ſind dieſem Geſchmeiße Mitleid ſchuldig, ſo lange ſie ihre Krallen nicht in unſer Fleiſch ſchlagen. Nothwehr aber iſt eine heilige Pflicht und wenn ich einen Juden, der meine Ehre bedroht, mit Hunden hinaus hetze, was iſt es anders, als wenn ich einen Wolf erſchlage, der in meine Stallungen ſich eingeſchlichen hat.

— Meine Hand ſoll ihn nicht berühren, Meiſter Volrmuck; denn ich habe Jahre lang unter einem Dache mit ihm gewohnt und aus einem Glaſe mit ihm getrunken. Ich habe ihn für ein menſchliches Weſen gehalten trotz der Beſchneidung und ſeines Bartes; ich habe gedacht, ein Jude ſei am Ende doch ein Menſch und kein Vieh, obſchon er Leibzoll bezahlen muß. Ich habe oft ſogar Mitleid gehabt, wenn ich ſah, wie der Alte ſich plagte, und ſeine alten

Kurz nachdem Baſtian von ſeinem Meiſter ſich getrennt und in's Schenkhaus zurückbegeben hatte, ſchlugen alle Glocken der Stadt Brüſſel die zehnte Stunde. Etwa eine Viertelſtunde darauf öffnete Joſeph Vandaelen, der Altgeſell der Camelotweberei und der Liebhaber der Kammerjungfer Eudoria vorſichtig und geräuſchlos ſein Fenſter, ſprang gewandt und ſchnellfüßig, wie ein Eichhörnchen auf das äußere Sims deſſelben, und lehnte ſich bis an den Rand des Daches hinüber, um in die Straße hinabzublicken und ſich davon zu überzeugen, daß ſie nicht mehr von Menſchen beſucht ſei. Zufrieden mit dem Erfolge ſeiner Straßenſchau, trat er in ſein Zimmer zurück, und blies die kleine Lampe aus, die bisher auf einem nahe am Fenſter ſtehenden Tiſchchen gebrannt hatte. Sofort erloſch auch das Licht, das bisher im gegenüberliegenden Volrmuck'ſchen Hauſe Eudoriens Zimmer erleuchtet hatte, und durch die Entfernung dieſer beiden leuchtenden Punkte ward die Straße in dichte Finſterniß geſtürzt, welche zu verſcheuchen das halbe Licht einer ſchönen Sommernacht nicht ſtark genug war, da der überragende Giebel und die dunkle Farbe der Häuſer die Düſterheit vermehrten.

Als Eudoriens Licht verloſchen war, trat Joſeph Vandaelen von Neuem an ſein nicht wieder geſchloſſenes Fenſter und nachdem er wieder eine Weile hinausgelauſcht hatte, ob Nichts das tiefe Schweigen der Nacht unterbreche, ſchob er ſachte und vorſichtig von ſeinem Dach nach dem des Volrmuckſchen Hauſes ein Brett, das der ſchlau berechnende Verführer mit aller Sorgfalt und Geſchicklichkeit dunkelfarbig angeſtrichen hatte, ſo daß es den Vorübergehenden nicht in's Auge fallen konnte. Nachdem er ſich darauf von der Feſtigkeit dieſer luftigen Bahn überzeugt hatte, ſchwang er ſich hinauf und war bald an Eudoriens offenem Fenſter, in das er hinein trat. Eudoria ſtieß einen leichten, etwas coquetten Schrei aus, als der auf ſo ſonderbarem Wege eintretende Beſuch von ihr bemerkt wurde.

— Was ſchreiſt Du, Dor? rief Joſeph, indem er auf ſie zuſprang und ſeinen Arm um ihre ſchlanke Taille legte; als ob Du nicht gewußt hätteſt, daß ich kommen werde.

— Aber ich habe Dir's ja verboten, Taugenichts.

— Haſt aber das Licht doch brennen laſſen und zur rechten Zeit ausgelöſcht, als ich Dir das Signal gab.

— Kann ich dafür, daß mein Herz so weich iſt; aber ich will es abhärten, Seph. Ernſt geſprochen.

— Du und ernſt?

— Ja, ernſt. Das Ding kann nicht länger ſo fortgehen; ich fürchte, man hat uns ausſpionirt. Der dumme Peeters hat Dir aufgelauert und hat mir unlängſt zu verſtehen gegeben, daß er Alles an Meiſter Volrmuck verrathen werde. Himmel, wenn das geſchähe, ich würde aus dem Hauſe gejagt, mit Schimpf und Schande; ich zittere, wenn ich nur daran denke.

— Höre, Dor, dem Peeters ſchlag ich Arm' und Beine zuſammen, aus dem mache ich mir nichts. Aber was mich beſorgt macht, iſt, daß Deine Mutter, auf die ich geſtern einen neuen Sturm gewagt habe, mir rund heraus erklärte, daß ſie Dich mir nie zur Frau gebe, wenn ich nicht ſo viel beſitze, um meinen eigenen Webſtuhl zu errichten. Wo Teufel ſoll ich denn den Mammon hernehmen?

— Ach Gott! Wenn Mamſell Marie erſt verheirathet wäre, da wäre uns geholfen. Aber ſie hat ſelbſt eine unglückliche Liebſchaft. Ach, wenn Du wüßteſt, mit wem, Du würdeſt Augen machen; aber ich darf es nicht ſagen.

— Brauchſt mir Nichts zu ſagen, Dor, ich weiß es ohnehin; ich habe ihn unlängſt geſehen, wie er durchgewalkt wurde, der Schmachtlappen. Nicht wahr, Mädel, ich hab's errathen? Ich hab' ihn wohl erſehen, wie er ſich auf dem Boden verborgen hatte, um durch's Fenſter in die Stube Deiner Jungfer Marie hineingucken zu können. Aber ſie haben ihn erwiſcht und ihn für einen Dieb gehalten und ihn gegerbt, wie eine Ochſenhaut. Ich ſtack in der andern Ecke, habe mich aber wohl gehütet, mich zu verrathen und als dann der alte Polycarp ganz trübſelig über die Prügel ſeines Sohnes in's Haus kam, ſo benutzte ich bei ſeinem Fortgehen die offene Thür, um mich fortzuſchleichen. Ich gab dem Alten einen rechten, derben Stoß; ſo luſtig hatte mich dieſe Prügelſcene, die ich in Sicherheit mit anſah, gemacht. Ich hatte, während der dumme Johann zu Haus halb ohnmächtig lag, eine ſüße Stunde mit meiner Dorie verlebt; es lebe die Schlauheit!

— Du biſt ein boshafter Nickel, Seph, und mit all Deiner Schlauheit wirſt Du mich unglücklich machen; wenn Du wirklich ſo

pfiffig biſt, als Du Dir einbildeſt, warum haſt Du noch kein Mittel herausgefunden, um uns zu helfen?

— Ein Mittel? Zwei Mittel hab' ich. Zum erſten gehört Klugheit, zum zweiten gehört Muth; das erſte könnteſt Du ausführen, das zweite muß ich ſelbſt verſuchen. Welches von beiden willſt Du?

— Das erſte, weil ich ſelbſt dabei helfen kann.

— Wohlan. Wie wäre es, wenn wir den Herrn Volrmuck prellen thäten; der alte Spitzbube hat Geld genug, er kann Etwas für uns abgeben. Ich würde dem Alten ſtecken, daß zwiſchen Marie und Johann eine Liebſchaft ſtattfindet; der Alte wäre außer ſich. Er würde Dich vornehmen, Dich vielleicht auch ein wenig durchprügeln. Aber was thut das? Um ſeinen Schatz muß man ſich ſchon Etwas gefallen laſſen, Dorie. Der Alte würde Dich aus dem Hauſe jagen, weil Du um Alles wußteſt und die Hand im Spiele hatteſt; aber, wie ich ihn kenne, würde er Dein Stillſchweigen mit Gold erkaufen und das iſt es, was wir brauchen.

— Du biſt doch ein böſerer Menſch, als ich dachte, Joſeph, ſagte Eudorie, roth vor Zorn. Ich ſoll Jungfer Marie in's Unglück bringen? Um mich zu retten, ſoll ich meine Wohlthäterin verrathen? Geh, einen ſo ſchlechten Rath hätte ich nicht von Dir erwartet.

— Weil Du mich nicht liebſt, weil Du eine kalte Schlange biſt, die ihrem Geliebten kein Opfer bringen will, ſagte Joſeph, ſeinerſeits ganz aufgebracht. Ich ſetze jeden Abend mein Leben daran, um dieſe Hexe, die mir's angethan hat, zu ſehen, klettere über die Dächer, wo ich zehn Mal den Hals brechen kann, um ihretwillen, und ſie hat nicht den Muth, ſich einmal für mich ein paar Fauſtſchläge verſetzen zu laſſen. An Deine Moral, Dorie, glaube ich nicht; es iſt die Hand des Meiſter Volrmuck, die Du fürchteſt. Aber ich will Dir zeigen, daß ich mehr Muth habe, als Du; ich habe es längſt thun wollen und ich weiß nicht, warum ich es verſchoben; aber jetzt unternehme ich es, und müßte ich darüber zu Grunde gehen. Du mußt mein Weib werden, Dorie, obgleich Du es nicht werth biſt.

Der aufgebrachte Liebhaber hatte ſich während des Redens ſo eraltirt, daß ihm die Augen aus dem Kopfe traten und er die Hand

ſeiner Geliebten, für die er eine unbezähmbare Leidenſchaft zu haben ſchien, unwillkürlich ſo drückte, daß ſie laut aufſchrie:

— Jeſus, mein Gott, rief Eudorie, indem ſie ihre Hand zu befreien ſuchte, was haſt Du vor?

— Nicht viel, aber es kann viel daraus werden. Ich will kein Geheimniß vor Dir haben, Dor; Du kennſt den alten Juden Veit, der ein Hausgenoſſe Deiner Mutter iſt. Der Schleicher ſoll unmenſchlich viel Geld beſitzen; er ſoll uns ausſteuern.

— Biſt Du bei Sinnen, Seph? Der alte Wucherer gibt keinen Stüber aus den Händen.

— Er ſoll es auch nicht geben, wir wollen es ihm nehmen. Ich weiß, daß längſt einigen flotten Kerls dieſer alte Wucherer ein Dorn im Auge iſt; ſie haben ſich verabredet, bei der erſten Gelegenheit ihn auszuplündern; ſie hätten mich gern dazu beredet, mit ihnen gemeinſchaftliche Sache zu machen, weil ſie wiſſen, daß ich Deine Mutter zuweilen beſuche, und die Gelegenheit des Hauſes kenne. Aber ich habe es ihnen immer abgeſchlagen, nicht als ob ich mir ein Gewiſſen daraus machen würde, ſo einem alten Chriſtusläſterer ſeine Wucherpfennige abzunehmen; ſind es doch ohnehin chriſtliche Thaler, die er zuſammengeſtohlen hat. Sie ſollen auch wieder in Chriſtenhände kommen. Aber ich wollte nicht, eben weil er ein Hausgenoſſe Deiner Mutter iſt. Nun aber will ich einſchlagen. Die Sache iſt nicht ſchwer; ich werde mit dem Kerl Händel ſuchen, und bin ich erſt mit ihm im Handgemenge, iſt erſt der Spektakel los, dann kannſt Du ſicher ſein, daß die herbeiſtrömende Menge für mich und nicht für ihn Partei nimmt. Seine Seckel und ſeine beſchnittenen Ducaten ſollen dann freigebig unter das Volk kommen. Daß ich mich bei dem Auflauf nicht vergeſſe, das laß meine Sorge ſein.

— Aber die Gerichte!

— Ach, was die Gerichte? Die können eben auch nicht heren. Ein Jude hat keine Annehmer. Man wird den Einen oder den Andern als Ruheſtörer auf einige Tage einſperren, und damit hollah! Das Geld bekommt der alte Geizhals doch nicht wieder.

— Aber es iſt doch gottlos, einen Menſchen — — —

— Einen Juden, willſt Du ſagen. Ob ich eine Spinne zerdrücke oder einen Ketzer.

— Aber wenn er ſich wehrt?

— Der alte Hund. Ich werfe ihn zu Boden, daß er nicht wieder aufſtehen ſoll.

Ein Geräuſch unterbrach in dieſem Augenblicke dies Geſpräch.

— Man kommt, rief Eudoria erſchreckt. Um Gotteswillen, hinaus!

Mit einem raſchen Sprunge war Joſeph wieder hinaus auf die Fenſterbrüſtung getreten und hatte ſeinen Rückweg auf derſelben luftigen Bahn begonnen, auf der er hergekommen war. Kaum aber hatte er auf dem Brette einige Schritte gethan, als plötzlich in dem dritten Stock der Camelotweberei ein Fenſter geräuſchvoll aufgeriſſen ward, und vier wohlbekannte Stimmen ihm höhniſch ein Bravo, bravo! zuriefen, indem ſie dabei laut mit den Händen klatſchten, und durch ihr Schreien die ganze Nachbarſchaft aufzuwecken drohten.

Bei dieſem unerwarteten, feindſeligen Anfall verlor Joſeph, ſo unerſchrocken und beſonnen er auch gewöhnlich war, doch den Kopf. Statt raſch vorwärts zu ſchreiten, kehrte er, wie von einem Schwindel ergriffen, um, that aber einen Fehltritt und glitt aus, ſo daß er unfehlbar zerſchmettert herabgeſunken wäre, hätte er nicht mit einer Hand eine der Dachrinnen des Volrmuck'ſchen Hauſes gepackt, an der er nun ſich anklammerte, während ſein übriger Körper in der Luft hing.

Als die Arbeiter ſahen, welche traurige Wendung ihr unzeitiger Schwank genommen, erſchracken ſie und beeilten ſich, hinabzulaufen, um ihm von unten aus zu Hilfe zu kommen.

— Halt feſt, Joſeph! riefen ſie ihm zu; wir holen die groſſe Brandleiter, damit Du herabſteigen kannſt.

Der Anblick des unglücklichen Joſeph, der in dem offenen Rachen eines jener Drachen hing, welche dem Volrmuck'ſchen Hauſe als Regentraufe dienten, war etwas Entſetzliches. Sein Körper und der des Drachen traten auf dem helldunkeln Hintergrunde in ſchattenhaften, aber in's Ungeheure vergrößerten Formen hervor, und es ſchien, als wäre der Drache mit ſeinen ausgebreiteten Flügeln ein rächender Bote, der ſeine Beute ergriffen, im Augenblicke, da er auf ſündige Thaten ſann. Joſeph ſammelte alle ſeine Kräfte und ſtrengte ſeine geſchmeidigen Glieder an, um ſich ganz auf das

Dach zu schwingen, oder doch sich wenigstens so lange festzuhalten, bis Hilfe käme. Aber er fühlte nur allzubald, wie sein Blut stockte, und wie ein Krampf sich bis zum Herzen hinauf all seiner Glieder bemächtigte, so daß seine ohnmächtige Hand ihre Stütze fahren ließ. Mit einem entsetzlichen Schrei der Verzweiflung sank er hinab, gerade in dem Augenblick, da die Gesellen mit der großen Leiter aus dem gegenüberliegenden Hause traten.

Auch diese schrieen vor Entsetzen und Schrecken laut auf; wie groß aber war ihr Erstaunen und ihre Bestürzung, als sie näher traten, um Joseph aufzuheben, und in der Straße zwei Leichen statt einer bemerkten. Joseph ward schleunigst aufgehoben, und da man noch Leben in ihm verspürte, in die Camelotweberei getragen; in dem andern Leichnam aber erkannte Bastian, den der Lärm aus dem Schenkhause auf die Straße gelockt hatte, den Hausgenossen seines Meisters, den alten Juden Veit.

Der Himmel hatte das Gebet des lebensmüden Greises gehört; er hatte ihn noch in derselben Nacht zu sich genommen.

Joseph's Worte hatten sich schneller verwirklicht, als er es sich dachte. Er hatte den Juden zu Boden geworfen, so daß er nicht wieder aufstand.

Drei Tage später fuhren zwei Leichenwagen zu ganz entgegengesetzten Thoren der Stadt hinaus. Der Eine, von zwölf Fackelträgern umgeben, ward von einem langen Zuge von Wagen gefolgt, in welchen die ersten Magistratspersonen der Stadt saßen, Bürgermeister und Räthe, die ihrem Collegen, dem verstorbenen Meister Volrmuck, das Geleite zu seiner letzten Ruhestätte gaben. Die liebliche Marie, tief in Trauerkleidung gehüllt, schien der Gegenstand des allgemeinen Bedauerns.

Der andere Leichenwagen fuhr einsam und schmucklos nach dem entlegenen Platz, den man den Juden zur Begrabung ihrer Todten angewiesen hatte. Einige bärtige, arme Israeliten, die mehr zur Vollziehung eines frommen Werkes, als aus innerer Theilnahme an dem Verstorbenen der Leiche folgten, gaben diesem Zuge ein um so traurigeres Aussehen, Eine einzige, zwar bleiche, aber stattliche Gestalt stach gegen diese gedrückte Umgebung sonderbar ab; es war

Johann Lerat, der kaum halbgenesene Sohn des Schuhmachermeisters, der seinem vieljährigen Hausgenossen und Vertrauten zur Leichenstätte folgte, obgleich er nicht seines Glaubens war.

Als die verwaiste Nichte des reichen Gerbermeisters von der traurigen Fahrt zurückkam, fand sie alle Gemächer, Magazine, Schränke und Vorräthe im Hause mit gerichtlichem Siegel belegt. Kaum blieb der Unglücklichen ein Kämmerchen, worin sie die plötzliche Wendung ihres Schicksals beweinen konnte. Der so unvermuthete Tod des Juden hatte Herrn Volrmuck zwar von diesem drängenden Gläubiger befreit; aber das Haus Bernard und das Haus Vanbekken hatten sich ebensowenig nachsichtig gezeigt, als der Agent des Hauses Levi. Und was noch schlimmer war, jene beiden christlichen Handlungshäuser waren durch keine Drohungen von Austreibung aus Brüssel zu schrecken gewesen. Die heftige Gemüthsart des Meister Volrmuck ertrug die Schmach der Banqueroute-Erklärung nicht gelassen; er wüthete gegen sich selbst, gegen das Schicksal, gegen seine Gläubiger. Aufgeregt durch die Scene mit dem Juden und die Angst der darauf folgenden Nacht, fühlte der vollblütige Mann am andern Morgen ohnehin eine heftige Erschütterung in seinem Körper. Als nun aber die Gläubiger ihn zur Erklärung seiner Zahlungs-Unfähigkeit brachten, und die Gerichtsdiener eintraten, um Beschlag auf seine Habe zu legen, da drängte sich alles Blut nach dem Kopfe des heftigen Mannes. Ein Schlagfluß trat ein, und nach einer Stunde lag er todt auf seinem Bette. Das Vermögen, das der früher so reiche Schöffe hinterließ, reichte bei Weitem nicht aus, um seine Schulden zu decken, obgleich er sich selbst über sein Besitzthum Illusionen gemacht hatte. Seine Nichte Marie, vor Kurzem bestimmt, oder vielleicht auch bedroht, die Schwiegertochter des reichen Van Geest zu werden, war jetzt eine hilflose Bettlerin.

Polycarp Lerat, der arme wackre Schuhmacher, hatte die dunkle Kammer seines jüdischen Miethmanns sogleich nach dessen Tode verschlossen und den Schlüssel auf's Stadthaus getragen. Als nun Johann von dem Begräbniß Veit's nach Hause kehrte, folgten ihm die wenigen armen Glaubensgenossen des Verstorbenen, theils aus Neugier, theils um nach dem üblichen Gebrauche des israelitischen Cultus ein Gebet an der Sterbestätte des Begrabenen zu sagen. Sie fanden in der Stube des Schuhmachers eine Magistratsperson, begleitet von einem Gerichtsboten. Letzterer war beschäftigt, Veit's Kammer aufzuschließen und die hinterlassenen Effecten desselben aufzuzeichnen. In der Vertiefung eines alten verschlossenen Schrankes fand sich ein Pergament mit drei Siegeln und der Aufschrift: Testament des Juden Veit.

Der Magistratsbeamte befahl, dies Testament zu eröffnen. Es

war der Landesſitte gemäß in flamändiſcher Sprache aufgeſetzt und von einem Notar und Zeugen unterſchrieben. Der Magiſtrat begann laut zu leſen:

„Im Namen des Herrn, im Namen des Gottes Abra„hams, Iſaacs und Jacobs will ich hier die letzten Worte auf„ſchreiben, die nöthig ſind nach meinem Tode bekannt zu „werden. Ich bin ſiebzig Jahre auf dieſer Erde gewandelt „im Glauben meiner Väter; die Leiden meiner Vorfahren ſind „auch die meinigen geweſen. Unſre Glaubensfeinde haben „mich getreten, verfolgt und gehetzt und mein Haar vor der „Zeit grau gemacht. Ich habe mein Weib in Frankfurt be„graben, als ein Pöbelauflauf alle Juden zu vernichten drohte; „die Wöchnerin, die mir damals erſt ein einziges Kind ge„boren hatte, erlag dem Schreck. Ich erzog mein Kind ſtill „und in ahnungsvoller Angſt. Die achtzehnjährige Jungfrau „war die Freude ihres Vaters; ein Chriſt ſchändete ſie; der „Böſewicht war zu mächtig für die Rache eines armen Juden; „ich mußte vor der ſeinigen fliehen; mein Kind erlag dem „Kummer und der Schande. Ich flüchtete nach Brüſſel, den „Haß im Herzen, den Tod in der Seele. Ich ſuchte durch „Arbeit meinen Körper zu ſchwächen und in's Grab zu brin„gen, aber er war ſtärker als ich glaubte. Auch hier in die„ſem Lande der Freiheit traf mich der Druck der Chriſten. „Ich ſah, daß der Haß gegen meine Brüder ſich gleich bleibt „an allen Enden der chriſtlichen Welt. An einem Morgen „da hungerte das Volk, weil die Saat mißrathen war; im „Drange ſich zu helfen, plünderte man die Häuſer einiger „Juden, die man des Kornwuchers anklagte, obgleich die „größten Kornmagazine in chriſtlichen Händen waren. Auch „ich ſollte der Wuth des Volkes zum Opfer fallen. Wie „dankte ich meinem Gott, daß er mich endlich von hinnen „nehmen wollte. Aber man rettete mich. Ein Chriſt war es, „der mich von den Mordſtreichen der Menge befreite. Ich „haßte ihn lange, dieſen Chriſten, der mich um die Erfüllung „meiner ſchönſten Hoffnung gebracht hat; ich haßte ihn noch „mehr, als Alle ſeines Gleichen. Aber mein Herz war mürbe „und ſchwach und es ergab ſich endlich den Einflüſterungen „des Verſtandes. Ich erkannte, daß es auch unter unſern „Verfolgern Männer gebe, die der Liebe werth ſeien. Ich „liebte meinen Retter endlich. Und dieſe Liebe änderte Vieles „in meinem Kopfe."

„Ich habe durch Fleiß und Sparſamkeit mit leeren Händen „ein Vermögen von hunderttauſend Gulden mir erworben. „Nackt und kinderlos, wie ich in die Welt getreten, trete ich „auch aus der Welt."

„Ein Zehntheil meines Vermögens möge an zehn arme „jüdiſche Waiſen am Tage ihrer Beſchneidung vertheilt wer„den; an dem Tage, wo ſie der Ruhe und der Sicherheit, „den Freuden und Ehren dieſer Welt entſagen, werde ihnen „ein kleiner Talisman zu Theil, der einzige, der ſie in die„ſem Leben gegen ihre Feinde noch erhalten kann. Zwei „Zehntheile meines Vermögens werden zur Beſtreitung freier „Begräbnißkoſten für unglückliche jüdiſche Greiſe beſtimmt; „ſie haben ſo ſchwer gelebt, ſie ſollen leicht ſterben können. „Den Reſt meines Vermögens vermache ich jenem Chriſten, „den ich ſo lange gehaßt und den ich endlich geliebt. Er „heißt Polycarp Lerat. Er hat mir den ſchönſten Troſt in „das jenſeitige Daſein mitgegeben, den Troſt, daß das menſch„liche Herz beſſer iſt als die Lehren des menſchlichen Glau„bens, der Troſt, daß die Religion nicht immer eine Scheide„wand bilden wird, um den Menſchen von dem Menſchen zu „trennen, daß beſſere Tage im Hintergrunde ſchlummern und „dem Juden, dem langgehetzten Wilde, endlich das Menſchen„recht zugeſtanden werden wird, das ihm gebührt. Meine „Magd, Rachel, vermache ich der Fürſorge meines chriſtlichen „Freundes."

* * *

Polycarp brach in Thränen aus. . . Und ich, rief er, habe ihn aus dem Hauſe ſtoßen wollen!

Johann ſprach kein Wort. Er war in ſtummes Sinnen verſunken. Der Magiſtratsbeamte öffnete ein Porteſeuille, das neben dem Teſtamente lag, und fand darin die in demſelben angegebenen Summen in fälligen Wechſeln auf das Haus Gerſon Levi in Frankfurt. Die jüdiſchen Leichenbegleiter ſchlichen ſich fort, um die Beſtimmungen dieſes ſonderbaren Teſtaments in ihrer Gemeinde bekannt zu machen.

* * *

Nach einem Jahre war Jungfer Marie Volrmuck die Schwiegertochter des Schuhmachermeiſters Lerat. Eudoria war ihrem Joſeph, der bei dem ſchrecklichen Falle zwar nicht das Leben eingebüßt hatte, aber ein Krüppel geworden war, untreu geworden und hatte ſeinen Nebenbuhler Peeters geheirathet. . . Auf dem jüdiſchen Kirchhofe zeigt man noch jetzt einen alten Leichenſtein, der, ſtatt wie gewöhnlich in hebräiſchen Lettern, ausnahmsweiſe eine Inſchrift in römiſchen Lettern führt: Veit.

Theodor.